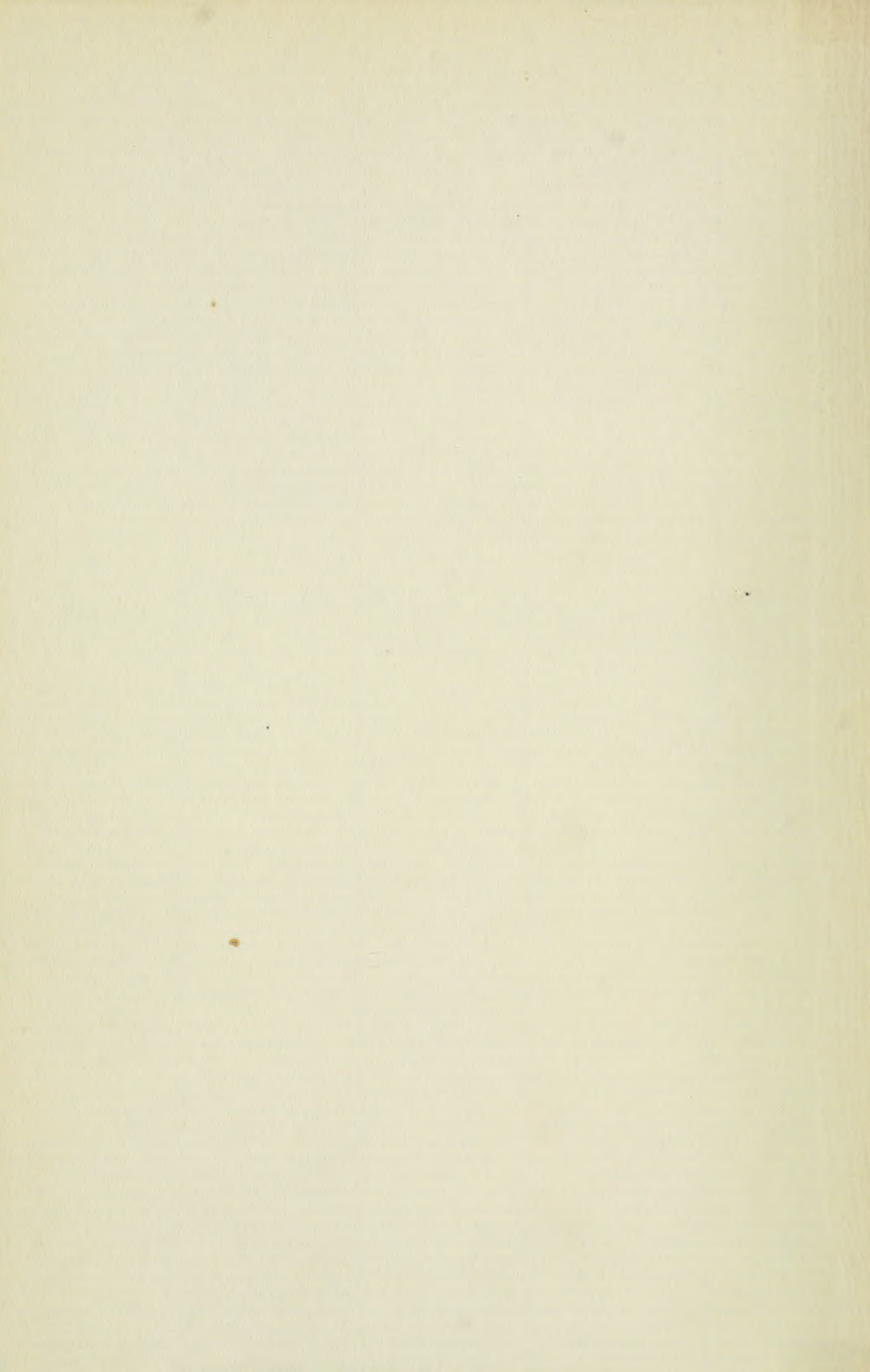
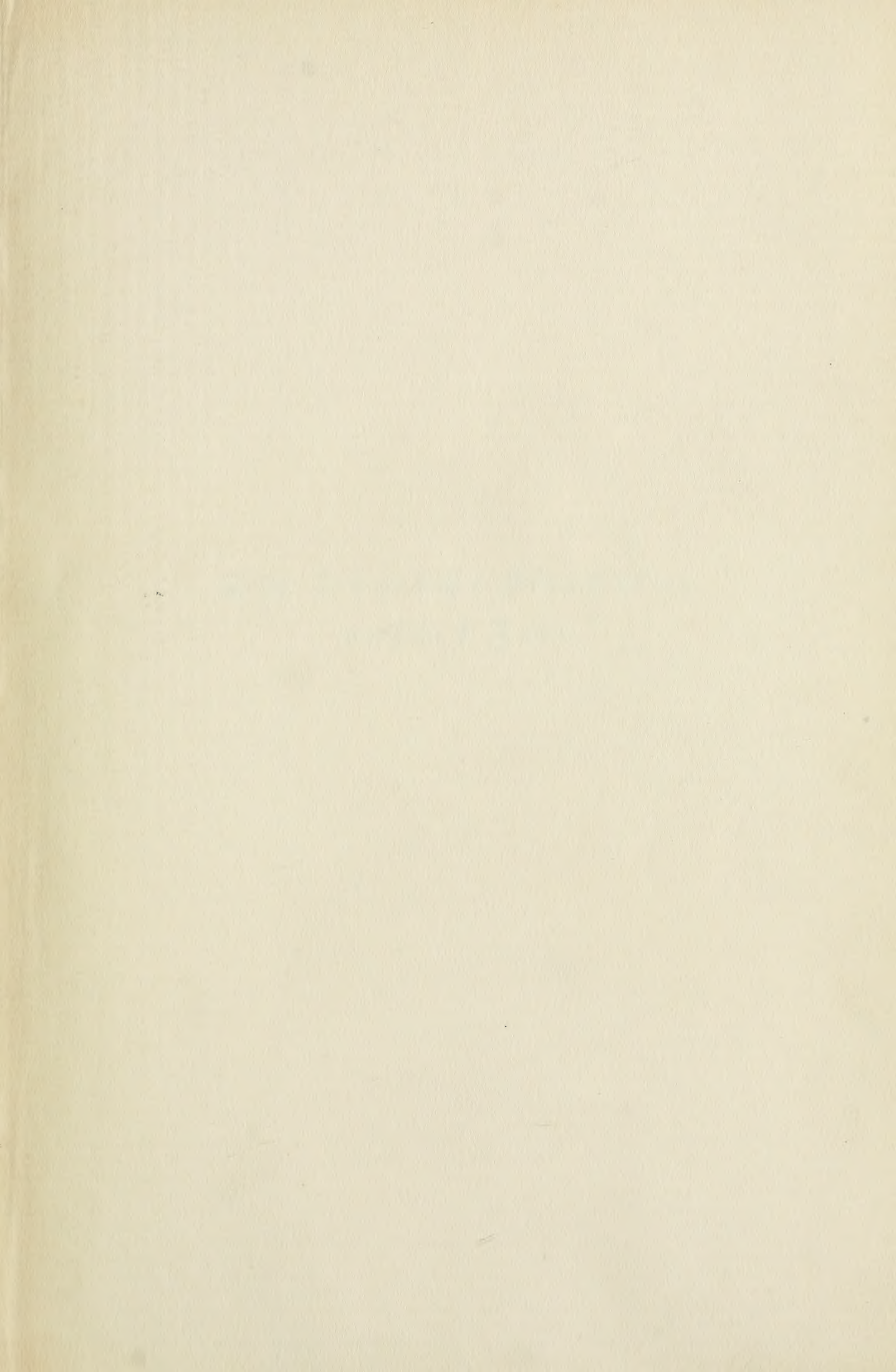
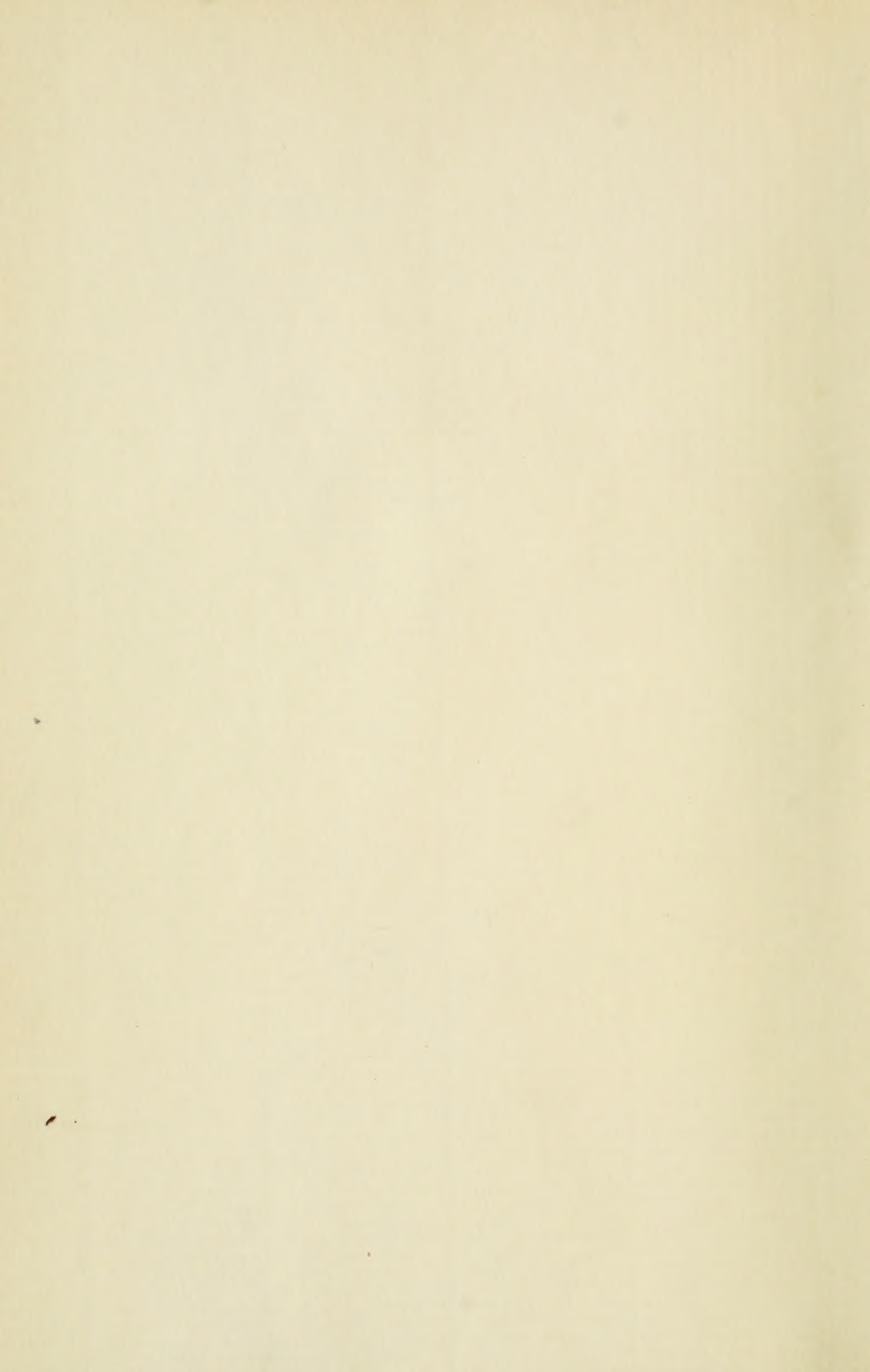

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



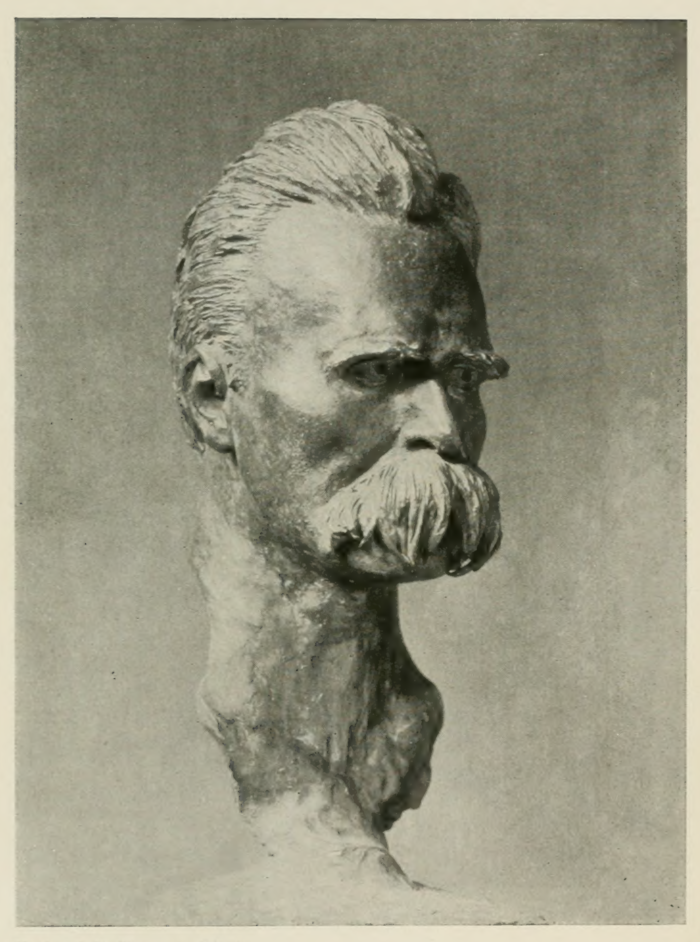




Die Deutsche Literatur unsrer Zeit







Verlag E. A. Seemann, Leipzig

Friedrich Nietzsche
nach einer Büste von Max Klinger

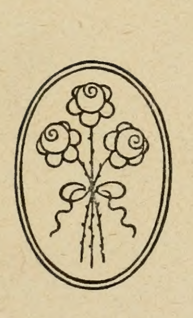
Die Deutsche Literatur unsrer Zeit

In Charakteristiken und Proben

von

Kurt Martens

Mit 31 Bildnis-Tafeln und
7 Faksimiles



1922

Rösl & Cie. / München



Sechstes bis zehntes Tausend

Einleitung

Die Literaturgeschichte als Wissenschaft wird von den Gelehrten verwaltet, entweder von den an den Hochschulen dazu angestellten Professoren, Inhabern der Lehrstühle für Germanistik, oder von Privatgelehrten, die sich dazu gedrängt und berufen fühlen, Forscherarbeit auf diesem Gebiete zu leisten. Diesen Forschern, wie allen Männern der Wissenschaft, muß es darauf ankommen, neues Material zu entdecken, es zu analysieren, zu ordnen, mit den Ergebnissen andrer Disziplinen in Einklang zu bringen. Systematische Zusammenstellung von Autoren und Werken bestimmter Zeitalter ergibt dann von Zeit zu Zeit immer wieder ein neues als „Literaturgeschichte" bezeichnetes Buch. Es ist für Leser bestimmt, die sich an der Hand der Wissenschaft möglichst umfassend und zuverlässig unterrichten wollen.

Man kann aber die Dichter und ihre Werke auch noch unter anderen Gesichtspunkten betrachten und mit einer Arbeitsmethode, die andere Ziele verfolgt als rein wissenschaftliche. In einzelnen Essays oder Essaysammlungen, in Buchkritiken, Polemiken oder Propaganda-Artikeln, die von Zeitschriften und Tageszeitungen abgedruckt werden, in Vorträgen und Diskussionen, im Rahmen politischer, religiöser, volkspädagogischer Aufgaben kann das Schrifttum der Zeit als einer der wesentlichsten Kulturfaktoren Gegenstand objektiv darstellender oder auch sehr einseitig gefärbter, temperamentvoller Erörterung werden. Der Verfasser oder Redner will z. B. zeigen, wie es um die Psychologie, die Gesinnung, das Können, den nationalen Wert oder Unwert der zeitgenössischen Dichter bestellt ist, will die Literatur

seines Volkes ausspielen gegen die anderer Nationen oder will sie als Verfallsprodukt kennzeichnen, sie als Vorspann für die Interessen seiner Partei benutzen, ihm persönlich befreundete Autoren fördern, an den ihm verhaßten sein Mütchen kühlen. In all diesen Fällen soll das zuhörende oder lesende Publikum für irgendeinen ihm zunächst gleichgültigen Zweck bearbeitet und gewonnen werden.

Das Publikum, sofern es gleichbedeutend ist mit der Gesamtheit des Volkes, steht aber zur Dichtung in einem ursprünglichen, natürlichen und sehr nahen Verhältnis, nämlich in dem des Genießers zum geistigen Genußobjekt. Und die Dichter wiederum verfolgen, wenn sie ihre Werke der Öffentlichkeit unterbreiten, kein anderes Ziel, als vom Volke aufgenommen und genossen zu werden. Es lassen sich daher auch solche Darstellungen der Literatur denken, die lediglich als Brücke zwischen den Dichtern und ihrem Volke dienen möchten. Die Dichter werden dabei sine ira et studio einfach bekanntgemacht, die charakteristischen Züge ihres Schaffens möglichst klar hervorgehoben, mit anderen verglichen, zu deuten versucht; gemeinschaftliche Züge und verwandte Persönlichkeiten werden zusammengestellt, so daß sich Gruppen und Strömungen überblicken lassen; immer jedoch wird die Persönlichkeit größeres Interesse verdienen als die Gruppe, in der sie gar zu leicht verschwindet. Je mehr sich der Verfasser solch einer volkstümlichen Literaturgeschichte zurückhält, je weniger er über die Dichtungen kritisierend, mäkelnd, theoretisierend redet, um so leichter wird es ihm werden, das Volk seinen Dichtern zuzuführen, daß es sie verstehen, schätzen und genießen lernt. Unmöglich kann das ganze Volk, kann jeder Leser an allen Freude haben. Nur darauf kommt es an, jeden Dichter von Belang sichtbar und erkennbar zu machen, daß die Freunde seiner Art, bald vielleicht zu einer rasch wachsenden „Gemeinde" gesammelt, den Weg zu ihm finden und Winke erhalten, wie gerade dieser Dichter genommen, empfunden, genossen werden will. Kostproben aus seinen Werken, dem jeweiligen Artikel angeschlossen, unterstützen am besten das Bemühen des Einführenden. Aus ihnen wird der

Leser rasch ein Bild gewinnen: dies ist mein Mann, mit dem muß ich mich befreunden: jener aber ist mir so wesensfremd, daß ich ruhig an ihm vorübergehen darf.

Die Freude an unsrer Dichtung geht bei jedem, der nicht bloß egozentrisch-atomistischer Genußmensch ist, vom Gemeinschaftsgefühl aus. Angesichts der Weltliteratur freut er sich am Komplex einer großen kulturellen Leistung der Menschheit, die Nationalliteratur seines Volkes aber, vertrauter Ausdruck eines Denkens und Fühlens, das er einsog mit der Muttersprache, erfüllt ihn mit Stolz und kindlicher Liebe. Und innerhalb seines Volkes wiederum mögen es gemeinsame Stammes-Eigentümlichlichkeiten sein, verwandte Entwicklung und Gesinnung, ähnliche Erziehung, der gleiche soziale Boden, was ihn zu diesem oder jenem Dichter besonders hinzieht.

Bestimmend für Sympathie, Gleichgültigkeit oder Abneigung wird dann auch die Form des dichterischen Ausdrucks. Die Einen greifen vielleicht nur oder vorzugsweise zur Lyrik, die man am liebsten allein für sich zu rechter Stunde und bei rechter Stimmung dem Buch entnimmt, nur in Ausnahmefällen gern vorgelesen hört. Andere halten es mit Erzählungen, dem Roman oder der Novelle, die schon eher in gesellig vereinte Kreise passen. Hier ist das Lesen manchmal nur ein Notbehelf; vorgelesen — am schönsten und wirksamsten frei aus dem Gedächtnis gesprochen — entströmt den Vorgängen erst das eigentliche, blühende Leben. Das Drama erfordert geradezu ein im Theater Kopf an Kopf gedrängtes Publikum; es bleibt toter Text, wenn nicht farbige Umwelt, Wort und Gebärde des Schauspielers die Illusion von der Wirklichkeit handelnder Menschen erzeugen. Von dramatischer Dichtung also kann der Bericht einer Literaturgeschichte nur schattenhafte Andeutungen geben. Immerhin läßt sich hier wenigstens aus den Umrissen erkennen, ob und nach welcher Richtung hin die Werke dieses Autors auf der Bühne wohl zu wirken vermöchten. Stilproben aus einzelnen Akten werden vielleicht genügen, in dem einen Leser den Wunsch nach bühnenmäßiger Darstellung des Ganzen zu wecken, im andern den Entschluß,

für diesen Autor sich jedenfalls kein Billet zu lösen ... was nicht ausschließt, daß er freudig überrascht einen ganz anderen Eindruck gewinnt, wenn er zufällig einmal eines dieser Stücke auf der Bühne sieht.

Der Genuß der Dichtung früherer Zeiten, die historisch gebucht, allgemein und gewissermaßen offiziell anerkannt ist, besonders der klassischen, die in den Schulen behandelt wird, geht jedem Gebildeten von selber ein; mit stärkster Suggestion von Autoritäten wird er vermittelt, Respekt und Verehrung der gesamten Volksgemeinschaft stellen ihn dem Einzelnen als unabweisbares geistiges Bedürfnis hin.

Viel schwerer ist es, den Dichtern der Gegenwart gerecht zu werden, nicht nur deshalb weil ihnen jene Stützen fehlen, sondern auch um des neuen, ungewohnten Tones willen, den jeder lebende echte Dichter in die Welt bringt. Der erste Eindruck, den wir von einer unbekannten starken Persönlichkeit gewinnen, ist oft genug fremdartig, problematisch, abstoßend. Unser Selbstgefühl sträubt sich dagegen, uns der geistigen Gewalt eines Menschen, von dem wir weiter nichts wissen, als daß er eigentlich auch nur unsresgleichen ist, hingebend unterzuordnen, uns von ihm beeinflussen und imponieren zu lassen. Wenn dieser Eindringling nun gar aus einer bisher nicht anerkannten oder gar verpönten Gedanken- und Gefühlswelt heraus, in einer eigenwilligen Sprache zu uns redet, in Satzformen, Wendungen und Neubildungen, die dem Alltags-Ausdruck ins Gesicht schlagen, so entsteht bei den Durchschnittslesern Unsicherheit und Skepsis; verständnislos und gereizt, im günstigsten Falle gleichgültig, wenden sie sich von Werken ab, die den gerade noch Wohlwollenden „dunkel", den Übelwollenden aber „verrückt" vorkommen. Solche „Verrücktheit" — man hat damit anfangs selbst Dichter wie Gerhart Hauptmann Stefan George, Richard Dehmel, Frank Wedekind abtun wollen — enthüllt sich jedoch bei Dichtern und Denkern, die etwas Wesentliches zu sagen haben, mit der dem Geiste innewohnenden Werbekraft früher oder später als naturnotwendiger Fortschritt und Bereicherung der Literatur.

Andere Durchschnittsleser geben zwar zu, daß dies oder jenes Werk sie gefesselt habe, wahrer Genuß jedoch sei ihnen nicht beschieden gewesen, weil das Werk sie nicht erhoben sondern vielmehr niedergedrückt habe, ein Vorwurf, der von Hebbel an bis herab zu Hofmannsthal die ganze neuere Dichtung verfolgt. Als ob ein künstlerischer Genuß der Dichtung nur möglich sei bei einer sonnigen Lebensauffassung und befriedigendem Ausgang, eine innere Erhebung des Lesers nur mit dem Siege einer welterhaltenden Idee! Dichten heißt: mitlebend Leben spenden, — Dichtkunst genießen: mitlebend Leben gewinnen. Und selbst die qualvollsten Abscheulichkeiten dieses irdischen Daseins verkünden uns das Evangelium des Lebens. Kunst stellt sie mit der Sprache dar, rückt sie ins Visionäre, deutet sie und befreit uns so von seinen Lasten. Nicht die Leiden selbst genießen wir — dies zu verlangen wäre ja absurd — sondern des Dichters Genius, der sich mitfühlend in ihnen offenbart, und das kunstreiche Bild, das er von ihnen entrollt.

Den Dichter als Persönlichkeit zu erleben, einen neuen, überlegenen Geist in ihm zu treffen, unsere Natur an der seinigen zu messen, ihr Gefolgschaft zu leisten oder auch wider sie zu streiten, das ist die eine Seite des Genießens. Die andere: das Werk als ein Stück objektiven Lebens in all seiner Wahrheit, Wucht oder Grazie in uns aufzunehmen, durch Zustimmung oder Widerspruch, Gelächter oder Zorn, Entsetzen oder sinnende Betrachtung uns daran zu bereichern; denn nicht nur die Gefühle der Befriedigung, auch die der Reizung allein steigern das Bewußtsein vom Leben und erzeugen damit jene Erhebung im höheren Sinne, jene Lebensenergie und Kraft des Gemütes, die uns von der Last des Irdischen befreit.

Wer bereit ist, sich mit der Art und den Zielen eines Dichters zuvor ein wenig vertraut zu machen, wer dann freundwillig und gesammelt Zeile für Zeile liest, nachdenkend, nachfühlend sie im Gemüte hin und her bewegt, gern auch zurückkehrt zu dieser oder jener noch nicht voll ausgeschöpften Stelle, dem wird sich bald auch der seltsamste Fremdling in seiner Eigenart erschließen. Hat

der Leser gar einiges Wissen um die Gesetze der Dichtkunst, vermag er Klangschönheit, Farbenfrische oder Feuerbrand der Verse zu schätzen, den Rhythmus einer Prosa, der sich dem Sinne dienend schmiegt, schlürft er die Feinheiten der Mischung, den Geist der paradoxen, die Glut der unaussprechlichen Gefühle als ein erfahrener Kenner schöner Künste, so wird er in den besten Augenblicken mit seinem Dichter die Freuden des Schaffens teilen.

Allerdings ist es gerade dem deutschen Volke nicht leicht gemacht, der Entwicklung seiner Literatur auf Schritt und Tritt Gefolgschaft zu leisten. Nicht in sanft geschwungener, an eine stetige Überlieferung gebundenen Kurve bewegt sie sich vorwärts, sondern im Zickzack eines heftigen, manchmal geradezu hektischen Auf und Nieder, in einem raschen Wechsel von Revolution und Reaktion, der sich besonders seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr organisch vollzieht, sondern künstlich hervorgerufen wird durch Theorien und Doktrinen, peinlich verquickt mit Kliquentreiben und persönlicher Streberei.

Der Drang zahlreicher junger Literaten, sich als „überragende Persönlichkeit" eine Stellung zu erobern, wo möglich als Genie anerkannt zu werden, äußert sich in geräuschvollem Auftrumpfen. Die Sucht, um jeden Preis aufzufallen, von der Presse beachtet, vom Publikum umstritten zu werden, fördert Produkte zutage, die unausgegoren, übersteigert, marktschreierisch hilflosen Dilettantismus unter einer willkürlich angenommenen literarischen Manier zu verbergen suchen. Scheint diese Manier für eine Weile Erfolg zu versprechen, so bleiben die Mitläufer, Jünger und Nachahmer nicht aus.

Von dem dünnen Rinnsal der Gruppen und Grüppchen die breiten dem Zeitgeist entsprungenen Strömungen zu scheiden, ist nicht immer leicht. Eine Darstellung der modernen Literatur muß von den Strömungen Notiz nehmen, wenn ihr die Persönlichkeiten auch immer das Wichtigste bleiben werden, da nur unter ihrer Führung sich der eigentliche Fortschritt der Literatur vollzieht. Viele von ihnen tauchen aus solch einer Strömung

auf, lassen sich eine Zeitlang von ihr treiben, sinken wohl auch nach kurzer entscheidender Wirksamkeit in sie zurück.

Zwischen Umsturz und Gegenumsturz zieht sich, zuweilen fast unsichtbar doch niemals abreißend, das Band der Tradition hindurch, die von den großen Meistern der Dichtung hergeleitete Überlieferung dessen, was sich unter unumstößlichen Gesetzen der Dichtung als ewig wahr, künstlerisch und seelisch wirksam erwiesen hat. Gewisse Ideen und Stoffe, das in der Natur begründete Verhältnis von Mensch zu Mensch, des Einzelnen zum Göttlichen und zur menschlichen Gemeinschaft, die Urgefühle des „Hungers und der Liebe" die Kämpfe zwischen Egoismus und Altruismus, zwischen den Rassen, den Generationen, den Geschlechtern usw., die Formen des Ausdrucks, Gewicht und Klangfarbe der Worte, Gliederung des Satzbaus u. dgl. m. sind zwar wandlungs- und fortbildungsfähig, können aber nie von heute auf morgen in ihr Gegenteil verkehrt oder nach dem Willen von „Neutönern" ausgerottet werden.

Das Berechtigte literarischer Revolutionen liegt in dem Erstarren der Tradition. Zu Zeiten, wo Geist und Können der Schriftsteller sich allzu willfährig, träge und ohne Auftrieb den Gesetzen einer überlieferten Ästhetik überlassen, werden bald jüngere Kräfte zur Stelle sein, sich der Herrschaft der „Alten" zu entledigen und neue Tafeln aufzurichten. Dann entbrennt ein heilsamer Kampf, der regelmäßig mit dem Siege des Nachwuchses endet. Das Schrifttum tut einen gewaltigen Schritt vorwärts, selbst wenn die Jüngsten sich einmal in eine Sackgasse verrennen sollten. Die Besten unter ihnen finden dann überraschend schnell den Entschluß zum Rückzug. Die großen Talente und die Genies, wenn ausnahmsweise welche vorhanden sind, regen sich meist schon innerhalb der jungen Generation; Staub und Moder werden von einem frischen Frühlingssturm über Nacht hinweggeblasen. Fest stehen nur die Fundamente der klassischen Kunst, und ihre Tempelhüter sterben nicht aus. Werden sie vom Lärm des Tages in den Hintergrund gescheucht, so wächst doch auch ihnen immer wieder eine Jugend heran, die, sobald der Umsturz

abgewirtschaftet hat — um so früher, je weniger Boden er in der Volksseele hat — das Band der Tradition in neuem Glanze sichtbar werden läßt.

Es bleiben die Könner. Ob sie nun in irgendeiner der heute wie Pilze aufschießenden Richtungen wurzeln, mit revolutionären, reaktionären oder traditionellen Stilelementen sich nährten, ob sie abseits und zunächst unbeachtet aufwuchsen oder irgendwo als Bannerträger ausgerufen wurden, sie setzen sich durch. Den Theatern, Verlegern und Zeitschriften, die immer auf der Suche sind, bleiben sie auf die Dauer nicht verborgen. Die Klasse der verkannten Genies ist ausgestorben; wer sich selber dafür hält, ist am allerwenigsten eins.

Sehen wir ab von den Richtungen die auf Grund ihrer Doktrinen literarhistorisch zusammengefaßt werden oder sich selber um ein Schlagwort sammeln, so kommen wir doch an zwei Polen nicht vorüber, zwischen denen sich die gesamte Literatur der Gegenwart bewegt: Kraft und Feinheit. Kraft ist das Ziel der Umstürzler, Kraft der Darstellung das der Naturalisten, Kraft des ekstatischen Ausdrucks das der Expressionisten. Feinheit wird gepflegt von den Dichtern der Überlieferung, der psychologischen Analyse und des Artistentums. Auf die Grundformel von Kraft oder Feinheit läßt sich die ganze literarische Kultur des gegenwärtigen Deutschland zurückführen. Mit jener wirken — um nur einige Beispiele zu nennen — Nietzsche, Liliencron, Dehmel, Wedekind, Heinrich Mann, Unruh, Becher, mit dieser Gerhart Hauptmann (ausgenommen in „Vor Sonnenaufgang"), Thomas Mann, George, Rilke, Bruno Frank, Albrecht Schaeffer. Ihr Extrem führt auf der einen Seite zu Überhitzung, Kraftprotzentum, Wildheitspose und mißtönigem Gelärm, auf der anderen zu Geziertheit, spitzfindiger oder süßlicher Überfeinerung, schwächlichem Ästhetentum und hohlem Formen-Kult.

Harmonische Mischung von Kraft und Feinheit findet sich nur selten in einer Persönlichkeit, noch seltener in einem Werke vor. Sie ist das sicherste Kennzeichen einer an Genialität grenzenden Begabung und verleiht Anwartschaft auf Unsterblichkeit.

* * *

Noch ein paar Worte über den Standpunkt, den ich meinem Thema gegenüber eingenommen, und die Art, wie ich den Stoff geordnet habe.

Vor zehn Jahren ist ein kleines Buch von mir erschienen, „Literatur in Deutschland". Da gab ich die persönlichen Eindrücke wieder, die ich als Mitschaffender von meinen Brüdern in Apoll und ihren Werken gewonnen hatte, machte aus meinen persönlichen Neigungen und Abneigungen kein Hehl, focht tänzerisch mit dem Florett für meine eigene Sache.

Diesmal aber kommt es mir auf ein möglichst sachliches, objektives und gerechtes Urteil an; dieses Buch ist nicht für Literaten und einen engeren Kreis von Literaturkennern bestimmt, sondern für das gesamte bildungsfähige Volk, soweit es das Bedürfnis hat, sich an der Dichtkunst seiner Zeit zu freuen; deshalb kommen denn auch vor allem die Dichter selbst hier zu Worte. Ich habe Sorge getragen, daß keiner unbillig zurückgesetzt werde, wenn er nur irgendetwas zu bieten hat; mit eigenen kleinen Artikeln hervorgehoben wurden solche, die qualitativ am meisten boten. Vollständigkeit in der Aufzählung der Namen oder gar der veröffentlichten Bücher ist unmöglich. Aber keiner, der nur irgend etwas in der Literatur bedeutet, sollte übersehen werden. Nichts bedeuten die Pfuscher und Anfänger, die sich mit Stümpereien blähen, nichts die zahllosen Unterhaltungs- und Familienblatt-Schriftsteller, die Fabrikanten der Bühne und die Dutzendlyriker, nichts die drolligen Eigenbrötler, die sich für Genies halten, weil niemand sich um ihr vielleicht titanisches aber gänzlich fruchtloses Wollen kümmert. Auch die Namen derer glaubte ich weglassen zu dürfen, die vor Jahren einmal vorübergehend etwas galten, aber rasch wieder verschwanden, ohne eine geistige Spur zu hinterlassen. Nur darauf kommt es an, was einer ist und was er leistet, was er heute leistet, mit der Zuversicht auf weitere Verdienste. So kam eine Schar von etwa dreihundert deutschen Dichtern zusammen, die wenigstens mit einem Wort erwähnt wurden. Eher stehen einige zu Unrecht da, als daß andere zu Unrecht verschwiegen wurden. Unter den etwa sechzig Persön-

lichkeiten, die mir bedeutungsvoll genug erschienen, sie aus der allgemeinen Strömung herauszuheben, ist keine ohne Eigenwuchs, keine, die nicht irgendwie unser Schrifttum mit eigenen Mitteln gefördert hat. Da ist z. B. Thomas Mann mit seiner fein ironischen, bürgerlichen Lebensbetrachtung, Heinrich Mann mit seiner geistigen Leidenschaft für westeuropäische Zivilisation, Helene Böhlau mit ihrer großen gütigen Frauenseele, Ricarda Huch mit ihrer streng gemeißelten Prosa, Peter Rosegger mit seinem treuherzigen Heimatgefühl, Gustav Meyrink mit seiner in Witz getauchten okkulten Weisheit, Stefan George der große Artist und Ernst von Wolzogen der humorvolle Plauderer, Josef Ponten der gediegene Arbeiter an deutschem Geist und deutscher Form und Kasimir Edschmid der formzersetzende expressionistische Draufgänger. Der Leser soll suchen und prüfen, welche Dichter er seinem Herzen oder Geschmack am nächsten fühlt. Selbstverständlich habe ich meine Lieblinge, Verwandten und Gegenfüßler unter ihnen, habe mich aber redlich bemüht, auch denen gerecht zu werden, von denen ich nicht allzuviel halte oder die mir zuwider sind.

Von Einseitigkeit und Kliquengeist weiß ich mich frei; die Eitelkeit, mir selbst einen Platz in meinem Buche anzuweisen, habe ich vermieden, wüßte auch nicht, in wessen Nähe ich mich am wohlsten fühlen würde. Auch die anderen Literaturgeschichten sind über mich im Zweifel: die von Richard M. Meyer und Soergel stellen mich zwischen Jakob Wassermann und Ricarda Huch, die von Biese behandelt mich zwischen Hermann Stehr und Graf Keyserling, bei Adolf Bartels folgt mir auf dem Fuße Heinrich Mann. Welcher Platz mir nun aber unter den Dichtern der Gegenwart auch zukommen möge, als genießender Leser bewege ich mich ebenso gern unter den Alten wie unter den Jungen, auf der äußersten Rechten wie unter den Radikalen und glaubte andeuten zu können, worauf es bei dem Verständnis von jedem ankommt.

Da das Buch in allen Schichten und bei allen Richtungen des Volkes Aufnahme finden soll, kein Alter, keine Partei, keine Ge-

sinnung ausschließt, möglichst auch in die Kreise der Arbeiter, Landleute, Schüler und Schülerinnen dringen möchte, so habe ich mich bemüht, einfach, knapp und klar nur das Wesentlichste zu sagen. Gewisse herkömmliche Urteilswendungen, Fachausdrücke und eingebürgerte Fremdwörter konnten freilich nicht vermieden werden, ohne in Weitschweifigkeiten zu verfallen.

Die biographischen Notizen, die den Einzelartikeln vorangestellt wurden, sind, soweit ich nachprüfen konnte, zuverlässig, ebenso Titel und Erscheinungsjahr der Bücher. Den Stand des Vaters habe ich überall angemerkt, weil die gesellschaftliche Herkunft eines Dichters oft ein besonderes Licht auf sein Schaffen wirft und es sicher irgendwie mitbestimmt.

Was die Wahl aus den Werken der Dichter anbelangt, so wurde auf den literarischen Wert ebenso Rücksicht genommen wie darauf, daß der gewählte Abschnitt für die Art des Verfassers besonders charakteristisch war; auch sollte er dem Leser möglichst angenehm und verständlich sein. Falls einige Leser das Gegenteil finden, z. B. bei den Expressionisten, so mögen sie sich an die Adresse der Dichter wenden, nicht an die meinige.



Friedrich Nietzsche

geb. 1844 zu Röcken bei Lützen als Sohn eines Pastors, studierte 1864—67 in Bonn und Leipzig klassische Philologie, wure 1869 als a. o. Professor nach Basel berufen und 1870 zum o. Professor ernannt. 1879 mußte er sich krankheitshalber pensionieren lassen. Er lebte seitdem im Winter meist an der Riviera, im Sommer im Engadin. Anfang 1889 erkrankte er an Paralyse. Er wurde dann bis zu seinem Tode von seiner Mutter in Naumburg a. S., seit 1897 in Weimar, gepflegt und starb 1900 daselbst in der Villa Silberblick, die seine Schwester Frau Elisabeth Nietzsche-Förster später zu einem Nietzsche-Archiv einrichtete.

Gesammelte Werke seit 1895: „Die Geburt der Tragödie", 1872; „Unzeitgemäße Betrachtungen", 1873—1876; „Menschliches Allzumenschliches", 1878—79; „Morgenröte", 1881; „Die fröhliche Wissenschaft", 1882; „Also sprach Zarathustra I—III 1883, IV 1891; „Jenseits von Gut und Böse", 1886; „Zur Genealogie der Moral", 1887; „Götzendämmerung", 1889.

Jeder große Philosoph ist notwendigerweise zugleich auch Dichter. Das Gedankensystem, in dem er die Welt, wie er sie sieht, ordnet und aufbaut, bedient sich zwar wissenschaftlicher Methoden, die Grundlage aber wird stets eine rein phantastische Erfindung sein, der Schöpfung dichterischer Intuition aufs naheste verwandt.

Am meisten Dichter, am wenigsten wissenschaftlicher Philosoph im herkömmlichen Sinne war Friedrich Nietzsche. Infolgedessen hat auch kein Philosoph so stark und nachhaltig auf die literarische Generation seiner Zeit gewirkt. Er ist der große Ahnherr der deutschen „Moderne", und mächtige Anregungen haben die Dichter aller Nationen, vor allem die Franzosen, Italiener und Russen von ihm empfangen. Sein Kritizismus (schärfste Ablehnung der christlichen und bürgerlichen „Herdenmoral", der imperialistisch-militaristischen Hochkonjunktur, des Bildungsphilisters, der materialistisch-kapitalistischen Unkultur)

teilte sich den literarischen Revolutionären von 1890 und allen späteren Strömungen der deutschen Dichtung mit; an ihm befruchtet sich immer noch der revolutionäre Expressionismus der Jüngsten. Sein positives Ziel, die Züchtung des höheren Menschen, des nach Goethe so benannten „Übermenschen", als eines Typus voll Kraft, Gedanken- und Tatendrang, voll tänzerischer Heiterkeit, des künstlerisch Schaffenden und Genießenden, des geistigen Aristokraten und Lebensheroen wird das Ideal der großen wie der kleinen Schriftsteller, und fast alle Dichter dieser Zeit, mit Ausnahme derer, die sich in den Bahnen des Klassizismus, der Heimatkunst und eines behaglichen Humors bewegten, haben ihm Wesentliches zu danken. Von allerhand Schwarmgeistern, Eigenbrötlern, Quer- und Flachköpfen wurde Nietzsche gründlich mißverstanden oder tendenziös ausgebeutet. Einzelne seiner Begriffe, vor allem der des Übermenschen, der „blonden Bestie", des „Willen zur Macht", der „Ewigen Wiederkunft" wurden bis zur Unkenntlichkeit verdreht und verstümmelt. Zahlreiche erbitterte Gegner — eine geschlossene Kampffront von Theologen, Pädagogen, Spießbürgern und politischen Würdenträgern — klammerte sich an diese mißverstandenen Schlagworte und führte sogar die spätere Geisteskrankheit des Philosophen gegen die überragende Bedeutung seines Werkes ins Feld.

Als Sprachschöpfer hat Nietzsche für die letzten Jahrzehnte gleicherweise umwälzend gewirkt wie vor vierhundert Jahren Martin Luther. Der gesamte neue lyrische wie epische Stil ist auf ihn zurückzuführen. Alle der deutschen Sprache eigentümlichen entwicklungsfähigen Keime, die seit Goethe schlummerten oder zu verdorren drohten, wurden von ihm entdeckt und zu reicher Entfaltung gebracht. Der Schlagkraft, Geschmeidigkeit, Fülle und Melodie unserer Sprache hat er den Weg gebahnt. Ein ungeahnter Reichtum neuer Wortbildungen, kühner treffender Vergleiche, anmutiger Wendungen ergoß sich aus seinen Werken in die deutsche Dichtung und Umgangssprache. Die freien Rhythmen seiner lyrischen Gedichte, das Tempo seiner Aphorismen bestimmten den Takt des gesamten modernen Ausdrucks.



4.

Aus einem Manuskript von

Friedrich Nietzsche

Nietzsches Lehre ist im Gegensatz zu der aller übrigen Philosophen dämonisch erlebt und schwer erlitten; schon dies allein stellt ihn mit den Genies der Dichtkunst in eine Reihe. Sein erschütterndes Bekenntnis „Also sprach Zarathustra" ist vielleicht das gewaltigste Gedicht in Prosa, das die Weltliteratur seit Jahrhunderten hervorgebracht hat. Nietzsche selbst träumt sich in Zarathustras Prophetentum hinein, in die Sendung des großen Einsamen, der die Lösung des Welträtsels sucht. Wie von Bergesgipfeln herab hallt und dröhnt die aus Psalm und Dithyrambus, aus Musik und Plastik erwachsene Sprache daher. „Also sprach Zarathustra" ist das eigentliche Heldengedicht der modernen deutschen Dichtung, Weltweisheit eines ekstatischen Poeten, Traum eines von der Wahrheit seiner Erkenntnis unerschütterlich überzeugten Philosophen, brausender Hymnus an das Leben, an des irdischen Daseins furchtbarste Not und höchste Lust.

Aus den „Gedichten"

Vereinsamt

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirrend flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts ach! wie lange schon!
Was bist du Narr
Vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
Was du verlorst, macht nirgends Halt.

* Alfred Kröner, Verlag, Stuttgart.

Nun stehst du bleich,
Zur Winterwanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüstenvogelton! —
Versteck, du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein,
Weh dem, der keine Heimat hat!

An den Mistral

Ein Tanzlied

Mistralwind, du Wolkenjäger,
Trübsalmörder, Himmelsfeger,
Brausender, wie lieb' ich dich!
Sind wir nicht zwei eines Schoßes
Erstlingsgabe, eines Loses
Vorbestimmte ewiglich?

Hier auf glatten Felsenwegen
Lauf' ich tanzend dir entgegen,
Tanzend, wie du pfeifst und singst:
Der du ohne Schiff und Ruder
Als der Freiheit freister Bruder
Über wilde Meere springst.

Kaum erwacht, hört' ich dein Rufen,
Stürmte zu den Felsenstufen,
Hin zur gelben Wand am Meer.
Heil! da kamst du schon gleich hellen
Diamantnen Stromesschnellen
Sieghaft von den Bergen her.

Auf den ebnen Himmelstennen
Sah ich deine Rosse rennen,
Sah den Wagen, der dich trägt,
Sah die Hand dir selber zücken,
Wenn sie auf der Rosse Rücken
Blitzesgleich die Geißel schlägt, —

Sah dich aus dem Wagen springen,
Schneller dich hinab zu schwingen,
Sah dich wie zum Pfeil verkürzt
Senkrecht in die Tiefe stoßen —
Wie ein Goldstrahl durch die Rosen
Erster Morgenröten stürzt.

Tanze nun auf tausend Rücken,
Wellenrücken, Wellentücken —
Heil, wer neue Tänze schafft!
Tanzen wir in tausend Weisen,
Frei — sei unsre Kunst geheißen,
Fröhlich — unsre Wissenschaft!

Raffen wir von jeder Blume
Eine Blüte uns zum Ruhme
Und zwei Blätter noch zum Kranz!
Tanzen wir gleich Troubadouren
Zwischen Heiligen und Huren,
Zwischen Gott und Welt den Tanz!

Wer nicht tanzen kann mit Winden,
Wer sich wickeln muß mit Binden,
Angebunden, Krüppelgreis,
Wer da gleicht den Heuchelhänsen,
Ehrentölpeln, Tugendgänsen,
Fort aus unserm Paradeis!

Wirbeln wir den Staub der Straßen
Allen Kranken in die Nasen,
Scheuchen wir die Krankenbrut!
Lösen wir die ganze Küste
Von dem Odem dürrer Brüste,
Von den Augen ohne Mut!

Jagen wird die Himmelstrüber,
Weltenschwärzer, Wolkenschieber,
Hellen wir das Himmelreich!
Brausen wir ... o aller freien
Geister Geist, mit dir zu zweien
Braust mein Glück dem Sturme gleich.

Und daß ewig das Gedächtnis
Solchen Glücks, nimm sein Vermächtnis,
Nimm den Kranz hier mit hinauf!
Wirf ihn höher, ferner, weiter,
Stürm empor die Himmelsleiter,
Häng ihn — an den Sternen auf!

Die Sonne sinkt

I.

Nicht lange durstest du noch,
  Verbranntes Herz!
Verheißung ist in der Luft,
Aus unbekannten Mündern bläst mich's an;
— Die große Kühle kommt ...,

Meine Sonne stand heiß über mir im Mittage:
Seid mir gegrüßt, daß ihr kommt,
  Ihr plötzlichen Winde,
Ihr kühlen Geister des Nachmittags!

Die Luft geht fremd und rein.
Schielt nicht mit schiefem
  Verführerblick
Die Nacht mich an?...
Bleib stark, mein tapfres Herz!
Frag nicht: warum? —

II.

Tag meines Lebens!
Die Sonne sinkt.
Schon steht die glatte
  Flut vergüldet.

Warm atmet der Fels:
  Schlief wohl zu Mittag
Das Glück auf ihm seinen Mittagsschlaf?
  In grünen Lichtern
Spielt Glück noch der braune Abgrund herauf.

Tag meines Lebens!
Gen Abend geht's!
Schon glüht dein Auge
  Halb gebrochen,
Schon quillt deines Taus
  Tränengeträufel,
Schon läuft still über weiße Meere
Deiner Liebe Purpur,
Deine letzte zögernde Seligkeit...

III.

Heiterkeit, güldene, komm
  Du des Todes
Heimlichster, süßester Vorgenuß!
— Lief ich zu rasch meines Weges?
Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
  Holt dein Blick mich noch ein,
  Holt dein Glück mich noch ein.
Rings nur Welle und Spiel.
  Was je schwer war,
Sank in blaue Vergessenheit.

Müßig steht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt — wie verlernt er das!
  Wunsch und Hoffen ertrank,
  Glatt liegt Seele und Meer.

Siebente Einsamkeit!
  Nie empfand ich
  Näher mir süße Sicherheit,
Wärmer der Sonne Blick.
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
  Silbern, leicht, ein Fisch,
  Schwimmt nun mein Nachen hinaus...

Aus „Also sprach Zarathustra"*

Das Nachtlied

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.

Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Licht bin ich: ach, daß ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, daß ich von Licht umgürtet bin.

Ach, daß ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüsten des Lichts saugen!

Und euch selber wollte ich noch segnen, ihr kleinen Funkelsterne und Leuchtwürmer droben! — und selig sein ob eurer Licht-Geschenke.

Aber ich lebe in meinem eignen Lichte, ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.

Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht; und oft träumte mir davon, daß Stehlen noch seliger sein müsse als Nehmen.

Das ist meine Armut, daß meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, daß ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.

O Unseligkeit aller Schenkenden! O Verfinsterung meiner Sonne! O Begierde nach Begehren! O Heißhunger in der Sättigung!

Sie nehmen von mir: aber rühre ich noch an ihre Seele? Eine Kluft ist zwischen Geben und Nehmen: und die kleinste Kluft ist am letzten zu überbrücken.

Ein Hunger wächst aus meiner Schönheit: wehe tun möchte ich denen, welchen ich leuchte, berauben möchte ich meine Beschenkten: — also hungere ich nach Bosheit.

Die Hand zurückziehen, wenn sich schon ihr die Hand entgegenstreckt; dem Wasserfalle gleich zögernd, der noch im Sturze zögert: — also hungere ich nach Bosheit.

Solche Rache sinnt meine Fülle aus: solche Tücke quillt aus meiner Einsamkeit.

Mein Glück im Schenken erstarb im Schenken, meine Tugend wurde ihrer selber müde an ihrem Überflusse!

Wer immer schenkt, dessen Gefahr ist, daß er die Scham verliere; wer immer austeilt, dessen Hand und Herz hat Schwielen vor lauter Austeilen.

---

* Alfred Kröner, Verlag, Stuttgart.

Mein Auge quillt nicht mehr über vor der Scham der Bittenden; meine Hand wurde zu hart für das Zittern gefüllter Hände.

Wohin kam die Träne meinem Auge und der Flaum meinem Herzen? O Einsamkeit aller Schenkenden! O Schweigsamkeit aller Leuchtenden!

Viel Sonnen kreisen im öden Raum: zu allem, was dunkel ist, reden sie mit ihrem Lichte, — mir schweigen sie.

Oh, dies ist die Feindschaft des Lichts gegen Leuchtendes: erbarmungslos wandelt es seine Bahnen.

Unbillig gegen Leuchtendes im tiefsten Herzen, kalt gegen Sonnen, — also wandelt jede Sonne.

Einem Sturme gleich fliegen die Sonnen ihre Bahnen, das ist ihr Wandeln. Ihrem unerbittlichen Willen folgen sie, das ist ihre Kälte.

Oh, ihr erst seid es, ihr Dunklen, ihr Nächtigen, die ihr Wärme schafft aus Leuchtendem! Oh, ihr erst trinkt noch Milch und Labsal aus des Lichts Eutern!

Ach, Eis ist um mich, meine Hand verbrennt sich an Eisigem! Ach, Durst ist in mir, der schmachtet nach eurem Durste!

Nacht ist es: ach daß ich Licht sein muß! Und Durst nach Nächtigem! Und Einsamkeit!

Nacht ist es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen, — nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden. —

Also sang Zarathustra.

* * *

Die sieben Siegel

(Oder: das Ja- und Amen-Lied)

1.

Wenn ich ein Wahrsager bin und voll jenes wahrsagerischen Geistes, der auf hohem Joche zwischen zwei Meeren wandelt, —

zwischen Vergangenem und Zukünftigem als schwere Wolke wandelt, — schwülen Niederungen feind und Allem, was müde ist und nicht sterben noch leben kann:

zum Blitze bereit im dunklen Busen und zum erlösenden Lichtstrahle, schwanger von Blitzen, die Ja! sagen, Ja! lachen, zu wahrsagerischen Blitzstrahlen: —

— selig aber ist der also Schwangere! Und wahrlich, lange muß als schweres Wetter am Berge hängen, wer einst das Licht der Zukunft zünden soll! —

Oh, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft!

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

* * *

2.

Wenn mein Zorn je Gräber brach, Grenzsteine rückte und alte Tafeln zerbrochen in steile Tiefen rollte:

wenn mein Hohn je vermoderte Worte zerblies, und ich wie ein Besen kam den Kreuzspinnen und als Fegewind allen verdumpften Grabkammern:

wenn ich je frohlockend saß, wo alte Götter begraben liegen, welt-segnend, weltliebend neben den Denkmalen alter Welt-Verleumder: —

— denn selbst Kirchen und Gottesgräber liebe ich, wenn der Himmel erst reinen Auges durch ihre zerbrochenen Decken blickt; gern sitze ich gleich Gras und rotem Mohne auf zerbrochenen Kirchen —

oh, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

* * *

3.

Wenn je ein Hauch zu mir kam vom schöpferischen Hauche und von jener himmlischen Not, die noch Zufälle zwingt, Sternen-Reigen zu tanzen:

wenn ich je mit dem Lachen des schöpferischen Blitzes lachte, dem der lange Donner der Tat grollend, aber gehorsam nachfolgt:

wenn ich je am Göttertisch der Erde mit Göttern Würfel spielte, daß die Erde bebte und brach und Feuerflüsse heraufschnob:

— denn ein Göttertisch ist die Erde, und zitternd von schöpferischen neuen Worten und Götter-Würfen: —

oh, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder möchte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

*
*
*

4.

Wenn ich je vollen Zuges trank aus jenem schäumenden Würz- und Mischkruge, in dem alle Dinge gut gemischt sind:

wenn meine Hand je Fernstes zum Nächsten goß, und Feuer zu Geist und Lust zu Leid und Schlimmstes zum Gütigsten:

wenn ich selber ein Korn bin von jenem erlösenden Salze, welches macht, daß alle Dinge im Mischkruge gut sich mischen: —

denn es gibt ein Salz, das Gutes mit Bösem bindet; und auch das Böseste ist zum Würzen würdig und zum letzten Überschäumen: —

oh, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder möchte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

*
*
*

5.

Wenn ich dem Meere hold bin und Allem, was Meeres-Art ist, und am holdesten noch, wenn es mir zornig widerspricht:

wenn jene suchende Lust in mir ist, die nach Unentdecktem die Segel treibt, wenn eine Seefahrer-Lust in meiner Lust ist:

wenn je mein Frohlocken rief: „die Küste schwand — nun fiel mir die letzte Kette ab —

— das Grenzenlose braust um mich, weit hinaus glänzt mir Raum und Zeit, wohlan! wohlauf! altes Herz!" —

oh, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder möchte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

*
*
*

6.

Wenn meine Tugend eines Tänzers Tugend ist, und ich oft mit beiden Füßen in gold-smaragdenes Entzücken sprang:

wenn meine Bosheit eine lachende Bosheit ist, heimisch unter Rosen-hängen und Lilien-Hecken:

— im Lachen nämlich ist alles Böse bei einander, aber heilig- und los-gesprochen durch seine eigne Seligkeit: —

und wenn das mein A und O ist, daß alles Schwere leicht, aller Leib Tänzer, aller Geist Vogel werde: und wahrlich das ist mein A und O! —

oh, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

* * *

7.

Wenn ich je stille Himmel über mir ausspannte und mit eignen Flügeln in eigne Himmel flog:

wenn ich spielend in tiefen Licht-Fernen schwamm und meiner Frei-heit Vogel-Weisheit kam: —

— so aber spricht Vogel-Weisheit: „Siehe, es gibt kein Oben, kein Unten! Wirf dich umher, hinaus, zurück, du Leichter! Singe! Sprich nicht mehr!

— sind alle Worte nicht für die Schweren gemacht? Lügen dem Leich-ten nicht alle Worte? Singe! sprich nicht mehr!" —

oh, wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe; denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!

Naturalisten und Realisten

Mitte der achtziger Jahre sammelte sich in München ein Kreis junger Literaten um Michael Georg Conrad (geb. 1846 zu Gnodstadt in Franken), um die von ihm und Karl Bleibtreu herausgegebene Monatsschrift „Die Gesellschaft" zu scharfem Angriff gegen die damals im Publikum wie in der Kritik alleinherrschende Literatur seichter Theaterstücke (von A. L'Arronge, Paul Lindau, Oscar Blumenthal, Felix Philippi, v. Moser, Lubliner, v. Schönthan usw.) und epigonenhafter, sensationell oder scheinwissenschaftlich aufgemachter Romane (von Hackländer, Ossip Schubin, Carmen Sylva, Heinrich Seidel, Theodor Mügge, Julius Wolff, Georg Ebers, Felix Dahn usw.). Mitarbeiter der „Gesellschaft" und zugleich Mitglieder der Münchner „Gesellschaft für modernes Leben" waren u. a. Otto Julius Bierbaum, Ernst von Wolzogen, Max Halbe, Hanns von Gumppenberg, Oscar Panizza. Hier wurde die gewaltige Bedeutung Friedrich Nietzsches zuerst erkannt, wurden die Meister des Auslands Ibsen, Tolstoi und Zola zwar nicht zu Führern erkoren, aber doch als Begründer eines neuen, des „naturalistischen" Darstellungsstils verständnisvoll gewürdigt und eifrig diskutiert. Eine so absonderliche Erscheinung wie die des galligen und damals schon verfolgungswahnsinnigen Oscar Panizza (geb. 1853 in Kissingen, starb September 1921 im Irrenhaus) schoß auf solchem Boden wie eine Treibhausblüte auf. Seine „Düsteren Lieder", „Londoner Lieder" und „Parisiana" spritzten Gift im Tone Heinrich Heines; wegen seines Schauspiels

„Das Liebeskonzil", das allerdings stellenweise von wahrhaft genialer Frechheit ist, wurde er als Gotteslästerer verurteilt.

Die Bewegung griff bald auch nach Berlin über, wo namentlich die Kritiker und späteren Theaterleiter Otto Brahm und Paul Schlenther und, mit sympathischem Interesse ihnen folgend, auch Theodor Fontane nach jungen Talenten eines deutschen Naturalismus Ausschau hielten. Auf ihre Anregung hin entstand als führendes Berliner Organ die Monatschrift „Freie Bühne", die heute noch unter dem Namen „Die Neue Rundschau" besteht. „Freie Bühne" hieß auch der von Brahm und Schlenther gegründete Theater-Verein, der mit der Entdeckung und ersten Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" (1890) helle Begeisterung der literarischen Jugend und flammenden Protest der Älteren gegen die neue „Schmutz-Literatur" entfesselte. Während nun neben den Dramen Gerhart Hauptmanns, die in rascher Folge entstanden und im „Deutschen Theater" Heimatrecht gewannen, Hermann Sudermanns geschickte, auf den Geschmack der Masse eingestellte Stücke – „Die Ehre" (1890), „Sodoms Ende" (1891), „Heimat" (1893) — von Berlin aus die Provinz eroberten, schlossen sich die jugendlichen Gegner des herrschenden Theaterbetriebs allerorten zu Gruppen zusammen. Einfache, naturwahre, psychologisch überzeugende Menschen- und Milieu-Schilderung war den Naturalisten, die bei bescheideneren Ansprüchen nur als Realisten gelten wollten, als oberstes Gesetz. Alle Regeln der Technik wurden von ihnen als überflüssig und veraltet verworfen. Qualvoll niederdrückende Stoffe aus einem dumpfigen Kleinbürgertum, aufreizende aus dem Proletariat, lösten die bisher so beliebten aus eleganten Salons und aus einer mißverstandenen Weltgeschichte ab, und im „konsequenten" Naturalismus, am konsequentesten durchgeführt in dem Schauspiel „Familie Selicke" von Arno Holz und Johannes Schlaf (1890), in den Novellen „Papa Hamlet" von den gleichen Verfassern und in dem Drama „Meister Oelze" (1892) von Joh. Schlaf, schienen sich eine Zeitlang die produktiven Kräfte der deutschen Dichtung erschöpfen zu sollen.

Doch bald entledigten sich Werke anderer junger Dramatiker der einengenden Doktrin. Max Halbe (geb. 1865 zu Guettland in Westpreußen) mit seinem von volksliedmäßiger Poesie getränkten, tragischen Pfarrhaus-Idyll „Jugend" und den späteren, heute noch vielgespielten Schauspielen „Mutter Erde" und „Der Strom", Otto Erich Hartleben (geb. 1864 in Clausthal, gest. 1905) mit den leichtgeschürzten, gesellschaftsatirischen Komödien „Die Erziehung zur Ehe", „Die sittliche Forderung", Georg Hirschfeld (geb. 1873 in Berlin) mit dem Schauspiel „Die Mütter", Ernst Rosmer mit dem Schauspiel „Dämmerung" setzten Fortschritt der Handlung, szenische Stimmung und aufrüttelnden Geist wieder in ihre Rechte ein.

Auf dem Gebiete des Romans hatte die „Revolution in der Literatur" (dies auch der Titel einer programmatischen Kampfschrift von Karl Bleibtreu) Persönlichkeiten wie Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Theodor Fontane zwar den gebührenden Respekt erwiesen, Zeitgenossen minderen Ranges aber, wie Paul Heyse, Friedrich Spielhagen, Wilhelm Jensen, Adolf Wilbrandt nur sehr bedingt gelten lassen. Diesen „Schönfärbern" stellte sie vorbildliche Wahrheitssucher gegenüber, so Max Kretzer (geb. 1854 in Posen) als Kenner und kraftvollen Schilderer des Großstadt-Elends, Wilhelm von Polenz (geb. 1861 auf Obercunewalde in Sachsen, gest. 1903), der dem Kleinleben der Bauern und Landjunker gewissenhaft sachlich nachging, Clara Viebig, die Zola-Schülerin aus der Eifel-Gegend, Ernst von Wolzogen, gleicherweise vertraut mit den Lebensgewohnheiten der Offiziere und ihrer Gesellschaftsschicht, wie der Musiker, Maler und literarischen Zigeuner, den Otto Julius Bierbaum der „Studentenbeichten" und des „Stilpe", Anna Croissant-Rust mit ihren überaus sorgfältig beobachteten bäuerlichen und Pfälzer Kleinstadtgeschichten. Sie alle legten das Hauptgewicht auf phrasenlose Echtheit, auf zwanglose logische Entwicklung typischer Vorgänge, auf frischen ungekünstelten Gesprächston und Durchsichtigkeit der seelischen Motive. Die eigentlichen Vorkämpfer des deutschen Naturalis-

mus suchten dagegen vergebens, sich mit großangelegten aber bombastisch und redselig dahinstürmenden Romanen auch als Dichter zu erweisen. Karl Bleibtreus „Größenwahn" (1887), M. G. Conrads „Was die Isar rauscht" (1887), Hermann Conradis „Adam Mensch", Wilhelm Walloths „Dämon des Neides" (1888) gelangten zur Anerkennung nur bei ihren Kampfgenossen und sind heute vergessen.

Der Vers, der durch Julius Wolff und Rudolf Baumbach, durch Friedrich Bodenstedt, Otto Roquette und andere „Goldschnittlyriker" zu leerem, banalem Reimgeklingel herabgesunken war, sollte von der revoltierenden Jugend dadurch seine ursprüngliche Kraft zurückerhalten, daß seine Form zerschlagen und in Prosafetzen aufgelöst wurde. „Freie Rhythmen" gingen bei völligem Mangel an Gefühl für rhythmische Klangwerte nur zu leicht von der Hand. Man empörte sich darin über die Not des Proletariats, spielte mit der Hoffnung auf baldige Weltrevolution, kündete von schwüler Leidenschaft zu irgendeiner Kellnerin oder ungefälligen Schönen vom Lande, pochte unsicher tastend an die Pforten des Welträtsels.

Zu überraschender Höhe schwangen sich von den Schultern dieser Halbdichter aus nur Detlev von Liliencron und Richard Dehmel. Andere blieben nach vielversprechenden Anläufen zurück. Karl Henckell und John Henry Mackay (geb. 1864 zu Greenock in Schottland) gelangten mit sozialen, zu politischem Kampf aufrufenden Strophen zu nicht unberechtigtem Ansehen; reiner erklang ihre Weise, wenn sie, überlieferten Formen nicht unbedingt abgewandt, sich auf ihr Verhältnis zur Natur oder auf die Arbeit an sich selbst besannen. Ludwig Scharf übersteigerte seinen Anarchisten-Grimm zu einer Wildheit, die wohl zuweilen auf die Bohême Eindruck machte, aber nur zu oft auch in unfreiwillige Komik umschlug.

Auch in dem „Friedrichshagener Kreis", dem Julius und Heinrich Hart, Bruno Wille, Peter Hille und Karl Hauptmann angehörten, liebäugelte der und jener in Gedichten eine Zeitlang mit einem in wortreichen, freien Rhythmen

aufschäumenden, aber ganz platonischen Anarchismus. Fast ein genialer, nur leider zuchtloser und in der tiefsten Bohême versinkender Dichter war Peter Hille (1854—1904). Seine „Gesammelten Werke", von den Brüdern Hart nach seinem Tode herausgegeben, machten mit etlichen kühnen Entwürfen, geistreichen Fragmenten und Aphorismen bekannt. Als Dichter des Proletariats darf Hans Ostwald (geb. 1873 in Berlin) nicht unerwähnt bleiben. Er begann mit einem Roman „Vagabonden" (1900), schrieb Erzählungen „Berliner Nachtbilder" und sammelte kulturell interessante „Lieder aus dem Rinnstein".

Als getreuer Jünger Liliencrons fand Gustav Falke (geb. 1853 in Lübeck, gest. 1916) mit einigen Bänden schlichter, warmherziger Lyrik („Tanz und Andacht", „Zwischen den Nächten") den Weg zu einer dankbaren Gemeinde. Auch Ludwig Jacobowski (1868—1900), Maurice von Stern und Adalbert von Hanstein mieden die grellen Übertreibungen zorniger oder prophetischer Emphase, wie sie sich in dem Sammelbuch „Moderne Dichtercharaktere" unter Vorantritt von Wilhelm Arent, Hermann Conradi, Julius und Heinrich Hart) damals austobte. Die Wurzel dieser Lyrik trieb dann noch mancherlei Schößlinge. Dünner und zahmer rann ihr Lebenssaft in den burschikosen Versen Karl Busses (1872—1918), der Liliencron verwässerte, Cäsar Flaischlens (1864—1920), des redlichen, gemütvollen Schwaben („Aus Alltag und Sonne"), des Pragers Hugo Salus (geb. 1866), dessen Sinnigkeit gern ins Weichliche zerfließt. Zwei Frauen, Marie Eugenie delle Grazie (geb. 1864) und Alberta von Puttkamer (geb. 1849), sind ihnen an männlichem Ernst der Lebensauffassung und Gedankenreichtum zum mindesten ebenbürtig. Endlich ging vom Naturalismus auch Arno Holz' Lehre und Betrieb der „Mittelachsen"-Lyrik aus.

Gerhart Hauptmann

geb. 1862 zu Obersalzbrunn in Schlesien als Sohn eines Gastwirts. Besuchte daselbst die Dorfschule und dann die Realschule in Breslau bis zur Quarta. Er wollte zuerst Landwirt werden, ging aber, von 1880 an, fast zwei Jahre lang auf die Kunstschule zu Breslau. Darauf wandte er sich nach Jena, wo er mit besonderer Erlaubnis des Großherzogs ein Jahr lang an der Universität studierte. 1883 unternahm er eine längere Seereise nach Frankreich, Spanien und Italien. In Rom richtete er sich 1884 ein Bildhaueratelier ein, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland zurückkehren. Er hielt sich nun in Dresden, seit Mai 1885 in Berlin und von Herbst 1888—92 in dem Berliner Vorort Erkner auf. Später ließ er sich in Schreiberhau nieder. 1905 wurde er von der Universität Oxford zum Ehrendoktor ernannt. Auch von deutschen Universitäten erhielt er den Ehrendoktor, aus Schweden den literarischen Nobelpreis. Lebt in Schreiberhau.

Gesammelte Werke.

Aufgeschossen aus dem fruchtbaren Erdreich des Naturalismus, geschult an dessen Doktrin und Praxis, rasch und unaufhaltsam aber vordringend in immer neue, weitere Gebiete, an allen Richtungen sich bereichernd, alle hinter sich lassend, seit zwanzig Jahren repräsentativ für das deutsche Drama, steht Gerhart Hauptmann heute vor seinem Volke und dem Ausland, mancher Mißerfolge einzelner Werke ungeachtet, noch immer an der Spitze der deutschen Dichtung unserer Zeit.

Imponierend der Ernst und die stille Zähigkeit, die den Sechzigjährigen vor dem jungen Nachwuchs auszeichnen, sein stetiges Weiterschreiten, sein Weiterbohren in tiefste Probleme der Kunst und des Lebens, die von der Jugend mit allzu leichter Hand erledigt werden, die gediegene, gewissenhafte Arbeit, der jeder seiner Pläne sicher sein kann. An Gegnern hat es ihm nie gefehlt; einer nach dem andern ist wieder verstummt, und die Kampfan=



Phot. E. Bieber, Berlin



sage: „Los von Hauptmann" ist verschollen, seit man erkennen mußte, daß der Spielplan der deutschen Bühnen ihn heute weniger denn je entbehren kann. Hauptmanns Stücke sind das Rückgrat aller großen Staats- und Stadttheater und nun längst auch heimisch in der fernsten Provinz, bis weit hinein nach Österreich, der Schweiz und Amerika; fremde Nationen räumen einigen von ihnen den gebührenden Platz in der Weltliteratur ein.

Die naturalistische Linie, beginnend mit „Vor Sonnenaufgang" (1889), setzte sich fort mit den „Webern" (1892), „Fuhrmann Henschel" (1898), „Rose Bernd" (1903), in denen der Dichter wirtschaftlich bedingte, typische Leiden und Katastrophen des Proletariats — Trunksucht, Aufruhr aus Not, Ehebruch aus Schwäche und Kindesmord — mit sorgsam gesammeltem Detail in echtester Atmosphäre und psychologischer Folgerichtigkeit als objektiv gegebenen Zustand festhielt.

Die Reihe der Mittelstandsdramen eröffnete „Das Friedensfest" (1890), das Zerrüttung einer Familie auf dem Sumpfboden einer verfehlten Ehe zu jener des Erstlingswerkes in Parallele stellte; „Einsame Menschen" (1891), „College Crampton" (1894), „Michael Kramer" (1900) und „Gabriel Schillings Flucht" (1912) hoben den im Grunde unsozialen „höheren" Menschen aus dem Durchschnitt (der Sippe, der Berufsgenossen, der Weiber) exemplarisch heraus und zeigten ihn an einem Wendepunkte seiner Leidensbahn.

Das unvergleichlich schöne Traumstück „Hanneles Himmelfahrt" (1892) schiebt sich dazwischen, abseits und überragend, ein Wurf reifster, zeitloser Poesie. In frühere Jahrhunderte, die Reformationsepoche und das Mittelalter, greift Hauptmann zurück, die Gemeingültigkeit seiner einfühlenden, ausdeutenden Menschenbetrachtung zu erweisen: „Florian Geyer" (1895) deckt den Mißerfolg des Massenaufruhrs aus dem Stegreif als historische Notwendigkeit auf (sowie zuvor in den „Webern" als wirtschaftliche); „Der arme Heinrich" (1902) läßt in Legendenform durch Wandlung der Willensschwäche in opfer-

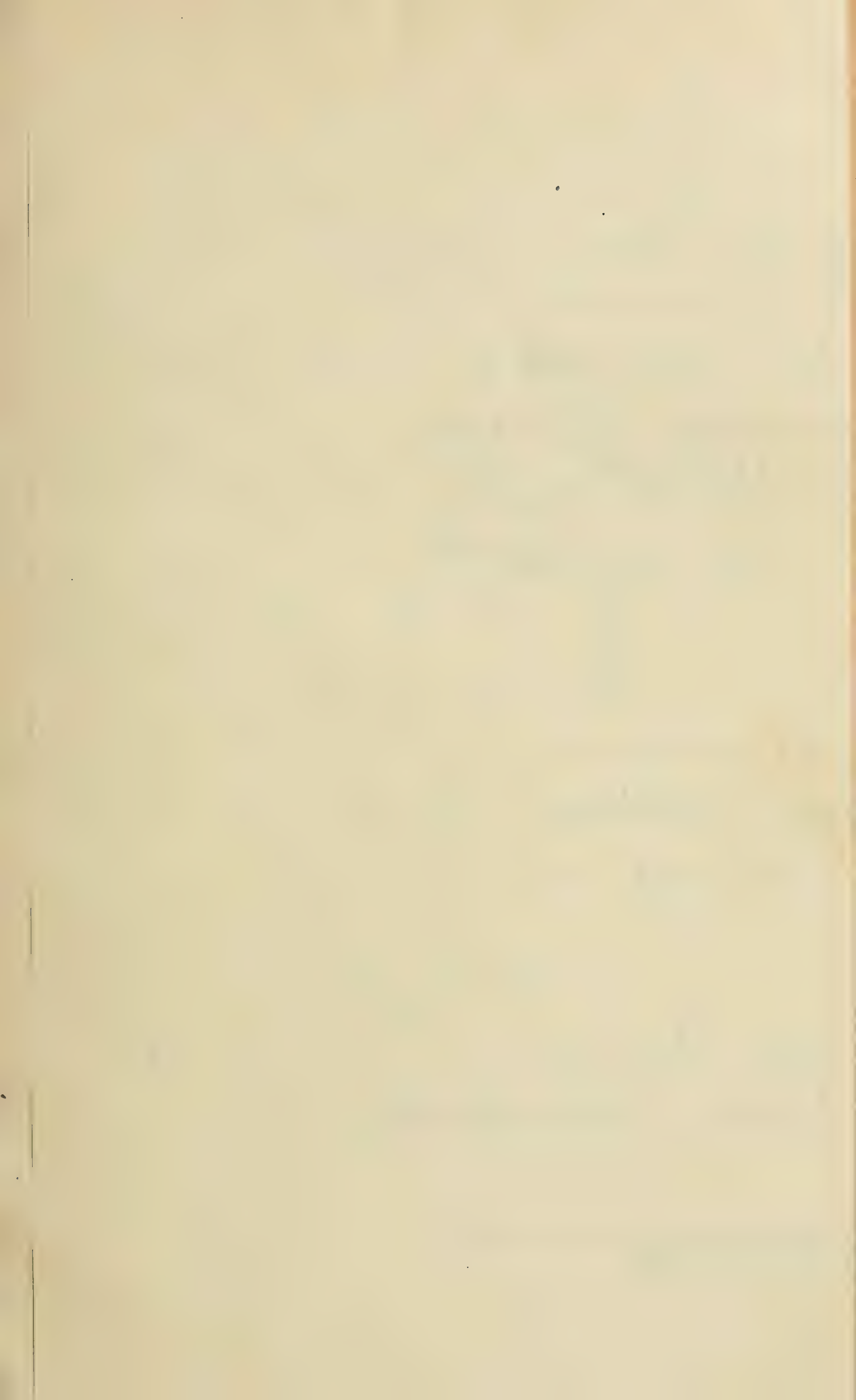
bereite Liebe zwei kranke Herzen heilen; „Kaiser Karls Geisel" (1908) und „Griselda" (1909) wandeln das Motiv hingebender Liebe mehr in romantischem Sinne ab.

Die beiden neuesten dramatischen Werke von Hauptmann „Der weiße Heiland" (1919) und „Indipohdi"(1920) behandeln den Zusammenstoß blut- und habgieriger christlicher Erben mit der alten absterbenden Heidenkultur zur Zeit der Entdeckung Amerikas.

Komödien, nicht alle von gleicher Kraft ursprünglicher Komik, am gelungensten da, wo die Satire vorwiegt, schuf Gerhart Hauptmann mit dem „Biberpelz" (1893), einer köstlichen Verspottung dummer und hoffärtiger Rechtspflege, mit dessen nicht sonderlich geratener Fortsetzung „Der rote Hahn" (1901) mit dem lustigen Abenteuer der Vagabunden „Schluck und Jau" (1900), dem dürftigen Lustspielchen „Die Jungfrauen vom Bischofsberg",(1907) und dem Berliner Stück „Die Ratten" (1911). Zwei Märchendramen „Die versunkene Glocke" (1896), „Und Pippa tanzt" (1906), eine Glashüttensage aus seiner schlesischen Heimat, zeigten Hauptmann nicht von seiner günstigsten Seite, nämlich symbolisierend und philosophierend; der große Publikums-Erfolg des ersteren spricht in diesem Falle eher gegen ihn. „Elga" (1905), „Der Bogen des Odysseus" (1914) und die „Winterballade" (1917) behaupten nur den Rang dramatischer Bearbeitung episch schon erschöpfter Stoffe, wenn sie auch für Hauptmanns persönliche Auffassung vom Charakter der tragenden Gestalten von dramaturgischem Interesse sind.

Zu einigen Erzählungen von schmucklos edlem Stil regte Gerhart Hauptmann das Ringen gläubiger Gemüter an: In der Novelle seiner frühesten Zeit „Der Apostel" (1880) und im Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint" (1901) taumelt religiöser Wahn, im „Ketzer von Soana" (1918) befreit sich Natur- und Sinnenfreude aus den Fesseln des katholischen Dogma.

Überblickt man dieses erstaunlich reiche, nach allen Seelen-



Oskar Trautwein und Prof. Ewald Nast stehen
im lebhaftesten Gespräch. Der Onkel, über die
Fünfzig hinaus, ist ein jovialer Herr mit pfiffigen
Augen, in Jagd-Joppe und ~~langen~~ kurzen Schaftstiefeln.
Prof. Nast ein langer, hagerer Mann 38 Jahr alt mit schwarzem,
ungepflegtem Backenbart, sauber, etwas provinziell
gekleidet. Plumpes Schuhwerk.
Ludowike, genannt Lulu, sitzt auf einem Fußbänkchen,
die Beine übereinander geschlagen, schmökernd, ein
Gläschen Portwein neben sich auf dem Fußboden. Sie
ist beinahe siebzehnjährig. Trauerkleidung.

Oskar Trautwein.

Na, liebster Ewald, der gelbsüchtige kleine Herr soll hier
stammt aus Bertholdens seiner Vitrine. Unvergleichlich!

Aus dem Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg“ von
Gerhart Hauptmann

regungen des Alltags seine Fühler ausstreckende Gesamtwerk, so bewundert man ein bei aller Farbigkeit zart abgetöntes, überaus feinfaseriges Gewebe, ähnlich einem langgestreckten Gobelin. Inbrünstiger Drang eines echten Künstlermenschen war stets am Werke, Menschen und Zuständen seiner Zeit mit redlichen und soliden Mitteln erkennend beizukommen— ohne alle Kniffe und schwindelhafte Mätzchen, aber auch ohne alles Stürmische, Pathetische, Aufwühlende, Lärmhafte, das große Pfadfinder sonst zu kennzeichnen pflegt. Es führt von Gerhart Hauptmann keine Brücke, nicht der schmalste Steg, zu der Jugend, die sich heute so krampfig wild gebärdet. Der Dichter, der die „Weber" schrieb, ist kein Rufer zum Streit und gleichwohl der Seele des Proletariats vertrauter als jene, die als politische Revolutionäre dichten. Gerhart Hauptmann spricht zum Volke, ohne zu predigen, ohne zu hetzen; aber mehr noch als zum Volke spricht er für die, welche innerhalb des Volkes den ewig einsamen Einzelnen suchen und lieben.

Aus „Michael Kramer"*

Schluß des letzten Aktes

Kramer. Sehn Se, es hat mich ja angepackt! Das ist auch kein Wunder, hören Se mal an. — Da lebt man so hin: das muß alles so sein! Man schlägt sich mit kleinen Sachen herum, und hör'n Se, man nimmt sie wer weiß wie wichtig, man macht sich Sorgen, man ächzt und man klagt, und hör'n Se, dann kommt das mit einem Mal, wie 'n Adler, der in die Spatzen fährt. Hör'n Se, da heißt es, Posto gefaßt! Aber sehn Se, nun bin ich dafür auch entlassen, und was nun etwa noch vor mir liegt, da kann mich nichts freuen, da kann mich nichts schrecken, da gibts keine Drohung mehr für mich! —

Lachmann. Soll ich vielleicht eine Flamme anstecken?

Kramer (zieht den Vorhang ganz auseinander. Im Hintergrunde des großen, schon fast dunklen Ateliers ist ein Toter, ganz mit Tüchern bedeckt, aufgebahrt): Sehn Se, da liegt einer Mutter Sohn! — Grausame Bestien sind doch die

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

Menschen! — (durch die hohen Atelierfenster links schwaches Abendrot. Ein Armleuchter mit brennenden Kerzen am Kopfende des Sarges. Kramer tritt wieder zum Tische vorn und gießt Wein in Gläser) — Lachmann, kommen Sie, stärken Sie sich. Hier ist etwas Wein, da kann man sich stärken. Trinken wir, Lachmann, opfern wir! stoßen wir ruhig mit'nander an! Und der dort liegt, das bin ich! das sind Sie! das ist eine große Majestät! was kann da der Pastor noch hinzusetzen.

Sie trinken. Pause.

Lachmann. Ich habe vorhin einen Freund erwähnt, dessen Mutter war eine Pastorstochter, und daß da kein Geistlicher mit ging ans Grab, das nahm sie sich ganz besonders zu Herzen. — Aber wie wir den Toten hinuntersenkten, da kam sozusagen der Geist über sie, und da betete gleichsam Gott selber aus ihr ... Ich habe so niemals sonst beten gehört.

(Michaline führt Liese Bänsch, die einfach und dunkel gekleidet ist, herein. Beide Frauen bleiben gleich vor der Türe stehn, Liese hält das Taschentuch vor den Mund.)

Kramer (scheinbar ohne Liese zu bemerken, entzündet ein Streichholz und steckt Lichter an. Lachmann setzt diese Tätigkeit fort, bis zwei Armleuchter und etwa sechs einzelne Lichter brennen). — Was haben die Gecken von dem da gewußt: diese Stöcke und Klötze in Mannsgestalt!? Von dem da und von mir und von unsren Schmerzen!? Sie haben ihn mir zu Tode gehetzt. Erschlagen, Lachmann, wie so'n Hund. Das haben sie, denn das kann ich wohl sagen. — Und sehn Se, was konnten sie ihm denn tun? Nun also: Tretet doch her, ihr Herren! Immer seht ihn euch an, und beleidigt ihn! Immer tretet herzu und versucht, ob ihr's könnt! Hör'n Se, Lachmann: Das ist nun vorbei! — (Er nimmt ein seidenes Tuch vom Angesicht des Toten.) 's ist gut, wie er daliegt! 's ist gut! 's ist gut! — (Im Scheine der Kerzen gewahrt man in der Nähe des Toten eine Staffelei, auf der gemalt worden ist. An diese setzt sich nun Kramer. Er fährt fort, unbeirrt, als ob außer ihm und Lachmann niemand zugegen wäre): Ich habe den Tag über hier gesessen, ich habe gezeichnet, ich habe gemalt, ich habe auch seine Maske gegossen. Dort legt sie, dort, in dem seidnen Tuch. Jetzt gibt er dem Größten der Großen nichts nach. (Er deutet auf die Beethoven-Maske.) Und will man das festhalten, so wird man zum Narren. Was jetzt auf seinem Gesichte liegt, das alles, Lachmann, hat in ihm gelegen. Das fühlt ich, das wußt ich, das kannt ich in ihm und konnte ihn doch nicht heben, den Schatz. Sehn Se, nun hat ihn der Tod gehoben. — Nun ist alles voll Klarheit um ihn her, das geht von ihm aus, von dem Antlitz, Lachmann, und hör'n Se, ich buhle um dieses Licht, wie so'n schwarzer, betrunkner Schmetterling. — Hör'n Se, man wird überhaupt so klein: Das ganze Leben lang war ich sein Schulmeister. Ich habe den Jungen malträtiert, und nun ist er mir so ins Erhabene gewachsen.

— — — Ich hab' diese Pflanze vielleicht erstickt. Vielleicht hab ich ihm seine Sonne verstellt: dann wär er in meinem Schatten verschmachtet. Aber sehn Se, Lachmann, er nahm mich nicht an, und wenn ihm vielleicht der Freund gefehlt hat ... Ich, Lachmann, durfte der Freund nicht sein. — Als damals das Mädchen bei mir war, da hab ich ... da hab ich mein Bestes versucht. Doch da kriegte das Böse in ihm Gewalt, und wenn das Böse in ihm Gewalt kriegte — da tat es ihm wohl, mir wehe zu tun. Reue? Reue kenne ich nicht! Aber ich bin zusammengeschrumpft. Ich bin ganz erbärmlich vor ihm geworden. Ich sehe zu diesem Jungen hinauf, als wenn es mein ältester Ahnherr wäre!

(Liese Bänsch wird von Michaline herangeführt, sie legt ihren Kranz zu den Füßen des Toten nieder, Kramer blickt auf und ihr gerade ins Gesicht.)

Liese Bänsch. Herr Kramer, ich, ich, ich ... Ich ... ich bin ja so unglücklich. Die Leute — zeigen — mit Fingern auf mich ... (Pause.)

Kramer (halb für sich): Wo sitzt das nun, was so tödlich ist? Und doch, wer das einmal erfährt und lebt, der behält einen Stachel davon im Handteller, und was er auch anfaßt, so sticht er sich. — Aber gehn Sie nur getrost nach Haus! Zwischen dem da und uns ist Friede geworden!

(Michaline mit Liese Bänsch ab.)

Kramer (versonnen in den Anblick des Toten und in die Lichter): Die Lichter! Die Lichter! Wie seltsam das ist! Ich habe schon manches Licht verbrannt! Schon manches Lichtes Flamme gesehn, Lachmann. Aber hör'n Se: Das ist ein andres Licht!! — Mach ich Sie etwa ängstlich, Lachmann?

Lachmann. Nein. Wovor sollt ich denn ängstlich sein?

Kramer (sich erhebend): Es gibt ja Leute, die ängstlich sind. Ich bin aber doch der Meinung, Lachmann, man soll sich nicht ängsten in der Welt. Die Liebe, sagt man, ist stark wie der Tod. Aber kehren Se getrost den Satz mal um: Der Tod ist auch mild wie die Liebe, Lachmann. — — — Hör'n Se, der Tod ist verleumdet worden, das ist der ärgste Betrug in der Welt!! Der Tod ist die mildeste Form des Lebens: der ewigen Liebe Meisterstück. (Er öffnet das große Atelierfenster, leise Abendglocken. Frostgeschüttelt): Das große Leben sind Fieberschauer, bald heiß, bald kalt! — — Ihr tatet dasselbe dem Gottessohn! Ihr tut es ihm heute wie dazumal! So wie damals, wird er auch heut nicht sterben! — — — Die Glocken sprechen, hören Sie nicht? Sie erzählen's hinunter in die Straßen: Die Geschichte von mir und meinem Sohn. Und daß keiner von uns ein Verlorner ist! — Ganz deutlich versteht man's, Wort für Wort. Heut ist es geschehen, heut ist der Tag! — Die Glocke ist mehr als die Kirche, Lachmann! Der Ruf zum Tische ist mehr wie das Brot! —

(Die Beethoven-Maske fällt ihm in die Augen, er nimmt sie herab. Indem er sie betrachtet, fährt er fort): Wo sollen wir landen, wo treiben wir hin?

Warum jauchzen wir manchmal ins Ungewisse? Wir Kleinen, im Ungeheuren verlassen? Als wenn wir wüßten, wohin es geht. So hast du gejauchzt! — Und was hast du gewußt? — Von irdischen Festen ist es nichts! — Der Himmel der Pfaffen ist es nicht! Das ist es nicht und jen's ist es nicht, aber was . . . (mit gen Himmel erhobenen Händen): was wird es wohl sein am Ende?

Der Vorhang fällt.

Aus dem Schauspiel „Der arme Heinrich"*

Ende des 2. Aktes

Heinrich

wendet sich um und sieht Hartmann lange, groß und weh an. Als er mit Sprechen beginnen will, ist ihm die Stimme verrostet, er muß husten und aufs neue ansetzen:

Das Leben ist zerbrechliches Geräte,
mein Freund, sagt der Koran, und sieh, das ist's. —
Und dies hab' ich erkannt! — Ich mag nicht wohnen
in eines ausgeblasenen Eies Schale. —
Und willst du Rühmens viel vom Menschen machen?
wohl gar ihn Ebenbild der Gottheit nennen? —
Ritz' ihn mit eines Schneiders Scher'! er blutet.
Stich eines Schusters Pfriem' ihm haarestief
hier in den Puls, da oder da, auch dort,
auch hier, auch hier — und unaufhaltsam strömt,
nicht anders, wie das Brünnlein aus dem Rohr:
dein Stolz, dein Glück, dein adliges Gemüt,
dein göttlich Wähnen, deine Lieb', dein Haß,
dein Reichtum, deiner Taten Lust und Lohn,
kurz alles, was, törichten Irrtums Knecht,
du dein genannt! Sei Kaiser, Sultan, Papst! In Grabeslinnen
gewickelt bist du und ein nackter Leib,
heut oder morgen mußt du drinn' erkalten.

Hartmann

So spricht der trübste Mut . . .

Heinrich

Einst war er leicht!
Ach! Ich vergaß vor lauter Tanz das Gehn —

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

vor lauter Lobgesängen hatt' ich fast
verlernt zu sprechen, und mein Wandel war
mit aufgehobenen Händen, voll Vertrauen:
ein Glück und ein Gebet und ehrfurchtsvoll. —
Doch wie ich heimzog, heim, in eitlem Wähnen
der Gottesnähe, fast seraphisch klingend
vor innerem Jubel ob der frommen Tat
im Rücken.... heim mit dem geweihten Schwert:
— da lagen ferne schon auf meiner Spur
die schmutzigen Hunde meines Schicksals, winselnd
und hackend in die Luft vor Gier nach Blut.
Wo ist der Jäger, der mir das getan,
daß ich ihn könnte stellen?!

Er ist aufgestanden und geht umher.

Ottegebe

bringt die Pergamente, wartet stumm.

Heinrich

nimmt Ottegebe die Pergamentrollen aus der Hand:

Höre zu!

Hartmann

Herr, Herr, ich bin kein Pfaff', noch Pfaffenknecht,
Ihr wißt es. Doch in meine Seele schlagen
die Worte fremd und furchtbar, die Ihr sagt.
Was immer Euch betroffen hat... was auch
der ewige Richter über Euch verhängte —:
beugt Euch in Demut! Beugt Euch unters Kreuz!

Heinrich

Ich bin des Kaisers Lehnsmann, und ich nahm
dereinst vom Kardinal von Ostia
mit ihm zugleich das Kreuz. Es blieb mir treu.
Einst war's ein Kreuz auf meinen Rock genäht,
nun wuchs es tief mir ein in Mark und Blut,
und nur der Tod dereinst — was willst du mehr? —
wird mich von meinem Kreuze scheiden. Freund!
Laß alle Litanein, sie sind an mir
verloren diese Zeit.

Zu Ottegebe:

Geh', klein Gemahl!

ich danke dir, doch hebe dich hinweg.
Willst du mir weiße Händ' aus Wolle stricken,
beeile dich! sie kommen leicht zu spät.
Geh'! Was ich jetzt dem Ritter muß eröffnen,
ist nur für seine Ohren, nicht für dich.

Ottegebe ab.

Wohlan! das Pergament von meinem Tisch
enthält, was etwa Heinrich von der Aue
noch wünschen mag in eurer Welt ... schweig' still,
Freund, unterbrich mich nicht und sei bedacht,
daß du auf alles achtest, was ich sage.
Du sollst mein Bote sein, sollst diese Schrift
in Bernhards, meines Oheims, Hände legen.
Es ist mein letzter Wille — still, mein Freund!
Voreilig ist der Mensch, sagt der Koran. —
Was mich getroffen hat ... was ich erfuhr ...
kurz, forschet nicht danach! Denkt, ich ward weise
und sehend, aber forscht nicht, was ich sah,
und wie ich sehend wurde. — Grüble nicht!
Denn so ins Wüste trägt dein frommer Geist
dich nicht, daß du's ergründen solltest, Hartmann.
Laß ab! — und wer mich liebt, der forsche nicht.
Was euch zu wissen frommt, das steht verzeichnet.
Laßt mir, was mein ist, und so sei's genug.
Ich aber will nun wandern wiederum —
freiwillig, Freund, den mir bestimmten Weg
und ohne Zaudern, strack! Denn daß ich sollte,
wie andere Krüppel tun, die Straßen säumen,
als armer Lazarus im Schlamme wühlen,
mit meiner Schande, meinen Schwären prunken,
nach Hunden krächzen, die sie lecken sollen,
ist in dem Buch des Schicksals nicht verzeichnet. —
Und stünd' es so, bei Gott! ich lösch t' es aus! —
Leb wohl! Und ist ein Jahr ins Land gegangen,
so ist mein Leiden just so lange tot,
und über meines Jammers Grube sind,
ach, wieviel milde Balsamregenschauer
bereits herabgerauscht. — Ade! Ade!

Nach kurzer, unheimlicher Pause, außer sich, losbrechend:

Jetzt aber raffe dir dein reines Kleid
zusammen, Freund, und flieh'! flieh'! sag' ich, flieh'!
Schüttle den Staub von deinen Schuhen, flieh'!
Und wenn dich jemand am Gewand will halten,
so lasse dein Gewand in seiner Hand
und fliehe! fliehe!

Hartmann

bestürzt:

Herr, was redet Ihr ...

Heinrich

Ich sage, flieh'! sieh dich nicht um und flieh'!
Rühr' mich nicht an und flieh'! Rühr' mich nicht an!
Denn ich bin so beglückt vom Himmel worden,
daß ich Verderben speien muß um mich her!
Ich bin ein solcher Held, daß Helden laufen
vor meiner unbewehrten Hand: Berührung
von ihr bringt Schlimmeres als der Tod.
Die Magd, flüchtig von meines Auges Strahl getroffen,
sie stirbt vor Ekel, wenn sie mein gewahrt ...

Ottegebe

ist eingetreten. Blutlos, wie ein Wachsbild, verfolgt sie mit zitternden Lippen und starren Augen den Tobenden.

Hartmann

Kommt zur Besinnung, Herr, Ihr rast, Ihr tobt!

Heinrich

So pack' ein Scheit, dein umgekehrtes Schwert,
was dir zur Hand ist, nimm und schlag' mich nieder!
erlöset mich und euch von mir zugleich.
Was tut ihr doch, wenn ein tollwüt'ger Bracke
am hellen Tage dringt in euren Hof?!
Was zaudert ihr? machts' kurz! faßt euch ein Herz!

Gottfried und Brigitte sind hereingestürzt.

Ihr alle, alle, kommt herbei und seht:
Heinrich von Aue, der dreimal des Tags

den Leib sich wusch, der jedes Stäubchen blies
von seinem Ärmel, dieser Fürst und Herr
und Mann und Geck ist nun mit Hiobs Schwären
beglückt von der Fußsohle bis zum Scheitel!
Er ward, lebendigen Leibs, ein Brocken Aas,
geschleudert auf den Aschenkehricht-Haufen,
wo er sich eine Scherbe lesen darf,
um seinen Grind zu schaben.

In Ottegebes Gesicht ist von innen her nach und nach eine seltsame, freudige, fast selige Verzückung aufgestiegen. Als Heinrich zusammenbricht, entringt sich ihrer Seele ein Aufjauchzen seliger Befreiung, sie stürzt zu Heinrichs Füßen und überdeckt seine Hände mit rasenden Küssen.

Ottegebe

Liebster Herr!

Herr! lieber Herr! denkt an das Gotteslamm!
Ich weiß ... ich will ... ich kann die Sünden tragen.
Ich hab's gelobt! Du mußt versühnet sein.

Arno Holz

geb. 1863 zu Rastenburg in Ostpreußen als Sohn eines Apothekers. Mit 12 Jahren kam er nach Berlin und veröffentlichte 18jährig sein erstes Gedichtbuch. Mit kurzen Unterbrechungen hat er seitdem immer in Berlin gelebt.

Hauptwerke: „Buch der Zeit", 1885; „Papa Hamlet", Novellen (mit Joh. Schlaf unter dem Pseud. Holmsen), 1889; „Sozialaristokraten", Komödie", 1896; „Phantasus", Gedichte, 1889; „Die Blechschmiede", Gedichte, 1901, „Dafnis", lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert, 1904; „Traumulus", Komödie (mit O. Jerschke), 1904; „Bürl", Komödie (mit dems.), 1911; „Ignorabimus", Tragödie, 1913.

Als einer der ersten nahm Arno Holz an der naturalistischen Bewegung teil. In der Novelle („Papa Hamlet"), in der Lyrik („Phantasus") und auch als Theoretiker („Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze", 1890/92) hat er für jene Periode der Literatur bahnbrechend gewirkt. Ein Einfluß auf weitere Volkskreise blieb ihm jedoch versagt. Die von ihm allein verfaßten Theaterstücke wurden nur selten aufgeführt. Am meisten gelesen werden noch seine heiteren und in der Wiedergabe archaisierender Wendungen sehr gewandten „Dafnis"-Lieder, die auch komponiert und in Konzerten gesungen wurden, sowie die andere moderne Lyriker parodierende „Blechschmiede". Sein Rezept, wie — gebunden an eine imaginäre „Mittelachse" — Gedichte eigentlich geschrieben werden sollten, hat manchen ernsthaften, ja begeisterten Jünger und Nachahmer gefunden, ist aber heute schon fast wieder vergessen. In seinem „Phantasus" sammelte er als „befreite deutsche Wortkunst" eine große Zahl der freien Rhythmen, die er nach den Grundsätzen seiner Lehre niedergeschrieben hatte.

Detlev von Liliencron

geb. 1844 zu Kiel, trat in das preußische Heer ein, nahm an den Feldzügen gegen Österreich und Frankreich teil, wurde als Hauptmann pensioniert, siedelte sich in Hamburg an, bildete sich dann für den preußischen Zivildienst aus und wurde kgl. Hardesvogt und Deichhauptmann auf der Insel Pelworm und in Kellinghusen. Seit 1887 lebte er ausschließlich seinen Dichtungen. Seinen Wohnsitz, den er seitdem oft wechselte (München, Hamburg, Kellinghusen, Altona) nahm er zuletzt in Altrahlstedt bei Hamburg. Daselbst starb er 1909.

Sämtliche Werke 1904/05.

Neben Nietzsche steht als Begründer der modernen deutschen Lyrik der Holsteiner Detlev von Liliencron. Doch wurzelt Liliencrons Genius nicht im Philosophischen sondern ganz in einer naiven, von Gesundheit strotzenden Sinnlichkeit. Die Erscheinungen nächster Umwelt werden mit überwachen, aufs äußerste gespannten Sinnen als Augenblicksbilder aufgenommen und in überwältigender Fülle aneinandergereiht. Naturalistisch in Liliencrons Frühzeit — „Adjutantenritte und andere Gedichte“ (1884), „Gedichte“ (1889), „Heidegänger“ (1891) —, rein impressionistisch in seinen späteren Bänden — „Nebel und Sonne“ (1900), „Bunte Beute“ (1903), — entwickelt diese Lyrik die unmittelbar aus der Natur gewonnenen Einzeleindrücke kraftvoll genießerisch zu einem Komplex von Gefühlen, die schließlich in „Poggfred“, einem „kunterbunten Epos in 29 Kantussen“ (1897) eines im Irdischen schwelgenden Lebensbejahers ganze frohe Welt durchdringen. Zwar verirrt sich sein Frohsinn zuweilen ins Burschikose, seine Liebeslust noch häufiger ins Grobstoffliche, aber des Dichters warmblütige, von keinerlei Hemmungen beeinträchtigte Vollnatur steigt immer wieder aus den



Phot. Dührkoop, Hamburg

Detlev von Liliencron



Niederungen trüber Instinkte in die reine, klare Höhenluft geläuterter Lebensfreude auf.

Stürmische Ritte über Dünen und Heide, Soldatendienst und kriegerische Abenteuer, zärtliche Werbungen um schöne Damen und dralle Bauernmädchen werden dem Alltag jubelnd entrissen und zu Gipfelpunkten des Daseins idealisiert. Formal stellen sich Liliencrons Verse als überaus sorgfältig gearbeitete, kraftvoll geschmeidige, flimmernde, luftige Gebilde dar.

Seine Novellen „Eine Sommerschlacht“ (1887), „Unter flatternden Fahnen“ (1888) und die „Kriegsnovellen“ (1893) überragen mit ihrem unsentimentalen, soldatischen Ernst und ihrem beherrschten Enthusiasmus weit alle früher, und neuerdings wieder, herkömmliche Kriegsepik der Chauvinisten wie der Pazifisten.

Eine Reihe von Dramen, die selten aufgeführt wurden und auch wenig bühnenwirksam sind — „Knut der Herr“ (1885), „Die Rantzow und die Pogwisch“ (1886), „Der Trifels und Palermo“ (1886) usw. haben nur geringe Bedeutung. Dagegen offenbarte sich der Zauber seiner Persönlichkeit noch einmal in dem biographischen Roman „Leben und Lüge“, dessen innig schlichter, von leiser Wehmut des Alternden durchzogener Vortrag die tiefe Tragik in Liliencrons äußeren Lebensweg weniger betont als ahnen läßt.

Aus „Bunte Beute“ *

Der Gesammelten Gedichte vierter Band

Die zwei Sensen

Das reife Feld, wer heimst es ein,
Wer nimmt ihm seine Bürde ab,
Wer bringt's zur Ruh im Abendschein,
Bereitet ihm das Wintergrab?

Und all die Blumen fallen mit,
Die, weiß und rot und gelb und blau,
Erzittern vor dem Schnitterschritt,
Wenn er beginnt im Morgengrau.

---

* Schuster & Löffler, Verlag, Berlin.

Das dacht ich im Vorübergehn,
Als ich den reichen Segen sah.
Und leise kam ein sanftes Wehn,
Klang wie Misericordia.

Am andern Morgen, noch vor Tag,
Als wieder ich vorüberging,
Hört ich den ersten Sensenschlag,
Der scharf einblitzte wie zum Ring.

Ein alter Bauer, Ackerzucht,
Mit weißem Haar und weißem Bart,
Schlägt in den Roggenstrich mit Wucht,
Sein Auge mustert streng und hart.

Nur selten kommandiert er Stopp
Und wischt sich von der Stirn den Schweiß,
Dann mäht er wieder grad und grob,
Die Sonne wütet juliheiß.

Schon geht der dritte Tag zu End,
Ein letztes Fleckchen steht noch da.
Wo schwach die Abendsonne brennt,
Klingt's leis Misericordia.

Nun holt er aus, die Sense singt,
Da still — wer ist der andre Mann,
Der hinter ihm die Sense schwingt?
Das ist der große Welttyrann.

Der Alte stürzt dahingerafft.
Mensch ist wie Frucht und Erntegut:
Tief aus der Erde quillt die Kraft,
Und in die Erde tropft ihr Blut.

Indessen bammelt sich der Tod
Ein Sternblümchen ans Beckenbein
Und bummelt, todesunbedroht,
Gemächlich durch die Felderreihn.

Lockung in die Ferne

Blaue Berge, Sehnsuchtsberge,
Schützt ihr das ersehnte Glück?
Meinen Schritt will ich verdoppeln,
Und ich kehre nie zurück.

Schlug die Liebe mich verwirrend,
Fühl ich ihren Flammenkuß,
Daß ich nicht den Weg beginne,
An der Scholle haften muß?

Nis van Bombell. 1713

Das ist der Nis van Bombell,
Ein Seemann harsch und hell.
Er war eines Friesenbauern Sohn,
Diente auf Bombell in Clanxbülljon
Mit Greten um kargen Fraß und Lohn,
Und blieb ein frischer Gesell.

Da kam der Stenbock marschiert
Und hat sich dort einquartiert.
Von seinen Dragonern ein frecher Hund,
Dem stieß Nis sei Messer in den Schlund,
Weil er sein Gretchen fand zu rund.
Und Nis ist echappiert.

Näch Hochland floh er dann,
Ward Matros und Steuermann.
Nach Indien fuhr er hin und her,
Durchfurchte die Meere kreuz und quer
Im Orlogsmars, in Jack und Teer,
Immer obenan.

Die Flotte, ohne Wahl,
Macht ihn zum Admiral.
Da blieb er fürder auch nie faul,
Schlug den Englischmann nunmal aufs Maul,
Entschlüpfte jedem Netz und Knaul
Geschmeidiger als ein Aal.

Als nun der Friedenstag,
Schreibt er beim Festgelag:
Mien Greten, kenns mi noch? Man to,
So mak di glihks man op de Schoh
Und kam to mi un war mien Fro!
Dien Admiral inne Haag.

Und Greten segelt geschwind
Mit dem nächsten Norderwind.
Dann taten sich zusammen die zwei,
Das gab eine Hochzeit, he, juchhei,
Der König schenkte sein Konterfei
Und bald kams erste Kind.

Märztag

Wolkenschatten fliehen über Felder,
Blau umdunstet stehen ferne Wälder.

Kraniche, die hoch die Luft durchpflügen,
Kommen schreiend an in Wanderzügen.

Lerchen steigen schon in lauten Schwärmen,
Überall ein erstes Frühlingslärmen.

Lustig flattern, Mädchen, deine Bänder;
Kurzes Glück träumt durch die weiten Länder.

Kurzes Glück schwamm mit den Wolkenmassen;
Wollt es halten, mußt es schwimmen lassen.

Die Regimentsfahnen

Fünfundzwanzig Jahre sind es,
Seid wir in den Schlachten standen.
Und wie Flammenfluß umrinnt es
Unsre Bänder und Girlanden.
Wer uns trug, der trug uns ehern,
Bis ein Schuß den Schaft zerspliß,
Wie ein Turm hoch über Leichen,
Bis die Kugel ihn zerriß.

Leutnants, zwei, stehn unbeweglich
Rechts und links von den drei Fahnen
Vorm Altar, wo feiertäglich
Kerzen an den Festtag mahnen.
  Mächtiger Alarm der Orgel,
  Auf der Kanzel der Pastor,
  Der die Treuezeichen segnet,
  Halleluja rast der Chor.

Wie mein Herz Erinnrung weidet
Vor den alten, lieben Fahnen:
Tieferschüttert, todvereidet,
Junge Mannschaft, Veteranen.
  Steinern stehn die beiden Leutnants
  Mit gezognem Säbel, starr,
  Wie gemalte Pfeilerbilder,
  Wie ein großes Puppenpaar.

Denk ich all der Kameraden,
Die an meiner Seite fielen?
Blutige Schärpen, Kriegsballaden,
Früh ins Grab vor hohen Zielen.
  Plötzlich bin ich tempeleinsam,
  Stimmen hör ich, tonlos wüst,
  Mühsam her aus fernen Gräbern:
  Heilige Fahnen, seid gegrüßt!

Karl Henckell

geb. 1864 zu Hannover als Sohn eines Kaufmanns. Studierte in Berlin, München und Zürich Literaturgeschichte, Philosophie und Volkswirtschaft, lebte zeitweise in Lenzburg in der Schweiz, dem späteren Wohnsitz seiner Eltern, hielt sich längere Zeit in Mailand, Wien und Brüssel auf, begründete 1896 in Zürich einen Verlag, vornehmlich der eigenen Werke, und verlegte 1902 seinen Wohnsitz nach Charlottenburg. 1908 zog er nach München, wo er jetzt noch lebt.

Hauptwerke: „Aus meinem Liederbuch", 1892; „Neues Leben", 1900; „Ausgewählte Gedichte", 1903; „Schwingungen", 1907; „Im Weitergehen", Neue Gedichte, 1911; „Weltmusik", 1918.

Wie bei allen Dichtern, deren Schaffen sich ausschließlich auf dem Gebiete der Lyrik bewegt, hat es auch bei Karl Henckell Perioden gegeben, in denen die Kraft seines Enthusiasmus und seines gläubigen Lebensmutes zu ermatten, das Sinnige seiner Gedanken ins Banale zu entgleiten schien. Auch noch in seinen Auswahlbänden steht viel Unausgeglichenes und minder Ausdrucksvolles zwischen restlos Gelungenem. Den Freiheitsgesängen und sozialen Kampfliedern seiner Jünglingsjahre ließ er stillere Weisen folgen, unter denen die von innigem Naturgefühl getränkten wohl ihren Wert behalten werden. Zu Beginn seines letzten Bandes „Weltmusik" findet ein seliges, allem Zeitlichen entrücktes Bewußtsein von Welteinheit und Weltinnigkeit kühnen Aufschwung in die Regionen selbstloser Menschenliebe.

Aus „Hundert Gedichte“ *

Wintermond

Zwischen nackten Lindenzweigen
Hängt des Monds Zitronenscheibe,
Schimmer träufend auf den Reigen
Schlanker Tannen schwarz im Kreise.

Kühler Nachthauch säuselt Schauer,
Unsichtbarer Springbrunn plätschert;
Langer Wolke Wandelmauer
Schneegebirgig hell sich gletschert.

Um die gelbe Scheibe lagert
Sich ein Lichtflaum duftgesponnen ...
Blätterkahl und abgemagert
Träumt der Baum von grünern Sonnen.

Der heimliche Kaiser

Heut will ich mich krönen mit Zepter und Kron'
Von Pfirsichblüt' und Narzissen,
Heut salb' ich mein Haupt und besteige den Thron
Von schwellenden Bergmooskissen.
Der Äther leuchtet im Krönungssaal,
Es blitzen die taufrischen Reiser,
Ich hebe die Hand über Berg und Tal,
Ich bin ja der heimliche Kaiser.

Eines Silbermantels aufflimmernde Pracht
Gießt der Morgenstrahl um die Glieder,
Zwei Kaiserfalter in Scharlachtracht
Schweben hoch und senken sich nieder.
Der bärtige Fichtenfürst neben mir
Ist mein Kanzler, mein grüner und greiser,
Ich gönn' ihm die weiße, die würdige Zier,
Ich bin ja der heimliche Kaiser.

Ich habe die dunklen Gewalten besiegt,
Die Feinde drinnen und draußen.

---

* Hesse & Becker, Verlag, Leipzig.

Der Erbfeind liegt mir zu Füßen geschmiegt
Nach tosenden Streiten und Straußen.
Ihr schwarzen Sünden, du fressende Reu,
Wie winselt ihr leis' und leiser!
Ich streich' euer Schlangengelock ohne Scheu,
Ich bin ja der heimliche Kaiser.

O Freiheitswonnen auf einsamer Firſt
Der tälerkrönenden Forste,
Wo du, o Schwert meiner Freude, klirrst,
Wo adlerherrlich ich horste!
Ein klarer Weltsee, lächelt mir tief
Meiner Leidenschaften Geyser,
Ich schreib' einen großen Begnadigungsbrief,
Ich bin ja der heimliche Kaiser.

Es atmet der Tann und das Eichhorn schwingt
Sich knackend über die Kronen.
Das süßverliebte Vöglein singt:
„Schatz, laß mich bei dir wohnen!"
Goldkäfer schmeichelt mir weich ins Ohr:
„Prinz Vogelfrei, du Weiser!"
Ich wirble mein Blütenzepter empor,
Ich bin ja der heimliche Kaiser.

Der Morgenwölkchen schneeweißer Flaum
Errötet ob meiner Größe,
Der Gießbach über mir schleudert den Schaum,
Der Wind, noch eben hörbar kaum,
Wirft jauchzende Wogenstöße.
Es braust durch die Tiefen, es schwillt in der Höh'
Das Heer meiner Jubler und Preiser,
Ein majestätisches „Evoe!"
Rollt von den Alpen zum funkelnden See:
Hoch lebe der heimliche Kaiser!

Verlust und Trost

Wie sangen die Vögel der Jugend so süß
In Goldregen und Syringen!
Der Traum schlug um mich sein Zaubervlies.
So hör' ich sie nie mehr singen.

Was ist meinen armen Ohren geschehn
Seit jenen taufrischen Tagen,
Daß die Nachtigallen nicht mehr so schön
Und matter die Drosseln schlagen?

Ich glaube, der große graue Mann,
Das Leben ist gekommen
Und hat mit grausamem Griff daran
Das Blümchen weggenommen.

Mir wird zumute ganz wunderbar
Wie einem Kind auf der Wiese:
Ist denn das alte Märchen wahr
Vom verlorenen Paradiese...?

— „Dein Herz ist traurig, dein Geist ist müd',
Dir grau die Stunde zu färben —
O Liebster, die Blume der Jugend blüht
Taufrisch aus Moder und Scherben.

Die Vögel singen so süß wie einst,
Mußt nur ein Stündelein warten —
Dann kommt es dir, daß du vor Freude weinst
Im wiedergefundenen Garten."

Lied des Todes

Von den Gletschern komm' ich her,
Von den weißen Bergen,
Über Tal und Schlucht daher
Von ungefähr...

Wo die Freude halmesleicht
Ihren Reigen führet,
Meine eisige Klinge streicht
Von ungefähr...

Arme Knospen, Zitterlaub,
Bleiche Menschenblüten . . .
Sachte fallt ihr in den Staub
Von ungefähr . . .

Über Tal und Schlucht daher,
Von den weißen Bergen,
Weißen Särgen komm' ich her
Von ungefähr . . .

Dampfernte

Die Sonne sammelt Speer um Speer,
Noch einmal loht ihr Köcher rot,
Der Weizen wogt, ein weites Meer,
Sanft wiegt der Wind das Ährenschrot.
So weit die Sonne glühend sinkt,
Der Halme Heer gelbgolden blinkt.

Am Horizont marschiert empor
Die wunderbarste Landarmee,
Nicht Blechmusik erschreckt das Ohr,
Der Dampf steigt brausend in die Höh'.
Vorn im Galopp, dann hurtigen Trab
Der General mit seinem Stab.

Blitzt Säbel dort und Bajonett?
Nein, Schrauben, Schlüssel, Hämmer sprühn!
Kein Männermord düngt blutigfett
Die Flur im Abendsonnenglühn.
Werkführer sprengen hoch zu Roß,
Mechaniker, ein heller Troß.

Gigantenhaft stahlarmig rückt
Die Schlachtreih' der Maschinen auf,
Die Sensenschwerter breit gezückt
Hinmähn der Halme Volk zuhauf.
Großmächtig streun der Garben Mahd
Sie hinter sich zu frischer Tat.

Es schwingt und fällt und klingt und füllt
Der Ungetüme Köpfschwadron,
Das Weizenfeld liegt ausgekrüllt
In einer halben Stunde schon.
Die Kornfruchtwagen rollen schwer,
Der Wind wiegt keine Ähre mehr.

Clara Viebig

geb. 1860 zu Trier als Tochter eines Oberregierungsrates aus Posen. Besuchte in Düsseldorf die Höhere Mädchenschule, kam nach Trier in Pension. Nach dem Tode ihres Vaters siedelte sie mit ihrer Mutter 1883 nach Berlin über, bildete sich im Gesang aus und begann 1895 ihre schriftstellerische Tätigkeit. Lebt in Berlin als Gattin des Verlagsbuchhändlers Fritz Cohn.

Hauptwerke: „Kinder der Eifel", Novellen, 1897; „Rheinlandstöchter", Roman, 1900; „Die Wacht am Rhein", Roman, 1902; „Das schlafende Heer", 1897, „Das Weiberdorf", Roman, 1900; „Das tägliche Brot", Roman, 1904; „Einer Mutter Sohn", Roman, 1906; „Das Kreuz im Venn", Roman, 1908; „Die vor den Toren", Roman, 1910; „Eine Handvoll Erde", Roman, 1915; „Töchter der Hekuba", Roman, 1917.

Jahraus jahrein fördert Clara Viebig Romane und Novellen mit fast männlicher Kraft zutage, und man kann sagen, daß selten eine Schriftstellerin, ohne allerdings je ein gewisses Durchschnitts-maß künstlerischer Leistung zu überschreiten, so frisch, so gleich-mäßig, so geradlinig in ihrem Schaffen blieb. Niemals verleugnet sich dabei ihre derbe, gesunde rheinische Rasse. Unentwegt bleibt sie der guten alten Methode eines soliden Naturalismus treu, in Deutschland Zolas getreueste Schülerin. Viele ihrer Erzählungen haben die Eifel zum Schauplatz, bringen Beobachtungen aus dem Kleinleben der Bauern, das unter urwüchsigen, barbarischen Gebräuchen schon die Keime all der Seelenkämpfe zeigt, die in den Großstädten zur letzten Entwicklung, zur Überfeinerung und zum Verfall führen. Auch die Tragik des Liebesinstinktes verfolgt Clara Viebig in seinen verhängnisvollen Verzweigungen und seinen noch lange sich auswirkenden Nachwehen mit offenem



Phot. Esch & Rein, Mühlheim

Clara Viebig.



Auge und fester Hand. Auswüchse von Dummheit, Aberglauben, Geldgier und rührender Bodenständigkeit liefern ihr immer wieder neue lebensvolle Motive.

Aufrichtiges vaterländisches Gefühl spricht sich in den Romanen „Die Wacht am Rhein", „Das schlafende Heer" und in dem Kriegsroman „Töchter der Hekuba" frei von jedem Chauvinismus aus. Wieder andere behandeln soziale Fragen oder mit dramatischer Steigerung rein seelische Konflikte.

Aus „Das Kreuz im Venn" *

Wie eine Wand hatte es sich plötzlich zwischen ihn und die Strafkolonie geschoben. Grau, dick. Das war nicht Nacht, das war ein dichter Sack, der sich einem urplötzlich über den Kopf stülpte.

Sollte das etwa Nebel sein? Venn-Nebel? Josef hatte schon oft davon erzählen hören. Ei, das war ja ganz interessant, den einmal mitzumachen! In London hatte er oft Nebel erlebt — nun, schlimmer war der berüchtigte Londoner Nebel nicht, wie dieser hier, Pfui, wie sich einem der schwere Dunst auf Hals und Brust legte!

Er nieste und hustete und knöpfte dann seinen Überzieher fester zu; im Haus hatte er ihn aufgerissen gehabt in seiner Beklommenheit. Nun fror ihn, obgleich es gar nicht mehr kalt war. Kein Lüftchen regte sich, es war ganz still geworden, und trotzdem durchschauerte es ihn bis ins Mark. Kältende Tropfen hingen an Schnurrbart und Wimpern; das ganze Gesicht wurde feucht. Nur rasch nach Haus, er war zu unlustig, um spazieren zu gehen!

Er rannte wie toll. Aber als er hundert Meter gelaufen war, stand er plötzlich still; ging er denn auch richtig? Nur nicht die Richtung verlieren! ‚Immer mit die Ruhe', wie Heinrich sagte. Er ging langsamer. Er strengte die Augen an: endlich mußte doch einmal ein Ausblick kommen, irgend einen Ritz mußte dieser graue Sack doch haben. Nur ein Auslug, und man wußte gleich wieder, wo man war.

Er ging und ging. Aber der Auslug kam nicht, der graue Sack wurde immer dicker. Und enger; gleichsam, als würde er einem über dem Kopf fest zusammengezogen. Er ging rascher. Er fühlte, daß er aufgeregt wurde.

---

* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Ganz niederträchtig, hier so herumrennen zu müssen! Sein Herz klopfte. Hoffentlich war es nicht mehr weit bis zur Fangeuse! Aha, da schien ja jemand gegangen zu sein! Nun immer ruhig den Fußtapfen nach, sie nur nicht verlieren, dann kam man schon an ein Haus, an irgend einen bewohnten Ort, wenn's auch, schlimmstenfalls, nicht die Fangeuse war.

Er bückte den Kopf nieder und ging wie ein Spürhund der Fährte nach. Noch immer Fußtapfen, noch immer. Bauerntappen waren das nicht. Merkwürdig, wie seine Füße gerade da hineinpaßten — der rechte Fuß, der linke Fuß — keine nägelbeschlagenen Sohlen! Er zuckte plötzlich zusammen und stieß einen Ausruf des Ärgers und der Verwunderung aus: was machte er denn, rannte er denn auf der eigenen Fährte herum wie ein Verrückter?! Er wollte lachen, aber er konnte nicht.

„He! Holla! Ho—ho—o—oh!"

‚He—holla—ho—ho—o—oh!' äffte ihm irgend etwas nach.

War hier ein Echo? Scheu blickte er sich um.

„He, he! Hört denn niemand?!"

‚Niemand!'

Seine Stimme klang nur schwach im dicken Nebel; der dämpfte jeden Schall. Er wischte sich über die Stirn; schon fing er an zu schwitzen, die Anstrengung war groß, er wurde müde. Unter seinen Sohlen ballte sich der Schnee, hing sich an die Absätze in Klumpen; je schwerfälliger er zutrat in seiner Müdigkeit, desto lästiger klebten die Klumpen an. Schwer stützte er sich auf seinen Stock. — — — — — — — — — — — — — —

Josef rief nicht mehr. Wer sollte ihm hier auch helfen? Hier mußte man sich selber zu helfen suchen, wenn man nicht, wie die Bäreb, an einen Schutzengel glaubte. Überall Fußtapfen, überall Fußtapfen. Aber er war nicht mehr sicher, ob es nur die seinen waren; sie waren teilweise verwischt, auseinandergetreten im Schnee. Und es war zu wenig licht, um deutlich zu sehen. Mit beiden Händen faßte er seinen Stock und trieb ihn tief hinein in den Schnee: daran würde er's merken, wenn er wieder an denselben Platz zurückkehrte. Ob er etwa in die Runde lief, immer auf den eigenen Fußtapfen herum die ganze Zeit?!

Es wurde ihm schwer, den Stock zu entbehren, seine müden Füße glitschten hin und her; es kostete ihn jedesmal eine Anstrengung, sie zu heben, die Kniee waren steif. Aber er wankte weiter. Weiter mußte er, er konnte sich doch nicht hinlegen hier. Nicht einmal hinsetzen. Die größte Lust hatte er freilich dazu, er war so müde, und die grenzenlose Stille des Nebels schläferte unwiderstehlich ein. Wenn er sich nun hier hinlegen würde und einschlafen? Dann würde er nicht mehr aufwachen — es wäre der sanfteste Tod! Einen Augenblick kam ihm dieser Gedanke; aber es war nur ein Spielen mit dem Gedanken, trotz aller augenblicklichen

Not. Nur immer weiter, weiter, so leicht gibt man das Leben denn doch nicht auf.

Nun lief er, so rasch er konnte. Wie lange mochte er schon unterwegs sein? Es war Mittagszeit gewesen, als er in der Strafkolonie eingetroffen war; eine Stunde mußte seither wohl vergangen sein. Er sah nach der Uhr und starrte erschrocken — drei?! Er hielt sie sich ans Ohr, er rüttelte sie. Sie ging wie immer, gleichmäßig mit leisem Tick, tick. Um himmelswillen, drei Stunden war er seither schon umhergeirrt? Jetzt fühlte er erst ganz die Müdigkeit. Sie war lähmend. Wenn er nun nicht mehr weiter konnte, wenn er hier im Nebel sich nicht bald zurechtfand, was dann?! All das fiel ihm ein, was Bäreb erzählt hatte.

Überall, rechts und links, vor ihm, hinter ihm, tauchten Kreuze auf. Er wußte, das war nur eine Halluzination, hier waren keine; aber er sah sie so deutlich, als ständen sie da, schwarz und verwittert, denen zum Gedächtnis, die im Schnee erfroren, die im Nebel verirrt waren.

Große Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn, vom Kinn, und fielen nieder in den Schnee. Noch ein paar Stunden, und es war vorbei. In der Abenddämmerung ging kein Mensch mehr durchs Venn. Hoffentlich traf er jetzt noch einen Grenzjäger an, ihr Dienst trieb die ja umher bei allem Wetter! Mit geschärftem Ohr lauschte er: war da nichts zu hören? Aber er hörte kein Klirren von Sporen, kein Traben eines Pferdes, kein ‚Wer da!‘ Gar nichts. Nichts.

Eine grauenhafte Stille umfing ihn. Erst war er aufgeregt gewesen im Gedanken, so spät nach Hause zu kommen — Bäreb würde sich ja um ihn ängstigen — aber nun kam ihm eine größere Angst. Sie überfiel ihn plötzlich wie eine Pantherkatze in jähem Sprung. Sie saß ihm im Nacken, er konnte sich ihrer nicht mehr erwehren, er wurde sie nicht los, so sehr er auch rannte. Das Klopfen seines Herzens war zum Hämmern geworden. Poch, poch — wie das gegen die Rippen anstieß, als wollte es sie eindrücken. Es stach ihm im Rücken bei jedem Atemzug. Jetzt mußte er langsamer gehen, so rasch ging es nicht mehr weiter. Er stand still, die Hand gegen das klopfende Herz gestemmt. Mit wirren Blicken sah er sich um.

Er war in seinem Leben schon in allerlei gefährlichen Lagen gewesen, viel gefährlicheren als heut: in einem furchtbaren Sturm auf der Überfahrt nach Amerika und bei einem Zusammenstoß von zwei Eisenbahnzügen — die Passagiere waren schreiend durcheinandergerannt, die Verwundeten hatten gewinselt und gestöhnt, er war ruhig geblieben. Hier wurde es ihm schwer, die Fassung zu bewahren. So allein, so mutterseelenallein. Und so gar nichts sehen können, keine zehn Schritt vor sich! Das war entsetzlich.

Er stieß einen furchtbaren Schrei aus — er war gegen etwas gerannt,

sein Fuß streuchelte — er packte zu: es war sein Stock! Sein Stock, den er hier in den Schnee gerammt hatte. Bei ihm war er nun wieder angelangt. Also abermals in die Runde gelaufen?!

Er schlug sich vor die Stirn: warum tat er das, warum ging er denn nicht nach rechts oder links? Er riß den tief eingebohrten Stock aus dem Schnee heraus und stapfte nach links. Aber dann hielt er auf einmal an: was nützte es, er kam ja doch nie, nie wieder hier heraus! Warum noch die letzte Kraft erschöpfen? Besser stehen bleiben und warten, bis der Nebel sich gelichtet hatte; der mußte sich wenigstens doch etwas heben. Regungslos stand er, auf den Stock gestützt; ohne ihn wäre er umgesunken. Die Überanstrengung verursachte ihm Schwindel; im grauen Nebel tanzten rote Punkte, sie wurden größer und größer, wurden zu rasch sich drehenden Kreisen. In seinen Schläfen stach es, der Boden, auf dem er stand, schwankte wie ein Schiff; ächzend schloß er die Augen. O, wie würde sie jammern, wenn er nicht wiederkam! Ob sie nicht hinauslief, um ihn zu suchen?!

„Båreb, Båreb!"

Gellend war der Ruf der Brust entwichen. Er schrie den Namen des Mädchens mit aller Anstrengung von Hals und Lunge Aber nichts war in diesem Ruf zu hören von der Angst, von der Verzweiflung, von der Sehnsucht, die ihn herausgepreßt hatte; er klang matt und zahm. Die Stille war zu groß. Sie hatte, ohne den Mund aufzutun, eine viel gewaltigere Stimme, und die gebot: ‚Schweig!' Der Mensch verstummte.

Josef riß die Uhr aus der Tasche. Vier Uhr! Wieder eine Stunde vorbei. Nun war er sieben Stunden von Hause fort. Bald kam die Nacht. Er stand und zitterte und rührte sich nicht mehr vom Platz, nur daß er zuweilen die Füße aufstampfte und die Arme umeinanderschlug, um nicht ganz zu verklammen. Durch seinen Kopf rasten die Gedanken; er wußte selbst nicht, was er eigentlich dachte, ihm war dumpf und wirr im Gehirn. Die Hoffnung, einem Grenzjäger zu begegnen, hatte er längst aufgegeben; die saßen bei dem Nebel auch in einem Unterschlupf. Niemand war im Venn, als er und die Kreuze der Toten.

Er sah wieder nach der Uhr. Er mußte sie sich dicht vor die Augen halten, selbst so war's kaum möglich mehr, sie zu erkennen Halb fünf! Die Kniee drohten unter ihm einzubrechen. Wenn jetzt nicht ein Wunder geschah, dann — — — — —

Horch, war das nicht ein Glöckchen?! Es klang so.

Klingelingeling!

Ein blechernes Anschlagen wie von den Schellchen, die die Pferde vorm Schlitten tragen.

Er schrie nicht, er rief nicht Hilfe, der Mund war ihm wie zugehalten;

aber er wandte sich jetzt nach der Richtung des Klingelns. Er rannte, er stürzte, er sank tief ein in den Schnee, er raffte sich wieder auf, rannte wieder aufs neue — immer das leise Klingelingeling — jetzt ward es schon stärker — jetzt noch stärker — jetzt ganz deutlich: Klingelingeling!

„Halt!" Mit einem Schrei stürzte der Verirrte vorwärts und fiel der Länge lang dem Karrengaul vor die Füße Der blieb stehen.

Der Mann, der heute vormittag endlich den ersehnten Proviant nach der Fangeuse heraufgeschafft hatte und jetzt auf der Rückfahrt begriffen war, sich ganz auf den Instinkt seines Pferdes verlassend, lud den Herrn auf seinen Schlitten und wendete noch einmal um.

Tagesliteratur / Berufs-Romane und -Dramen

Das Bedürfnis, die reale Umwelt, die Triebe, Ziele, Lebensgewohnheiten der durchschnittlichen Gegenwartsmenschen in ihrer äußeren Erscheinung umfassend und näher kennenzulernen, hatte sich, angeregt durch die Bewegung des Naturalismus, in allen Schichten des Publikums verbreitet. Bequemer als durch das Studium wissenschaftlicher oder halbwissenschaftlicher Werke konnte man sich beim Durchfliegen eines Romans, beim Anhören eines geschickt gearbeiteten Schauspiels darüber unterrichten, wie es in der Welt, in Staat und Gemeinde, in Handel, Industrie, im Unterrichtswesen usw. zuging, wie es unter dem Dache des Nächsten, in seiner Familie, seinem Büro aussah, wie das Leben von Hoch und Gering sich abspielte, was für Freuden, Leiden, Sorgen die Ehrgeizigen, die Geldgierigen, die Verliebten hatten, wie da und dort die Jugend erzogen, die Ehe aufgefaßt, Geld verdient, Sport getrieben wurde u. dgl. m. Federgewandte Schriftsteller, die mehr oder weniger flüchtig durch die Schule des Naturalismus gegangen waren, drängten sich dazu, aus ihren Erfahrungen und Beobachtungen, die sie wohl auch eigens zu diesem Zwecke vornahmen, in unterhaltender oder spannender, sentimentaler oder munterer Form Wissenswertes mitzuteilen.

So kam eine aus dem Alltag geborene, auf die Ansprüche des Tages berechnete Literatur auf, die noch immer den breitesten Raum einnimmt, den Verfassern und Verlegern guten Gewinn und den Ruf der Beliebtheit einbringt. Viele von diesen industri-

ellen Schriftstellern werden für eine Reihe von Jahren Modeautoren; so rasch sie dann der Vergessenheit anheimfallen, so rasch sind wieder andere mit anderen, noch unverwerteten Stoffen zur Stelle.

Das Theater braucht solche zuverlässige, nie langweilige oder anstrengende Mitarbeiter für sein Bestehen sehr nötig; sie liefern ihm die als Rückgrat des Betriebes erwünschten „Zugstücke". Wenn ein Stück „einschlägt", kommen „Serien-Aufführungen" zustande, deren Erfolg von der Tageskritik meist wohlwollend gefördert wird. Die Monatsschriften decken mit dieser Art von gefälliger, den Geschmack ihrer Leser nie verletzender Literatur ihren Bedarf an Romanen und Novellen. Hübsche, sinnige Gedichtbände, die der Erhaltung maßvoller Lebensfreude dienen, werden in zierlicher Ausstattung als passendes Geschenk für Damen, zu Geburtstagen, zu Weihnachten, zur Konfirmation usw. verwandt.

Im Drama trat an die Spitze der Lieblingsautoren Hermann Sudermann (geb. 1857). Seinen ersten durch gesellschaftskritische Spitzen oft „unerquicklichen" Dramen ließ er harmlosere folgen. Seine Schauspiele „Das Glück im Winkel", „Johannisfeuer," „Es lebe das Leben", „Stein unter Steinen", „Das Blumenboot", mehrere sehr lebendige Einakter, die Komödien „Schmetterlingsschlacht" und „Sturmgeselle Sokrates" gingen über alle Bühnen, fanden vereinzelt auch den Weg ins Ausland. Eine Stufe tiefer und deshalb allen Freunden leichter Kost noch willkommener waren die ernsten und heiteren Spiele von Ludwig Fulda (geb. 1862); doch überdauerte deren Erfolg kaum je die Saison, für die sie geschrieben waren. Etwas länger hielten sich in der Gunst der Leser die Romane der einmal glücklich eingeführten Erzähler. Mit dem „gemäßigten Realismus", den sie in langen Reihen von Büchern pflegen, wurden am beliebtesten Georg von Ompteda, der mit einer Trilogie vom Deutschen Adel zunächst höhere Hoffnungen weckte, dann aber nur noch flache Gesellschaftsromane schrieb, Rudolf Stratz und Rudolf Herzog, die Brüder Hans und Fedor von Zobel-

titz, Richard und Fritz Skowronnek, Karl und Anton von Perfall und die nicht minder fruchtbaren Frauen Ida Boy-Ed, Luise Westkirch, Lisbeth Dill, Olga Wohlbrück, Thea von Harbou usw. usw.

Höhere Ziele steckten sich Wilhelm Hegeler, Gabriele Reuter, Felix Holländer, Georg Hirschfeld, Hermann Horn, E. A. Greeven und — hauptsächlich in ihren Novellen — Korfiz Holm und Georg von der Gabelentz. Humoristische Unterhaltungs-Literatur gibt es von Otto Ernst, von Alice Berend (aus der Kleinstadt-Atmosphäre), von Wilhelm Poeck (aus dem Seemannsleben), von Raoul Auernheimer, einem Wiener Feuilleton-Talent, das sich auch in Plauderlustspielen bewährte.

Einblick in bestimmte Berufe vermittelten meist die aus ihnen hervorgegangenen und von ihnen enttäuschten Schriftsteller. So brachte Otto Ernst in „Flachsmann als Erzieher" die Volksschullehrer auf die Bühne, Franz Adam Beyerlein in „Zapfenstreich" die Unteroffiziere, Arno Holz und Oskar Jerschke in „Traumulus" die Mittelschullehrer, Ferdinand Wittenbauer in „Der Privatdozent" die Hochschullehrer, Anton Ohorn in den „Brüdern von Sankt Bernhard" die Mönche, Wilhelm Meyer-Förster in „Altheidelberg" die Korpsstudenten. Parallel mit den Berufs-Schauspielen liefen die Berufs-Romane der obengenannten Unterhaltungs-Erzähler, die mit dem Stand der Offiziere, des Landadels, der Groß-Industriellen und Kaufleute, der Ärzte, der Seeleute usw. bekannt machten. Auch der politische Roman, insofern er eine Darstellung politischer Realitäten der Gegenwart unternimmt, ist eine Art Berufs-Literatur. Stefan Großmann (geb. 1875 in Wien) machte mit anerkennenswerter Unparteilichkeit mit dem sozialistischen Parteigetriebe in der österreichischen Hauptstadt bekannt („Die Partei", 1919), Fedor von Zobeltitz um dieselbe Zeit in „Die Junker" mit den Bestrebungen der altpreußischen Konservativen. Werke, die aus den Ereignissen des Krieges und der Revolution entstanden — viel gelesen wurden

gegen Ende des Krieges Andreas Latzkos „Menschen im Krieg" und „Friedensgericht" — sprachen pazifistische, kommunistische oder nationalistische Überzeugungen aus.

Von Lyrikern jener Epoche seien erwähnt Richard Zoozmann, Ferdinand Avenarius, Hans Benzmann, Rudolf Presber, deren liebenswürdige Verse sich wohl nur noch in Anthologien eine Zeitlang erhalten werden.

Historisches / Legende / Märchen

Zwei Gründe sind es, die den historischen Roman und das historische Drama in der deutschen Literatur nie werden aussterben lassen. Erstens einmal ist der Sinn für zuverlässig und wissenschaftlich feststellbare Tatsachen der Vergangenheit in jedem deutschen Autor schon durch seine Schulbildung systematisch entwickelt worden, und die dem deutschen Charakter eigentümliche Freude an sorgfältiger Ausführung alles Zuständlichen, an charakterisierender Kleinmalerei, an Verknüpfung der gewaltigsten Pläne mit den scheinbar unbedeutendsten Antrieben führt beschauliche Naturen immer wieder zum Studium und zum phantasievollen Ausschmücken großer historischer Epochen, merkwürdiger Staats-Ereignisse oder bedeutender, verdienstvoller Persönlichkeiten. Dann aber verlangt auch das deutsche Volk selbst darnach, sich über seine Vergangenheit allseitig zu unterrichten, an den Ruhmestaten seiner Heroen, unter denen es Kriegshelden und mächtige Herrscher am höchsten verehrt, sich zu begeistern. Dabei sind ihm die Werke am willkommensten, die seine Neigung, kriegerische Erfolge rückhaltlos zu bewundern, und seinen Patriotismus temperamentvoll nähren, sein Wissen um die Geschichte und Kultur fremder Nationen aber auf möglichst unterhaltende Weise bereichern.

Ein Bearbeiter preußischer Stoffe für die Bühne ganz nach dem Herzen des geeinten deutschen Volkes war Ernst von Wildenbruch (1845—1909). Wenn er auch erst während der neunziger Jahre auf der Höhe seines Ruhmes stand und auch

heute noch hin und wieder gespielt wird, so gehört er doch, sowohl seiner treuherzig feudalen Gesinnung wie seinem klirrenden Pathos nach, noch ganz der vornaturalistischen Epoche an. In unbedenklicher Vasallentreue feierte er die Verdienste der Hohenzollern („Die Quitzows", „Der neue Herr"), aber auch die der alten Karolinger- und Sachsenkönige. Später versuchte er sich mit nur äußerem Gelingen im realistischen Drama („Die Haubenlerche", „Meister Balzer"). Wildenbruchs — auch von Wilhelm II. selbst — bevorzugter Nachahmer war Josef Lauff. Königs- und Kaiserdramen aus dem deutschen Mittelalter wurden noch vor nicht allzu langer Zeit in Masse geschrieben, selten gedruckt und fast niemals aufgeführt. Zu den Wenigen, mit denen der fruchtlose Versuch gewagt wurde, gehörten Hanns von Gumppenbergs, des Auch-Realisten, „Konrad I." und „Heinrich I". Ebenso wenig Glück hatten Fritz Lienhard (geb. 1865), anfangs einer der radikalsten unter den literarischen Umstürzlern, mit seiner „Wartburg"- Trilogie und Adolf Bartels (geb. 1862) mit einer „Luther"-Trilogie, Wilhelm Weigand (geb. 1862) mit einigen Renaissance-Dramen und Karl Bleibtreu mit den Napoleon-Dramen „Weltgericht" und „Schicksal".

Als ergiebiger erwiesen sich Stoffe des Auslands; so interessierten vereinzelt Otto Borngräbers kühnes Weltanschauungsdrama „Giordano Bruno", Otto Erlers „Zar Peter" und „Struensee" und Rudolf Herzogs unerfreuliche „Condottieri".

Auf einsamer Höhe blieb Gerhart Hauptmanns bei der Uraufführung scharf abgelehnter, neuerdings aber sich durchsetzender „Florian Geyer".

Um die Jahrhundertwende fand in natürlicher Reaktion gegen das Straßengewand der Gesellschaftsdramen der Geschmack des Theaterbesuchers wieder Gefallen an Kostümstücken, unter denen die Märchenspiele stets den historischen Dramen den Rang abliefen. Fast jeder Dramatiker von Ruf probierte, wie weit seine Kraft auf diesem scheinbar so bequemen Wege zu großen Kassenerfolgen reiche. Am meisten Glück hatten Ludwig Fulda mit dem „Talisman" und Ernst Rosmer mit „Königskinder". An dem

Wettstreit beteiligten sich u. a. Hermann Sudermann mit seinen „Drei Reiherfedern", Max Dreyer, Max Möller, Eberhard König und die Schauspieler Rudolf Rittner und Friedrich Kayßler, bis die Märchen-Mode mit einemmal vorüber war.

Tummelten sich auf dem Gebiete des historischen Schauspiels im wesentlichen schwache Begabungen, wodurch es leider geradezu in Mißkredit geriet, so auf dem des Märchendramas Dilettanten zwischen skrupellosen Theaterpraktikern. Dagegen nahmen sich ein paar ernste Dichter der Biblischen Geschichte und der Legende an. Hierher gehören Eduard Stuckens Dramen aus dem altenglischen Sagenkreise, Wilhelm Schmidtbonns „Der verlorene Sohn", Carl Hauptmanns „Moses", Ernst Hardts „Gudrun" und „König Salomon" und des jungen Friedrich Sebrecht „David". Von letzterem wurde jüngst auch ein interessantes „Kleist"-Drama aufgeführt.

Der historische Roman hat vor dem historischen Drama einen überraschenden Vorsprung gewonnen und das seinige dazu beigetragen, es aus der Gunst des Publikums vollends zu verdrängen. Seine künstlerischen Qualitäten verbesserten sich während der letzten Jahrzehnte zusehends. Unter den realistischen Umstürzlern war es besonders Wilhelm Walloth („Oktavia", „Paris der Mime", „Ovid"), der den historischen Roman von aller Gelehrsamkeit reinigen und ganz der Poesie zurückgeben wollte. Wesentlich ausgeglichener in der Form, älteren Mustern folgend, gab Hans Hoffmann (geb. 1848) zur gleichen Zeit den „Eisernen Rittmeister" und bald darauf „Wider den Kurfürsten" heraus. Er schloß sich der Tradition Wilhelm Raabe an; aus eigener Kraft erworben waren dabei Elemente in der Herausarbeitung der Zeitstimmung und der Massen-Psyche, die von den Jüngeren zu prinzipieller Bedeutung erhoben wurden. Ihm darin verwandt: August Sperls (geb. 1862) „Söhne des Herrn Budiwoi" und „Hans Georg Portner", und Wilhelm Arminius' (geb. 1861) „Yorks Offiziere", gediegene, nur noch unter Pathos und Sentimentalität zuweilen leidende Archivarbeiten. Den Übergang vom

Epigonentum zur Moderne vollzog in Österreich zuerst Wilhelm Fischer-Graz (geb. 1846). Seine Renaissance-Novelle „Die Mediceer" kam von C. F. Meyer her. Selbständig ward er als historischer Novellist und zugleich als einer der tüchtigsten Heimatkünstler in den „Grazer Novellen". Still, fein und gemütvoll und deutsch-österreichisch von bester Art fanden eine große, anhängliche Gemeinde die historischen Erzählungen von Franz Karl Ginzkey (geb. 1871) „Der von der Vogelweide", „Der Wiesenzaun". Kulturgeschichtliche Stoffe verarbeiteten geschickt E.G. Seeliger („Die Macht", Novellen; „Junker Schlörcks tolle Liebesfahrt", Roman) und Hermann Löns („Werwolf" 1910).

Mit einer Wendung ins Kulturhistorische gelangten drei unsrer besten Dichterinnen zu einem vorläufigen Höhepunkt geschichtlicher Epik: Isolde Kurz, Ricarda Huch, Enrica Handel-Mazzetti, über die noch im einzelnen zu sprechen ist. Von schwerblütigem, männlichem Ernst, gedankenreich sich ausbreitend, stellte sich E. G. Kolbenheyer zwischen die rein historischen und die biographischen Romanschriftsteller („Amor Dei", ein Spinoza-Roman, 1918. „Die Kindheit des Parazelsus", Roman, 1917). Benno Rüttenauer (geb. 1855) hat durchaus nichts, wie man seinen Jahren nach vermuten könnte, Greisenhaftes in seinem Schaffen. Als Verfasser historischer Erzählungen („Der Kardinal", 1912, „Die Enkelin der Liselotte", 1912 usw.) erfreut er mit derselben jugendfrischen Schelmerei wie in seinen schwäbischen Kleinstadtgeschichten. Max Ludwig (geb. 1873) reihte sich mit seinem Roman „Der Kaiser" (1911) mit gutem Gelingen den Dichtern um Napoleon an, ohne mit diesem und seinen anderen Romanen die Beachtung zu finden, die seine herbe Kraft verdient. Sehr rasch dagegen kam zu Ruf und Beliebtheit Walter von Molo (geb. 1880). Gewandt und reich an äußerer Handlung, sprachlich mit einem gewissen „Schmiß" gemacht, haben seine Romane das Glück, vom bücherkaufenden Publikum wie von der Tagespresse stark überschätzt zu werden. Seine drei biographischen Schiller-Romane (1912—14) und der Roman über Friedrich den Großen „Fridericus" (1918) zeichnen

sich durch fleißige Studien und geschickten Aufbau aus, häufen aber die lärmenden Effekte bis zur grellen Unwahrheit und Unmöglichkeit und werden den beiden „Feuerseelen" nicht im mindesten gerecht. Angenehmer lesen sich die historischen Momentbilder „Im Schritt der Jahrhunderte" (1917), in denen auch die Sprache sich etwas geschmackvoller mäßigt und dämpft. Der altflämischen und -holländischen Kultur entnahm Eugen Demolder die Stoffe seiner Romane. „Der Weg der Dornen", ein Rembrandt-Roman (1914) und „Ein Märchen an der Schelde" (1916) verstehen Temperament sehr wohl zu zügeln und gelangen eben dadurch bei echtestem Lokalkolorit zu überzeugenden Eindrücken von Land und Leuten.

Aus dem Kreise der jüngst zu Expressionisten gewordenen erregte Hermann Kesser (geb. 1880) mit der Novelle „Lukas Langkofler" (1912) berechtigtes Aufsehen. Alfred Döblin veröffentlichte (1921) einen gewaltigen, menschlich wie künstlerisch stark aufwühlenden „Wallenstein"-Roman.

Den biographischen Roman pflegten u. a. Joachim von Delbrück („Spiel in Moll" über Chopin) Hans von Hülsen („Den alten Göttern zu" über Platen), Doris Wittner (über Heinrich Heine), Heinrich Schumacher (über Nelson, Kaiserin Eugenie, Napoleon III).

Biographische Momente aus J. S. Bachs Leben und Schaffen enthält ein bunter, herb duftender Früchtekranz von Versen, Ernst Lissauers Gedichtband „Bach" (1916). — Als Erneuerer und Führer der Balladendichtung gilt unbestritten Börries von Münchhausen. Ihm schlossen als sich Jüngerinnen an Agnes Miegel und Lulu von Strauß und Torney.

Carl Spitteler

geb. 1845 zu Liestal in der Schweiz als Sohn eines Schweizer Staatsmannes. Verlebte daselbst die ersten vier Jahre; 1849—56 in Bern, dann in Basel. Studierte in Basel Jura, in Zürich, Heidelberg und Basel Theologie. 1870 bestand er das Staatsexamen, hielt sich 1871—79 als Erzieher in Rußland auf, wurde Lehrer der Geschichte an einer Berner Mädchenschule, von 1881 ab Lehrer für klassische Sprachen und Deutsch am Collège von Neuveville am Bielersee. 1866 ging er nach Basel als Redakteur der „Schweizerischen Grenzpost". Von 1888 an lebte er daselbst als freier Schriftsteller, bis er die Feuilletonredaktion der „Neuen Züricher Zeitung" übernahm. 1892 zog er sich auf seine Villa nach Luzern zurück, wo er seitdem dauernd als freier Schriftsteller lebt. Carl Spitteler erhielt 1920 den Nobelpreis.

Hauptwerke: „Prometheus und Epimetheus", Prosadichtung, 1880; „Extramundana", Gedichte, 1883; „Friedli der Kolderi", Novellen, 1891; „Balladen", 1895; „Conrad der Leutnant", Novelle, 1898; „Olympischer Frühling", Epos, 1900—1910; „Imago", Prosadichtung, 1906; „Glockenlieder", 1906.

Nicht auf Grund seiner kleineren Gedicht- und Novellenbände, sondern nur als Dichter des „Olympischen Frühlings", des einzigen modernen deutschen Epos von Bedeutung, gehört Spitteler unter die Großen unsrer Dichtung und wird ihr bleiben. Die Schweizer verehren ihn als Häuptling. In seliger, sonniger Heiterkeit leben den Menschen gleich — und nichts Menschliches ist ihnen fremd — die Götter des Olymp ihr mythisches Dasein. Paarweis gereimte sechsfüßige Jamben wahren die erhabene Ruhe und das edle Gleichmaß des echten Epos. Die Handlung entwickelt sich schrittweis, ohne zu stocken oder episodisch abzuschweifen. Die Gedankenwelt ist großartig, den göttlichen Motiven angemessen, die phantasievolle Darstellung verschmäht nicht kleine dem menschlichen Alltag entnommene humoristische Züge. Der Grundsinn des Werkes ist pessimistisch, seine einzelnen

Ideen sind stolz heroisch oder munter idyllisch; alles lebt, flimmert und strahlt, dröhnt, klingt und musiziert. Verwandt der Sprache von Nietzsches „Also sprach Zarathustra“, aber nicht abhängig von ihm ist die des früher erschienenen ziemlich dunklen aber poesievoll ideenreichen „Prometheus und Epimetheus“.

Aus dem „Olympischen Frühling“*

IX. Kapitel

Hylas und Kaleidusa über Berg und Tal

Die Nacht zog ab, verscheucht, verfolgt vom Hahnenschrei.
Geschäftig drängte sich der fleißige Tag herbei;
Indes die Luft, vom Lichtgeflüster halb geweckt,
Verträumt noch schlummerte, im Dämmer hingestreckt.
Da stahl, den Rücken längs der Weinbergmauerwand
Geduckt, das Blattwerk teilend mit gespreizter Hand,
Sich Hermes' Bruder Hylas durch den Pfad der schwanken
Tauschweren morgenwindbewegten Rebenranken;
Vom Amselspott geneckt, vom Grillenlärm verschrieen.
Schon war ihm bis zur Erde schier die Flucht gediehen —
Bosheit! Ein Stich, ein Strahl, ein Schwertblitz von Demant,
Von roter Sonnenlohe Ost und Süd entbrannt,
Ein Farbentaumel, der von allen Himmeln quoll:
Und auf dem Flammenwagen stieg empor Apoll.
„Was eilst du, Bruder Hylas, dämmernachtverstohlen
Zu Tal? Wen willst du meiden oder überholen?“
Aufschauend blinzte Hylas dem Verräter zu:
„Eja, ich halt es, lieber Bruder, halt wie du:
Vermeinend, daß zum Wandern, Schlafen, Seligsein
Nicht etliche gehören, sondern zwei allein.
Der Unterschied ist nur: du flüchtest in die Wolke,
Ich aber erdwärts in die Waldschaft vor dem Volke.“
Sprachs, und beschleunigte die flüchtgen Schritte. Bald
Langt er auf Erden an und trieb zum nahen Wald.

---

* Eugen Diederichs, Verlag, Jena.

Dort hielt er still. Ein Kuckuckruf aus seinem Mund,
Gefolgt von Turtelgurren aus dem Eichengrund:
Und morgenmunter tauchte hinterm Waldestor
Die Nymphe Kaleidusa marschbereit hervor.
Ein Koselaut, ein Lächelgruß. Dann eilten sie
Vereinten Wegs waldab mit gleichbeschwingtem Knie.
Und schöpften sich ins Herz den reichen farbigen Tag,
Die Märchen aus der Luft, die Blüten aus dem Hag,
Der Freundschaft Liebesblick aus schönem Wimpernschlag.
Und aller Dinge, aller Wesen Sinnbild war
Ihren gescheidten weltvertrauten Augen klar.
Der Gräser Säuseln, das Gewölk im Himmelmeer
Verschwieg der klugen Frage kein Geheimnis mehr.
„Hörst du die Bienen summen unterm Wipfeldach?
Und was sie sich von uns erzählen, Freund?“ Er sprach:
„Wohl hör und seh ich, Kaleidusa, viel des Schönen,
Doch lieber ist mir deiner treuen Tritte Tönen
Am Wegesrand und deines Busens Seufzerrauschen.
Dies Liedlein möcht ich nicht um Orgelpsalmen tauschen.“
Und also fort im Gleichschritt mit dem rüstigen Tag.
Bis daß des Mittags Wollust in den Büschen lag:
Da mochten sie, vom kühlen Wasserhauch geladen,
Im schattigen Weiher oder Springbach frei sich baden.
Sodann, die Glieder weitgestreut im Nußbaumgrunde,
Genossen sie der Rückenruhe manche Stunde.
Bis frischer Luftzug reizte zu erneutem Lauf:
Da nahm ein jeder Arm und Beine wieder auf.
Und sprangen lustig an und klatschten in die Hände
Und eilten singend durch die Wälder ohne Ende.
Gleichviel wohin. Das Ziel nicht, bloß der Weg verschlug.

Da sprach zum Nachmittag der Abend: „Nun genug!“
Er sprachs, und flatternd schwang er die vereinten Flügel,
Und schrägen Schwebens sinkend auf den Maienhügel,
Ließ er den Purpurmantel von den Schultern fallen.
Aus dessen Falten kroch ein wimmelnd Schattenwallen.
Jetzt, eine Bank erspähend, legt er auf die Knie
Die Landschaftsbilderbibel und bemalte sie.
Ihn fragte Kaleidusa: „Darf man? Ists erlaubt?“
Und stand auf ihren Zehn und sah ihm übers Haupt.
Heimlich im frischgemähten Mättlein unter ihnen,

Am waldesschattenübertuschten Rain erschienen
Die leisen Töchter Pans: Morpho und Pantaphile,
Das junge Herz vergnügend im Verwandlungsspiele.
In Tier und Vögel ihren schlanken Leib vertauschend,
Bald als beschwingte Reiher in den Lüften rauschend,
Bald sich belustigend als sprunggewandte Rehe.
Ein Wunsch: und schlank und lieblich standen sie wie ehe,
Pans leise Töchter anzuschaun, nicht mehr und minder.
Drüben im Menschendorfe lärmten Menschenkinder,
Verschränkten Arms im Kriegslauf schreitend: „Eins und zwei."
Doch kaum mit „drei", so war die Kinderzeit vorbei.
Nachdenklich saßen sie als Männer vor dem Haus.
Da sargte Glockenwimmern sie vors Dorf hinaus.
„Wo ist der Unterschied?" raunte der Mühlebach.
„Morpho und Mensch, Verwandlung schmelzt ja alles, ach!
Sie nennen es „Natur", glaub ich, behaupten sie.
O weh! Anankes unheilbunte Phantasie!"

Also versäumten sich in traulichem Vereine
Hylas und Kaleidusa auf dem Abendraine,
Bis daß vom Tal im nebelduftigen Gelock
Die rotbekappte Dämmrung mit dem Hirtenstock
Der Träume stille Herde weidete heran
Und aus dem Bachgrund, wo er schlief, der leise Pan
Mit weichem Flederflug gespenstig sich erhob,
Um Hain und Hecken seine Zeichenrätsel wob
Und mit den feinen Fingern dem erfüllten Tage
Aus Fels und Busch entlockte die ergiebige Sage.
Da steuerten sie heimwärts, nächtens unterm Mond,
Erinnerungdurchleuchtet, freundschaftsglückbelohnt.
Und als der Abschied, wartend überm Waldessaum,
Mit strenger Hand sie trennte: es verdroß sie kaum.
Der Wunsch war satt, der Reise süße Frucht geborgen.
Und Küsse flüsterten das frohe Bündnis: „morgen".

Doch Ärgernis erwuchs aus ihrem Glück dem Neide.
Und alle taten sich zusammen gegen beide.
Die Eintracht zu entzwein schien nötig jedenfalls.
Deswegen, spät am Abend nach der Trennung, als
Hylas nach Hause zielte, huschten aus dem Hag
Die Heckennymphen: „Hör doch, Hylas, warte, sag,

Mit welchem Häftlein, sprich die Wahrheit, oder Leim
Hält Kaleidusa dich gefangen insgeheim,
Daß du an ihrem Röcklein gleich der Kette klebst?
Gleich einem Arbeitsgaul an ihrer Seite träbst?
Es gibt der Nymphen, Lob und Dank! die Überzahl,
Schöner als Kaleidusa. Greif, du hast die Wahl!
's ist schad um dich, so fein, so zierlich! Komm ein klein
Mit uns. Es reut dich nicht. Wir wollen lieblich sein."
Hylas erwiderte: „Seht, das verhält sich so:
An Kaleidusens kleiner Zehe oder wo
Hat sie ein winzig Sandkorn. Wenn sich dieses dreht,
Geschieht, daß längs dem Wege Farbenglanz entsteht.
Und glaubt mir, vielmal schöner leuchten diese Farben
Als Sonnenschein. Der Farben kann ich halt nicht darben.
Zum Zweiten hat sie zwischen Zunge zwischen Zahn
Ein Singspiel. Hebt sie kaum damit zu singen an,
So singt die ganze Welt dazu, mein Herz damit.
Das also ist der Leim, danach ihr fragt, und Kitt.
Wenn einst das Singspiel schweigt, erlischt das Farbenfeuer,
Wohlan, dann laß ich Kaleidusa, bin ich euer."
Zu gleicher Zeit im Heimweg zwischen Damm und Graben
Versuchten Kaleidusen arge Satyrknaben:
„Fürwahr, das nenn ich eine sonderbare Lust,
Über Gestein und Stoppeln ohne Rast und Rust
Mit Hylas umzulaufen wie die Mühleräder!
Was siehst du denn an ihm? Was hat er mehr als jeder?
Sind etwa Satyrburschen nicht genug im Lande,
Daß mit Olympiern du dich paarst zu unsrer Schande?
Ich weiß von Münzen, wenn nach Golde du gelüstest,
Und köstlichen verborgnen Schätzen, wenn du wüßtest!"
„Seht", sagte Kaleidusa, „seht, wie sichs verhält:
Zehnhundertmal zehntausend Täler hat die Welt.
In jedem Tale wächst ein Beerlein Hadamak,
Das hat nur selben, keinen ähnlichen Geschmack.
Drum will ich täglich wandern, hab ich halt beschlossen,
Bis daß ich jedes Tales Beerlein abgenossen.
Nur Hylas schmeckt, sonst keiner, wo die Beerlein sind.
Nun habt ihr den Bescheid. Jetzt gebt mir Raum geschwind!"
„Geh nur! Du wirst der Reisefrohn doch schließlich satt."
„Am jüngsten Morgen, wenn die Welt ein Ende hat."

Also von der Versucher Hinterlist befreit,
Zog mit der Freundin Hylas aus in Ewigkeit.

Doch eines heißen Tages um die Mittagsstunde,
Als sie zur Ruh sich betteten im Nußbaumgrunde:
„Ei sieh doch", meinte Kaleidusa, „was die Schrift
An jenem Baumstamm wohl besagt und wen betrifft!"
Sprang auf und las. So sprach die Tafel unterm Baum:
„Warnung! Dem Unvorsichtgen, den dahier ein Traum
Im Schlaf beschleicht, dem wird sein künftig Schicksal klar.
Weich aus! Willkommnes reicht die Zukunft keinem dar."
„Der weisen Warnung", rief sie, „mag ich gern mich fügen.
Die Gegenwart ist süß, sie kann mir baß genügen."
Mit diesen Worten kam zufrieden sie zurück,
Saß ab, umschlang den lieben Freund und schlief ein Stück.
Desgleichen übte sie verständig sieben Tage.
Am achten aber schafft ihr doch der Fürwitz Plage,
So daß sie, während Mittagsschlaf den Freund umfing,
Sich heimlich unter jenen Baum zu legen ging,
Dämmrigen Geists entschlummernd. Doch entschlummert kaum,
Schluchzte sie auf und jammerte und schrie im Traum.
Die Augen rieb sich Hylas: „Ward mein Ohr betört?"
Versetzt er, „oder hab ich weinen dich gehört?
Und feucht verschleiert blickt dein Auge, wie mir scheint."
Sie sprach: „Mein Blick ist hell, ich habe nie geweint."
Dann, als sie weiterzogen die gewohnten Wege:
„Wie ist dein Tritt", rief er verwundert, „heut so träge!
Und müde hängt dein Haupt und schwer wie kummersatt."
Sie sprach: „Ich selbst bin munter, einzig du bist matt."

Doch abends spät im finstern Forste unterm Mond,
Nachdem zum heimischen Olympos wie gewohnt
Hylas fernhin verzogen war und rund umher
Einsame Höhle klaffte, licht= und freundschaftsleer,
Brach sie zu Boden mit unbändgem Tränenschwall,
Und weithin hörbar, wie der Ruf der Nachtigall
Im Maienhain, erfüllte sie die Nacht mit schönen
Von Herzeleid durchwühlten Liebesklagetönen.
Erbarmungsvoll erschienen aus dem Waldrevier
Die Schwestern, nahmen ihr die Hand und kosten ihr
Zärtlich die Locken: „Rede Schwester, was dir fehlt!

Hat Hylas dich mit einem harten Wort gequält,
Das Herz verwundend ungewollt und unbedacht,
Daß du die Augen schüttest in die schwarze Nacht?"
„Ach Jammer, liebe Schwestern", klagte sie, „ach nein!
Nicht Hylas, nur mein Fürwitz strafte mich allein.
Ach weh mir, daß ich träumte unterm Schicksalsbaum!
Denn diese Zukunft offenbarte mir der Traum:
Ich sah den Herzensfreund an mir vorübergehn,
Den Gruß mir nicht erwidern und beiseite sehn."
„Schade! Doch ists getan. Du kannsts nicht rückwärts tun."
„Drum will ich sterben. Eja, sterben will ich nun."
„Wie sprichst du töricht, liebe Schwester, da du weißt:
Unsterblich ist der luftigen Waldesnymphen Geist.
Wir mögen nicht wie Sterbliche den Tod erhandeln.
In Duft und Dinge können höchstens wir uns wandeln."
„Deshalb", rief Kaleidusa, „will ich mich verwandeln.
Ich will nicht warten, bis er selber mich vergißt.
Ich muß ihm schmerzlich mangeln, daß er mich vermißt."
Und blieb dabei. Kein Schmälen und kein Tränenguß
Erweichten ihren unabänderlichen Schluß.

Und als nach schwerem Scheidegruß mit Grabgesängen
Die Schwestern sich verloren in den Waldesgängen,
Bedachte sie die lange Nacht im Schmerzensrausche,
In welch ein duftig Ding sie wohl die Seele tausche,
Daß sie in Hylas' Herz sich und Gedächtnis schiebe
Und, wo er immer weile, ihm vor Augen bliebe.
Warf der Gedanken tausend auf und Pläne viel:
Umsonst, denn nie gewann ihr müder Geist ein Ziel.
Der Wille war zu krank, er konnte nichts beschließen,
Und all ihr Denken taugte Tränen zu vergießen.
Bis daß der blaue Tag den Himmel überzog
Und lustige Farben auf den Erdenjammer log.
„Ach", seufzte sie, „jetzt naht die wehmutvolle Stunde,
Wo sonst mein Freund mich suchen kam im Eichengrunde.
Wer weiß, schon eilt er vom Olymp in Freud und Frieden,
Nicht ahnend, welche herbe Täuschung ihm beschieden.
Ich fühls, mein Vorsatz wankt, mein kleiner Stolz entweicht.
Auf! ehe seine traute Stimme mich erreicht!"
Schnell stieg sie auf die Blöße überm Tannenhain.
„Mut, Kaleidusa!" mahnte sie, „es muß ja sein!"

Wohl sprach sie das und schöpft ins Herz sich handvoll Mut,
Allein zum Leben. Ach, das schmeckte heut so gut!

Da rauschte überm morgenroten Wipfelmeer
Der Feuervogel Phönix durch die Luft daher.
Auf eine Tanne nebst der Blöße schwebt er nieder,
Augt um sich, glättete das schimmernde Gefieder,
Dann öffnet er den Schnabel, schloß den Blick und sang
Sein Morgenlied, volltönend gleich wie Glockenklang.
So lautete das bilderschwere Morgenlied,
Das Phönix mit dem Glockenmund der Welt beschied:
„Weß ist die Seele, fragst du, die aus Feld und Au
Mit sinnigen Augen dich bespricht im Morgentau?
Vernimm: das ist des Gottessohnes Zeichenschrift,
In finstrer Nacht gegossen über Tal und Trift,
Wenn er, in weltenferner Wüstenei gefangen,
Die Hände streckt durch das Gebiß der Kerkerstangen,
Verstohlne Botschaft streuend auf die dunkle Erde,
Damit von seinem Dasein täglich Meldung werde.
Aurosa, der entfernten Freundin, gilt der Brief.
Der sagt von Troste hoch und singt von Schwermut tief.
Am frühsten Morgen naht vom Wald die Gottesbraut,
Und aus dem Felde silbertropfenübertaut
Versammelt sie mit emsigem Fingerfleiß behende
Die Zeichen, die gestiftet des Geliebten Hände.
Geheim zwar ist die Schrift, undeutlich andern Wesen.
Aurosa einzig kann die heiligen Runen lesen
Kraft ihres Diadems mit Namen Horizont.
Sobald des Tages Strahl das Diadem besonnt,
Erscheint der Runen richtige Zusammenkunft.
Der Sinn keimt auf, die Liebe zeitigt die Vernunft.
Dann schwelgt sie überm Briefe in den Winkelnissen.
Sie mag nichts von der Welt, nur vom Geliebten wissen."

So sang der Vogel Phönix überm Tannenhorst,
Über der Blöße auf dem morgenroten Forst.
Horch: Hylas' Stimme, fernher von den Bergesstufen,
Und Kaleidusens Namen forderte sein Rufen.
Jäh schnellte sie empor. Und ob der Eile Drang
Geriet ihr der Entschluß, den Tatkraft nicht erzwang.
Rasch sich vornüberbeugend auf den nächsten Strauch

Am Waldesrande, rief sie, ihres Atems Hauch
Durch die gehöhlten Hände sendend: „Vater Pan,
In ihrer Not die Waldesnymphe ruft dich an!"
Pan stellte sich: „Was soll ich dir? Was tut dir not?"
„Ich heische", sprach sie zagend, „den Verwandlungstod."
„Vom Tode hilft kein Wunsch zurück und keine Macht."
„Bewußt, o Vater Pan, gewollt und überdacht."
„In welch ein Ding willst du die liebe Seele wenden?"
„In einen schönen Lichtstrahl, daß von allen Enden
Hylas den Trauten unablässig grüßt mein Schein:
So werd ich sein Gefährte, seine Sehnsucht sein."
„Ists also, Kaleidusa, so umarme mich!"
„Ach Vater, lieber Vater Pan, ich fürchte dich."
„Es ist kein Tod, er muß erst mit dem Leben ringen.
Den Körper tauschen, rechnet zu den ernsten Dingen."

Nachdem sie peinlich mit dem starken Pan gerungen
Und aus dem Leib die liebe Seele war entzwungen,
Da dehnte Kaleidusens Geist mit weitem Schwall
Sich frei und unbehindert durch das luftige All.
Sie war nicht hier, nicht da, sie war an allen Orten.
Und flugs sich stellend in die blauen Waldespforten,
Schwang sie zum Gruße ihren neuen Strahlenkranz.
„Hylas, hier bin ich!" jubelt ihres Blickes Glanz.
Und als nun Hylas in Verzweiflungspein und -plage
Um die verschwundne Freundin schrie die Trauerklage,
Da nahten aus dem Busch, entsandt vom Vater Pan,
Morpho und Pantaphile hilfbereit heran:
„Willst du, o Hylas, unsrer Kunst dich anvertrauen,
So halte still, wir lehren dich die Freundin schauen."
Nach diesen Worten hielt mit zarten Fingerzangen
Morpho die Hände hinterm Rücken ihm gefangen.
„Jetzt schließ die Augen beide", heischte Pantaphile
Und haucht ihm auf die Augenlider Küsse viele.
„Schau auf!" Sieh da, im Strahl mit herzlichem Erwarmen
Erkannt er Kaleidusen. Und mit Sehnsuchtsarmen
Stürzt er zum Gruß ihr schnell entgegen. Wehe da!
Nie kam er Kaleidusens schönem Scheine nah.
Weil allsooft er sie zu fassen schon gehofft,
Sie über Tal und Hügel ihm entsprang so oft.

Also geschah nun alle Stunden aller Tage
Dem flüchtigen Hylas wonniger Sehnsucht süße Plage,
Da er der Freundin folgte über Berg und Tal.
Doch immer wich vor seinem Griff ihr neckischer Strahl,
Ob auch vor seinen Augen schalkhaft Willkomm fächelnd.
Doch Kaleidusa rief, im Gaukelspiele lächelnd:
„O Wonne! Sieh! Jetzt ist das Bündnis enger schier,
Als da wir wegten durch die Wälder, er mit mir.“

Isolde Kurz

geb. 1853 zu Stuttgart als Tochter des Schriftstellers Hermann Kurz. Lebte zunächst lange in Tübingen, wo ihr Vater Universitäts-Bibliothekar geworden war, verbrachte dann ein Jahr in München und siedelte 1877 nach Florenz über. Lebt jetzt in München.

Hauptwerke: „Gedichte", 1889; „Phantasien und Märchen", 1890; „Florentiner Novellen", 1890; „Italienische Erzählungen", 1895; „Neue Gedichte", 1905; „Cora", Erzählungen, 1915.

Als letzte Nachzüglerin einer Zeit von Italienschwärmern, die wie C. F. Meyer, Paul Heyse, Richard Voß, im Süden (Rom und Florenz) des Deutschen zweite Heimat sahen, empfing Isolde Kurz dort die entscheidenden Eindrücke ihres Lebens und die eigentliche Anregung zu dichterischer Arbeit. Schwäbische Didaktik und Beschaulichkeit, gute alte Gelehrten-Tradition, ein fast männlicher Ernst der Beobachtung und des Urteils über Menschen zügeln ihre bewegliche Phantasie, so daß ihr hin und wieder eine Novelle von fast klassischer Prägung gelingt. In den „Florentiner Novellen" meißelt sie aus der Renaissance-Kultur den italienischen Charakter heraus, in den „Italienischen Erzählungen" bettet sie Empfindungen deutscher Künstler in Italien und der einheimischen Bevölkerung, die sie von Grund aus kennt, in die geliebte Landschaft. Hübsche, oft satirisch gefärbte Lebensweisheiten sind in diesen Novellen wie Perlen verstreut; als Aphorismen wurden sie gesammelt „Im Zeichen des Steinbocks". Ein gewisser Widerstreit zwischen Schlacken aus der schwäbischen Dichterschule, ihrer satirischen Begabung und dem Erlebnis Italien stört zuweilen in den Gedichten von Isolde Kurz. Klingen diese Elemente aber einmal zur Einheit zusammen, so entstehen zarte gefühlsselige Gebilde anmutigster Frauenlyrik.

Börries von Münchhausen

geb. 1874 zu Hildesheim. Verlebte seine Jugend auf den Gütern seines Vaters in Hannover, Bückeburg und Thüringen. Besuchte die Gymnasien in Ihlefeld und Hannover, studierte Jura in München, Göttingen und Berlin, nach bestandenem Staatsexamen Philosophie und Naturwissenschaften. Lebt auf Schloß Sahlis bei Kohren in Sachsen.

Hauptwerke: „Juda", Gedichte, 1900; „Balladen", 1900; „Ritterliches Liederbuch", 1904; „Die Balladen und ritterlichen Lieder", 1909; „Das Herz im Harnisch", 1911; „Die Standarte", 1916; „Schloß in Wiesen", 1920.

So häufig sich auch eine, im Standessinne, aristokratische Lebensanschauung in unserer Literatur nachweisen läßt, so selten sind die Könner, denen es gelingt, sie in vollendete Form zu gießen. Heute ist Börries von Münchhausen wohl der einzige Dichter von Adel, der als Wortführer seiner Standesgenossen gelten kann. Während das Drama des Geburtsadels nur seinen Wildenbruch fand und auch diesen nur mit Reminiszenzen an das altmärkische Vasallentum, der Roman höchstens Fedor von Zobeltitz' „Junker" aufzuweisen hat, wählte sich Münchhausen die Ballade, ritterliche Sitte und Gesinnung zu preisen. Strachwitz Fontane, Liliencron gingen ihm darin voran; doch keiner von ihnen hat so bewußt und ausschließlich den deutschen Edelmann zu vorbildlicher Bedeutung erhoben und so entschlossen auf die ästhetischen Werte des Adels hingewiesen. Über die Ästhetik der Ballade selbst hat Münchhausen gründliche und fruchtbare Untersuchungen angestellt und ihre Entwicklung durch die Jahrhunderte verfolgt. Münchhausens persönliches Herrenbewußtsein, die Freude am eigenen Erbe, am eigenen Junkertum weitet sich schön zu einer Ethik der standesbewußten Geschlechter überhaupt

und ihrer angestammten Treue ans Herrscherhaus. Byzantinismus liegt ihm fern. Geburts- und Schwertadel sind ihm natürlich gewachsene Mächte, Unterpfänder menschlicher Treue überhaupt. So ist auch sein Buch „Juda" von Zions ruhmreicher Vergangenheit ein schwermütiger Preisgesang auf völkische Treue.

Aus „Die Balladen und ritterlichen Lieder"*

Der Eid derer von Lohe

Um Waterloo brüllen die Donner der Völkerschlacht.
Schreie, — ein lediges Pferd, — eine Salve kracht, —
Signale, — lodernde Dörfer, — gelbbraunes Rauchmeer,
Darinnen prasseln siebzig Schwadronen einher.

„Oberst von Lohe soll vorgehn!" „Zu Befehl, Majestät!"
Der König, der auf der Lafette steht,
Wartet lange. Das Fernrohr zittert. „Verdammt!
Lohe schwenkt ab! Das kostet ihm Degen und Amt!"

Die Schlacht ist gewonnen, das müde Heer hält Rast,
Alle heute bejubelt, einer gehaßt,
Alle besteckt mit Reisern und grünem Bruch,
Einer erwartet seines Königs Spruch.

Ist er geflohn? Oder ging ihm der Befehl
Verloren im Lärm des Reiterkampfs um Lavèle? —
Fern brennen Dörfer, Wachtfeuer glühen darein,
Soldaten singen: „Zu Braunschweig zogen wir ein . . ." —

Aus des Königs Quartier tritt ernst ein General:
„Oberst, Seine Majestät stellt Ihnen die Wahl,
Da nicht zu wissen ist der Grund der Tat,
Ob Sie schuldig aus Irrtum, oder aus Verrat:

Entweder: den Pallasch zerbricht Ihr jüngster Rekrut,
Oder: Sechzig Jahre Verbannung auf Ihr Gut!"
Schweigen. Eine Scheune stürzt knisternd zusammen,
Ferne Soldatenlieder wehn in die Flammen.

---

* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Der von Lohe hat die Hand an den Helm gelegt,
Ein Zittern hat die grauen Wimpern bewegt:
„Melden Sie Majestät, daß ich erkor
Sechzig Jahre Ehrenhaft in Lohr!

Aber ich bin alt, und bald heißt es abgebaut
Für einen, dem sein König den Mut mißtraut,
So geb ich mein adelig Wort auch für den Sohn,
— Sechzig Jahre in Lohr, er erlebt sie schon!

Und sechzig Jahre jeden einzigen Tag
Ein Lohe steigt zum Lohrberg hinan durch den Hag
Und späht nach Hannover und sehnt den Boten herbei,
Der unser Geschlecht vom Zorne des Königs befrei'!"

Drei Tage vergehn, da reitet ein müder Mann
Der Weser zu an der gelben Lippe hinan,
Zerfetzt, ein Reitermantel deckt seinen Rücken, —
Mehr als ein Mantel ging in der Schlacht in Stücken!

Der Regen schlug die Felder eintönig und weich,
Da kam er von Westfalen ins Königreich,
Und Regen rieselte, als er ritt durchs Tor,
Durchs Sandsteintor seines alten Schlosses Lohr. —

Soweit die Körner segnen der Väter Land,
Soweit er in eigenem Forste die Büchse spannt,
Soweit sein Pflug die Scholle der Heimat bricht,
Soweit wagt sich sein Fuß und weiter nicht.

Die zehner Jahre, die werden ihm gar so lang,
Wie späht er täglich vom Lohrberg fiebernd und bang,
Die zwanziger Jahre, — er gibt sich müde darein,
Ein rauhes Leben steht still im Abendschein.

Die dreißiger Jahre, die schnellen vierziger Jahre,
Da welkte die Degenhand, da bleichten die Haare,
Längst folgte auf Wilhelm König Ernst August,
Wie keucht zum Lohrberg jetzt die alte Brust.

Nach dem Boten frug er noch einmal in Ungeduld,
— Dann erbte ein anderer Lohe die alte Schuld.
Die fünfziger Jahre gehen ins Welfenland,
Er warb um Ursula von Knyphausens Hand,

Er führte sie heim, die Hochzeit war in Lohr,
Er ging bis zur Grenze und keinen Schritt davor,
Und als der König Georg bestieg den Thron,
Da hielt der Lohe im Arm den ersten Sohn,

Und beugte sich nieder zu ihm und sprach in Gram:
„Muß sich auch dieses Auge einst senken in Scham?
Muß auch der noch die Saat des Vaters mähn,
Die Saat der Schuld, und nach Hannover spähn?"

Die sechziger Jahre, da blitzt es auf bei Nacht,
Der große Komet hat großen Krieg gebracht,
Die Knechte liefen zu Hofe, der erste schrie:
„Nu sün wi preusch, un Sei sün wedder frie!"

Tief atmete da der Lohe in Schmerz und Scham
Und sann und sann. Am Nachmittage kam
Klenke Hämelschenburg und frug. Da sprach er schlicht:
„Ich breche den Sühneeid des Vaters nicht!"

Da brach der Sühneeid des Vaters ihn.
Sein Vaterland verloren, sein König in Wien,
Die Gnadensonne, die nie er sah, —
Seinem Herzen kam die bitterste Stunde da.

Sein Sohn, der dritte Lohe, hält seine Hand,
Ein Knabe schwört in die kalte Totenhand:
„Drei Königen hielten wir treu die Adelspflicht,
Drei Könige lösten den Eid der Lohe nicht.

Drei Welfenkönige gingen von Leben und Thron,
Drei Lohes dagegen, Großvater und Sohn,
Und so ist's recht, daß auch von den Unseren drei
Zerbrechen im Lebenskampfe, bis wir frei!"

Er steigt nicht mehr zum Lohrberg spähend hinan,
Er pflegt seinen Park, er jagt in Laub und Tann,
Soweit sein Pflug die Scholle der Heimat bricht,
Soweit wagt sich sein Fuß und weiter nicht.

Still segnen die gelben Körner der Väter Land,
Die siebziger Jahre kommen. Krieg ist entbrannt,
Dann klingt von ferne ein Rufen, das Friede ruft, —
Der Kaiseraar schwebt hoch in deutscher Luft.

Dann noch vier Jahre, da geht von Lohr ins Land
Ein stiller Mann, des Sippe den Frieden fand,
Sechzig Jahre, — auch sechzig gehn vorbei:
Nach sechzig Jahren die Lohes sind wieder frei.

Der Riesin Rache

„Baldur ist tot, und Tränen tauen,
Trauer tragen die Tale der Welt,
Schauer schüttern über die Schößlinge
Wiegender Weiden und alles weint.

Baldur gesunken! Nun säumt die Sonne,
Nicht mehr den Malweg kommt der Mond,
Hin zur Herberg der finsteren Hela
Stieg der Starke, den still ich geliebt.

Welche Last trägt jedes der Weiber,
Welche Last wird jeder zur Lust?
Last des geliebten Lockenhauptes
Trägt auch die müdeste gern auf der Brust.

Liebte der lichte Lenzgott wieder?!
Hat der Harte je einen Hauch,
Je einen billigen Blick mir gegeben?!
Ließ er mich lächelnd nicht Lokis Gelüst?!

Soll ich ihm gönnen, was er nicht gegeben?!
Rauh ist der Riesen rachsüchtig Geschlecht,
Ob auch die Augen mir brennen und bluten,
Keine Träne! Halte Hel, was sie hat!"

Dem Fürsten

Wir sind die Alten, die trotzigen Treuen am Throne,
Heer-Fahrt und Folge lehrte der Vater dem Sohne,
Söhne sagten den Enkeln das Weistum des Standes:
Adel ist Adel des Fürsten und nicht des Landes.

Heiligen Lehnseid haben wir uns geschworen,
Du hast uns, und wir haben dich gekoren,
Laß sie reden am Markte vom Landesverräter:
Dein ist der Adel und hält den Eid der Väter!

Enrica von Handel-Mazzetti.

geb. 1871 in Wien. Lebt in Steyr in Österreich.

Hauptwerke: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr", Roman, 1900; „Jesse und Maria", Roman, 1906; „Die arme Margaret", Roman, 1910; „Stefana Schwertner", Roman, 1913.

Die auf eine ausschließlich katholische Weltanschauung sich gründende und von jedem Dichter wie Menschen sie fordernde Literatur-Richtung darf Enrica von Handel-Mazzetti mit guten Gründen für sich in Anspruch nehmen. Unter den katholischen Schriftstellerinnen ist sie die hervorragendste und allgemein anerkannt. Unkünstlerische Tendenz zugunsten ihrer Kirche findet sich nur in ihren unbeachtet gebliebenen Jugendwerken. Mit Nachsicht und Verständnis dringt sie auch in die Seele irregeführter Ketzer ein. Im historischen Roman, wo sie die Glaubenskämpfe im Österreich des 16. und 17. Jahrhunderts bevorzugt, ist sie Meisterin; wesentlich schwächer, zum Teil ganz minderwertig sind zahlreiche Erzählungen aus der Gegenwart; auch ihre dynastische Begeisterung geht in Lyrik oder Prosa über das Herkömmliche nicht hinaus. Das Bestreben, religiös erzieherisch zu wirken, zu bessern und zu bekehren, macht sich in ihren größeren Werken nie verstimmend breit. Die historische Echtheit der Vorgänge, Sitte und Ausdrucksweise, der dramatische Schwung des Vortrags und ihr herzliches, mitfühlendes Eindringen in die Herzen armer bedrängter Menschenkinder wahren den Eindruck von einer aus dem Vollen schaffenden dichterischen Natur.

Aus „Die arme Margaret"*

Das rote Herrgottslicht schien durch die glasene Tür des Orgelchors in den Zellengang im Bruderhause. Über die Stiege kommt der Haller herauf, so still er kann, schleicht vor der Krankenkammer vorbei nach seiner und seines Weibes Bestandstuben, der letzten auf dem Gange. Er mag es der Armen jetzt nicht sagen, er mag nicht die Tränen von ihren wunderbaren Augen rinnen sehen. Aus dem Krankenzimmer hört er ein sanftes Murmeln, die zerbrochene Stimme seines Weibes und die süße, schluchzende der andern. „Tan beta! — Sch!"

Seine Bundschuh krachen. Hebt sich drinnen die sanfte Stimme: „Anna, geh, schau, es kombt dein Herr." Die Tür geht auf, Licht fliegt durch den Gang. „Bertl, bist es du?"

„Sch!"

„Herr Haller!" klagt drinnen die Margaret. „Seid Ihr es, warumb kombt Ihr nit herein?"

Zögernd, seinem Weibe mit Zeichen bedeutend, wie die Sache steht, tritt der Alte ins Zimmer. Den Mantel, der voll Nachtkälte ist, tut er vor der Tür aus.

Das Pfünzlein auf eisernem Leuchter bescheint das holdselige Schmerzensgesicht auf dem Polster; sie wendet es dem Alten zu, und rührend fleht sie:

„Herr Haller, gel Ihr bringt mir ein guete Post."

„Frawe;" die Altmutter steht neben ihm und wispert ihm heiser ins Ohr.

„Der Herr Vorstand ... an schön Grueß. Aber leider —" Er bewegte die Hände.

Sie saß im Bett, das Kind im Arm, und zitterte und faltete die Hände zusammen: „Umb Jesus fünf Wunden!"

„Leider, er kann nixi nit tun."

„Nixi nit —" wiederholte sie mit schneeweißen Lippen,

Ihr Haupt, von dem auf einer Seiten die halboffene, schwere Goldflechte hing, auf der andern schimmerndes, langes Gelock, sank auf das Kissen wie eine geknickte Blume.

„Nixi ... nit ..., hastu ihm denn auch ... alles gesagt?"

„Alles, Frawe." „Wie er so jung, und kein Muetter —" ihre Stimme brach — „nit hätte, und hätt Guetes tan, hastu gesagt?" „Jo, Frawe." Sie begann laut zu schluchzen: „Bei Jesu heilige ... fünf Wunden ..., hastu umb ... Gnad gebittet?" „Jo, Herr Vorstand sagt, Frawe, du hättest

* J. Kösel, Verlag, Kempten i. A.

auch fünf Wunden an dem Armb — von ihm, dem Manne, und dürft' kein Gnad, sundern Recht sein."

„Sie seind schon blaß! Sie seind schon weg!" schrie sie. „O, was hat mir der Statthalter vor Wunden geschlagen, da —" sie drückte die Hand ans Herz. „I stirb daran! Wer schilt ihn?"

Die Tränen sprangen von ihren Augen, von ihren Augen blau wie Veilchen. Der Haller konnte es nicht ansehen und ging hinaus.

Die Altmutter mit ihren welken Händen nahm die Hände, die die Zarte vor Jammer über sich wand. „Mein Kind, mein Kind, i bitt di jetzt umb Jesus und Maria, laß den Mann Mann sein, tu beten: Gott genad seiner Seele, und nimma denka drauf; was ist er denn, ein Mördermann, was ist er denn, dein Begewaltiger, was ist er denn, ein großer Sünder; schaug, wenn d' aso weinst umb ihn, Leut kinten si was denka aa, und heili, der wars wert! Laß sein, laß sein, laß fahren!"

Margaret, ihr Kind an ihre Brust schmiegend, weinte herzinnig: „Wer ist er, ein Armer, der kein Muetter hat gekannt, die ihn beraten hätt und behütet! Sünder sagstu, wir alli seinds, o was bin i sündig, wia oft hab i gegen Gott gemurret! Wer ist er, mein Guttäter, der hat mein Kind gelabt, als es schmachtete, der hat meines Kindes Wiegen aus dem Fewer tragen, der hat seine Bande gesprengt, umb mich vor den Blicken der Bösen zu bewahren, und umb meinetwillen, umb meinetwillen muß er jetzt leiden den Martertod."

Das Zimmer vergeht vor ihrem Blick. Weh, die Lanzen, zum Gericht in Reih gestellt, und für den Lanzen der gewaltige, der schreckliche Mann, bloß und bunden, wie sie ihn hat gesehen, in die Lanzen muß er hinein, da fleußt sein Blut, Blut spritzt bis an ihr Bette. — „Jesus, Jesus, Anna!" keucht sie. „Die Lanzen, siehst du die Lanzen!"

„I sieh kein Lanzen nit, es seind die glasen Fenster, die glanzen in der Lichten, mein Kind, mein Kind, laß den Mann Mann sein, willt du dich weinen zutod, ist er es wert, was tat dein Mann sagen, sollt dein Kindlein ein Waisel werden?" „Nit Waisel, nit," wimmerte Margaret, küßte das Wolfi. Die Kirschzweige geisterten am Fenster vorbei, der Totenvogel schrie vom Totenberg. Der Mond schleicht an ihr Bett, der Mond ist weitgewandert, von dannen kommt er, wo der Geliebte schläft, ihres Waisleins Vater. Wolfgang mein Wolfgang, den Mann, der hier an meinem Bette stund und mich zu schützen seine Fesseln hat zerrissen, soll dein Margaret ihn sterben lassen und Amen sagen? — Klagt der Nachtwind um das Haus, der weht von Urfahr her, wo Kreuzgalgen der Rebellen Leiber tragen: Nein! Nein! Nein! Die Anna neben dem Bette auf dem ledern Stuhl läßt die Rosenkranzperlen durch ihre dürren Finger laufen, „der für uns Blut geschwitzet hat — der für uns gegeißelt

ist worden." Die alten Augen, stets auf die zarte Schmerzensmutter im Bette gerichtet, werden blöd und trüb, der weiße Scheitel fällt herunter ... Drei Tag hat sie gewacht ... „Jo seind drei." Hemder zählen hebt sie an. Sie träumt.

Du Vielarmer, klagte Margaret, wo seind dein Kamerad, mit denen du bist geritten. Die tragend Schwerter, ihr Herren, tut denn keiner den Marschall bitten! O wenn ich nit so schwach und elend wär, o ich möcht gehn, ich möcht bitten! Warumb bin ich so elendiglich, ich binnd doch behe gewest, i hab ja tanzen kinen, hab mich geschwungen in Vogelsang im Maientanz.

Sie streifte die Decke von sich, sie versucht den Boden zu gewinnen, aber er schwand unter ihr, die Knie brachen ihr ein, elend sank sie auf das Bett zurück.

„I kann nit," ächzte sie, „das war ein andere, die hat getanzt in Vogelsang."

O wann sein Muetter lebte! da wär' er jetzt nit verlassen, die lief jetzt umb und lief zum Marschall und lief zum Statthalter und lief bis zum Kaiser! Aber im Grabe ruht sie — er hat es gesagt, in der viel grausamben Stund da hat er gesagt: .. in der Stadt .. weit weit .. liegt sie .. begraben.

Im Dunkel, das immer tiefer wird, die Kerze lechzt und will verlöschen, schaut Margaret um sich, das Kind an ihrem Herzen atmet süß. Seine Mutter, seine Mutter! Die liegt im Grab! Ja im Grabe liegt sie, und blutige Zähren weint sie umb ihr verlassenes Kind, und ihre toten Händ reckt sie aus, ob niemand ihrem Sohn helfe! — Die Kirchenuhr dröhnt, drei Uhr für Tag, und die fünfte Stunde ist sein Tod! — Warumb, warumb bin ich so elend! Daß mein Füß mich nit tragen, du weiland seine arme Mutter, o ich ging zum Marschall vor dein Kind. Da weht es wunderbar durchs Zimmer — das ist eine heilige Gegenwart. Und — horch! Es ruft! Margaret! Margaret! Margaret! Wer war es? War es eine Seele, war es die Mutter? War es Jesu Christi selber? Ein schwacher Schrei zittert von Margarets Lippen. Anna vernimmt ihn, fährt aus dem Schlafe: „Wie — Kind — wa willt du?"

„Nichts!" flüsterte die Fiebernde. „Anna, ruft uns Gott bei der Nacht mit Namen?" Der Altmutter fuhr es kalt über den Rücken. Bei Nacht mit Namen ruft uns der Tod!

„Gott ruft bei Tage und bei Nacht," redete sie leis, zieht der Kranken die Decke zurecht.

„Und," keucht Margaret mit leuchtenden Augen, „wenn Gott ruft, du mueßt gehen wohin er dich ruft, wie Samuel hat getan!"

„Ja das mueßt freilich," antwortet die Altmutter, was hat dem

armen Kind geträumt? „Wia da Samuel," der Schlaf macht ihre Augen wieder schwer, der Rosenkranz klirrt in ihrem Schoß ... „und wia da halige Sebaldi — große Heilige ... Der ist aus der Brautkammer davon auf Gottis Ruf ... In Gaflenz tans ihn — verehren —"

„Brautkammer —" lispelte Margaret. Ein süßes Bild schwebt fürbei an ihrer armen Seele, Brautkammer! Da sah sie weiße Tauben fliegen um des Liebsten Haupt, und sah einen Kranz von Rosen in seiner Hand, und hörte die Engelein singen des Vaters Lied: Die Liebe ist rot! Vielsüßer Traum, fahre hin, fahre hin vor ewig! „Furt is er? Und die Braut hat es nit gehört?" fragte sie leise mit Zittern. „Sie war in einem wunderbaren Schlaf, war—Gottis—Werk—." Die Alte nickt schon wieder.

„Vielarme Braut," lächelte Margaret. Doch sie zittert nimmer. Es ist schon licht, ganz licht in ihrer Seele. Der den Samuel rief, der den Heiligen rief aus der Brautkammer, der ruft dich nach Steyr, auf den Platz des Gerichtes, da wirst du des Verlassenen Leben erbitten, Gott befiehlt, sprich: Ich bin deine Magd. Ihr Auge, im Dunkel leuchtend wie ein Stern, sieht schon den Weg nach Steyr, den Marschall, die Engel, den entblößten Marterer, die Lanzen, wehe, aber die Gnadenfahne, Gnadenfahne, die schwingend sie über ihn.

Die Alte im Stuhl murmelt: „Gottis Gnad ... halige Sebaldi ... gebe uns ... heiliges Leben .... Sterben." Und wallt schon im Traum nach Gaflenz auf den Berg.

Margaret aber tut die Decken leis von sich, hebt sich aus dem Bette. Mit bloßen Füßen, im Hemd steht sie neben dem Bette, und jetzt ist es, als trügen die Füße besser. Wie jungverstorbene Mütter vor dem ersten Hahnschrei umgehen in Sehnsucht nach den Kindern, so totenbleich und weiß wankt sie jetzt über die Diele, und die Diele kracht nicht, zum Kasten und öffnet, und das Schloß kreischt nicht; ein Kleid streift sie über, ihr Kind schaut nach ihr mit groß aufgetanen Augen, aber es gibt keinen Laut von sich, alles ist Wunder und Zauber. Margarets Haar hängt halboffen, sie hat keine Kraft es zu flechten. Ein Tuch zieht sie darüber und über ihre Brust. Ihre bleichen Lippen beten unausgesetzt: Ich gehe, dahin gehe ich, wo Gott mich ruft, den Armen erlösen gehe ich, tun mich die Engel stützen. Hände, die Staub sind schon zwanzig Jahr, langen nach ihr und ruhen in ihren Händen.

Durch die Nacht klingt der erste Hahnschrei, der erste Rosenstreif schimmert über den schwarzen Bäumen. Es fängt auf einem Ast leise, leise, wie eine singende Seele ein Vogel zu flöten an.

Die Alte murmelt im Stuhl; sie schläft fest wie die Braut des heiligen Sebaldi. Mit schwachen Händen wickelt Margaret ihr Kindlein. „Wolfi, Kindi kumm, wir reisen selbzweit. Mit deine Händlein beiden du hilfst mir bitten vor diesen Marterer, du hilfst mir erbitten sein Leben." Sie

tränkt das Kind. Da fangen Tauben um sie zu fliegen an, ihr Liebster hält das rosene Kränzlein in der Hand, das sie im Haar trug, als sie sprang in Vogelsang. Das Brautgemach, ihr unschuldiges totes Glück und ihre fromme Liebe, die grüßen sie noch einmal, bevor sie hingeht auf den Blutplatz, das Leben des furchtbaren Helden mit ihrem Herzblut zu erkaufen ... Nun, ihr Kindlein auf dem Arm, totenbleich, lächelnd, offen das rotgoldene Haar, nie trug die Kaiserin einen schönern Mantel, geht sie im Zimmer, die Türe eröffnen. Still? Sie berührt die Klinke kaum, da öffnet sich die Tür.

Hat außen wer aufgemacht? War es die tote Mutter, oder war es Jesus Christus selber? Die Alte murmelt im Schlaf ... Margaret blickt liebreich auf sie zurück: „Lebe wohl, du bist gut zu mir gewest —" und ihr ist, das sei ein Abschied für immer, sie fahre in ein fremdes, fernes Land — von dannen keine Wiederkehr. Das Kindlein ist so still, als sei es nicht irdisch, sondern ein Engel. Leise gleitet Margaret aus dem Zimmer. Da schaut durchs große Fenster der Zinnenwald von Steyr her, Blutwolken wehen über den Zinnen. Margaret lehnt an die Wand. Das ganze Haus hebt schaukeln an.

Ihr Herz fliegt, vor den Augen schwimmt es. Doch Hände schützen sie, die sind schon lange Staub, ruhen im Sarg zu Gent in der Kathedrale. Das Kind küssend, schleicht Margaret weiter den Gang entlang. Das Oratorium ist offen. Mit Scharlachblut begossen, zollange Dornen um das Haupt, in der bläulichen Dämmernis da hängt der Steyrer Christus. Sie blickt ihn an, ihr Herz betet, ihre Lippen zittern, ihre Füße wanken, Jesus, Jesus! Ich gehe, segne mich du, daß ich sein Leben mag erbitten, des armen Mannes.

Wie eine heilige Tote geht sie durch das Haus, leise, lächelnd, weiß. Die große Pforte ist zu. Das Pörtlein aber, wo man zum Pestfriedhof, von dannen zur Steyr kommt, ist offen.

Und als sie aus dem Pörtlein tritt, geht der letzte Stern über Steyr unter; der Ostwind trägt von der Stadt, hinter der feuerrot der Morgen aufflammt, wildes Getöse herüber; es ist, als brüllten reißende Tiere in Wäldern. Margaret lauscht den Wolfsstimmen; heftiger drückt sie ihr Kind an sich, brünstiger betet sie; schon geht sie unter den rieselnden Weichselbäumen, keine Seele als sie weit und breit. Fern heulen gräßlich die Blutwölfe.

Es ging der letzte Stern über Steyr unter, aber innig leuchtend hebt sich ein anderer Stern und zieht still seiner Straße nach Steyr — die heilige Barmherzigkeit einer armen Mutter, der Allerärmsten im Land.

Wilhelm Schmidtbonn

geb. 1876 in Bonn, als Sohn eines Kaufmanns. Besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann zwei Jahre das Konservatorium für Musik in Köln, war in Gießen ein Jahr lang Buchhändler und studierte schließlich Literatur- und Kunstgeschichte. Von 1899—1901 lebte er in München, dann bis 1904 in Tirol. In Düsseldorf wurde er nun Theaterkritiker, dann Dramaturg am dortigen Schauspielhaus. Während des Krieges war er Kriegsberichterstatter, zwischendurch auch zum Bürodienst eingezogen, lebte in Partenkirchen, Berlin und in der Schweiz; jetzt in Rottach am Tegernsee.

Hauptwerke: „Mutter Landstraße", Drama, 1901; „Der Heilsbringer", Roman, 1906; „Der Graf von Gleichen"; Drama, 1908; „Der Zorn des Achilles", Tragödie, 1909; „Der verlorene Sohn", Drama, 1912; „Der Wunderbaum", Legenden, 1913; „Die Stadt der Besessenen", Drama, 1915; „Die Passion", Mysterienspiel nach dem Französischen, 1920; „Der Geschlagene", Drama, 1921; „Die Schauspieler", Komödie, 1921.

Wie so manch anderer Rheinländer wählt Schmidtbonn zu epischen und dramatischen Stoffen gern deutsche Sagen und christliche Legenden. Ernst und schlicht spricht sich sein religiöses Weltgefühl in ihnen aus. Die Tragödie des ausgestoßenen umherirrenden Jünglings bewegte ihn schon in „Mutter Landstraße", ward dann im biblischen Drama vom „Verlorenen Sohn" symphonisch erweitert und vertieft. Eine Art moderne Christus-Gestalt ist der Held des Romans „Der Heilsbringer"; das Leiden Christi selbst füllt die Handlung des alten mönchischen Mysterienspiels „Die Passion". Dem deutschen Sagenschatz entnahm Schmidtbonn den „Grafen von Gleichen", dessen Geschichte später Ernst Hardt in „Schirin und Gertraude" zu einem Scherzspiel verwandte, dem griechischen die Tragödie vom „Zorn des Achilles". Eine ganze Sammlung innig und eindrucksvoll erzählter Legenden gibt „Der Wunderbaum". „Die


Wilhelm Schmidtbonn.



Stadt der Besessenen", ein historisches Drama, behandelt mit dramatischer Wucht das Schicksal des Wiedertäufers Jan von Leyden in Münster, „Der Geschlagene" das eines im letzten Kriege Erblindeten als erschütternde Seelenstudie und Fundament von Strebepfeilern reiner Sehnsucht, die nach Erlösung vom Weltleid ruft.

Aus „Der Graf von Gleichen"*

Ende des 1. Aktes

Der Graf

(geht zur Tür und läßt die Türkin hinaus. Er führt sie an der Hand der Gräfin entgegen)

Sieh her, da bring ich einen Kriegsmann dir,
brauner vom Mutterleib als andere von der Sonne.
Ab nehm ich jetzt den Helm: und 's ist ein Kind
in langem Schwarzhaar.

Die Gräfin

Ein zierlich Kind. So schön
und mädchenhaft, daß es zum Wundern ist,
wie unerkannt sie herkam.

(Sie gibt der Türkin die Hand.)

Naëmi

Nehmt, Herrin,
nicht für Mißachtung diese Kleider. Eingepackt
im Bündel ist mein eigen Kleid.
Ich will mich drin Euch zeigen, laßt Ihr geschwind
mich gehn.

Die Gräfin

Bleibt, wie Ihr seid. Ich lieb Euch so,
weil so Ihr treu wart meinem Mann. Sagt mir,
wie heißt Ihr?

---

* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Naëmi

Fides ward ich getauft, als ich
zur Christin ward. Nach seinem Wunsch. Doch ruft
er selbst beim alten Namen lieber mich.

Die Gräfin

So tu auch ich's. Sagt mir den alten Namen.

Naëmi

Naëmi.

Die Gräfin

Wie fühlt Ihr Euch im fremden Land,
Naëmi? Ihr freut Euch wohl der Sonne mehr
als wir und habt gefroren oft? Wir tun
zu einem Nachbarn Euch ins Haus, wo nichts
Euch fehlen soll. Ich denk, es ist Euch recht.

Der Graf

(listig)

Ich geb ihr recht: sie fürchtet Spott, bleibst du
im Haus bei uns.

Die Gräfin

(schnell)

Kann es geschehn, daß mir
dies so gedeutet wird: nehm ich sie auf
in unser Haus nun gerade. Mich freut es, frei
zu handeln. Ihr sollt, Naëmi,
im Haus ein Zimmer haben, das nach Süden
ausschaut. Und wendet Euch an mich, wenn man
Euch höhnen will, daß hierzuland
Ihr nicht geboren seid. Ihr müßt mir viel erzählen,
von ihm, was er getan an jedem Tag,
und was am besten Euch an ihm gefällt.
Und denkt nicht schlecht von mir, daß ich, Naëmi,
ihn nicht befreien kam.
Mich hielt, gesteh ich's recht, das eine ab:
die Furcht, daß, war ich fort, er kam und hier war
und ich nach Süden immer weiter ging.

Komm nun ins Haus. Ich danke dir, daß du
den Gatten lebend mir zurückgabst. Will
dir dankbar sein, daß du durch kindlich Wesen
ihn heiter machtest. Eine gute Freundin
sollst du mir werden, willst du auch.

(Sie wendet sich dem Grafen zu.)

Hör, wie
sie beten drin für dich. Doch denken sie
sich anderes dabei. Aus ihrer Ruh
schreck ich sie auf. Jeder soll sich freuen
mit mir.

(Sie geht zur Kapelle und öffnet die Tür. Man hört die Stimme des Priesters und den antwortenden Gesang lauter.)

Zu End! Zu End! Ihr lieben Leut,
zu End! Ich bin der Engel, der den Hirten
im Feld die Botschaft bringt. Kommt her, kommt her
und hört und seht! Und haltet euch an Rock und
Händen fest, daß euch die Freude nicht
zum Schwanken bringt wie mich. Still mit dem Beten!
Hier draußen zeigt der Heiland sich. Heraus,
heraus!

(Der Gesang ist verstummt. Die Gräfin lehnt sich schwach an die Tür.)

In mir singt's weiter. Tausend Vögel
singen in mir.

Der Kaplan

(tritt an der Spitze aller aus der Tür)

Dies ist zu viel. — Ich sah
den leeren Stuhl und schwieg dazu. Daß Ihr
nun schreit ins Amt hinein, weil wichtiger Euch
der Frühling scheint — das zu begreifen, weigert
der Kopf sich mir. Vor Euren Leuten —

Die Gräfin

(nimmt ihn bei der Hand)

Seht,
und, Heimeran, seht! Alle, die meinen Mann
gekannt, seht hier! Und die ihn nicht gekannt:
wer steht mir da und sagt von ihm —

Heimeran

(tritt vor den Grafen)

Ich pack
dich bei den Schultern — Mensch, was sagst du? Tu
den Mund doch auf! Doch nein, bleib stumm, wir kennen
die Schliche, wurden öfter schon betrogen.
Hast du's nur auf ein Trinkgeld abgesehn —

Der Graf

Auf mehr, auf deine Hand seh, Heimeran,
ich's ab.

Heimeran

(packt ihn mit den Fäusten an den Kopf, tritt zurück, stammelnd, aufschreiend)

Herr —

(Er lacht wie irr, dann flüsternd)

seh ich falsch? Helft mir, mir werden
die Augen schwach, lacht mich nicht aus — Herr, Kind!

(Er zieht den Grafen an sich.)

Wie mager seid Ihr nun und schwarz, und fast
scheint's, eine Handbreit kleiner. Laßt mich die Hand
Euch küssen. So jung ihr seid, erfuhrt Ihr mehr
als ich, Ehrfurcht bin ich Euch schuldig. Seht,
ob treu ich Euch das Haus verwahrt.

Der Graf

Den Mund
gib her. Du bist von meinem Leben mehr
nicht überrascht als ich von deinem.

Der Kaplan

Willkommen
heißt seinen Herrn das Haus. Allzu bestürzt
bin ich, kann noch nicht Worte finden. Der Heiland
erhörte uns. Wir beteten, Herr, täglich
um Eure Rückkehr.

Der Graf

Gruß ruf ich allen!
Die ich gekannt, kenn all ich wieder. Nicht
veränderten die Jahre euch wie mich.

Dachtet ihr meiner, dachte ich an euch,
seid dessen sicher, minder nicht. Mit jedem
hätt ich getauscht von euch — jetzt dürft ihr mir
nicht klagen mehr — ihr habt die Luft, seid frei:
das ist das Köstlichste, ich hab's erfahren.
Wo ist der blinde Hans, der nur das Tier
liebhatte und bei Pferd und Hund und Katz
im Stalle schlief?

Wetzel

Tot, Herr. Ein Pferd, das sich einen Nagel in den
Huf getreten hatte, traf ihm die Brust, als er sich
danach bückte. Verzeiht mir, Herr.

Der Graf

So wurde Treue schlecht belohnt.

Ein Mütterchen

Tot ist auch mir der Sohn, Herr. Christlich gestorben
in seinem Bett. Und doch scharrten sie ihn mir
mit einem Hergelaufnen ins selbe Grab, mit einem,
der sich im Rausch den Nacken brach, den keiner kannte.

Der Graf

Den würdigen Priester hier will ich drum fragen.

Der Kaplan

Die Sach ist ein Jahrzehnt gewiß schon her.

Der Graf

Wenn sie so treu dem Toten ist, gehört
ihr doppelt Recht.

(Er sieht einen Knecht)

Wo sah ich dies Gesicht?
Wir trafen irgendwo uns in der Welt.

Regen

(ein Knecht mit dem Gesicht des fremden Kriegsknechts aus dem Vorspiel. Er sieht den Grafen an. Nach einer Weile)

Ich bin erst seit wenig Tagen auf dem Hof, Herr. Freilich bin ich gewohnt, die Berge hinauf, die Berge hinab zu wandern; ob Ihr mich irgendwo gesehn habt, wer will es wissen, wenn nicht Ihr selber?

Der Graf

Ich sah dich, sicher bin ich. — Sieh da, du heißt
Veronika. Die Kleine bist du, die
flink neben meinem Sattel lief, als ich
zum letzten Male wegritt. Hobst dein Händchen
zu mir hinauf: Du reichtest nicht so hoch,
ich nicht so tief. Die ganzen Jahre stand
dies Bild vor mir. Nimm nun die Hand. Stattlich
bist du gewachsen.

Kinder

(ärmlich, mit nackten Beinen, sind von allen Seiten gekommen. Ein Mädchen tritt heraus und gibt dem Grafen die Hand. Noch eins. Endlich hängen ihm alle an Armen und Beinen).

Der Graf

Freut nur zu früh euch nicht,
ihr blau und schwarze Augen. Strenge kann
ich sein. Fragt die Geschwister nur, die groß
jetzt sind. Hat eins Furcht vor Pferd und Hund,
springt über Hecke nicht und Bach, so spott
ich es mit allen aus. Und strafe auch,
geht eins mit Netz und Leim den Vögeln nach.

(Er stöhnt auf, sieht sich im Hofe um, schlägt plötzlich die Hände vors Gesicht.)

Alle

(haben verwundert die Türkin betrachtet; nun von Heimeran bedeutet, gehen alle auf den Zehen in die Türen hinein).

Die Gräfin

(führt, als die letzte, die Türkin leise an der Hand ins Haus, noch einmal stehend und nach dem Grafen sich umkehrend).

Der Graf

(steht allein, nimmt die Hände vom Gesicht)

Zu Haus! Turm um mich her wie sonst und Fenster.
Daß sie noch stehn, gibt seltsam Ruh ins Herz.

(Er geht zur Kapelle und kniet vor dem Kreuz davor.)

Eh ich vors Tor ritt damals, kniete ich
lange vor dir, mein Heilandsbild. Jetzt bin
ich, Heiland, da. Jetzt sei bedankt.

(Er steht auf)

Heimat!
Die Arme weit, greif ich in dich hinein
und greife mir ein Stück aus deiner Luft.
Schwerer wird werden mir, was hier zu tun,
als ich gedacht. Wie jeder Stein mir neu
aus der Vergessenheit heraufwächst, daß
ich jeden lieben muß, ruft diese Frau
mit wundersamer Macht die alte Zeit
mir in die Brust zurück. Gib, Heiland du,
mir doppelt Kraft, den Schmerz ihr anzutun.

(Er geht zum Haus, bleibt noch einmal stehn und sieht zur Höhe)

Mich deucht, die Vögel singen anders hier
als sonst, und diesen Klang hätt ich nicht mehr
gehört, seit ich hier fortging. Nennt mich nur
ein Kind: mich deucht dennoch, die Vögel wissen:
der Herr ist da, und freuen sich darum.

(Er geht in die Tür.)

Tradition und Selbstbeschränkung / Heimatkunst

Neben denjenigen Dichtern, die sich als Persönlichkeiten von stolzem Eigenwuchs erweisen, als Pfadfinder zu neuen Kunst- und Weltanschauungszielen, mit neuen Stil- und Darstellungsformen die Literatur bereichern, wandern von Generation zu Generation die Reihen der Stillen im Lande weiter, die, von der Kritik und Literaturgeschichte abschätzig als Epigonen bezeichnet, in anspruchsloseren Volkskreisen als Hüter guter alter Überlieferung — und dadurch mit der Volksseele enger verbunden als die Stürmer und Dränger — geschätzt und diesen vorgezogen werden. Ihre Begabung steht selten über dem Durchschnitt, ihre Gesinnung neigt wie ihre Schreibart zum Konservatismus; schlichte Religiosität, unkomplizierte Vaterlands- und Heimatliebe, Familiensinn und bescheidene Selbstbeschränkung auf Stoffe und Fragen, die ihrer begrenzten Welterfahrung gemäß sind, sichern ihnen die Zuneigung weiter Bezirke, die mehr an der Peripherie der Großstädte, in der Provinz, auf dem Lande liegen. Gewöhnlich stammen sie selbst aus kleinen Verhältnissen und sind unter den Lebensbedingungen der Provinz aufgewachsen. Wurzeln sie fest im angestammten Boden und bekennen sie sich selbstbewußt zu dessen Sonderart, läßt sich ihr literarisches Schaffen zu dem Begriff der Heimatkunst zusammenfassen. Solche Heimatkünstler und Lokaldichter hat es von jeher bei allen Nationen gegeben, und sie werden nicht aussterben, solange sich kleine, örtlich begrenzte Kreise gern um einen der

Ihrigen sammeln, andächtig zu lauschen, wenn er ihre sympathischen Eigentümlichkeiten in Gegenwart oder Vergangenheit als gemütvoller oder heiterer Barde schildert.

In Norddeutschland kamen sie zuletzt meist von Wilhelm Raabe, in Süddeutschland von Gottfried Keller her. Fast alle verfügen sie über einen liebenswürdig harmlosen, bald mit gutmütiger Ironie bald mit kindlicher Schelmerei gewürzten Humor.

Mit zahlreichen Romanen aus kleinbürgerlichen Verhältnissen von einer Gemütstiefe, die in einigen der besten Partien den Vergleich mit Dickens nicht zu scheuen hat, ward Ottomar Enking (geb. 1867) bekannt; sie bürgerten sich in der deutschen Familie besonders durch ihre Vorabdrucke in Zeitungen und Zeitschriften ein. Aus den Titeln „Wie Truges seine Mutter suchte", „Momme Lebensknecht", „Matthias Tedebus der Wandersmann" lassen sich schon allerhand Schlüsse auf den Charakter seiner Helden ziehen. Georg Reicke (geb. 1863) verwertete freundliche Stimmungen eines kultivierteren Bürgertums in Romanen („Das grüne Huhn", „Im Spinnewinkel") und in Komödien („Schusselchen"). Rudolfs Huchs (geb. 1862) Romane („Familie Hellmann", „Die Rübenstedter") und Walter Harlans (geb. 1867) Lustspiele, die sich selbst „In Kanaan" deutschbürgerlich ausnehmen, bewegten sich in gleicher Richtung.

In Süddeutschland gediehen friedfertiger Optimismus und beschauliche Lebensfreude am besten auf schwäbischem und alemannischem Boden. Aus den Banden beengender Jugendeindrücke befreite sich allmählich Herman Hesse und fand seinen Platz unter den angesehensten deutschen Erzählern. Emil Strauß (geb. 1866 in Pforzheim) gelangte mit einigen seiner Erzählungen gleichfalls in freiere und höhere Regionen. „Freund Hein" (1902) war eine der ersten, dann so üppig aufschießenden tragischen Schulgeschichten. Ein längerer Aufenthalt in Brasilien erweiterte seinen Gesichtskreis beträchtlich („Der Engelwirt, eine Schwabengeschichte", 1900; „Kreuzungen", Roman, 1904; „Hans und Grete", Novellen, 1909). Weit hinter diesen beiden blieb ihr Gefährte Ludwig Finckh (geb. 1876) zurück, von dem ein Roman „Der

Rosendoktor" am besten gefiel. Benno Rüttenauers historische Erzählungen wurden bereits erwähnt. Idyllische Kleinstadtbilder sammelte er behäbig plaudernd „Aus der Landschaft von Hinterwinkel". Von Wilhelm Weigand gibt es die trefflichen Romane „Die Frankenthaler" und „Die Löffelstelze", von Otto Stößl (geb. 1875 in Wien) außer einigen liebenswürdigen Erzählungen den gediegenen, feinsinnigen Roman „Morgenroth" (1912), von Auguste Supper (geb. 1867 in Pforzheim) trauliche Schwarzwaldgeschichten.

Als bodenständige Schweizer werden geschätzt Carl Albrecht Bernouilli, ein protestantischer Theologe, Heinrich Federer mit ausgesprochen katholischen Tendenzen („Lachweiler Geschichten", „Unser Herrgott und die Schweizer"), der fortschrittliche, in bestem Sinne kernige Paul Ilg („Das Menschlein Mathias", „Der starke Mann"), der poetisch besinnliche Robert Walser („Geschwister Tanner", „Kleine Dichtungen"), der etwas ungelenke Autodidakt und Grübler Jakob Schaffner („Die Erlhöferin", „Der Bote Gottes"), der gedankenreich symbolisierende aber im Ausdruck sehr schwerfällige Albert Steffen („Alois und Wereische", „Sybilla Mariana").

Vom jüngsten Nachwuchs wandten sich einige in dünnern Bändchen kleinmeisterlicher Idyllik zu; Heinrich Zerkaulen (geb. 1892 in Bonn) strömte gläubiges Vertrauen zu Gott und zum Nächsten in Skizzen „Aus der Spitzweggasse" aus; Max Jungnickel (geb. 1890) schwärmte und romantisierte, für manchen Geschmack doch zu süßlich, im „Himmelsschneider" und in „Peter Himmelhoch".

Viele der eigentlichen Heimatkünstler, an die vor zehn Jahren viel Hoffnungen geknüpft wurden, sind heute schon wieder vergessen. Als Schilderer norddeutscher Landstriche und Sitten genießen noch Ansehen Timm Kröger, Charlotte Niese, Heinrich Sohnrey, Hermann Löns, Fritz Stavenhagen, rasch erworbenen Ruhm und nur langsam sinkende Beliebtheit Gustav Frenssen (geb. 1863) durch seine Romane „Jörn Uhl" und „Hilligenlei". Thüringisches Gebiet beackerte Karl Söhle

(„Musikantengeschichten"), rheinisches Wilhelm Holzamer, den Schwarzwald Heinrich Hansjakob. In den bayrischen und tiroler Alpen, deren gesunder, fröhlicher Volksschlag durch den Sommerfrischler-Verkehr bekannt und populär wurde, entwickelte sich die Heimatkunst unter besonders günstigen Bedingungen. Zahlreiche Bauernromane und Bauerndramen (letztere von einheimischen Bauern-Theatern aufgeführt) fanden bis weit hinein nach Norddeutschland freundliche, ja begeisterte Aufnahme. Höheren Wert haben aber nur die Romane des Steiermärkers Peter Rosegger und die Dramen des Tirolers Karl Schönherr (geb. 1867). Des letzteren „Bildschnitzer", seine Komödie „Erde", sein historisches Schauspiel „Glaube und Heimat" und das aus Gründen der Sittlichkeit viel angefeindete Drama „Der Weibsteufel" verdanken ihre großen Erfolge vor allem einer derben Theatralik und draufgängerischen Technik. Dem Tiroler Kreise gehören ferner an Franz Kranewitter, Arthur von Wallpach und Rudolf Greinz. Auch der Altbayer Ludwig Thoma (geb. 1867, gest. 1921) ist um seiner frisch-fröhlichen Bauerngeschichten „Hochzeit", „Der Wittiber", „Der heilige Hies", des Romans „Andreas Vöst" und einiger bodenständigen Einakter willen den Heimatkünstlern zuzuzählen. Ludwig Ganghofer übertraf ihn mit nahezu fabrikmäßig hergestellten Romanen noch an Beliebtheit, kam aber über das Niveau der Familienblätter ebensowenig hinaus wie der Schweizer Ernst Zahn.

Peter Rosegger

geb. 1843 in Krieglach-Alpl in Steiermark als Sohn eines Waldbauern. Kam mit 18 Jahren zu einem herumziehenden Bauernschneider in die Lehre, war 1865 — 69 Bettelschüler an der Handelsakademie in Graz. Fand durch Albert Swoboda, den Herausgeber der „Grazer Tagespost", Förderung und teilnehmende Freunde und konnte dadurch seit 1864 als Schriftsteller leben. Studierte für sich und konnte seine Studien nun durch größere Reisen erweitern. Wurde Lehrer und baute sich in Krieglach ein kleines Haus, schlug abwechselnd hier und in Graz seinen Wohnsitz auf. Gab seit 1876 die Monatsschrift „Heimgarten" heraus. 1903 wurde er Ehren doktor der Universität Heidelberg. Starb 1918.

„Gesammelte Werke".

Volkstümlichkeit war immer sein Ehrgeiz und seine ganze Freude. Er erreichte sie frühzeitig mit den gemütvollen Betrachtungen, der Religiosität und dem warmen vaterländischen Empfinden, das die besten seiner Bücher, „Der Gottsucher", „Heidepeters Gabriel", „Jakob der Letzte", zu hohen Auflagen führte. Noch beliebter machten ihn der joviale Humor seiner zahlreichen Dorfgeschichten und Dialektgedichte („Zither und Hackbrett") und die bald lustigen bald sentimentalen bald eindringlich lehrhaften Anekdoten, die er in seiner Zeitschrift „Heimgarten" zum besten gab. Als eines jener bei uns so häufigen pädagogischen Temperamente legte er seinen mit spannender Fabel und bewegter Handlung ausgestatteten Geschichten gern eine moralische oder gar eine kulturpolitische Idee zugrunde, suchte durch die Schicksale seiner gut charakterisierten Gestalten die Zustände in seiner Heimat zu bessern und auch die fernerstehenden Leser von ihren wirklichen oder vermeintlichen Irrtümern zu bekehren. Seine Trauer über die Vernichtung der geliebten Wälder und Walddörfer und das unaufhaltsame Vordringen städtischer

Kultur hat besonders in dem Roman „Das ewige Licht" tragisch vertieften Ausdruck gefunden. Roseggers Schilderung von Land und Leuten erhebt sich selten über das Typische, erhält aber gerade dadurch oft eine große, klare Linie, die etwa an die Konturen des deutschesten aller modernen Maler, Hans Thoma, erinnert.

Die Bedeutung seines Vorbildes Anzengruber hat er nie erreicht und in seiner sympathischen Bescheidenheit wohl auch nicht erstrebt, aber seine ursprüngliche Erfindungsgabe, die Lust und die Fähigkeit frisch drauflos zu fabulieren, blieben ihm bei den Stoffen seiner historischen wie seiner Gegenwarts-Romane bis ins Alter treu. Die Technik aller früheren Volksschriftsteller, ihre einfache, einprägsame Komposition, ihr gesunder Mutterwitz und ihr herzliches Verständnis für die seelischen Bedürfnisse einfacher frommer Gemüter war ihm geläufig und stets gegenwärtig.

Aus „Das ewige Licht"*

Seit acht Wochen kein Tropfen Regen. Der Schmied schickt Ratschläge aus, recht viele Gartenfrüchte, besonders Kartoffeln anzubauen, denn man wisse nicht, wie es dies Jahr mit dem Korn sein werde. Auf den Äckern sieht man mehr gelbe Erde, als grüne Halme. Die angesetzten Kohlpflanzen sind alle gestorben; die Nächte sind umtrübt oder windig, da gibt's auch wenig Tau, der sonst in trockenen Zeiten unsere Rettung ist. Und wenn doch einmal etwas Tau kommt, wie heute nacht, dann sieht man erst, wie schön er ist. Am Morgen bin ich lange an meinem Himbeerstrauch im Garten gestanden und habe die Blätter angeschaut. Dieses chillernde Farbenspiel der Tröpfchen auf dem Blatte! Eine Welt von Schönheit, und ich weiß nicht warum, im Anschauen dieses Taufarbenspieles in die Stimmung meiner Kindheit in mir. Und manchmal deucht mir, die ganze Natur sei voller Erinnerungstafeln an unsere Vergangenheit, und alles an ihr geht uns vielleicht nur darum so zu Herzen, weil es verloren geglaubtes inneres Leben wieder aufweckt.

Gestern haben wir unseren Fronleichnamsumgang gehalten. Alle, die gehen können und viele, die noch getragen werden müssen, kommen

* L. Staackmann, Verlag, Leipzig.

aus dem Tale herauf, aus den Gräbern hervor, von den Almen herab. Kinder und junge Mädchen haben Rosmarinkränze im Haar, weißes Kleid ist hier nicht der Brauch. In der Kirche ist's fast betäubend vor lauter Rosenduft, die Weiber haben Blumen an ihren Busen, die Männer auf ihren Hüten, die Altäre und Bilder sind mit Kränzen umwunden. Aufs zärtlichste geschmückt ist das Bildnis der heiligen Mutter Anna mit der kleinen Maria, um das sich Frauen in guter Hoffnung besonders zu schaffen machen. Wenn Weiber in ihrer Zeit der Segnung viel an die Jungfrau Maria denken und ans Christkind, so mag das ihrer Leibesfrucht wohl zugute kommen. Das ist auch eine Art Vererbung, wer immer schöne und gute Menschen und Bilder sieht, der bekommt leicht schöne und gute Kinder. Das stimmt bei der Kreuzsteiger Familie. Der alte Kreuzsteiger und sein Weib gelten als die zwei häßlichsten Leute im ganzen Tal. Und dieses Ehepaar hat die schönsten Kinder im Torwald. Das käme daher, sagen die Leute, weil das Weib in der Kapelle so fleißig beten täte. Nun haben sie in ihrer kleinen Kapelle ein altes, sehr schönes Bildnis der Verkündigung Mariens — der Erzengel Gabriel und die Magd des Herrn von großer Lieblichkeit. Solche Schönheit immer vor Augen gesegnet ihr die schönen Kinder. — Es geht ja alles so wunderbar zu auf diesem Reichsapfel Gottes!

Die Fronleichnamsprozession geht diesseits den Kirchenriegel herab, um den Berg herum und hinten wieder hinauf. Die vier Evangelienaltäre sind beim Josef im Walde, bei der Schmiedlinde, unter den fünf Ahornen und oben an der Kirchhofsmauer. Die Besitzer des Grundes haben diese Altäre zu besorgen, indem sie den Tisch, die Bilder, Leuchter und andere Zier aus ihren Häusern hervortragen. Sie wetteifern in der Ehre, wer den schönsten Altar hat; aber dem Schmied kommt keiner auf, der hat eigens für diesen Zweck geschnitzte Bestandteile, eine alte, gar nicht üble Kunstarbeit. Die stellt er zusammen und schmückt die Stätte mit großem Fleiße. Die Beter beim Umgange sind andächtig, schauen aber doch dabei gerne hinaus auf die Wiesen und denken vielleicht manchmal weniger an Gott, als an das Gras, das er wachsen läßt. Daß Gott persönlich und leibhaftig in Brotesgestalt unter ihnen ist, das finden sie ganz selbstverständlich, und darum die Gleichgültigkeit. Der Karl? Der hat an diesem Tage seine weiße Chorpfaid an mit den kirschroten Aufschlägen, er sieht in seiner Würde fast priesterlich aus, schwingt das Rauchfaß und preist mit im Chore den, „der im allerheiligsten Sakrament zugegen ist als wahrer Gott und Mensch!" — Karl, wenn ich dich einmal umstülpen könnte wie einen Handschuh!

Der Kornstock hat das Pange lingua wunderschön singen lassen. Ihm ist es in der Seele Urgrund immer ernst mit dem, war er tut. Über seinen zu erwartenden ungeheuren Opernerfolg vergißt er nicht des schlichten

Kirchenfestes im Torwald. Weil ihm für Kirchliches die ländlerartigen Tanzweisen und Märsche nicht gefallen, so hat er nun selbst eine Fronleichnamskantate komponiert. Sie erinnert wohl ein wenig an die Melodie des geistlichen Liedes: „Die Sonn' geht auf und wieder zu" ist, in Moll gehalten, und zu Allerseelen gespielt kann sie auch als Requiem gelten. Das macht nichts, haben wir ja doch für beide Feste auch das gleiche Vaterunser. — Wie wir mit unseren Fahnen und Lichtern die Dorfgasse hinabziehen, stehen auf den Türschwellen des Wirtshauses drei fremde Herren in Gebirgstracht und glotzen her. Zwei ziehen säumig ihre Hüte vom Kopf, der dritte kann sich dazu nicht entschließen. Von einem Niederknien, als das Allerheiligste vorüberkommt, keine Rede. Daß sie sich darüber lustig machen, will man bemerkt haben. Solche Gaffer habe ich schon in der Stadt gern gehabt! Und erst mit ihrer gottüberlegenen Bildung auf dem Lande! Dem Schmied ist die Rosenkranzschnur gerissen, weil's ihm so in den Armen gezuckt haben soll. — Beim dritten Evangelium unter dem Ahornen hat der Wind die Blätter des Evangeliumbuches, das mir der Knabe offen vorhält, hin und her gerissen und mir den Weihrauch in die Augen getrieben. Ich unwirsch gegen den Ministranten: „Halt die Sachen nicht so dumm!" Erst wie mich die Leute groß anschauen, merke ich das Ärgernis. Wohl sehr habe ich mich geschämt und das Sakrament aus ganzer Seele um Verzeihung gebeten, ehe wir weiter gegangen sind.

Wenn etwa vor zehn Jahren des Sommerwerktages ein Fremder da unten beim Wirt eingekehrt ist, so hat er die Stube leer gefunden, hat müssen aufs Feld hinausrufen, er wünsche ein Glas Wein. Und vom Felde her hat man ihm geantwortet, wenn er Durst habe, solle er zum Brunnen gehen, sie könnten von der Arbeit nicht weg. Wo in der weiten Welt antwortet so ein Wirt? Im Torwald ist's gewesen. Hat der Fremde gewartet bis zum Abend, so war der Wein gerecht und kostete mitsamt dem gebackenen Huhn und der Nachtherberge im reinlichen Bett fünfundvierzig Kreuzer, und wenn er etwa aufmerksam gemacht, daß der treffliche Salat nicht berechnet worden, so antwortete die Wirtin: „Ei, der paar Salatblotschen da! Deren haben wir im Garten genug, die kosten nichts."

Die heutigen Fremden haben das gründlich geändert — gebessert natürlich! Einst war dem Wirt zu Unterschuttbach das Wirtshaus Nebensache, heute ist's ihm die Bauernwirtschaft. Die Fremden haben lange Wolle, sagt der Wirt. — Er wäre nicht klug, hatten sie gefunden, ein Huhn für fünfundzwanzig Kreuzer zu geben, im Hotel koste es das Vierfache. — Sollen doch im Hotel bleiben, wenn's ihnen bei uns zu billig ist! Aber sie wollen ja immer auf die Hohe Rauh. Dies Jahr sind schon mehrere Herren

dagewesen, der schönen Berge wegen, und der Schuttbachwirt hat Betten aufschlagen lassen müssen und will jetzt auch ein Extrazimmer einrichten, wo statt Wandbänke Strohsesseln stehen, die Tische mit einem roten Tuch gedeckt sind und Zeitungen drauf liegen. Auch eine Gebirgskarte ist vorhanden, die der Herr Führer Semmerl aber zumeist verkehrt in der Hand hält, was vorläufig weiter keine Folge hat, als daß die Sonne im Westen auf- und im Osten untergeht. Derlei Neuerungen kosten Geld, und wenn die Touristen steigen wollen, meint der Wirt, so werden halt auch die Preise steigen. Und finden wir uns hübsch alle miteinander in aufsteigender Linie. —

Wenn man von der hinteren Eising, wo die letzten Bauerngütlein stehen, hinaufsteigt gegen die Hohe Rauh, so kommt man hinter dem ersten Wall zu einer Felsenhöhle, genannt das Laudamusloch. Dieser Name soll daher kommen, weil jeder, der aus Neugierde hineingekrochen und glücklich wieder herausgekommen, aus heiliger Dankbarkeit ein Te deum laudamus anstimmt. Seit vielen Jahren soll niemand mehr hineingekrochen sein, und den großen Schatz, der drinnen von schwarzen Höllenhunden bewacht ist, überlassen sie den zukünftigen Torwaldleuten. Vor Zeiten soll man aufrecht in die Höhle haben gehen und sich durch enge Spalten haben hineinwinden können, bis zu den Hallen, in welchen, wie es heißt, die Kirche von Sankt Maria mitsamt ihrem Berge Platz hätte! Und fabelhafte Tropfsteingebilde, ganz versteinerte Märchen aus der Unterwelt! — Seit Jahren sind die Löcher angeschwemmt mit Gerölle und Schutt, so daß man durch die Schlurfe kriechen muß wie ein Molch, und solches nur im Herbste, wenn das Wasser niedrig ist. Denn vom Hochgebirge braust durch die Schluchten ein Wasser herab, welches fast krachend in den schwarzen Rachen des Laudamusloches stürzt. Die Stelle, wo es wieder aus dem Berge fließt, weiß kein Mensch; man sagt, viele Stunden weiter auf der andern Seite des Gebirges. Die Leute meinen, wenn das Anschwemmen so fortgeht, dann wird in wenigen Jahren das Loch verstopft sein, das Wasser in der Hochschlucht einen See bilden und endlich herabbrechen ins Tal. Für lange hinaus ein recht hinlänglicher Vorrat von Katastrophen! — Ein Hirtner, der vor Jahren in der Höhle gewesen, um eine hineingeschwemmte Ziege zu suchen, will die Ziege versteinert gefunden haben und ist schließlich froh gewesen, mit eigenem Leibe wieder heil herauszukommen ins liebe Licht Gottes. Ein lautes „Großer Gott, wir loben dich!" zuerst, und dann erzählt, daß den Leuten der Verstand stillgestanden. Endlich hat er sich die Hände ins Gesicht geschlagen und aufgestöhnt: „Ihr Christenleut', es ist schauderhaft!"

Mit dieser Laudamushöhle fangen jetzt die Stadtleute an, die Touristen. Sie wollen hinein. Auswendig sind ihnen die Berge nicht mehr seltsam,

sie kriechen ins Innere. Die Berggipfel sind schon alle benamset, da kann man keinen neuen Namen mehr aufspießen. Aber die Höhlen, in diesen kann der mutige Entdecker sich verewigen. Jetzt sind wieder etliche da, die ins Loch wollen. Einer davon heißt Krötel und will als Schlamm-kriecher unsterblich werden. Wenn so einer versteinert wird im Loch, wie die Ziege, dann hat er gleich sein Denkmal.

Am 4. Juni.

Gestern nach dem Gottesdienste hat meine Regina die alte Gralin in die Pfarrhofküche geführt. Ein Löffel warmer Suppe, daß sie dann heimgehen mag. Zum Niedersitzen hat sich die Greisin nicht lange bitten lassen, und die Semmelbrocken weicht sie hübsch auf in der Suppe, um sie dann hinter den eingekniffenen Lippen emsig noch mit den zahnlosen Kiefern zu zermalmen. Ich habe mich ein wenig zu ihr gesetzt und sie ge-fragt, was es denn sei mit dem Hundertsten im August? — An dem Tage eine heilige Messe für ihre Verstorbenen hat sie sich von mir erbeten; sonst aber „wohl nichts! kein Grund nit!" Da müßte sie sich wohl zu Tode schämen, wenn man ihr desweg eine Ehr' antun wollte. Dem Herrgott müsse man danken, der habe sie alt werden lassen, sie selber habe nur den guten Willen dazu gehabt! — Fast heftig hat sie solche Worte herausgesagt, und ich habe gedacht, das sollte man den jubiläumssüchtigen Städtern kundtun: Im Gebirg gibt's noch Leute, die sich schämen, wenn sie geehrt werden.

Am 25. August.

Gestern abends sind wir doch oben gewesen beim Gral, um der Hundertjährigen unsern Gruß zu bringen. Der Kornstock mit seinen Leuten hat vor den Fenstern ein schönes Lied angestimmt. Als sie das zweite singen wollen, kommt der Gral heraus: „Die Mutter greint schon, sie laßt sagen, aufhören sollt's. Sie möcht' schlafen!"

So haben wir noch alle miteinander gerufen: „Vivat, Gralmutter!" und sind abgezogen. Weil der Vollmond so schön gewesen, so sind wir auf den Kreuzhügel gestiegen, unter welchem die Verschütteten ruhen, und haben „Die Ehre Gottes" gesungen. Der Gral bringt etliche Krüge Apfel-wein — hat ihn aus den Stiftsgärten, dann wird es lebhaft, die Leute werden lustig auf dem Grabhügel und singen Schelmenlieder. Ich sitze da, ans Kreuz gelehnt, und schaue ihnen zu. Sie heben drollige Spiele an und machen allerlei Sprünge, einer über den andern. Bursche und Dirndlein legen einander den Arm um den Hals und jauchzen süße Jugend-lust hinaus ins monddurchsponnene Tal. Nach und nach fangen sie an, stiller zu werden — heimlich zu schäkern — da muß ich wohl mit dem Stocke ans Kreuz schlagen. Sieht der gestrenge Pfarrer auch nicht in die Ewigkeit

voraus, wie dort das heimliche Schäkern angeschrieben wird, so doch auf ein Jahr. Sie aber sehen gar nichts. — „Saget den Toten gute Nacht und gehet nach Hause!“ Die Hausväter haben ihre Leute zusammengesucht, und viele sind mit mir hinausgegangen in das Kirchdorf.

Heute, gleichwohl ein heller Werktag, ist die Kirche voller Leute gewesen. Auf die Bank der Gralin hat man einen Strauß von roten und weißen Rosen hingelegt. Die Jubilantin hat sich heute aber dort nicht hingesetzt, ist ganz hinten in der letzten Bank unter dem Gewölbe und nachher auf ihrem Stocke hastig heimwärts gehumpelt. Den ganzen Tag gehen Boten hinauf nach Oberschuttbach mit Butter, Kuchen, Eiern, Hühnern, Honig und anderen Geschenken. „Narren!“ soll sie gesagt haben. „Heirat' ich denn, daß ich so Sachen krieg'?“ Und kein Wort, wie sehr es sie freut, daß die ganze Gemeinde diesen Tag so mit ihr begeht. Ihr Zittern, ihrer alten glasigen Augen Leuchten hat's verraten, sonst hätten wir nimmer wissen können, ob unsere gute Meinung ihr zur Lust oder Last ist. — Ganz gelassen, wie aus ihrem ersten Jahrhundert heraus, geht sie in ihr zweites hinein. Es scheint, sie hat im Sinne, noch etwas Besonderes zu erleben.

Josef Ruederer

geb. 1861 in München als Sohn eines Bankiers, Enkel eines Landwirtes und Brauers. Besuchte einige Jahre das Gymnasium, lebte einige Jahre in Berlin, diente und wurde Reserve-Offizier, arbeitete im Geschäft seines Vaters, das er aber bald verließ, um ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Sein ständiger Wohnsitz war München, wo er 1915 starb.

Hauptwerke: „Die Fahnenweihe", Komödie, 1894; „Tragikomödien", Novellen, 1896; „Die Morgenröte", Komödie, 1904; „Der Schmied von Kochel", Tragödie, 1910; „Das Erwachen", nachgel. Roman, 1918.

Im heimatlichen Boden wurzelt Josef Ruederers rüstige Natur. Aber sein scharfer, immer zur Satire geneigter Geist und sein rücksichtsloser Wahrheitsdrang, der derb und ungeschminkt auch seine Landsleute nicht schont sondern volkserzieherisch auf sie zu wirken sucht, hebt ihn weit über die üblichen Heimatkünstler der Enge hinaus. „Die Fahnenweihe", eine Bauernkomödie von prächtigem Tempo nimmt eine Kämpferstellung ein gegen die süßliche Bauernromantik des Ganghoferstils; die Honoratioren kommen schlecht dabei weg. „Die Morgenröte", die Münchner Stimmungen aus dem Jahre 48 am Fall der Lola Montez expliziert, verspottet den Münchner Philister von ehedem und heute. Im „Schmied von Kochel" aber, jenem Helden, der um 1700 mit aussichtsloser Kühnheit seine Gebirgler sammelt, um die Hauptstadt vor der Fremdherrschaft zu retten, spricht sich des Dichters Vaterlands- und Heimatliebe unverhüllt aus. Seine Novellen „Tragikomödien" und „Wallfahrer-Maler- und Mördergeschichten" spielen gallig und kaustisch in die Groteske hinüber. Voll Angriffslust, strotzend von Lebensfreude und Todesgrauen lassen sie bäuerliche und bürgerliche Originale in den Maschen des Schicksals sich verfangen.

Verinnerlichung / Seelische Verfeinerung / Künstler der exakten Psychologie und Psychopathie / Erotiker

Der Weg, den Gerhart Hauptmann nahm, von der ungeschminkten Wahrheit und Echtheit des äußeren Milieus und sozialer Zustände vorzudringen bis zu den zartesten Regungen des Gefühls- und Empfindungslebens, mündete in eine breite Heerstraße, auf der schließlich ganze Scharen ansehnlicher Persönlichkeiten, geführt von den ausgezeichnetsten Köpfen und entwicklungsfähigsten Talenten, marschierten. Noch heute ist diese nach Verinnerlichung und Verfeinerung strebende Richtung die am weitesten verbreitete, erfolgreichste und im wesentlichen herrschende, und es fragt sich noch sehr, ob sie nicht die ihres einzigen grundsätzlichen Gegners, des Expressionismus, überdauern wird. Sie führte die deutsche Literatur in der Lyrik und im Roman, weniger im Drama, auf eine seit den Klassikern nicht wieder erreichte Höhe. Der Einfluß der Meister der Zwischenzeit — Lenau, Mörike, Storm, Keller, C. F. Meyer, Fontane — auf ihre Zeitgenossen war vielleicht geringer als der, dessen Gerhart Hauptmann und Frank Wedekind, Stefan George, Richard Dehmel und Rainer Maria Rilke, Thomas und Heinrich Mann sich rühmen können.

Allen inneren Vorgängen bei sich selbst und Anderen trat der Dichter mit verstärktem Bewußtsein vom Nervenleben, kritischer, empfindlicher, „reizsamer" gegenüber. Über sich selbst hielt er strenger „Gerichtstag", in den Nächsten suchte er sich um so nach-

sichtiger, jenseits von Gut und Böse nur als objektiver Erforscher und Zergliederer einzufühlen. Stilles Horchen ins eigene Herz, verhauchende Stimmung, träumerisches Hindämmern bei schärfster Beobachtung der Umgebung, mitwirkender Eindrücke von außen her und der dünnen, vielfach okkulten Fäden, die Mensch mit Mensch und jeden Menschen mit der Natur verknüpfen, führte ihn auf ein Schaffensgebiet, das der Romantik ebenso nahe lag wie der modernen Wissenschaft. In der Tat zogen denn manche Dichter Ergebnisse der Psychologie und Psychiatrie bei ihren Konzeptionen mit zu Rate.

Die Sprache paßte sich diesen Aufgaben mit reifem Kunstverstand und großer Geschmeidigkeit an, brachte im Vers Rhythmik und Melodik, im Roman edel dahingleitenden Periodenbau wieder zu Ehren, befleißigte sich im Drama prägnanter Knappheit und verhaltener Leidenschaft.

Von den hier zu nennenden Dramatikern werden Carl Hauptmann, Arthur Schnitzler, Max Dauthendey, E. v. Keyserling, Wilhelm von Scholz, Bruno Frank, noch in ihrem Gesamtschaffen gewürdigt werden.

Georg Hirschfeld, Gerhart Hauptmanns getreuester Jünger, folgte ihm, allerdings in weitem Abstand, auch auf seinen späteren, vielverschlungenen Wegen. Sein Schauspiel „Nebeneinander" (1904), die Komödien „Mieze und Maria" (1907) und „Rösickes Geist" waren sympathische aber schwächliche Leistungen. Johannes Schlaf vermochte mit späteren Dramen („Gertrud", „Die Feindlichen", „Weigand") die Bühne nicht wieder zu erobern. Hermann Bahr (geb. 1863), immer geistreich, beweglich und amüsant, blieb auch in seinen zahlreichen Schauspielen und Komödien (u. a. „Der Star", „Wienerinnen", „Sanna", „Der Meister", „Das Konzert", „Der Unmensch", „Ehelei") Menschenbeobachter im Feuilletonstil; doch geraten ihm altösterreichische und Wiener Gestalten nach wie vor ausgezeichnet.

Hans Kyser (geb. 1882) brachte als erstes Stück eine Tragödie „Titus und die Jüdin" auf einer der Reinhardt-Bühnen zur Aufführung. Das nächste „Erziehung zur Liebe" (1913) be-

handelte mit Delikatesse und eindringlicher Charakteristik die ersten Herzensnöte eines Jünglings, gestillt von seiner mütterlichen Freundin. „Charlotte Stieglitz" (1916) hat die aus der Literaturgeschichte bekannte Aufopferung dieser Frau für ihren in seinem Schaffen erlahmenden Gatten zum Gegenstand. — Von Wilhelm Speyer (geb. 1887) fand das zeitgemäße Schauspiel „Der Revolutionär" (1918) verdiente Beachtung; sein Held, ein russischer, nach Deutschland verschlagener Terrorist, ist objektiv gesehen, wie die ganze revolutionäre Frage; die in einem engen Kreis sich abspielende Handlung ist auf die Hauptfigur konzentriert und ganz in deren Inneres verlegt. Amüsante, geistreiche Komödien von ihm sind „Er darf nicht befehlen" und „Rugby". — Mit einer Reihe recht gewandt und geschmackvoll gearbeiteter, wenn auch nicht gerade bedeutender Stücke ward Lion Feuchtwanger (geb. 1884) rasch einer der begehrtesten modernen Theaterschriftsteller. „Warren Hastings, Gouverneur von Indien", ein historisches Charakterdrama (1915), wirkte am stärksten und ausgeglichensten. Auf Heinrich Lautensack (geb. 1881) ward man erst nach seinem Tode 1919 aufmerksam. Sein Kloster- und Gewissensdrama „Das Gelübde" zeigte einen fertigen, kundigen Theatermann, der doch zugleich aus dichterischer Notwendigkeit schuf. Dieses Stück, wie auch die frühere „Pfarrhauskomödie" (1911) wurden mit Unrecht für antikatholisch erklärt, kehrten vielmehr bei Mönchen und Weltgeistlichen nur die menschlichen Seiten hervor. Als Hoffnungen der deutschen Bühne dürfen Rolf Lauckner, Dietzenschmidt und Hermann Kesser gelten. Lauckner führte sich ein mit dem Schauspiel „Christa, die Tante" (1917), einer zart mitfühlenden Studie über den Liebestrieb alternder Mädchen, und wagte sich in dem Revolutionsdrama „Wahnschaffe" (1920) an das große Problem des Weltbefreiers, der zwischen Phantasie-Überschwang und Tatwillen zerrieben wird. Dietzenschmidt umschrieb mit der „Kleinen Sklavin" (1918) den Leidensweg eines mißhandelten und geschändeten Mädchens aus dem Volke, von Hermann Kesser ward „Summa Summarum" (1919) viel gerühmt.

Die meisten Dramatiker des Naturalismus haben sich gelegentlich auch dem psychologischen Roman zugewandt: Gerhart Hauptmann in „Emanuel Quint" und dem „Ketzer von Soana", Max Halbe, temperamentvoll und anschaulich in der „Tat des Dietrich Stobäus" und „Jo", Johannes Schlaf in seinen entzückenden Träumereien „In Dingsda", in minder gelungenen Novellensammlungen und den sensitiven, nur etwas zu langatmigen Romanen „Das dritte Reich", „Die Suchenden", „Der Kleine", „Mutter Lise" usw., die gänzlich unbeachtet blieben. Arthur Schnitzlers Romane („Frau Berta Garlan" und „Der Weg ins Freie") sowie seine Novellensammlungen zeichnen sich stets durch einwandfreie, sorgfältig durchdachte Psychologie aus, während Carl Hauptmann seinen Menschen mehr mit einer vagen Einfühlung beizukommen suchte. Diesem geistesverwandt sind Bruno Wille („Offenbarungen des Wacholderbaums", Cäsar Flaischlen („Jost Seyfried") und Hermann Burte „Wiltfeber, der ewige Deutsche").

Unbestritten die Führer der gegenwärtigen Romandichtung sind die Brüder Thomas und Heinrich Mann; ersterer hat mit seinem kunstreichen, präzisen und ironischen Stil unter vielen Jüngeren Schule gemacht. Glänzende Prosaisten sind neben diesen Beiden noch E. von Keyserling und Jakob Wassermann.

Von Hermann Bahr, dem Erzähler, gilt dasselbe wie vom Dramatiker, nur daß er seiner Neigung zu hemmungslosem Geplauder hier mit größerem Rechte nachgehen kann. Er begann Anfang der neunziger Jahre mit schlüpfrigen Histörchen „Fin de siècle" und „Die russische Reise", schrieb dann mehrere zierlich frivole Romane aus dem Theaterleben („Theater", „Die Rahl") und endete neuerdings mit Büchern katholisierender Tendenz („Himmelfahrt", 1916). Die Bekanntschaft mit manchen seiner österreichischen Gesellschaftstypen kann Vergnügen bereiten; dem, was er selbst aber als Autor in spielerischem Plaudertone vorbringt, ist schwer Glauben zu schenken.

Ein Österreicher, von dem anfangs viel erwartet wurde, der

aber nicht gehalten hat, was seine ersten Romane versprachen, ist Rudolf Hans Bartsch (geb. 1873). „Zwölf aus der Steiermark" und „Elisabeth Kött" sind noch immer lesenswert. Dagegen hielt sich der Wiener Felix Salten in der historischen wie in der modernen Novelle immer auf der gleichen achtbaren Höhe. Eine Anzahl frischer Begabungen stammen aus Prag oder fanden sich dort zusammen: Max Brod (geb. 1884) behandelte liebevoll, fast etwas schönfärberisch, das Leben und Treiben der bürgerlichen Juden seiner Vaterstadt („Jüdinnen" und „Arnold Beer") und schuf dann in „Tycho Brahes Weg zu Gott" (1916) eine großangelegte Romandichtung voll Gedankenreichtum und Menschenliebe. Karl Hans Strobl (geb. 1877 in Iglau) ist urdeutsch, von kräftigerem Wuchs und derberen Instinkten, weniger intellektuell aber flinker mit der Feder. Er begann mit Studentenromanen („Die Vaclavbude", „Der Fenriswolf"), versuchte sich dann im phantastischen und leicht humoristischen Genre, veröffentlichte 1915—17 zwei Bände eines „Bismarck"-Romans und griff auch in frühere Kulturepochen zurück. Friedrich Werner van Oestéren polemisierte mit lebhaften, künstlerisch gerundeten Schilderungen gegen Schein-Religiosität in der Novelle „Die Wallfahrt" (1903) und dem Jesuiten-Roman „Christus nicht Jesus" (1906). Neuerdings veröffentlichte er mehrere Bände leichter, mondäner Skizzen. Leicht und gefällig lesen sich auch die in der Gegenwart spielenden Romane von E. G. Seeliger. Unter jüngeren Talenten wäre Hans Gustav Wagner (geb. 1891) zu nennen. („Holger Korreland" 1919; „Der Aufrechte" 1920; „Am Tore der Zukunft" 1921). Liebenswürdige Bücher voll stiller Schwärmerei schrieben die Westösterreicher Otto von Leitgeb und Hans von Hoffensthal.

Aufwühlend bei aller Herbigkeit und Spröde der Schlesier Hermann Stehr (geb. 1864). Seine Romane „Das letzte Kind", „Der begrabene Gott", „Geschichten aus dem Mandelhause" gehören zu denen, die viel gepriesen, aber nicht allzuviel gelesen werden, ebenso wie die des geistig universelleren Gerhard Ouckama Knoop und des überaus feinnervigen, ver-

sonnenen Friedrich Huch. Auch Franz Servaes' (geb. 1862) kluge und gediegene Romane „Michael De Ruyters Witwerjahre" und „Im Knospendrang" fanden nicht die Beachtung, die sie verdienen. Eine literarisch sehr sympathische Erscheinung von Fontaneschem Geiste ist Ernst Heilborn (geb. 1867). Seine Romane „Josua Kersten" und „Die steile Stufe" wie seine neuesten Skizzenbände, darin einige nachdenklich-gütige Großstadt-Legendchen, gehen eigene, bedachtsamen Wege.
Fast physiologisch zerfaserte die Seele komplizierter Menschen der deutsch schreibende Pole Stanislaw Przybyszewski (geb. 1868); „Totenmesse", „Vigilien", und die Trilogie „Homo sum". Sein letzterbekannt gewordener Roman „Satanskinder" (1898) vertiefte sich in das Problem des egozentrischen Anarchismus. Arthur Holitscher (geb. 1869 in Budapest) rang sich aus formlosen, verworrenen Anfängen („Weiße Liebe", 1896; „Der vergiftete Brunnen", 1900) allmählich zu einem eigenen schönen und klaren Romanstil durch. Sein letztes Werk „Adele Bourkes Begegnung" (1920) entnimmt einem bekannten Kriminalfall tiefste okkulte Erkenntnisse. Von ähnlicher Art wie Wassermann, nur weniger eruptiv und massig, ist als Erzähler Wilhelm Speyer. Sein Roman „Das fürstliche Haus Herfurth" (1914) zeigt überall noch Spuren der Lektüre von Dostojewsky, Thomas Mann und Wassermann, fesselt aber durch kunstvoll gesteigerte Spannung und das geschickt geknüpfte Netz psychologischer Fäden. Ohne allen Sinn für Effekte, dafür um so warmherziger und von einer der modernen Romanliteratur fast entschwundenen gemütvollen Empfindsamkeit bewegen sich im Berliner Leben, mit melancholischen Spitzen gegen alle Großstadt-Korruption Arthur Kahanes Romane „Willkommen und Abschied" (1918) und „Die Tarnkappe" (1919).

Proben feiner Novellistik gaben auch der Dramatiker Wilhelm von Scholz und der Lyriker Will Vesper.

Auf manchen jungen Schriftsteller übte vor dem Kriege Paris eine besondere Anziehungskraft aus; das dort konzentrierte politische, gesellschaftliche und künstlerische ungebundene Leben fand

dann seinen Niederschlag in Romanen und Novellen. So fühlte sich Alexander Castell (geb. 1883 in Kreuzlingen) bald mehr als Pariser denn als Schweizer. Als Weltmann ohne mondäne Pose, ganz unschweizerisch geistreich, geschmack- und schwungvoll meistert er die Kunst der Novellette mit Energie und Grazie. Bei aller Objektivität der Darstellung geht er überall offenbar vom persönlichen Erlebnis aus und gibt (im Roman „Bernards Versuchung", 1911, in der Novellensammlung „Capriccio", 1913) Studien aus dem Pariser Leben, da wo es am pikantesten und frechsten ist. Alfons Paquet (geb. 1881 in Wiesbaden) entwarf im Roman „Kamerad Fleming" (1911), ein temperamentvolles Bild Pariser Aufruhrtage. Von sehr gepflegter Form sind Arnold Zweigs Erzählungen, deren Stil Thomas Mannsche Ausdrucksschärfe ganz in weichen, musikalischen Wohlklang auflöst. Seine schönen „Novellen um Claudia", seine Kriegsgeschichten „Die Bestie" (1915) und das „Geschichtenbuch" (1916) sind sonore, gleitende Musik auch im Gefühl und in der Auffassung der Bande, die sich unter Menschen seltener Art sachte knüpfen und lösen. Von unverkennbar deutscher Art sind zwei rheinische Erzähler, der streng und gewissenhaft das Werk herausmeißelnde Josef Ponten (geb. 1883) und der weichere, gern lyrisch zerfließende Hans Brandenburg (geb. 1885). Hans Brandenburg ließ den Romanen „Erich Westenkott" (1906) und „Chloe" (1909) neuerdings den schon viel reiferen Roman „Das Zimmer der Jugend" folgen, hat sich aber aus dem Subjektivismus, der Ponten von Anfang an fremd war, noch immer nicht ganz befreit. Gewandte, psychologisch zerfasernde, manchmal leicht artistisch angehauchte Romane und Novellen schrieb Curt Moreck (geb. 1888 in Köln). Sein bekanntester Roman ist „Jokaste die Mutter". Von Leonhard Adelt (geb. 1881) gibt es ausgezeichnete Fliegernovellen und einen Roman „Der Flieger" (1913). Otto Zoffs (geb. 1890) Roman „Der Winterrock" (1919) leitet mit einigen Elementen seiner Formsprache schon zu frühgereiften Menschenschilderungen der Expressionisten über.

Die Ergründung des menschlichen Herzens, die sich die Er-

zähler dieser Zeit zur Aufgabe stellten, konnte auch an der Psychologie und Physiologie des Eros nicht vorübergehen. Fühler wurden ausgestreckt nach allen Geheimnissen und Mannigfaltigkeiten der Liebesbetätigung. Was bisher als krankhaft galt, wurde als Sondererscheinung der Natur, als einfache Varietät, als notwendige Folge gesellschaftlicher Zustände erkannt und begründet. Schleier, die bisher niemand zu lüften wagte, wurden kühn hinweggezogen, letzte Ergebnisse der Psychopathie herangezogen, das Verhältnis der Geschlechter in eine neue Beleuchtung gerückt.

Nicht allzu selten spielten dabei bedenkliche Nebenabsichten der Verfasser mit hinein; schlüpfrige und frivole Bücher voll pikanter Abenteuer und zweideutiger Histörchen liefen als gangbare Ware mitunter. So war schon zur Zeit des Naturalismus die seichte Erotik eines Heinz Tovote die geistig ungesunde Nahrung von Volksschichten, denen es wirklich nicht auf ernste Erkenntnisse oder künstlerische Wirkungen ankam; neuerdings wandelt in seinen Fußtapfen Arthur Landsberger, nur daß dessen Schilderungen Berliner Sittenverderbnis noch mehr in die schmutzige Breite und in obszöne Einzelheiten sich verlieren. Auch Hans Heinz Ewers (geb. 1871) hielt seine sehr bekannt gewordene Romane „Die Teufelsjäger", „Die Alraune" und „Vampyr" nicht immer frei von lüsternem Beigeschmack, vermied aber wenigstens den Abstieg ins Vulgäre und Verlogene. Die Romane und Novellen von Kurt Münzer (geb. 1879) waren dagegen aufrichtige, dichterischem Drang entströmte Bekenntnisse eines Ringenden, dem es ernst um die Enthüllung häßlicher und leidensvoller Tatsachen ist. Glühen bei ihm erotische Sensationen auf, so ist es kein unlauteres Temperament, an dem sie sich entzünden. Seele, nicht schweifende Sinnlichkeit adelt bei ihm auch den rohesten Stoff. „Kinder der Stadt", „Casanovas letzte Liebe", „Der Ladenprinz", „Menschen von gestern", „Namenlos" sind ungleich an Wert, aber alle über dem Durchschnitt einer landläufigen erotischen Literatur. Mit dem Knabenroman „Go" (1909) von Martin Beradt und den „Verwand-

lungen des Zöglings Törleß" (1906) von Robert Musil gelangen wir dann in rein dichterische, von einer sublimen Intellektualität geläuterte Regionen.

Zuständig auf dem Gebiet weiblichen Liebeslebens sind auch in der Belletristik in erster Linie die Erzählerinnen. Unerwähnt können jene zahllosen Damen bleiben, die für den Tagesbedarf süßliche oder neckische Nichtigkeiten fabrizieren — berüchtigt sind die Produkte der erfolgreichsten von ihnen, der Frau Courths-Mahler. Unmöglich ist es, auch nur der erträglichsten zu gedenken. Ernste, selbständige Persönlichkeiten der Frauenliteratur sind u. a. Lou Andreas-Salomé „(Ruth", Erzählung; „Fenitschka, eine Ausschweifung", „Ma", ein Porträt"), „Sophie Hoechstetter" („Passion", „Freund Rosenkreuz") und die erst neuerdings bekannt gewordene Caterina Godwin („Begegnungen mit mir", „Die Frau im Kreise"), Regina Ullmann („Die Landstraße"). Ein sehr vornehmes, fast preziöses Werk ist Annette Kolbs „Das Exemplar", ein glutvoll aufschäumendes, welterfahrenes Friderike Maria Winternitz' „Vögelchen". Sehr objektiv und sachlich, unsentimental, verschiedenartigsten Stoffen und Problemen zugewandt stehen Anselma Heines Romane und Novellen abseits von der breiten Straße der Frauenliteratur. Sie lieferte sehr kluge und feine Analysen von Künstlercharakteren („Drei Novellen"), finnische Landschaftsnovellen „Aus Suomi-Land", einen Elsasser Roman, packende Novellen mit okkulten Stoffen usw. Zahlreiche, mehr oder weniger gehaltvolle aber stets geist- und temperamentvolle Romane schrieb Hans von Kahlenberg (Pseudonym für Helene von Montbart). Sehr beliebt war eine Zeitlang die elegante und nervöse Elisabeth von Heyking mit ihren z. T. erotischen Gesellschafts- und Leidenschaftsromanen „Briefe, die ihn nicht erreichten", „Ille mihi", „Tschun". Manch Gutes gibt es auch von Gabriele Reuter und Margarethe von Bülow.

Auch die Versdichtung gelangte jetzt wieder zu hoher Blüte. Gärendes klärte sich, verworrene Ideen über Weltverbesserung und Welterlösung nahmen festumrissene, bildhafte Gestalt an;

knabenhaftes Stammeln reifte sich aus zu bestimmterem, durchdachtem Ausdruck. Das Epos fand einen Meister in dem schon behandelten Carl Spitteler, die Weltanschauungs-Lyrik in Richard Dehmel. Sterne zweiter Größe tauchten nicht wenige auf. Von Dehmel beeinflußt und gefördert setzte sich Alfred Mombert (geb. 1872) mühevoll und zähe durch. Seine Dichtungen „Die Schöpfung" (1897), „Der Denker" (1901), „Der Held der Erde" (1917) leben von kosmischen Visionen, sprechen sich, nichts weniger als gemeinverständlich, in raunenden Seherrufen aus. Wie im Zustande künstlichen Rausches oder krampfhafter Autohypnose sind sie empfangen. Seine Mystik bleibt abstrakt, suggeriert aber dem Leser Größe und Fülle der Vision. Rainer Maria Rilke wird jetzt neben George von der Jugend — am glühendsten von der weiblichen Jugend — als der Chorführer deutscher Verskunst verehrt, sammelte aber keine eigentliche Schule um sich. Wilhelm von Scholz, Emanuel von Bodman (geb. 1874) und Richard Schaukal gehören zu den Wenigen, die sich ihre Eigenart, ohne sie zu forcieren, nur auf bester deutscher Überlieferung fußend, entschlossen erhielten. Oskar Loerke (geb. 1884) wird wegen seiner „Wanderschaft" und „Gedichte" gerühmt, aber wenig gelesen.

Christian Morgenstern (1871—1914) gab neben seinen Grotesken sehr hoch zu schätzende Bände ernstester Gedanken- und Stimmungslyrik heraus: „Ich und die Welt", „Melancholie", „Einkehr", in denen grüblerische Schwermut und Selbstbetrachtung sich einer wundervoll geschlossenen, erschöpfenden Form bedienen. Gleich ihnen bohrt sich tief und leidenschaftlich ein in das Rätsel Welt der Münchner Hans Carossa („Gedichte", „Die Flucht"), der auch mit Richard Dehmel seelische Berührungspunkte hat. Fern aller Mystik, mit beiden Füßen auf der Erde stehend, die er bejaht und liebt, weltfromm und von einem gesunden Pathos beseelt, eroberte sich Ernst Lissauer (geb. 1882) seinen Platz unter deutschen Lyrikern. Die Bände „Der Acker" (1907), „Der Strom" (1912), „Weltpfingsten" (1918), „Der inwendige Weg" (1920) weisen eine steil aufsteigende Linie.

Schlichter, volkstümlicher und wohl auch unmittelbarer geht Will Vespers (geb. 1882) Weise zu Herzen, so in „Der Segen“ (1905), „Briefe zweier Liebenden“ (1916), „Schön ist der Sommer“ (1918). Hohen Flug zur Vergeistigung sinnlicher Leidenschaft nimmt seine „Liebesmesse“ (1913). Hans Brandenburg bewährte sich in warmen ungekünstelten Strophen, die gern deutsches Wesen, Kunst und Vaterland besingen; nicht die schlechtesten sind die Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne. („Einsamkeiten“, „Gesang über den Saaten“, „Die ewigen Stimmen“, 1921). Hans Bethge und Thassilo von Scheffer erwarben sich Freunde durch feinnervige, subjektiv gefärbte, formschöne Stimmungslyrik. Von den Lyrikerinnen der Frauenseele ist Margarethe Beutler (geb. 1876) an erster Stelle zu nennen. In ihren „Gedichten“ (1903) und „Neuen Gedichten“ (1908) besang sie stolz das Glück der freien Mutterschaft, setzte sich selbstbewußt und gefühlsstark mit den Vorurteilen der Gesellschaft auseinander, fand für persönlichste Erlebnisse triebhaft gewachsene Form. Als jüngere weibliche Begabungen versprechen viel Gutes Ina Seidel („Gedichte“, 1914) und Ilse Reicke („Das schmerzliche Wunder“, 1914).

Richard Dehmel

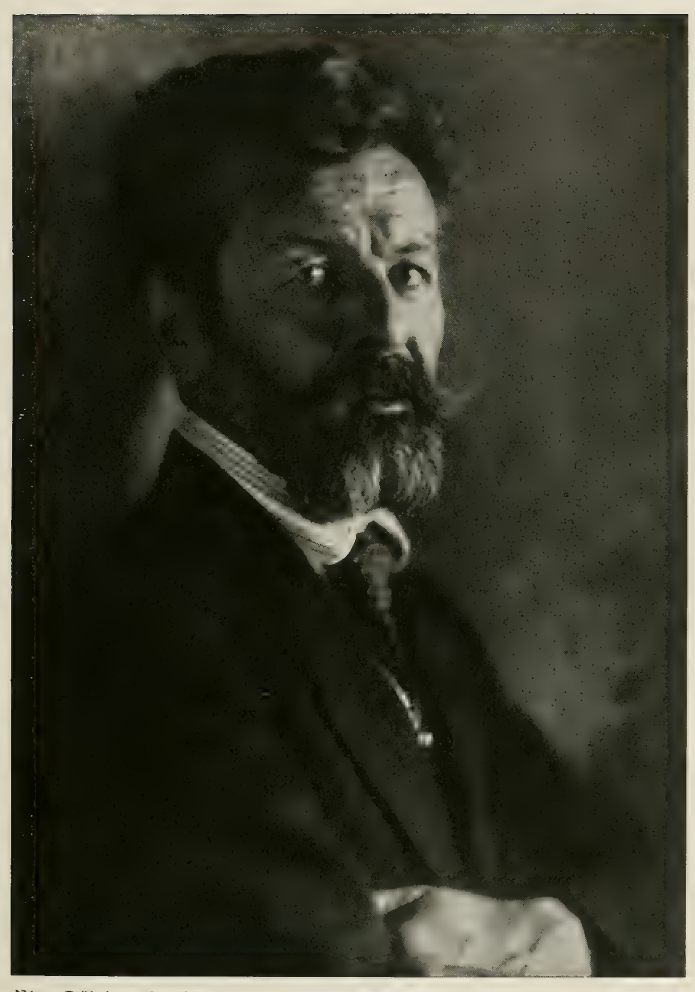
geb. 1863 zu Wendisch-Hermsdorf in der Mark Brandenburg als Sohn eines Försters, studierte von 1882—87 Philosophie, Naturwissenschaften und Nationalökonomie, redigierte zwischendurch eine rheinische Provinzzeitung und eine Jagdzeitung in Berlin. Wurde 1895 Versicherungsbeamter und gab während dieser Zeit seine ersten Gedichtbände heraus. Seit 1899 freier Schriftsteller, ging er zwei Jahre auf Reisen ins Ausland (Italien, Griechenland, Holland, England). Wohnte am Bodensee, in Heidelberg und zuletzt in Blankenese bei Hamburg. Meldete sich 1914 als Kriegsfreiwilliger, kehrte erkrankt aus dem Felde heim und starb 1920.

„Gesammelte Werke".

Die drei lyrischen Sammlungen, die Dehmels Ruf begründeten, „Erlösungen", „Aber die Liebe" und „Lebensblätter", waren die Frucht seiner schwersten, auch mit seelischen Konflikten jeder Art beladenen Mannesjahre. Als er sich endlich freigemacht, gewann sein Schaffen mit der Sammlung „Weib und Welt" und der „Neuen Ausgabe Erlösungen" frischeren Auftrieb. Längere Reisen führten ihn zum Gipfel menschlicher und dichterischer Reife. Er konnte endlich sein Lieblingswerk, den Roman in Romanzen „Zwei Menschen" beenden, krönte die „Verwandlungen der Venus" mit den letzten und tiefsinnigsten Strophen und stellte Essays und Dialoge unter dem Titel „Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt" zusammen. Nebenher gingen die durch reinstes, fast visionäres Erfassen der Kinderseele entzückenden Versbücher „Fitzebutze" und „Der Buntscheck". Seine Dramen „Der Mitmensch", „Michael" und die „Menschenfreunde" wurden bei verein-

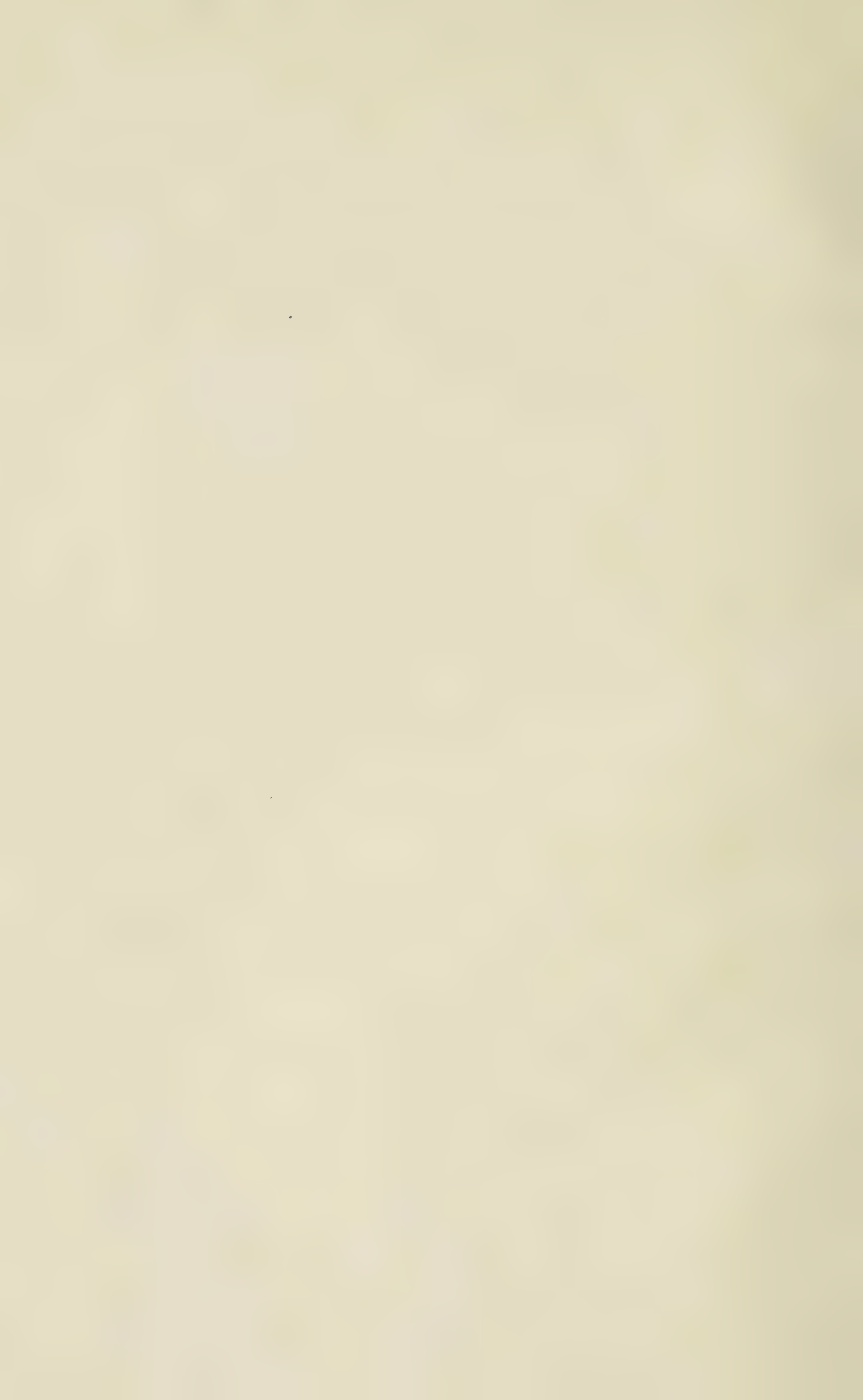
zelten Aufführungen mit Interesse aufgenommen, vermochten aber auf den Bühnen nicht Fuß zu fassen; ihre schwere Gedankenfracht war einem Publikumserfolg im Wege. Zwischen 1906 und 1909 kamen seine Gesammelten Werke heraus.

Was Dehmels Gedichte von denen aller seiner Vorgänger, namentlich aber der Künstler strenger Form und zart hingleitender Schönheit, der George, Hofmannsthal und Rilke, so auffallend unterschied, war das wild Aufschäumende und alle Reflexionen Überströmende des explosiven Gefühls — das unmittelbar Ergreifende. Was Dehmel zunächst als Lyriker fühlt, ist immer chaotisch. Wenn er es unter sichtlicher Mühsal und qualvollem Grübeln in leidlich genießbare Gestalt gebracht hat, so versiegt der „innerste Quellpunkt", von dem er einmal spricht, in keiner Zeile; es quillt und brodelt in ihm weiter. Natur bricht sich durch alle Tüfteleien Bahn, siegt und bezwingt. Brunst und Inbrunst, Rausch und Taumel, dionysisches Schwärmen und kosmische Erleuchtung durchstoßen oft alle Dämme bürgerlicher Vernunft und zuchtvollen Geschmackes. Und doch dröhnt es aus der schroffen, eigenwilligen, ewig ringenden Persönlichkeit dieses echtdeutschen Schwerblüters wie der gewaltige Rhythmus seiner „Harfe" aus dem Forst: „Dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen: komm, Sturm, erhöre mich!" Mit seinem brausenden „Trinklied" berauscht Dehmel die Nüchternen, lockt die Irrenden zur Lebensfreude; im „Lied vom Arbeitsmann", dem „nur Zeit" fehlt, „um so kühn zu sein wie die Vögel sind", entflammt er das Gefühl für soziale Not und erlösende Brüderlichkeit. Und zwischen all dem peinvollen Wühlen im Allzuirdischen, dem titanischen Aufbäumen gegen die Donnerkeile des Ewigen irgendein leise verglimmendes Bild: „Liegt eine Stadt im Tale, ein blasser Tag vergeht" oder ein hingehauchtes Liebesgeflüster.



Phot. Dührkoop, Hamburg

Richard Dehmel



Aus „Erlösungen"*

Selbstzucht

Mensch, du sollst dich selbst erziehen.
Und das wird dir mancher deuten:
Mensch, du mußt dir selbst entfliehen.
Hüte dich vor diesen Leuten!

Rechne ab mit den Gewalten
In dir, um dich. Sie ergeben
Zweierlei: wirst du das Leben,
Wird das Leben dich gestalten?

Mancher hat sich selbst erzogen;
Hat er auch sein Selbst gezüchtet?
Noch hat keiner Gott erflogen,
Der vor Gottes Teufeln flüchtet.

Sommerabend

Klar ruhn die Lüfte auf der weiten Flur;
Fern dampft der See, das hohe Röhricht flimmert,
Im Schilf verglüht die letzte Sonnenspur,
Ein blasses Wölkchen rötet sich und schimmert.

Vom Wiesengrunde naht ein Glockenton,
Ein Duft von Tau entweicht der warmen Erde,
Im stillen Walde steht die Dämmrung schon,
Der Hirte sammelt seine satte Herde.

Im jungen Roggen rührt sich nicht ein Halm,
Die Glocke schweigt wie aus der Welt geschieden;
Nur noch die Grillen geigen ihren Psalm.
So sei doch froh, mein Herz, in all dem Frieden!

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

Wiegenlied für meinen Jungen

Schlaf, mein Kücken; Racker, schlafe!
Kuck: im Spiegel stehn zwei Schafe,
Bläkt ein großes, mäkt ein kleines,
Und das kleine, das ist meines!
Bengel, Bengel, brülle nicht,
Du verdammter Strampelwicht.

Still, mein süßes Engelsfüllen:
Morgen regnet's Zuckerpillen,
Übermorgen blanke Dreier,
Nächste Woche goldne Eier,
Und der liebe Gott, der lacht,
Daß der ganze Himmel kracht.

Und du kommst und nimmst die Spenden,
Sä'st sie aus mit Sonntagshänden,
Und die Erde blüht von Farben,
Und die Menschen tun's in Garben —
Herr, den Bengel kümmert nischt,
Was man auch für Lügen drischt!

Warte nur, du Satansrachen:
Heute nacht, du kleiner Drachen,
Durch den roten Höllenbogen
Kommt ein Schmetterling geflogen,
Huscht dir auf die Nase, huh,
Deckt dir beide Augen zu —

Deckt die Flügel sacht zusammen,
Daß du träumst von stillen Flammen,
Von zwei Flammen, die sich fanden,
Hölle, Himmel still verbanden — —
So, nun schläft er; es gelang:
Himmel, Hölle, Gott sei Dank!

Aus „Über die Liebe“ *

Drückende Luft

Der Himmel dunkelte noch immer;
Ich fühlte tief bis in mein Zimmer
  Der fahlen Wolken vollen Schoß.
Die Esche drüben drehte schwer
Die hohe Krone um sich her,
  Zwei Blätter trieben wirbelnd los.

Laut tickte durch die schwüle Stube,
Wie durch die stille Totengrube
  Der Holzwurm ticken mag, die Uhr.
Und durch die Türe hinter mir
Klang dünn und schüchtern ein Klavier
  Über den Flur.

Der Himmel lastete wie Schiefer;
Ihr Spiel klang immer trauertiefer,
  Ich sah sie wohl.
Dumpf rang der Wind im Eichenlaub,
Die Luft war grau von Glut und Staub
  Und seufzte hohl.

Und blasser tönten durch die Wände
Die tastenden, verweinten Hände,
  Sie saß und sang;
Sang sich das Lied, in sich gebückt,
Mit dem sie mich als Braut entzückt;
  Ich fühlte, wie ihr Atem rang.

Die Wolken wurden immer dumpfer,
Die wunden Töne immer stumpfer,
  Wie Messer stumpf, wie Messer spitz:
Und aus dem alten Liebeslied
Klagten zwei Kinderstimmen mit —
  Da fiel der erste Blitz!

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

Lied an meinen Sohn

Der Sturm behorcht mein Vaterhaus,
Mein Herz klopft in die Nacht hinaus,
Laut, so erwacht' ich vom Gebraus
  Des Forstes schon als Kind.
Mein junger Sohn, hör zu, hör zu:
In deine ferne Wiegenruh
Stöhnt meine Worte dir im Traum der Wind.

Einst hab auch ich im Schlaf gelacht,
Mein Sohn, und bin nicht aufgewacht
Vom Sturm; bis eine graue Nacht
  Wie heute kam.
Dumpf brandet heut im Forst der Föhn,
Wie damals, als ich sein Gestöhn
Vor Furcht wie meines Vaters Wort vernahm.

Horch, wie der knospige Wipfelsaum
Sich sträubt, sich beugt, von Baum zu Baum;
Mein Sohn, in deinen Wiegentraum
  Zornlacht der Sturm — hör zu, hör zu!
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt,
Horch, wie er durch die Kronen keucht!
  Sei Du! Sei Du!

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
Mein Sohn, dein alter Vater spricht,
  Gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht;
Horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!
Horch, er bestürmt mein Vaterhaus,
Mein Herz tönt in die Nacht hinaus,
  laut . . .

Aus „Weib und Welt“ *

Aus banger Brust

Die Rosen leuchten immer noch,
Die dunkeln Blätter zittern sacht;
Ich bin im Grase aufgewacht,
O kämst du doch,
Es ist so tiefe Mitternacht.

Den Mond verdeckt das Gartentor,
Sein Licht fließt über in den See,
Die Weiden warten still empor,
Mein Nacken wühlt im feuchten Klee;
So liebt' ich dich noch nie zuvor!

So hab ich es noch nie gewußt,
So oft ich deinen Hals umschloß
Und blind dein Innerstes genoß,
Warum du so aus banger Brust
aufstöhntest, wenn ich überfloß.

O jetzt, o hättest du gesehn,
wie dort das Glühwurmpärchen kroch!
Ich will nie wieder von dir gehn!
O kämst du doch!
Die Rosen leuchten immer noch.

Die stille Stadt

Liegt eine Stadt im Tale,
Ein blasser Tag vergeht;
Es wird nicht lange dauern mehr,
Bis weder Mond noch Sterne,
Nur Nacht am Himmel steht.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
Es dringt kein Dach, nicht Hof noch Haus,
Kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
Kaum Türme noch und Brücken.

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

Doch als den Wandrer graute,
Da ging ein Lichtlein auf im Grund:
Und durch den Rauch und Nebel
Begann ein leiser Lobgesang
aus Kindermund.

Die Harfe

Unruhig steht der hohe Kiefernforst;
Die Wolken wälzen sich von Ost nach Westen.
Lautlos und hastig ziehn die Kräh'n zu Horst;
Dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen,
Und dumpfer tönt mein Schritt.

Hier über diese Hügel ging ich schon,
Als ich noch nicht den Sturm der Sehnsucht kannte,
Noch nicht bei eurem urweltlichen Ton
Die Arme hob und ins Erhabne spannte,
Ihr Riesenstämme rings.

In großen Zwischenräumen, kaum bewegt,
Erheben sich die graugewordnen Schäfte;
Durch ihre grüngebliebnen Kronen fegt
Die Wucht der lauten und verhaltnen Kräfte
Wie damals.

Und eine steht, wie eines Erdgotts Hand
In fünf gewaltige Finger hochgespalten;
Die glänzt noch goldbraun bis zum Wurzelstand
Und langt noch höher als die starren alten
Einsamen Stämme.

Durch die fünf Finger geht ein zäher Kampf,
Als wollten sie sich auseinanderzwängen;
Durch ihre Kuppen wühlt und spielt ein Krampf,
Als rissen sie mit Inbrunst an den Strängen
Einer verwunschnen Harfe.

Und von der Harfe kommt ein Himmelston
Und pflanzt sich mächtig fort von Ost nach Westen.
Den kenn ich tief seit meiner Jugend schon:
Dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen:
Komm, Sturm, erhöre mich!

Wie hab ich mich nach einer Hand gesehnt,
Die mächtig ganz in meine würde passen!
Wie hab ich mir die Finger wund gedehnt!
Die ganze Hand, die konnte niemand fassen!
Da ballt' ich sie zur Faust.

Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
Mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen.
Ich steh und prüfe die bestandne Fahrt:
Nur eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:
Zur ganzen Welt.

Komm, Sturm der Allmacht, schüttel den starren Forst!
Schüttelst auch mich, du urweltliches Treiben.
In scheuen Haufen ziehn die Kräh'n zu Horst.
Gib mir die Kraft, einsam zu bleiben,
Welt! —

Arthur Schnitzler

geb. 1862 in Wien als Sohn eines Professors der Medizin. Begann frühzeitig mit dichterischen Arbeiten, wählte daneben das Studium der Musik und war 1886—88 Sekundärarzt im Allgemeinen Krankenhause seiner Vaterstadt. Dann wurde er Assistent an der Poliklinik daselbst. 1899 und 1903 erhielt er den Bauernfeld-Preis. Lebt in Wien.

„Gesammelte Werke".

Keine epochemachende Persönlichkeit, aber in jedem einzelnen seiner Werke ein kluger, sympathischer Mensch von vollendeter Feinheit des Geistes und Anmut des Herzens, wurzelt Arthur Schnitzler ganz in dem liebenswürdigen, ein wenig leichtfertigen Wienertum vom Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Seine ersten Stücke „Anatol", „Liebelei" und „Reigen" sind ihrer zierlichen Spielerei, ihrer kecken Frivolitäten und koketten Empfindsamkeiten ungeachtet beachtenswerte Sittenbilder und zartsinnige Untersuchungen zeitgemäßer Erotik. Zu exakten psychologischen Studien von feinem Stimmungsreiz, melancholischem Humor und nachsichtiger Skepsis wendet sich dann ein aushorchender Menschenkenner mit Schauspielen und Komödien, die von allen deutschen Bühnen herab nicht eigentlich dramatisch wirkten, aber doch stark fesselten und zu Diskussionen anregten. Wurde die Judenfrage behandelt — am eindringlichsten in dem dialektisch zugespitzten „Professor Bernhardi" —, gewann Schnitzlers stets gewählte geschliffene Sprache einen leidenschaftlichen Tonfall. Weniger Glück hatte er mit Kostümstücken, „Der Schleier der Beatrice" (1900), „Der junge Medardus" 1910), in denen er sein Bestes aussprach, nur leider



Phot. Franz Löwy, Wien



ohne die technische Bravour, über die er sonst verfügt. Als Erzähler ist er der geborene Novellist; „Leutnant Gustl", eine ganz objektive und doch vernichtende Satire auf gewisse Wiener Offizierstypen, bezwingt durch seine schlagende Knappheit und Folgerichtigkeit. Auch „Sterben" und „Der blinde Geronimo" haben an straffer Geschlossenheit und packender Analyse typischer Seelenzustände wenig ihresgleichen.

Aus dem Schauspiel „Der einsame Weg"*

Vierter Akt. Erste Szene

Garten im Hause des Herrn von Sala. Links das weiße ebenerdige Haus, mit breiter Terrasse, von der sechs Steinstufen in den Garten herabführen. Von der Terrasse führt eine breite Glastüre in den Salon. Im Vordergrund ein kleiner Teich, im Halbkreis herum eine kleine Baumanlage. Eine Allee läuft von hier aus schief nach rechts hin. Am Beginn dieser Allee, dem Teich nahe, zwei Säulen. Auf diesen Säulen die Marmorbüsten von zwei römischen Kaisern. Eine steinerne Bank mit Lehne halbkreisförmig, rechts vom Teich, unter Bäumen. Rückwärts schimmert das Gitter durch das dünn gewordene Gesträuch. Hinter dem Gitter Wald, rötlich belaubt, mäßig ansteigend. Blaßblauer Herbsthimmel. Stille. — Die Szene einige Augenblicke leer.

Von der Terrasse aus treten auf Sala und Johanna. Johanna schwarz gekleidet, Sala in grauem Anzug, dunklen Überzieher um die Schulter geworfen. — Sie gehen langsam die Treppe hinab.

Sala.

Es wird dir ein wenig kühl sein. (Er macht ein paar Schritte ins Zimmer zurück, nimmt ein Cape, das dort bereit lag, legt es Johanna um die Schultern. Sie kommen allmählich in den Garten herab.

Johanna.

Weißt du, was ich mir einbilde?... Daß dieser Tag heute unser Tag ist — uns gehört, uns ganz allein. Wir haben ihn gerufen, und wenn wir wollten, könnten wir ihn halten... Die andern Menschen wohnen heute nur wie zu Gast in der Welt. Nicht wahr?... Es kommt wohl daher, daß du einmal von diesem Tag gesprochen hast.

Sala.

Von diesem —?

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

Johanna.

Ja ... als die Mutter noch lebte ... Und nun ist er wirklich da. Die Blätter sind rot, der goldene Dunst liegt über den Wäldern, der Himmel ist blaß und fern, — und der Tag ist noch viel schöner und trauriger, als ich ihn je hätte ahnen können. Und ich erlebe ihn in deinem Garten und spiegle mich in deinem Teich. (Sie steht dort und blickt hinab.) Und doch werden wir ihn so wenig halten können, diesen goldenen Tag, als das Wasser hier mein Bild behalten wird, wenn ich gehe.

Sala.

Sonderbar, in dieser klaren, lauen Luft weht doch schon eine Ahnung von Winter und Schnee.

Johanna.

Was kümmert's dich? Wenn diese Ahnung hier Wahrheit wird, bist du längst in einem andern Frühling.

Sala.

Wie meinst du das?

Johanna.

Nun, dort wo ihr hingeht, gibt's doch wohl keinen Winter wie bei uns.

Sala

(nachdenklich).

Nein, keinen Winter wie bei uns. (Pause.) Und du?

Johanna.

Ich —?

Sala.

Ich meine, wenn ich nun fort bin, was wirst du tun?

Johanna.

Wenn du fort bist —? (Sie betrachtet ihn. Er schaut in die Ferne.) Warst du nicht lange fort von mir? Und bist du's nicht am Ende auch in diesem Augenblick?

Sala.

Was sprichst du denn da? Ich bin bei dir ... Was wirst du tun, Johanna?

Johanna.

Ich habe dir's ja schon gesagt: fortgehen — wie du.

Sala

(schüttelt den Kopf).

Johanna.

So bald als möglich. Jetzt hab' ich noch den Mut dazu. Wer weiß, was später aus mir wird, wenn ich hier bleibe.

Sala.

Solang man jung ist, stehen alle Türen offen, und vor jeder Türe fängt die Welt an.

Johanna.

Aber erst, wenn man an niemandem hängt, ist die Welt weit und der Himmel unendlich. Und darum will ich fort.

Sala.

Fort — das sagt sich so leicht. Dazu braucht es doch Vorbereitungen aller Art und irgend einen Plan. Du sprichst aber dieses Wort aus, als wenn du dir nur Flügel anzulegen brauchtest, um in die Ferne zu fliegen.

Johanna.

Entschlossen sein — heißt auch Flügel haben.

Sala.

Hast du gar keine Angst, Johanna?

Johanna.

Eine Sehnsucht ohne Angst, das wäre eine wohlfeile Sehnsucht, der man gar nicht wert wäre.

Sala.

Wohin wird sie dich führen?

Johanna.

Ich werde meinen Weg finden.

Sala.

Man kann sich den Weg wählen, aber nicht die Menschen, denen man begegnet.

Johanna.

Denkst du, ich weiß nicht, daß es mir nicht bestimmt sein kann, nur Schönes zu erleben? Auch Häßliches, auch Gemeines steht mir bevor.

Sala.

Und wie wirst du es tragen? ... Wirst du es ertragen können?

Johanna.

Ich werde ja nicht immer wahr sein wie zu dir. Ich werde lügen, — und ich freu' mich darauf. Ich werde nicht immer froh sein und nicht immer klug. Ich werde irren und leiden. So muß es wohl sein.

Sala.

Du weißt das alles im voraus, und doch ...

Johanna.

Ja.

Sala.

Und warum? .. warum gehst du fort, Johanna?

Johanna.

Warum ich fortgehe? ... Ich will später einmal vor mir selbst erschauern müssen. So tief erschauern, wie man es nur kann, wenn einem nichts fremd geblieben ist. So wie es dir geschehen muß, wenn du auf dein Leben zurückblickst. Nicht wahr?

Sala.

Manchmal wohl. Aber gerade in solchen Augenblicken des Schauerns liegt eigentlich nichts hinter mir zurück, — alles ist wieder gegenwärtig. Und das Gegenwärtige ist vergangen. (Er sitzt auf der Bank.)

Johanna.

Wie meinst du das?

Sala

(die Hand vor den Augen, schweigt).

(Leiser Wind, Blätterrauschen und -fallen.)

Johanna.

Was ist dir? wo bist du?

Sala.

Ich bin ein Kind und reite auf dem Ponny übers Feld. Mein Vater ist hinter mir her und ruft. Dort am Fenster wartet meine Mutter; sie hat einen grauen Seidenshawl ums dunkle Haar und winkt mir zu ... Und ich bin ein junger Leutnant auf Manöver und steh' auf einem Hügel und melde meinem Obersten, daß hinter dem Gehölz die feindlichen Jäger lauern, bereit, hervorzubrechen, und unten in der Mittagssonne seh' ich Bajonette und Knöpfe leuchten .... Und ich liege einsam im treibenden Kahn und schau' in die dunkelblaue Sommerluft, und unbegreiflich schöne Worte reihen sich mir aneinander, — so schön, wie ich sie niemals habe niederschreiben können ... Und ich ruhe auf einer Bank in dem schwülen Park am See von Lugano, und Helene sitzt neben mir; sie hat ein Buch mit rotem Umschlag in der Hand; drüben unter dem Magnoliabaum spielt Lilli mit dem blonden englischen Buben, und ich höre, wie sie plaudern und lachen ... Und ich spaziere mit Julian über raschelnden Blättern langsam auf und ab, und wir reden über ein Bild, das wir gestern gesehen haben. Und ich sehe das Bild: zwei alte Matrosen mit zermürbten Gesichtern; sie sitzen auf einem umgewandten Nachen, den trüben Blick aufs unendliche Meer hinaus. Und ich fühle ihr Elend tiefer, als der Maler, der es gemalt hat, tiefer, als sie selber es fühlten, wenn sie lebendig wären ... All das, all das ist da — wenn ich nur die Augen schließe, ist mir näher als du, Johanna, wenn ich dich nicht sehe und wenn du schweigst.

Johanna

(hat die Augen mit Wehmut auf ihn gerichtet).

Sala.

Gegenwart ... was heißt das eigentlich? Stehen wir denn mit dem Augenblick Brust an Brust, wie mit einem Freund, den wir umarmen, — oder mit einem Feind, der uns bedrängt? Ist das Wort, das eben verklang, nicht schon Erinnerung? der Ton, mit dem eine Melodie begann, nicht Erinnerung, ehe das Lied geendet? dein Eintritt in diesen Garten nicht Erinnerung, Johanna? dein Schritt über diese Wiese dort nicht geradeso vorbei wie der Schritt von Wesen, die längst gestorben sind?

Johanna.

Nein, es soll nicht so sein. Es macht mich traurig.

Sala

(wieder in der Gegenwart).

Warum? ... das sollt' es nicht, Johanna. Gerade in solchen Stunden wissen wir, daß wir nichts verloren haben und eigentlich nichts verlieren können.

Johanna.

Ach, hättest du doch alles vergessen und verloren und könnte ich dir alles sein!

Sala

(beinah erstaunt).

Johanna —

Johanna

(leidenschaftlich).

Ich liebe dich. (Pause.)

Sala.

In wenig Tagen bin ich fort, Johanna. Du weißt es ... du hast es gewußt.

Johanna.

Ich weiß es. Warum wiederholst du es? Denkst du vielleicht, ich will mich mit einemmal an dich hängen wie ein verliebtes Ding und von Ewigkeiten träumen? — Nein, das ist wahrhaftig nicht meine Art, o nein! .. Aber ich wollt' es dir doch einmal sagen, daß ich dich lieb habe. Einmal darf ich's doch? — Hörst du? Ich liebe dich. Und ich möchte, daß du es später einmal geradeso hörst, wie ich es jetzt sage — in irgend einem andern Augenblick, schön wie dieser ... und in dem wir beide nichts mehr voneinander wissen werden.

Sala.

Wahrhaftig, Johanna, dessen darfst du sicher sein, daß der Ton deiner Stimme mir niemals entschwinden wird. — Aber wozu von ewiger Trennung reden? Vielleicht sehen wir uns später wieder ... in drei Jahren ... oder in fünf ... (Lächelnd.) Dann bist du vielleicht eine Prinzessin geworden und ich Fürst einer versunkenen Stadt ... Warum schweigst du?

Johanna
(nimmt das Cape fester um).

Sala.

Fröstelt dich?

Johanna.

O nein. — Aber ich muß nun gehen.

Sala.

Eilst du so?

Johanna.

Es wird spät. Ich möchte zu Hause sein, eh' mein Vater nach Hause kommt.

Sala.

Wie sonderbar! — Heute eilst du nach Hause und willst dich nicht verspäten, damit dein Vater sich nicht ängstigt, und in ein paar Tagen . . .

Johanna.

Dann wird er mich auch nicht mehr erwarten. Leb' wohl, Stephan.

Sala.

Auf morgen also.

Johanna.

Ja, auf morgen.

Sala.

Du kommst wieder durch die Gartentür, natürlich.

Johanna.

Bleibt nicht ein Wagen vor dem Hause stehen?

Sala.

Die Türen sind abgeschlossen. Es kann niemand in den Garten kommen.

Johanna.

Also leb' wohl.

Sala.

Auf morgen.

Johanna.

Ja. (Sie sind im Gehen.)

Sala.

Höre, Johanna. — Wenn ich dir nun sagte: Bleibe.

Johanna.

Nein, ich muß jetzt fort.

Sala.

Nicht so mein' ich's.

Johanna.

Wie denn?

Sala.

Ich meine, wenn ich dich bäte, bei mir zu bleiben — für ... lange.

Johanna.

Du machst sonderbare Scherze.

Sala.

Ich scherze nicht.

Johanna.

Vergißt du, daß du — fortfährst?

Sala.

Ich bin nicht gebunden. Nichts hindert mich, zu Hause zu bleiben, wenn ich nicht gelaunt bin, fortzugehen.

Johanna.

Um meinetwillen?

Sala.

Das sag' ich nicht. Um meinetwillen vielleicht.

Johanna.

O nein, du darfst darauf nicht verzichten. Du würdest es mir nicht verzeihen, daß ich dir das genommen habe.

Sala.

Glaubst du? (Lauernd.) Und wenn wir beide gingen?

Johanna.

Wie?

Sala.

Wenn du mit mir die Reise wagtest? Nun, es gehört ein bißchen Courage dazu, natürlich. Du wärst vielleicht nicht die einzige Frau. Die Baronin Golobin geht auch mit, wie ich höre.

Johanna.

Sprichst du im Ernst?

Sala.

Ganz im Ernst. Ich frage dich, ob du die Reise mir mit machen willst . . als meine Frau natürlich, um auch von diesen äußerlichen Dingen zu reden.

Johanna.

Ich sollte —?

Sala.

Was bewegt dich so sehr?

Johanna.

Mit dir? . . . mit dir?

Sala.

Mißversteh' mich nicht, Johanna. Du sollst deswegen nicht für alle Zeit an mich gebunden sein. Wenn wir wieder zurückkommen, können wir einander Lebwohl sagen — ohne weiteres. Es ist eine ganz einfache Sache. Denn alle deine Träume kann ich dir nicht erfüllen — das weiß ich gut . . . Du brauchst nicht gleich zu erwidern. Stunden wie diese verleiten allzu leicht zu Worten, die am nächsten Tage nicht mehr wahr sind. Ich möchte dich nie ein solches Wort reden hören.

Johanna

(hat ihn während dieser Worte angeschaut, als wollte sie seine Worte eintrinken).

Nein, ich sage nichts ... ich sage gar nichts.

Sala

(sieht sie lang an).

Du wirst darüber nachdenken und wirst mir morgen antworten.

Johanna.

Ja. (Sie sieht ihn lang an.)

Sala.

Was ist dir?

Johanna.

Nichts. — Auf morgen. Leb' wohl. (Er geleitet sie. Sie geht durch die Gartentür ab.)

Sala

(kommt zurück und bleibt vor dem Teich stehen).

Als wollt' ich ihr Bild drin suchen ... Warum war sie so bewegt? ... Glück? — Nein, das war nicht Glück ... Warum hat sie mich so angesehen? Warum ist sie erschrocken? In dem Blick lag etwas wie Abschied für ewig. (Erschrickt plötzlich.) Sollte es so mit mir stehen? ... Aber woher kann sie's wissen? ... Dann wissen es andre auch —! (Er starrt vor sich hin.)

(Er geht langsam die Terasse hinauf, dann in den Salon, kommt gleich wieder, mit Julian.)

Carl Hauptmann

geb. 1858 zu Obersalzbrunn in Schlesien als Gerhart Hauptmanns älterer Bruder. Besuchte das Gymnasium in Breslau, studierte in Jena und Zürich Naturwissenschaften und Philosophie, veröffentlichte 1892 eine philosophische Arbeit über die „Metaphysik in der modernen Physiologie" und lebte seitdem abwechselnd in Schreiberhau in Schlesien und in Berlin. Er starb in Schreiberhau 1921.

Hauptwerke: „Waldleute", Schauspiel, 1895; „Die Bergschmiede", Schauspiel, 1903; „Des Königs Harfe", Schauspiel, 1903: „Die Austreibung", Schauspiel, 1905; „Moses", Bühnendichtung, 1906; „Einhart der Lächler", Roman, 1907; „Panspiele", Schauspiel, 1909; „Die armseligen Besenbinder", Schauspiel, 1913; „Krieg", ein Tedeum, 1914; „Die Rebhühner", Komödie, 1916; „Tobias Buntschuh", burleske Tragödie, 1916; „Neue Prosadichtungen", „Der abtrünnige Zar", dramatische Legenden, 1921. Gesamtausgabe in 6 Bänden, 1917.

Jedes einzelne der zahlreichen Schauspiele von Carl Hauptmann greift ans Gemüt als eines aufrichtigen, liebenswerten Menschen herzhaftes Bekenntnis; jedes enthält den ganzen Carl Hauptmann, legt Zeugnis ab von seinem rastlosen Ringen um höchste Wahrheiten, blickt uns aus freundlich versonnenen Grübleraugen verständnisheischend an. Das Gesamtwerk aber ist ohne Einheit, wirkt eigentümlich unfertig, verschwommen und unausgegoren. Carl Hauptmanns Seele quoll über von inneren Gesichten, und immer war sein Blick beim Schaffen auf Inwendiges gelenkt. Daß seinen Werken der Makel des Dilettantischen, Ungekonnten anhaftet, muß entschuldigt werden mit diesem nicht zu bändigenden inneren Reichtum. Formzwang ist ihm zeitlebens etwas Fremdes geblieben. Mit der Aufführbarkeit seiner Dramen haben die Bühnen immer wieder wohlwollende Versuche angestellt; über Achtungserfolge kamen sie nicht hinaus. Seine Erzählungen, die sich am glücklichsten auf dem heimischen Boden

Schlesiens bewegten, wurden wenig gelesen; sein Roman „Einhart der Lächler", in den er so viel hineingeheimnißt hatte, blieb unverstanden. In den letzten Werken, die gerade von den jüngsten Dichtern noch am herzlichsten willkommen geheißen wurden, nahm Carl Hauptmanns Schwerfälligkeit einen Aufschwung ins Wuchtige.

Aus „Krieg"*

Ein Tedeum

Anfang des vierten Teils

Aus dem Dunkel taucht in Sternenhelle derselbe Ort wie in den ersten drei Teilen. Grenzen und Zäune usw. sind alle vernichtet. Nur ein Stück Schloßmauer mit dem vorderen Portal und der Terrasse mit einer zerbrochenen Marmorfigur steht noch. Auch ein kurzer Rest Eisengitterzaun. Bäume und Büsche sind meist verschwunden. Ein paar Büsche haben sich an dem Zaunrest erhalten. Wege und Dorfstraße sind verwuchert. Das Dorf sind überwachsene Trümmer, mit einigen Unterschlupfen wie Erdhügel. Am äußersten Ende der Ebene sieht man einen versunkenen, sanften Greis, den Vater Franciscus, einen kleinen Tempel bauen. In lautloser, vertiefter Arbeit trägt er Baumstämme und Balken herzu, so daß im Verlaufe der Szene ein kleiner Holztempel aus dem Erdboden aufwächst. Es ist erster, magerer Frühling.

Ein behaarter

Krüppel

mit nur dem rechten Arm guckt scheu zu einem Unterschlupf heraus. Er sieht sich überall um und tut langsam und in der Luft witternd ein paar Schritte. Er ist ganz grauhären in kurzem, verwahrlostem Kittel.

Es ist noch immer Nacht ... so ... die Erde scheint noch ganz leer ... alles steckt noch in seine Mauselöcher verkrochen ... da ... steht ein Hirsch auf dem Felde ... Er reißt einen Strick aus der Tasche und hebt einen Stein auf, den er hastig in den Strick verknotet. Wart nur ... ich nehme die Schleuder ... und treffe den gehörnten König ... Er wirft und läuft plötzlich wie ein Renner. Ab.

---

* Kurt Wolff, Verlag, München.

Ein anderer Krüppel

auch ganz verwahrlost und hären, guckt ebenfalls scheu aus einem Trümmerrest heraus.

War es wirklich eine ewige, finstere, furchtbare Nacht ... oder war es nur das tiefe Dunkel des menschlichen Schlafes, möchte ich nur wissen ... Er tut einige Schritte heraus und betrachtet prüfend das Erdloch. jedenfalls ist das hier ein Erdloch ... und es ist tiefe Stille in den Lüften ... und wenn ich nicht wüßte, daß es wahrhaftig eine herrliche Stille ist, würde ich denken, daß es die süßeste Musik ist ... und daß die Lüfte weiche Hände sind. ... Frauenhände ... Er blickt an den Himmel. Ja ... wo bin ich denn ... richtig ... die Sterne stehen auch noch ... oder haben sie auch von dem großen Morden ihren Glanz verloren ... und sind ganz aus ihrer Bahn geraten ... nein ... da oben stehen sie ... und blinken sie ... ich erkenne sie alle wieder ... dort ist noch der feste Punkt ... dort ist noch der Polstern ... Er wendet sich um und zeigt nach Osten. und also ist dort die Stelle, wo sonst immer die Sonne über die Nacht aufging ... daß es so herrlich warm wurde ... alle Dinge ganz golden wurden ... Er psalmodiert. „Da zog aus dem Tore wieder der Tag sein schön mit Gestein geschmücktes Roß!" ... und wenn ich mich nicht täusche ... vielleicht ist doch ein neuer Morgen im Anzug ... der Krieg muß aus sein ...

Ein dritter Krüppel

ebenfalls in ziemlicher Verwahrlosung, erhebt sich aus seinem Erdloch und blickt scheu heraus. Wie er den anderen Krüppel vor seinem Erdloch stehen sieht, kriecht er scheu zurück.

Da ... ist auch ... ein Mensch, der eben erwacht ist ... hahahaha ... auch ein jämmerlicher Krüppel ... einer mit einem Armstummel ... und mit abgehackten Fingern ... die Eckzähne ausgeschossen ... in die Seite quetscht er sich immer, als wenn ihm noch eine Kugel im Hüftknochen steckte ... nur sein Kopf ist auch noch nicht zertrümmert ... ja ... wenn zum Beispiel mein Kopf zertrümmert wäre in dem großen Höllenbreughel, läge ich jetzt nur hier unter dem Rasen ... Es irren im Morgengrauen neue, einzelne, scheue Krüppel, alle Stöcke in den Händen oder mit den Füßen scharrend über das Feld. und diese gierigen Krüppel könnten mich mit ihren Stöcken jetzt auch ausscharren ... fänden womöglich ein stinkendes Totenaas von einem Menschen gleich unter der obersten Erddecke ... Weil ihn der andere Krüppel nur scheu und scharf anstarrt, nein ... ich wage mich nicht hinaus ... ich traue der Sache noch nicht ... Er ist in ein Erdloch wieder verschwunden.

Einer von den Krüppeln,

die mit dem Stabe den Erdboden untersuchen und betasten. Für sich.

Unter der obersten Erddecke liegen die wunderbarsten Kleinode von ehemals ... gar nicht bloß Granatsplitter ... auch Schmucksachen von Damen ... feine Gläser ... sieh einmal an ... ein Silberbecher ... sogar einen Silberbecher habe ich mit dem Stocke ausgescharrt ... *Er hat den Silberbecher aufgehoben, sieht sich scheu um und steckt ihn ein.* Sind wir denn noch im Kriege ... ich gebe mir die größte Mühe, es zu erkennen ... ja ... der Höllenlärm ist jedenfalls verhallt ... das furchtbare Mordgeschrei ist verhallt ... das wie pechschwarze Gewitter von allen Seiten heranstob ... mich besinnungslos niederwarf ... und mich als elenden Torso zurückließ ... man wird nie begreifen, was ein Krieg ist ... *Er betrachtet scheu einen der Krüppel. Geht ein Stück auf ihn zu und redet noch für sich.* ob ich einmal meinen Nächsten frage, ob der Krieg aus ist ...

Der andere Krüppel

wie er die Annäherung merkt, plötzlich wie zornig und erschrocken.

Komme mir nicht nahe ... ich habe Menschen nicht gern ... man kann nie trauen, ob sie nicht gegen einen eine Tücke im Schilde führen ...

Der vorige Krüppel

Ich habe auch nur ein Auge ... und bin ein Einarmiger ...

Der andere Krüppel

erschreckt.

Bei dem hellen Morgenstern, der noch seine Bahn wandelt ... ich war ein sehr friedlicher Mann ... ich hütete friedlich meine Schafe auf der Kleestoppel ... und auf der Wiese ... ich war ein sehr erfahrener, friedlicher Schäfer ... hahahaha ... und auf einmal habe ich ein Bajonett im Rücken ... und weiß gar nicht, wer mich plötzlich in das grüne Gras wirft ... da waren ein paar Männer in Uniformen hinterrücks aus der Schlucht gekommen ... und sagten, daß ich ihr Feind wäre ... und da lag ich ... bis die lange Nacht vollends über mich hereinbrach ... und nun bin ich zwar aus diesem endlosen Dunkel doch noch einmal erwacht ... aber ich traue nicht ...

Der vorige Krüppel

Wer bist du denn? ..

Der andere Krüppel

Wer soll ich denn sein ... als der, der vor dir steht ... jawohl ... Mensch und Tier sind auf sich gestellt ... keiner kann dem anderen trauen ...

Der vorige Krüppel

Einen Namen hast du doch auch gehabt ...

Der ander Krüppel,

unterdessen sich die auf den Feldern mit Stöcken suchenden Krüppel von verschiedenen Seiten vermehren.

Ja ja ... einen Namen habe ich gehabt ... einen Namen habe ich nicht mehr ... komme mir nicht so dreist nahe ... du könntest mir ja einreden wollen, du wärst womöglich der Kaiser ... oder ein General ... oder auch bloß ein Generaldirektor ... und wärst womöglich imstande, mich ganz zu entlassen aus diesem Erdendienst ... das alles kannst du heute nicht mehr ... denn seit dieser großen Mordaffäre ... Der östliche Himmelsschein wächst ganz langsam.

Ein anderer Krüppel

Dort ist die Stelle, wo die Sonne vielleicht noch einmal neu geboren wird ...

Ein paar Krüppel, die einander beim Gehen auf dem Fuß folgen und dabei ganz in die Nähe der beiden vorigen Krüppel gekommen sind, beim Ausscharren.

Der eine Krüppel

früher Philosoph.

Da steckt eine blitzende Uniform eines ganz weißen Ritters ...

Der andere Krüppel

früher Schmied.

Die Hand steckt er noch aus dem Grabe heraus ... mit zwei Ringen besteckt ...

Der Krüppel

Philosoph.

Die streife ich herunter ... ach ... das ist ein herrlicher Rubin ... wie er schimmert ... vielleicht, daß der Morgen doch noch einmal anbricht, wenn schon der Morgenschein so wächst ... oh ... ein Farbenspiel wie Rosenfarben ... das war gewiß ein Geschenk seines Weibes ... er war ein Kürassieroberst ... auch einen Diamanten hat er am Finger ... von einer Größe ... hah ... dieses Glanzgefunkel ... das war gewiß ein Geschenk seines geliebten Töchterleins ...

Der Krüppel

Schmied, betrachtet ihn verstohlen und verfänglich prüfend von oben bis unten, wie er die abgezogenen Ringe in seiner Hand besieht.

Hahahaha ... ein Krüppel ... der gefühlvoll wird ... nachdem ihm die Glieder vom Rumpfe abgerissen sind und die eine Augenhöhle radikal ausgeflossen ist ... hahahaha ... woher weißt du denn deine Märchen ...

Der Krüppel

Philosoph.

Woher ... hahahaha ... woher ... ich meine Märchen weiß ... Sein sinnloses Lachen geht in Weinen über. Meine Tränen fließen ... ich stecke mir diese Ringe ruhig an meine Finger ... denn ich habe doch noch einiges zu erinnern ... einiges Wunderbare ... ach ... einiges ganz Wunderbare ... das hat alles der Krieg hingemordet ...

Der Krüppel

Schmied, geht ihm näher und betrachtet ihn immer neugieriger.

Was warst du denn? ...

Der Krüppel

Philosoph.

Ich war ein Mann, der Weib und Kind hatte und in einem friedlichen Hause wohnte ... zum Beispiel wie hier ... nein ... hier ... das muß ein sehr vornehmes Schloß gewesen sein ... das sind Reste eines sehr vornehmen Schlosses ... von dem der Krieg nicht viel übrig gelassen hat ... dieses Portal ... hah ... da wohnte sicherlich ein Fürst der Großmächte drin ... mit einer stolzen Befehlshaberstimme ... aber der Krieg hat jetzt alles wegrasiert ... auch das Schloß hat er wegrasiert und auch mein Haus, das so friedlich zwischen den Hügeln vor der Stadt lag, hat er wegrasiert ...

Der Krüppel

Schmied.

Was tatst du denn damals? ...

Der Krüppel

Philosoph.

Was soll der Mensch tun, wenn er zwischen friedlichen Hügeln wohnt ...

Der Krüppel
Schmied.

Du redest nur immer drum herum ... ich will ja deinen Namen gar nicht ausfragen ... ich will gar nicht wissen, wer du einmal gewesen bist ... nur sehe ich dir an, daß du niemals einen Schmiedehammer geschwungen hast ... einem, der einmal einen Schmiedehammer geschwungen hat, wie ich, sieht man es auch an seinem Armstummel noch an, daß er eine gewaltige Kraft in seinen Muskeln hatte ... du bist ein sehr Feiner ... ein sehr Zarter ... dich hat wohl der Krieg sehr geängstigt ...

Der Krüppel
Philosoph.

Mich und dich und alle ... auch die Käfer, die im Grase krochen ... auch die Würmer, die im Holze krochen, hat der Krieg geängstigt ... das Gebälk der Häuser knarrte und krachte ... die Mauern barsten ... die Dachschindeln der kleinsten Hütte rasselten ... auch die Vögel, die in den Zweigen saßen, hat der Krieg geängstigt ... alle hat der Krieg furchtbar geängstigt ... die Menschen, die nicht die Pflicht hatten, die anderen tot zu schlagen, knieten und beteten fortwährend: „Heiliger Gott, heilige Allmacht!" ... auch die Blätter auf den Bäumen hat er geängstigt ... die Wolken sind wie Renner hingejagt ... alle Baumstämme in den Wäldern bebten, als ob sie entwurzelt werden sollten ... und nur einer bebte nicht ... der Kaiser des Krieges bebte nicht ... und noch einer bebte nicht ... meine Seele in mir bebte auch nicht ... an meine Seele reicht kein Kriegslärm ...

Der Krüppel
Schmied, während sich um die Beiden eine Gruppe Krüppel sammelt, die ein jeder langsam scheu und verstohlen prüfend herankommt und ihrem Gespräch zuhört.

Was für Grimassen du redest ... da sprich doch endlich, was du tatst, ... ich meine deine Beschäftigung früher ... wenn du mir nicht deinen Namen sagen willst sonst ... und kein Vertrauen hast zu meinen Worten ...

Der Krüppel
Philosoph.

Könnte man zu dir Vertrauen haben ...

Der Krüppel
Schmied.

Warum denn nicht ... denkst du, weil mich der Krieg auch zerstückt hat in mehrere Hälften ... und mein einer Arm und mein eines Auge schon im Grabe modern ...

Der Krüppel
Philosoph, kindlich lächelnd.

Könnte man zu dir jetzt Vertrauen haben ... oh ... ich sehne mich so nach einem, zu dem ich Vertrauen hätte ... ich hungre so nach einem, zu dem ich Vertrauen hätte ...

Der Krüppel
Schmied.

Ja ... mein Gott ... Vertrauen ... wer könnte uns das Rätsel lösen ...

Der Krüppel
Philosoph kindlich lachend.

Hahahaha ... ich war nämlich einmal ein Professor der Philosophie ... ich hatte die berühmtesten Bücher gemacht ... aber jetzt ist alle Philosophie am Ende ...

Der Krüppel
Schmied.

Und die Sonne scheint doch wieder aufzugehen ... Bruder ...

Der Krüppel
Philosoph.

Selbst mit einem solchen Worte wie Bruder mußt du auf diesen Feldern ganz vorsichtig sein ... die Brüder, die sich wechselseitig zerfleischten, liegen hier zu Tausenden hingemäht ...

Der Krüppel
Schmied.

Hahahaha ... wir können kein Gewehr mehr packen ...

Der Krüppel
Philosoph.

Sage mir nur eins ... ist denn der Krieg aus? ...

Der Krüppel
Schmied.

Ja ... der Krieg ist aus ...

Ein anderer Krüppel
ruft in der Ferne über das Feld.

Schweigt einmal still ... es ist so wunderbar friedlich überall ... ich frage euch ... ist denn der Krieg aus? ...

Andere Stimmen
rufen feierlich.

Ja ... der Krieg ist aus ...

Ein anderer Krüppel

Kann mir das jemand sicher sagen? ...

Ein anderer Krüppel

Ja ... der Krieg ist aus ... es sind allenthalben nur noch Krüppel und Trümmer ... da und dort auf Erden steht noch eine verschonte, einsame Hütte ... aber in den Städten rennen nur noch die Hunde hinter den Ratten her ... dort tummeln sich die nacktschwänzigen Nager ... und wo die Leichen noch nicht von den Aasgeiern gefressen sind, ist die Luft voll Fäulnisgestank ... aber wenn die Sonne jetzt vielleicht doch neu aus der Nacht aufgeht, wenn sie fleißig dörren ... und was noch an faulem Menschenfleisch herumliegt ... kantapper ... kantapper ... sogar die Krähenschwärme haben sich daran gewöhnt, Menschenfleisch zu fressen ...

Der Krüppel
Schmied, in der Gruppe.

Ja ... der Krieg ist aus ...

Der andere Krüppel
in der Ferne.

Ja ... der Krieg ist aus ...

Thomas Mann

geb. 1875 in Lübeck als Sohn eines Senators. Besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, arbeitete dann kurze Zeit bei einer Versicherungs-Gesellschaft, bereiste Italien, zog seit Mitte der neunziger Jahre nach München, wo er vorübergehend Redakteur des „Simplizissimus" war, jetzt als freier Schriftsteller lebt. Die Universität Bonn ernannte ihn zum Ehrendoktor der Philosophie.

Hauptwerke: „Der kleine Herr Friedemann", Novellen, 1898; „Buddenbrooks", Roman, 1901; „Tristan", Novellen, 1903; „Fiorenza", Drama, 1905; „Königliche Hoheit", Roman, 1909; „Der Tod in Venedig", Novelle, 1912; „Betrachtungen eines Unpolitischen", 1918; „Wälsungenblut", Novelle, 1921; „Rede und Antwort," Ges. Abhandlungen, 1922.

Thomas Mann, heute wohl der hervorragendste deutsche Romandichter, hat sich sein hohes Ansehen beim gebildeten Publikum in erster Linie dadurch erworben, daß er als Exponent deutscher bürgerlicher Gesinnung und Kultur auftrat. Während des Krieges legte er, im Gegensatz zu fast allen übrigen Schriftstellern von Rang, unerschrocken davon Zeugnis ab mit den „Betrachtungen eines Unpolitischen", die seinen antidemokratischen Standpunkt ausführlich begründeten und scharfe Angriffe gegen den Typus des „Zivilisations-Literaten" richteten. Während er sich hierdurch, besonders unter den jüngeren Dichtern, viele Gegner schuf, ist seine Bedeutung als Meister einer echt epischen Darstellung und als glänzender Stilist unbestritten.

Seine Sprache zeichnet sich durch außerordentlichen Wohlklang und erstaunliche Treffsicherheit aus. Eigentümlich ist ihr, namentlich in den Novellen, ein leiser, liebenswürdig ironischer, auch selbstironischer Unterton, der sich bei behaglicher Schilderung in einer gewissen, biedermeierischen Umständlichkeit gefällt und viele Nachahmer fand. Unnachahmlich ist die erschöpfende Be-



Thomas Mann.



obachtung von Menschen und Lebensverhältnissen der nächsten Umwelt, so daß er als Psycholog wie als Realist auf der gleichen, unerreichten Höhe steht. Einflüsse von früheren oder gleichzeitigen Meistern der Erzählung — Dickens, Raabe, Fontane, den russischen und skandinavischen Modernen — sind unschwer nachzuweisen, bilden aber nur die Grundelemente seiner durchaus persönlichen Ausdrucksform, die eine weitere Verfeinerung kaum noch zuläßt. In ihr vor allem tritt die große Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit zutage.

Kleine, ganz bedeutungslose Begebnisse des Alltags gibt Thomas Mann als anscheinend sehr wichtig wieder, wodurch er allein schon zart humoristische Wirkungen erzeugt. Dabei verläßt ihn nie die kühle, vornehme Haltung des objektiven Betrachters, der nur Bericht zu erstatten hat über die zahllosen Wunderlichkeiten eines im Grunde recht problematischen Lebens. Ohne selbst warm zu werden, erzeugt doch seine erlauchte Kunst Mitgefühl und Behagen im Leser, rührt und belustigt auf die geistvollste Art.

Der Roman „Buddenbrooks" hat Epoche gemacht und wurde der Vorläufer vieler anderer, minder wertvoller Familien-Chroniken dieser Art. Er fiel sofort durch seine reife Technik, durch die Sicherheit der Zeichnung, durch die packende Anschaulichkeit und den innerlich bewegten Vortrag auf. Der Roman verzichtete auf jede Verwicklung, schürzte keine Knoten, konstruierte keine Konflikte und suchte allen Ruhm vornehmlich darin, gelassen doch eindringlich darzustellen, wie vor dem inneren Auge des Dichters das Leben abrollt, nämlich als ein unentrinnbares Verhängnis armer, schuldloser, meist ziemlich lächerlicher Menschen, die man um so inniger liebt, je geringer man sie einschätzen muß; ein schmerzlich mitfühlendes Lächeln scheint zuweilen über die beherrschten Züge des Dichters zu huschen. — An die Bedeutung der „Buddenbrooks" reicht der andere Roman „Königliche Hoheit" nicht heran. Harmlos heiter und etwas spielerisch plaudert er von einem kleinen mitteldeutschen Hofe, den ein amerikanischer Milliardär seinem kapriziösen Töchterchen zuliebe märchenhaft finanziert. Doch dringt des Dichters überlegene,

feinfühlige Persönlichkeit auch hier immer noch stark genug hindurch, um mit einer Fülle reizender Einzelheiten das dichterische Niveau zu wahren.

Im Umfang Novelle, dem Charakter nach Roman ist „Der Tod in Venedig", Thomas Manns tiefstes und persönlichstes Werk. Erotik mit „verdrängten Gefühlskomplexen" wird ganz ins schmerzhaft Geistige erhoben, derart daß der Autor des Buches, der sich mit dem großen Autor im Mittelpunkt der Handlung fast deckt, über den Hemmungen seines ästhetischen Gewissens nicht zum Erlebnis kommt und nur vom Tode erlöst werden kann.

Unter den kleineren Arbeiten, Novellen, Skizzen, köstlich ausgefeilten Anekdoten aller Art wurde „Tonio Krüger", gleichfalls autobiographischer Natur mit dem bei Thomas Mann immer wiederkehrenden Gegensatz zwischen bürgerlicher und künstlerischer Sinnesart, am berühmtesten. Alle symbolisieren das besondere Schicksal irgendwelcher Menschen, denen der Dichter zufällig begegnet, zum allgemeingültigen und entzücken mit der ernsten Anmut ihrer Haltung. Wertvoller als die Romane, tiefer an Erkenntnis, klarer in der Anschauung des inneren Lebens, durchleuchtet von wehmütig lächelnden, süß leidensvollen Gedanken, gestalten sie aus der Summe der gewöhnlichsten Tagesvorgänge bildmäßig eine der Schopenhauerschen verwandte Weltanschauung. Umfassende, unerbittliche und doch von einem wenigstens abstrakten Mitgefühl gesättigte Seelenkunde, schärfste Beobachtung menschlichen Gebarens, kunstvolle Steigerung zu einer meist tragikomischen, Katastrophe von allgemeiner Bedeutung erheben Thomas Manns Novellen durchweg zu kleinen Meisterwerken.

Das Renaissance-Drama „Fiorenza", nur an wenigen großen Bühnen, doch stets sehr eindrucksvoll aufgeführt, läßt den morbiden Schönheitskult des Lorenzo de' Medici mit Savonarolas umstürzlerischer Askese, angesichts der zur Kurtisane Fiore aufgeputzten Stadt Florenz, zusammenprallen. Die Nebenpersonen — Lebenskünstler, Skeptiker, Künstler und Nichtstuer von Lorenzos Hofstaat — sind so voll Geist und Leben wie nur irgendeines bewährten Dramatikers regsame Theaterfiguren.

Thomas B.

— Die Arbeiter bei seiner Aufbahrung

— Religion und Philosophie. +

— Zuletzt ist sein ganzes Dasein künstlich, bewußt, erzwungen, jedes Wort, jede Bewegung, jede geringste Funktion unter Menschen. Der Kampf gegen die Müdigkeit wird um die [illegible] zu einer [illegible] Schauspielerei.

— [illegible] des gesellschaftlichen [illegible] des Senators [illegible]. Gotthold B.

— Beim Begräbnis die Senatoren in weißen Handschuhen und Cravatten

— [illegible] Consequenz.

— Testament. Frau Permaneder

— Am Sterbebett: Adressen schreiben.

— Tony am Sterbebett: Nach Jesu', o Herr. — Christian, Klothilde.

— Im Familienkreise, bei Tische: Er fühlt, daß er bald nicht mehr dabei sein wird, schon nicht mehr dazu gehört…

— Die Frage seiner Stellung hindert ihn, weiter zu kommen. Er kann nicht Bürgermeister werden. (Sein Ehrgeiz – Drang nach Wirkung – im Gegensatz zu seiner [illegible] psychologischen Erkenntnis [illegible] zu handeln, auszuzeichnen.) Überdruß gegen die [illegible] Verhältnisse. Die [illegible]. Tony: [illegible] Blättchen

1. und Gr. Die Beiden, wir reisen …

Während des letzten Travemünder Aufenthalts: [illegible] bis zum Meere …

Notizen zum Entwurf der „Buddenbrooks" von
Thomas Mann



Aus der Novellensammlung „Das Wunderkind"*

Schwere Stunde

Er stand vom Schreibtisch auf, von seiner kleinen, gebrechlichen Schreibkommode, stand auf wie ein Verzweifelter und ging mit hängendem Kopfe in den entgegengesetzten Winkel des Zimmers zum Ofen, der lang und schlank war wie eine Säule. Er legte die Hände an die Kacheln, aber sie waren fast ganz erkaltet, denn Mitternacht war lange vorbei, und so lehnte er, ohne die kleine Wohltat empfangen zu haben, die er suchte, den Rücken daran, zog hustend die Schöße seines Schlafrockes zusammen, aus dessen Brustaufschlägen das verwaschene Spitzenjabot heraushing, und schnob mühsam durch die Nase, um sich ein wenig Luft zu verschaffen; denn er hatte den Schnupfen wie gewöhnlich.

Das war ein besonderer und unheimlicher Schnupfen, der ihn fast nie völlig verließ. Seine Augenlider waren entflammt und die Ränder seiner Nasenlöcher ganz wund davon, und in Kopf und Gliedern lag dieser Schnupfen ihm wie eine schwere, schmerzliche Trunkenheit. Oder war an all der Schlaffheit und Schwere der leidige Zimmergewahrsam schuld, den der Arzt nun schon wieder seit Wochen über ihn verhängt hielt? Gott wußte, ob er wohl daran tat. Der ewige Katarrh und die Krämpfe in Brust und Unterleib mochten es nötig machen, und schlechtes Wetter war über Jena, seit Wochen, seit Wochen, das war richtig, ein miserables und hassenswertes Wetter, das man in allen Nerven spürte, wüst, finster und kalt, und der Dezemberwind heulte im Ofenrohr, verwahrlost und gottverlassen, daß es klang nach nächtiger Heide im Sturm und Irrsal und heillosem Gram der Seele. Aber gut war sie nicht, diese enge Gefangenschaft, nicht gut für die Gedanken und den Rhythmus des Blutes, aus dem die Gedanken kamen ...

Das sechseckige Zimmer, kahl, nüchtern und unbequem, mit seiner geweißten Decke, unter der Tabaksrauch schwebte, seiner schräg karierten Tapete, auf der oval gerahmte Silhouetten hingen, und seinen vier, fünf dünnbeinigen Möbeln, lag im Lichte der beiden Kerzen, die zu Häupten des Manuskripts auf der Schreibkommode brannten. Rote Vorhänge hingen über den oberen Rahmen der Fenster, Fähnchen nur, symmetrisch geraffte Kattune; aber sie waren rot, von einem warmen, sonoren Rot, und er liebte sie und wollte sie niemals missen, weil sie etwas von Üppigkeit und Wollust in die unsinnlich-enthaltsame Dürftigkeit seines Zimmers brachten ....

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

Er stand am Ofen und blickte mit einem raschen und schmerzlich angestrengten Blinzeln hinüber zu dem Werk, von dem er geflohen war, dieser Last, diesem Druck, dieser Gewissensqual, diesem Meer, das auszutrinken, dieser furchtbaren Aufgabe, die sein Stolz und sein Elend, sein Himmel und seine Verdammnis war. Es schleppte sich, es stockte, es stand — schon wieder, schon wieder! Das Wetter war schuld und sein Katarrh und seine Müdigkeit. Oder das Werk? Die Arbeit selbst? Die eine unglückselige und der Verzweiflung geweihte Empfängnis war?

Er war aufgestanden, um sich ein wenig Distanz davon zu verschaffen, denn oft bewirkte die räumliche Entfernung vom Manuskript, daß man Übersicht gewann, einen weiteren Blick über den Stoff, und Verfügungen zu treffen vermochte. Ja, es gab Fälle, wo das Erleichterungsgefühl, wenn man sich abwendete von der Stätte des Ringens, begeisternd wirkte. Und das war eine unschuldigere Begeisterung, als wenn man Likör nahm oder schwarzen, starken Kaffee ... Die kleine Tasse stand auf dem Tischchen. Wenn sie ihm über das Hemmnis hülfe? Nein, nein, nicht mehr! Nicht der Arzt nur, auch ein zweiter noch, ein Ansehnlicherer, hatte ihm dergleichen behutsam widerraten: der Andere, der dort, in Weimar, den er mit einer sehnsüchtigen Feindschaft liebte. Der war weise. Der wußte zu leben, zu schaffen; mißhandelte sich nicht; war voller Rücksicht gegen sich selbst ....

Stille herrschte im Hause. Nur der Wind war hörbar, der die Schloßgasse hinunter sauste, und der Regen, wenn er prickelnd gegen die Fenster getrieben ward. Alles schlief, der Hauswirt und die Seinen, Lotte und die Kinder. Und er stand einsam wach am erkalteten Ofen und blinzelte gequält zu dem Werk hinüber, an das seine kranke Ungenügsamkeit ihn nicht glauben ließ ... Sein weißer Hals ragte lang aus der Binde hervor, und zwischen den Schößen des Schlafrocks sah man seine nach innen gekrümmten Beine. Sein rotes Haar war aus der hohen und zarten Stirn zurückgestrichen, ließ blaß geäderte Buchten über den Schläfen frei und bedeckte die Ohren in dünnen Locken. An der Wurzel der großen, gebogenen Nase, die unvermittelt in eine weißliche Spitze endete, traten die starken Brauen, dunkler als das Haupthaar, nahe zusammen, was dem Blick der tiefliegenden, wunden Augen etwas tragisch Schauendes gab. Gezwungen, durch den Mund zu atmen, öffnete er die dünnen Lippen, und seine Wangen, sommersprossig und von Stubenluft fahl, erschlafften und fielen ein ...

Nein, es mißlang, und alles war vergebens! Die Armee! Die Armee hätte gezeigt werden müssen! Die Armee war die Basis von allem! Da sie nicht vors Auge gebracht werden konnte — war die ungeheure Kunst denkbar, sie der Einbildung aufzuzwingen? Und der Held war kein Held;

er war unedel und kalt! Die Anlage war falsch, und die Sprache war falsch, und es war ein trockenes und schwungloses Kolleg in Historie, breit, nüchtern und für die Schaubühne verloren!

Gut, es war also aus. Eine Niederlage. Ein verfehltes Unternehmen. Bankerott. Er wollte es Körnern schreiben, dem guten Körner, der an ihn glaubte, der in kindischem Vertrauen seinem Genius anhing. Er würde höhnen, flehen, poltern — der Freund; würde ihn an den Carlos gemahnen, der auch aus Zweifeln und Mühen und Wandlungen hervorgegangen und sich am Ende, nach aller Qual, als ein weithin Vortreffliches, eine ruhmvolle Tat erwiesen hat. Doch das war anders gewesen. Damals war er der Mann noch, eine Sache mit glücklicher Hand zu packen und sich den Sieg daraus zu gestalten. Skrupel und Kämpfe? O ja. Und krank war er gewesen, wohl kränker als jetzt, ein Darbender, Flüchtiger, mit der Welt Zerfallener, gedrückt und im Menschlichen bettelarm. Aber jung, ganz jung noch! Jedesmal, wie tief auch gebeugt, war sein Geist geschmeidig emporgeschnellt, und nach den Stunden des Harms waren die anderen des Glaubens und des inneren Triumphes gekommen. Die kamen nicht mehr, kamen kaum noch. Eine Nacht der flammenden Stimmung, da man auf einmal in einem genialisch leidenschaftlichen Lichte sah, was werden könnte, wenn man immer solcher Gnade genießen dürfte, mußte bezahlt werden mit einer Woche der Finsternis und der Lähmung. Müde war er, siebenunddreißig erst alt und schon am Ende. Der Glaube lebte nicht mehr, der an die Zukunft, der im Elend sein Stern gewesen. Und so war es, dies war die verzweifelte Wahrheit: Die Jahre der Not und der Nichtigkeit, die er für Leidens- und Prüfungsjahre gehalten, sie eigentlich waren reiche und fruchtbare Jahre gewesen; und nun, da ein wenig Glück sich herniedergelassen, da er aus dem Freibeutertum des Geistes in einige Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung eingetreten war, Amt und Ehren trug, Weib und Kinder besaß, nun war er erschöpft und fertig. Versagen und verzagen — das war's, was übrig blieb.

Er stöhnte, preßte die Hände vor die Augen und ging wie gehetzt durch das Zimmer. Was er da eben gedacht, war so furchtbar, daß er nicht an der Stelle zu bleiben vermochte, wo ihm der Gedanke gekommen war. Er setzte sich auf einen Stuhl an der Wand, ließ die gefalteten Hände zwischen den Knien hangen und starrte trüb auf die Diele nieder.

Das Gewissen ... wie laut sein Gewissen schrie! Er hatte gesündigt, sich versündigt gegen sich selbst in all den Jahren, gegen das zarte Instrument seines Körpers. Die Ausschweifungen seines Jugendmutes, die durchwachten Nächte, die Tage in tabakrauchiger Stubenluft, übergeistig und des Leibes uneingedenk, die Rauschmittel, mit denen er sich zur Arbeit gestachelt — das rächte, rächte sich jetzt!

Und rächte es sich, so wollte er den Göttern trotzen, die Schuld schickten und dann Strafe verhängten. Er hatte gelebt, wie er leben mußte, er hatte nicht Zeit gehabt, weise, nicht Zeit, bedächtig zu sein. Hier an dieser Stelle der Brust, wenn er atmete, hustete, gähnte, immer am selben Punkt dieser Schmerz, diese kleine, teuflische, stechende, bohrende Mahnung, die nicht schwieg, seitdem vor fünf Jahren in Erfurt das Katarrhfieber, jene hitzige Brustkrankheit, ihn angefallen — was wollte sie sagen? In Wahrheit, er wußte es nur zu gut, was sie meinte — mochte der Arzt sich stellen wie er konnte und wollte. Er hatte nicht Zeit, sich mit kluger Schonung zu begegnen, mit milder Sittlichkeit hauszuhalten. Was er tun wollte, mußte er bald tun, heute noch, schnell ... Sittlichkeit? Aber wie kam es zuletzt, daß die Sünde gerade, die Hingabe an das Schädliche und Verzehrende ihn moralischer dünkte als alle Weisheit und kühle Zucht? Nicht sie, nicht die verächtliche Kunst des guten Gewissens waren das Sittliche, sondern der Kampf und die Not, die Leidenschaft und der Schmerz!

Der Schmerz ... Wie das Wort ihm die Brust weitete! Er reckte sich auf, verschränkte die Arme; und sein Blick, unter den rötlichen, zusammenstehenden Brauen, beseelte sich mit schöner Klage. Man war noch nicht elend, ganz elend noch nicht, solange es möglich war, seinem Elend eine stolze und edle Benennung zu schenken. Eins war not: Der gute Mut, seinem Leben große und schöne Namen zu geben! Das Leid nicht auf Stubenluft und Konstipation zurückzuführen! Gesund genug sein, um pathetisch sein — um über das Körperliche hinwegsehen, hinwegfühlen zu können! Nur hierin naiv sein, wenn auch sonst wissend in allem! Glauben, an den Schmerz glauben können ... Aber er glaubte ja an den Schmerz, so tief, so innig, daß etwas, was unter Schmerzen geschah, diesem Glauben zufolge weder nutzlos noch schlecht sein konnte. Sein Blick schwang sich zum Manuskript hinüber, und seine Arme verschränkten sich fester über der Brust ... Das Talent selbst — war es nicht Schmerz? Und wenn das dort, das unselige Werk, ihn leiden machte, war es nicht in der Ordnung so und fast schon ein gutes Zeichen? Es hatte noch niemals gesprudelt, und sein Mißtrauen würde erst eigentlich beginnen, wenn es das täte. Nur bei Stümpern und Dilettanten sprudelte es, bei den Schnellzufriedenen und Unwissenden, die nicht unter dem Druck und der Zucht des Talentes lebten. Denn das Talent, meine Herren und Damen dort unten, weithin im Parterre, das Talent ist nichts Leichtes, nichts Tändelndes, es ist nicht ohne weiteres ein Können. In der Wurzel ist es Bedürfnis, ein kritisches Wissen um das Ideal, eine Ungenügsamkeit, die sich ihr Können nicht ohne Qual erst schafft und steigert. Und den Größten, den Ungenügsamsten ist ihr Talent die schärfste Geißel ... Nicht

klagen! Nicht prahlen! Bescheiden, geduldig denken von dem, was man trug! Und wenn nicht ein Tag in der Woche, nicht eine Stunde von Leiden frei war — was weiter? Die Lasten und Leistungen, die Anforderungen, Beschwerden, Strapazen gering achten, klein sehen — das war's, was groß machte!

Er stand auf, zog die Dose und schnupfte gierig, warf dann die Hände auf den Rücken und schritt so heftig durch das Zimmer, daß die Flammen der Kerzen im Luftzuge flatterten ... Größe! Außerordentlich! Welteroberung und Unsterblichkeit des Namens! Was galt alles Glück der ewig Unbekannten gegen dies Ziel? Gekannt sein — gekannt und geliebt von den Völkern der Erde! Schwatzet von Ichsucht, die ihr nichts wißt von der Süßigkeit dieses Traumes und Dranges! Ichsüchtig ist alles Außerordentliche, sofern es leidet. Mögt ihr selbst zusehen, spricht es, ihr Sendungslosen, die ihr's auf Erden so viel leichter habt! Und der Ehrgeiz spricht: Soll das Leiden umsonst gewesen sein! Groß muß es mich machen! ...

Die Flügel seiner großen Nase waren gespannt, sein Blick drohte und schweifte. Seine Rechte war heftig und tief in den Aufschlag seines Schlafrockes geschoben, während die Linke geballt herniederhing. Eine fliegende Röte war in seine hageren Wangen getreten, eine Lohe, emporgeschlagen aus der Glut seines Künstleregoismus, jener Leidenschaft für sein Ich, die unauslöschlich in seiner Tiefe brannte. Er kannte ihn wohl, den heimlichen Rausch dieser Liebe. Zuweilen brauchte er nur seine Hand zu betrachten, um von einer begeisterten Zärtlichkeit für sich selbst erfüllt zu werden, in deren Dienst er alles, was ihm an Waffen des Talentes und der Kunst gegeben war, zu stellen beschloß. Er durfte es, nichts war unedel daran. Denn tiefer noch, als diese Ichsucht, lebte das Bewußtsein, sich dennoch bei alldem im Dienste von irgend etwas Hohem, ohne Verdienst freilich, sondern unter einer Notwendigkeit, uneigennützig zu verzehren und aufzuopfern, Und dies war seine Eifersucht: daß niemand größer werde als er, der nicht auch tiefer als er um dieses Hohe gelitten.

Niemand! ... Er blieb stehen, die Hand über den Augen, den Oberkörper halb seitwärts gewandt, ausweichend, fliehend. Aber er fühlte schon den Stachel dieses unvermeidlichen Gedankens in seinem Herzen, des Gedankens an ihn, den anderen, den Hellen, Tastseligen, Sinnlichen, Göttlich-Unbewußten, an den dort, in Weimar, den er mit einer sehnsüchtigen Feindschaft liebte ... Und wieder, wie stets, in tiefer Unruhe, mit Hast und Eifer, fühlte er die Arbeit in sich beginnen, die diesem Gedanken folgte: das eigene Wesen und Künstlertum gegen das des anderen zu behaupten und abzugrenzen ... War er denn größer? Worin? Warum? War es ein blutendes Trotzdem, wenn er siegte? Würde je sein Erliegen

ein tragisches Schauspiel sein? Ein Gott, vielleicht — ein Held war er nicht. Aber es war leichter, ein Gott zu sein, als ein Held! — Leichter ... Der andere hatte es leichter! Mit weiser und glücklicher Hand Erkennen und Schaffen zu scheiden, das mochte heiter und quallos und quellend fruchtbar machen. Aber war Schaffen göttlich, so war Erkenntnis Heldentum, und beides war der, ein Gott und ein Held, welcher erkennend schuf!

Der Wille zum Schweren ... Ahnte man, wieviel Zucht und Selbstüberwindung ein Satz, ein strenger Gedanke ihn kostete? Denn zuletzt war er unwissend und wenig geschult, ein dumpfer und schwärmender Träumer. Es war schwerer, einen Brief des Julius zu schreiben, als die beste Szene zu machen — und war es nicht darum auch fast schon das Höhere? — Vom ersten rhythmischen Drange innerer Kunst nach Stoff, Materie, Möglichkeit des Ergusses — bis zum Gedanken, zum Bilde, zum Worte, zur Zeile: welch Ringen! welch Leidensweg! Wunder der Sehnsucht waren seine Werke, der Sehnsucht nach Form, Gestalt, Begrenzung, Körperlichkeit, der Sehnsucht hinüber in die klare Welt des anderen, der unmittelbar und mit göttlichem Mund die besonnten Dinge bei Namen nannte.

Dennoch, und jenem zum Trotz: Wer war ein Künstler, ein Dichter gleich ihm, ihm selbst? Wer schuf, wie er, aus dem Nichts, aus der eigenen Brust? War nicht als Musik, als reines Urbild des Seins ein Gedicht in seiner Seele geboren, lange bevor es sich Gleichnis und Kleid aus der Welt der Erscheinungen lieh? Geschichte, Weltweisheit, Leidenschaft: Mittel und Vorwände, nicht mehr, für etwas, was wenig mit ihnen zu schaffen, was seine Heimat in orphischen Tiefen hatte. Worte, Begriffe: Tasten nur, die sein Künstlertum schlug, um ein verborgenes Saitenspiel klingen zu machen ... Wußte man das? Sie priesen ihn sehr, die guten Leute, für die Kraft der Gesinnung, mit welcher er die oder jene Taste schlug. Und sein Lieblingswort, sein letztes Pathos, die große Glocke, mit der er zu den höchsten Festen der Seele rief, sie lockte viele herbei ... Freiheit ... Mehr und weniger, wahrhaftig, begriff er darunter, als sie, wenn sie jubelten. Freiheit — was hieß das? Ein wenig Bürgerwürde doch nicht vor Fürstenthronen? Laßt ihr euch träumen, was alles ein Geist mit dem Worte zu meinen wagt? Freiheit wovon? Wovon zuletzt noch? Vielleicht sogar noch vom Glücke, vom Menschenglück, dieser seidenen Fessel, dieser weichen und holden Verpflichtung ...

Vom Glück ... Seine Lippen zuckten; es war, als kehrte sein Blick sich nach innen, und langsam ließ er das Gesicht in die Hände sinken ... Er war im Nebenzimmer. Bläuliches Licht floß von der Ampel, und der geblümte Vorhang verhüllte in stillen Falten das Fenster. Er stand am Bette, beugte sich über das süße Haupt auf dem Kissen ... Eine schwarze

Locke ringelte sich über die Wange, die von der Blässe der Perlen schien, und die kindlichen Lippen waren im Schlummer geöffnet ... Mein Weib! Geliebte! Folgtest du meiner Sehnsucht und tratest du zu mir, mein Glück zu sein? Du bist es, sei still! Und schlafe! Schlag jetzt nicht diese süßen, langschattenden Wimpern auf, um mich anzuschauen, so groß und dunkel, wie manchmal, als fragtest und suchtest du mich! Bei Gott, bei Gott, ich liebe dich sehr! Ich kann mein Gefühl nur zuweilen nicht finden, weil ich oft sehr müde vom Leiden bin und vom Ringen mit jener Aufgabe, welche mein Selbst mir stellt. Und ich darf nicht allzusehr dein, nie ganz in dir glücklich sein, um dessentwillen, was meine Sendung ist ...

Er küßte sie, trennte sich von der lieblichen Wärme ihres Schlummers, sah um sich, kehrte zurück. Die Glocke mahnte ihn, wie weit schon die Nacht vorgeschritten, aber es war auch zugleich, als zeigte sie gütig das Ende einer schweren Stunde an. Er atmete auf, seine Lippen schlossen sich fest; er ging und ergriff die Feder ... Nicht grübeln! Er war zu tief, um grübeln zu dürfen! Nicht ins Chaos hinabsteigen, sich wenigstens nicht dort aufhalten! Sondern aus dem Chaos, welches die Fülle ist, ans Licht emporheben, was fähig und reif ist, Form zu gewinnen. Nicht grübeln: Arbeiten! Begrenzen, ausschalten, gestalten, fertig werden ...

Und es wurde fertig, das Leidenswerk. Es wurde vielleicht nicht gut, aber es wurde fertig. Und als es fertig war, siehe, da war es auch gut. Und aus seiner Seele, aus Musik und Idee, rangen sich neue Werke hervor, klingende und schimmernde Gebilde, die in heiliger Form die unendliche Heimat wunderbar ahnen ließen, wie in der Muschel das Meer saust, dem sie entfischt ist.

Aus den „Betrachtungen eines Unpolitischen" *

Um den Sinn und Geist deutscher Bürgerlichkeit, sagte ich, sei es mir hier zu tun. Es ist mir zu tun um die Wiederherstellung des Begriffs „Bürger" selbst in seiner Reinheit und Würde, nachdem er von einem Literatentum, das in übersetzter Begriffswelt lebt und webt, aufs schmählichste verderbt worden. In Wahrheit ist das Wort „Bürger" als Lieblingsschimpfwort unserer Literatenschaft, mit Wagner zu reden, „in Deutschland ein durchaus übersetztes Wesen". Es ist die mechanisch-literarische Übersetzung des französischen bourgeois, wie die Pariser bohème, das romantische Zigeuertum von 1830 ihn sah und meinte: des großen Amusischen, Engherzigen und auf Nützlichkeit Bedachten, welcher gerade gut

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

genug dazu war, durch den Anblick seiner kümmerlich gravitätischen Sattheit der Sammetflausherrlichkeit des artistischen Libertins immer neue Lust an sich selber einzuflößen. Die deutsche Romantik besaß kein allgemein akzeptiertes Wort, das dem französischen „bohémien" entsprochen hätte. Und was das Wort „bourgeois" betrifft, so ist es freilich durch das kapitalistische Zeitalter internationalisiert worden, aber es mit „Bürger" zu übersetzen, ist ein Literatenunfug. Die deutsche Romantik sprach vom „Philister"; aber Bürger und Philister: das ist nicht nur ein Unterschied, es ist ein Gegensatz. Denn der Philister ist der wesentlich unromantische Mensch; zur deutschen Bürgerlichkeit aber gehört unverbrüchlich ein romantisches Element: der Bürger ist romantischer Individualist, denn er ist das geistige Produkt einer überpolitischen oder doch vorpolitischen Epoche, einer Humanitätsepoche, in der, wie Turgenjew in seiner „Faust"-Kritik sagt, „die Gesellschaft in Atome zerfiel und bis zur eigenen Negation ging, in der jeder Bürger sich in einen *Menschen* verwandelte". Man nenne also — und man tut es ja heute — den Bürger in seiner geistigen Reinkultur einen Atomisten: diesen Begriff des atomistischen Bildungsindividualismus mit dem des Philistertums sich decken zu lassen, wird immer schwer fallen. Der Philister ist Spießbürger, *Staatsbürger* und nichts als das, nichts darüber hinaus; wie denn Schopenhauer, der den Staat für eine bloße Schutzanstalt gegen die eingeborene Ungerechtigkeit des Menschengeschlechtes erklärt, auf „die Philosophaster" (nämlich Hegel) schimpft, „welche, in pompösen Redensarten, den Staat als den höchsten Zweck und die Blüte des menschlichen Daseins darstellen und *damit eine Apotheose der Philisterei liefern*". Der deutsche Bürger ist heute Staatsbürger, Reichsbürger, und der Krieg arbeitet mit Macht an der Vollendung seiner politischen Erziehung. Aber nie wird er Staatsphilister, Reichsphilister sein, nie glauben lernen, daß der Staat Zweck und Sinn des menschlichen Daseins sei, daß die Bestimmung des Menschen im Staate aufgehe, und *daß Politik menschlicher mache*. Die Tatsache, von der wir ausgingen: daß die Mischung von Artistik und Bürgerlichkeit in Deutschland eine legitime geistige Lebensform ist, lehrt klar und deutlich, daß von einem irgend notwendig-wesentlichen Gegensatz hier schlechterdings nicht die Rede sein kann, und daß die Vornehmtuerei des Künstlers und Geistigen gegen den „Bürger" bloße Unart und in Deutschland etwas durchaus Übersetztes ist. Der Artist, der Zigeuner und Libertiner vergesse doch nicht oder bemerke endlich, daß ein gutes Stück seiner selbst im deutschen Bürger steckt: denn Artistik, Zigeunertum und Libertinage ist der überpolitische Teil des Menschlichen, jener Teil, der im Staatlich-Gesellschaftlichen nicht aufgeht, — der atomistisch-individualistische Teil, der für den deutschen Bürger beinahe das Menschliche selbst ist. Was man „Libe-

ralismus" nennt, möchte nur die politische Form und Erstarrung dieser seiner menschlichen Libertinage sein; und wenn Liberalismus nichts Gutes ist, unter der Hand zu einem anderen Namen für Charakterlosigkeit wurde, so beweist das nichts anderes, als daß die Politik eben alles verdirbt. Auf jeden Fall hat der Dünkel, mit dem kosmopolitische Literaten seit zehn Jahren bei uns vom „Bürger" reden, nicht gestern erst begonnen, mich ungeduldig zu machen: um so ungeduldiger, als ich ihm ehemals wohl gar Waffen geliefert habe. Man ist am Ende das Letzte nicht, wenn man ein deutscher Bürger ist. Deutsche Bürgerlichkeit, das war immer deutsche Menschlichkeit, Freiheit und Bildung. Der deutsche Bürger, das war eigentlich der deutsche Mensch, und zu seiner Mitte strebte von oben und unten alles, was zur Freiheit und Geistigkeit strebte ...

Jakob Wassermann

geb. 1873 zu Fürth in Bayern als Sohn eines Kaufmanns. Besuchte daselbst die Realschule arbeitete im Buchhandel, ging dann nach München, wo sich besonders Ernst von Wolzogen seiner annahm. Er wurde Redakteur am „Simplizissimus", lebte seit 1898 als freier Schriftsteller erst in München, dann in Wien. Jetzt in Altaussee (Steiermark).

Hauptwerke: „Die Geschichte der jungen Renate Fuchs", Roman, 1900; „Der Moloch", Roman, 1902; „Alexander in Babylon", Roman, 1905; „Die Schwestern", drei Novellen, 1906; „Caspar Hauser", Roman, 1908; „Die Masken Erwin Reiners", Roman, 1910; „Das Gänsemännchen", Roman, 1915; „Christian Wahnschaffe", Roman, 1919; „Der Wendekreis", Novellen, 1921.

Als glänzender Virtuos mit stark dichterischem Einschlag nimmt Jakob Wassermann unter den modernen Erzählern eine hervorragende Stellung ein. Ein leidenschaftlich grüblerischer Geist von nervös empfindsamem Einfühlungsvermögen, fulminanter Darsteller, dem alle Mittel geläufig sind, gießt er jeden seiner sensationellen, aus dem Extrakt eines, meist des gegenwärtigen, Zeitalters gewonnenen Stoffe in die entsprechende Form, tränkt ihn mit einheitlicher, suggestiver Stimmung, arbeitet die Gestalten visionär zu aufregender Wirkung heraus. Von den Russen, besonders von Dostojewsky hat er viel gelernt; gewisse Figuren, Auftritte und Betrachtungen erinnern an solche aus „Raskolnikow" und „Die Brüder Karamasow". Aber auch in anderen Stilen hat er sich versucht; so stehen seine Novellen „Die Schwestern" (kriminelle Motive aus dem „Pitaval") dem Artistentum nahe. Sein Vortrag rauscht wie in düsteren gedämpften Mollakkorden dahin; in Krisen und auf Höhepunkten dröhnt es wie von grellen Fanfarenstößen und dumpfem Paukenwirbel.

Seine schönsten, dichterisch reinsten Werke sind „Die Juden von Zirndorf", „Caspar Hauser" und „Das Gänsemännchen", die seine fränkische Heimat zum Schauplatz haben. Zu stark ins Effektvolle verirren sich manchmal „Der Moloch", „Die Masken Erwin Reiners" und „Christian Wahnschaffe", drei moderne abenteuerliche Gesellschaftsromane mit jungen Lebemännern als Helden. — In den Essays „Die Kunst der Erzählung" und „Der Literat als Psycholog" beschäftigt er sich geistreich und scharfsinnig mit der Theorie seiner Kunst, die bewußt von den Charakteren ausgeht.

Helene Böhlau

geb. 1859 in Weimar als Tochter eines Verlagsbuchhändlers. Nahm schon in früher Jugend an den Reisen ihrer Eltern durch Deutschland und Italien teil. Den Widerstand der Eltern gegen ihre dichterischen Arbeiten überwand sie mit den wachsenden Erfolgen, bei denen sie ihr Freund und späterer Gatte Arndt (al Raschid Bey) unterstützte. Sie heiratete diesen in Konstantinopel und ließ sich mit ihm in München nieder. Ihr jetziger Wohnsitz ist Widdersberg bei Seefeld in Oberbayern.

Gesammelte Romane und Novellen, 1914ff.

Unter allen Erzählerinnen offenbart Helene Böhlau das Wesen der „echten Frau" am lebendigsten und vollkommensten. Als Frau und Dichterin ist sie ganz Nerv und Leidenschaft, Dichterin der zur Leidenschaft gesteigerten Menschenliebe. Ein ungezügelter Herzensüberschwang, ein Pathos der Barmherzigkeit strömt von ihr aus und läßt die Kämpferin für Frauenrechte zurücktreten vor der Trösterin; wo sie anklagt, wie etwa in den Romanen „Das Recht der Mutter" oder „Halbtier", klagt sie im Grunde immer nur um versagte Liebe. In einer Atmosphäre von unendlicher Güte wachsen all ihre Romane und Novellen. Den Unglücklichen ihres Geschlechtes, jungen Frauen und Mädchen, gehört ihr tiefstes Mitleid, ihr herzlichster Zuspruch. Vielfach ist der Geist der Herzenshärte und Unduldsamkeit in der Gesellschaft als die eigentlich feindliche und verderbliche Lebensmacht, als das böse Prinzip an sich gezeichnet. Daneben stammen von ihr einige der schönsten und rührendsten Liebesgeschichten (Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten", „Sommerbuch", „Die Kristallkugel", „Das Haus zur Flamm").



Phot. Atelier „Elvira", München

Helene Böhlau



Unter Lachen und Weinen leben die geplagten Menschlein der Helene Böhlau dahin, und die Besten, die Imponierendsten von ihnen sind wunderliche Käuze, liebenswert, achtunggebietend und komisch in ihrer eigensinnigen Originalität, Gegenspieler der kaltsinnigen und korrekten Herren gesellschaftlicher Konvention.

Ihre dichterische Ausdrucksform, am geschlossensten in dem Münchner Künstlerroman „Der Rangierbahnhof" ausgebildet, hat sich Helene Böhlau ohne nennenswerte Einflüsse selbst geschaffen. Zum Naturalismus, dem Helene Böhlau gleichaltrig ist, hat sie wenig Beziehungen gehabt und ihm von Anfang an ablehnend gegenübergestanden, wie denn ihre ganze Art unliterarisch im guten Sinne ist. Unter ihren letzten Werken ist der autobiographische Roman „Isebies" als einer der schönsten und aufrichtigsten seiner Art hervorzuheben.

Aus „Isebies"*

Sibylle wurde Besitzerin vom seidenen Nest — und hatte es von einem großen, hart schauenden Weibe erworben, die es offenbar gern aus der Hand gab. Es mochte ein Leben lang zu weich für das Weib gewesen sein, — es gehörte nicht zu ihr. — Sie hatte wohl die Sehnsucht nach Ecken in ihrer Natur und wollte deshalb in die Stadt ziehen.

Im Grunde ihres Herzens hatte Sibylle das seidene Nest für den Gefährten, für sich und ihn erworben, sie hoffte, daß es ihn locken, daß seine einstige große Liebe zur Natur ihm keine Ruhe lassen würde.

Der trockene harte Schatten, das Weib, blieb noch im Haus, bis ihre Angelegenheiten geordnet waren. Solange Sibylle das liebliche Heim für sich und die Ihrigen herrichtete, hatte sie bei allem, was sie tat, eine Zuschauerin.

Der Schatten kochte seine wohlduftende Suppe. Der Schatten tat alles wie ein gotisches Königsbild, steif und eckig, sorgte auf das ausgiebigste für sich. Sibylle hatte den Eindruck, als wenn der Schatten sich selbst mit Ehrerbietung diente. Er tat alles, was ihm bekömmlich, und war den ganzen Tag deshalb auf den Beinen, um sich wohl zu tun.

Ohne anzuklopfen trat er ein. Wenn ihm das, was Sibylle im Hause tat, nicht gefiel, schärfte Schadenfreude die gotischen Züge, und wenn es

* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

doch etwas wurde und gelang, traten Tränen in die Trockenheit, und der Schatten lief ins Dorf und klagte, daß er das Häusel so billig weggegeben.

Er las auch in der Bibel, damit seine ewige Seligkeit nicht zu kurz käme, der Schatten kochte Kaffee und trank ihn in der Küche, den Kopf zur Wand gekehrt, die Arme breit aufgestützt wie eine Mauer. Er saß da wie ein Bollwerk und schützte sich gegen das Verlangen der Welt.

Sibylle aber war dem Schatten unendlich dankbar, daß er das seidene Nest so wohl behütet hatte, während er sich selbst vorzüglich diente.

Sie aber hatte ihr Stückchen Erde gefunden. Mitten in der Arbeit des Einräumens lief sie hinaus und blickte auf ihre Waldbäume und trank die Luft und streichelte einen glatten Buchenstamm und sah in den Sonnenschein, der auf Maienblättern lag, und legte sich ins Gras, vergrub ihr Gesicht in einem Büschel Primeln und schaute ganz versunken in die duftigen Wolken der blühenden Bäume, wußte gar nicht, wie sie ganz eins mit dem werden konnte, was sie umgab, mit dem Stück Erde, das ihr gehörte.

Mit welcher Freude sah Sibylle, wenn ihr großer Bub Samstags herauskam voller Neugier und Seligkeit, daß auch der sich verkroch und einhüllte in das, was sonst nur der Ort der Lebenshandlung ist, das, was uns stumm zu umgeben pflegt.

Aber hier sprach alles, rauschte zu Herzen, wenn in den Bäumen der Wind strich. Die blühenden Bäume und die angesetzten jungen Früchte wurden zum innigen tiefen Erlebnis, sie gingen Sibylle nah an.

Sibylle war froh, als eines schönen Morgens ein Ochsengespann vor dem Hause hielt und der trockene Schatten anhub, sein Lager abzubrechen.

Er hatte schon all seinen Besitz in eine kleine Scheuer geschafft und dort zur Abreise vorbereitet.

Alles, was zu ihm gehörte, war wert, geheiligt, behütet und aufs äußerste gepflegt zu werden. Die Tische und Stühle und Betten reisten ab wie dicke in Pelze gehüllte Bürgermeister und Standespersonen. Man erkannte vor lauter sorgenden Umhüllungen ihre wahre Gestalt nicht. Es war nicht unmöglich, daß in diesem oder jenem Riesenballen ein alter Regenschirm den Kern bildete.

Wie weich war das seidene Nest, als die Eckenkönigin auf ihrer Ochsenfuhre stumm davongefahren war.

Jede Stunde brachte eine neue Glückseligkeit, jedes aus der Türetreten war ein Bad der Seele. Und wenn sie hinter dem Hause den Weg zwischen den hohen stillen Tannen ging, und der See heraufschimmerte, und der Abhang mit den jungen Buchen leuchtete, und die alten mächtigen Buchen ihre Zweige reckten und sich die glatten silbernen Stämme strei-

cheln ließen, denn alle Waldbäume weit um das Haus waren jetzt Sibyllens Bäume, — dann kam eine Ruhe des Herzens über sie wie noch nie im Leben.

Isebies-Sibylle wußte genau, weshalb das Nest ein seidenes Nest war. Die Natur nahm sie so leise auf wie eine Mutter, die nichts will und nichts gibt als Ruhe.

Als Sibylle ihren Mann in das seidene Nest führte, war ihre Seele bewegt, als vollzöge sich die heiligste Handlung ihres Lebens.

Alexander Dohrn hatte seit Jahren in seinem schönen Arbeitsraum gelebt, dort floß durch ein breites hohes Bogenfenster die Sonne in Strömen ein, und der Blick schweifte über Baumwipfel. Dieser Raum war seine Welt geworden, kein Verlangen mehr hatte ihn aus dieser stillen Klause getrieben. Hier lebte er in seinem Werk, hier empfing er seine Schüler und Freunde, hier war er so ganz daheim bei sich, der Welt entrückt.

Und nun hatte Sibylle ihn hinausgelockt in die weiche säuselnde Junipracht, in ein stilles, köstliches Nest, das sein eigen war. Sie führte ihn mit Tränen in den Augen, und er ließ sich staunend führen.

Was für ein stiller Denker war er geworden, wie schien er so ganz versunken, dem großen Ziele seines Lebens hingegeben, — und wie erwachte er zur Freude an der Schönheit, der Zärtlichkeit und Weichheit der eben entfalteten Sommernatur.

„Siehst du auch alles um uns her? Sind wir dir nicht fremd? — Kennst du auch mich?" sagte Sibylle, ihre Stimme bebte.

Sie sah in der lebendigen sommerlichen Umgebung, gleichsam zum ersten Male, sein so ganz vergeistigtes schönes Gesicht. Er erschien ihr trotz seiner Freude erdenfern, — ihr selbst sehr fern.

Es war ihr, als führte sie einen verklärten Menschen durch ihr zärtliches Sommerreich; — und wie sich in seinen Zügen die kindliche starke Freude des Besitzes, die staunende Überraschung ausbreitete, wurde es ihr weh ums Herz. Sie wußte es sich selbst nicht zu deuten.

Er ist in seine heiligen Jahre eingetreten, — fühlte sie in namenlosem Erdenweh und faßte seine Hand: „Ach, kennst du mich denn auch, — fühlst du mich?" fragte sie wieder bang. „Du kommst mir oft so fern vor."

Da strich er ihr über die Wange und sagte lächelnd: „Wundervoll schön ist es hier, — und mir ist, als kennte ich dich, meine liebe gute Erde, du. — Aber: wie ein Strom Ufer von Ufer trennt, so trennt sinnliche Anschauung Seele von Seele; und wie du von Ufer zu Ufer auf unsicher schwankender Fähre gelangst, so gelangt Seele zu Seele durch blind suchende Sinne.

Sinnliches Schauen ist der Blindheit als wahrem Schauen vergleichbar. — Du erinnerst dich?"

„Ja," sagte Sibylle, „ich weiß es. — Schmerzvoll fern ist man einander hier auf Erden, trotz aller Nähe."

„Ja," sagte er, „man sieht einander nicht. Man ahnt einander kaum, — aber man ist zufrieden, — so will es das Leben. — Später — später — vielleicht, — das höchste Erkennen will errungen sein."

Sie sah, wie er liebevoll mit der Hand über ein Tännchen strich, das die zarten hellen Triebe wie ein weiches Gewand über die harten Zweige und Nadeln gebreitet hatte.

„Aber," fragte Sibylle, „unsere so gar liebe Erscheinung hier, Haus und Wald, tut dir auch wohl?"

„Unbeschreiblich," sagte er und drückte die Hand seiner Frau. „Unbeschreiblich."

Und von nun an sah Sibylle ihn gar oft in stillem Beschauen durch die jungen Tannen streichen, sah ihn in seinen Mantel gehüllt in staunender Hingenommenheit stehen.

Und als der Herbst kam, sollten sie Wunder erleben. Es war, als wüßte das Stückchen Erde, daß es die Freude, die Lebensruhe zweier Menschenherzen geworden sei. Gegen den blauen Herbsthimmel hoben sich die Zweige voll rotleuchtender Äpfel ab. Es glühte täglich mehr von sonnenfarbener, goldgelber, rotbäckiger Pracht. Die Zwetschen, hellblau angelaufen; die Birnen fielen wie goldene Tropfen ins Gras, und die beiden mächtigen Nußbäume trugen schwer.

Sibylle hörte, wie zwei Bauernbuben sagten: „Die Nüsse lachen jetzt schon." Womit sie das Herauslugen der Nüsse aus den zersprengten braunen Schalen meinten.

Wenn man ruhig auf dem sanften südlichen Abhang des Obstgartens sich ausstreckte, war es, als hörte und fühlte man das wohlige Reifen überall, und die schwere Fülle zog die Äpfel zur Erde herab. Sibylle mußte stützen, damit die Zweige nicht brachen, und bei dem leisesten Windchen fielen von den obersten Wipfeln Früchte, so überreich, so farbensatt, glühend wie Lebensfreude.

Alexander Dohrn fühlte die gestillte Sehnsucht der Frau und lächelte, wie sie die Blicke nicht von ihren Bäumen wenden konnte, wie sie nur schaute und schaute und sich bückte und immer etwas Köstliches und noch Köstlicheres fand. Der große liebe Bub war außer Rand und Band, und die Schönheit wurde immer strahlender, immer unglaublicher. In den leuchtenden Obstgarten hinein schauten die goldenen Buchen über die Tannen. Es war, als könnte die Natur sich nicht genug tun an Herrlichkeit. Weg und Steg blühte golden. — Die Bäume breiteten purpurne und goldene Teppiche unter sich. Die Wiesen sahen doppelt so grün und

saftig wie früher aus; — und dann ging es an ein Pflücken und Schleppen der köstlichen Äpfel und Früchte, und war ein Reichtum sondergleichen.

Der Wind fuhr in die Nußbäume, und ein Bauernbursch half ihm nach; da kam ein Hagelwetter von Nüssen, wie ein Gewittersturm. Das prasselte und schlug auf und tanzte und sprang. Hände waren nicht genug da zu bergen und aufzuhäufen. Man hatte keine Gefäße, keine Körbe, um alles zu fassen. An so etwas hatte niemand gedacht. Abends war Sibylle todmüde, nur vom Nehmen, vom Händeaufhalten, vom Aufheben all der königlichen Gaben der Bäume.

Was hatte die Natur ihr alles schon geschenkt, von den Maiblumen an, die sich wie weiße, duftende Schleier unter den helleuchtenden Buchen ausbreiteten und den süßesten Opfergeruch ausströmten. Eine Gabe löste die andere. Sibylle stand immer wie reich beglückt. Nie brauchte man beschämt zu sein.

Ihr Mann hielt sich nicht wie sie an die überreiche Ernte, an die sonnendurchglühten Früchte der geduldigen, schwer tragenden Bäume.

Er ging in seiner Wildnis umher, sammelte von schlanken Gräsern und Waldstauden, die er liebte, den Samen und säte ihn an kahlen dürftigen Stellen aus, nicht wie ein Mensch, der seinen Garten bestellt und das Erdreich lockert und vorbereitet: wie die Natur es tut, überreich, verschwenderisch und im Vertrauen, daß der treue Erdboden die Schätze wohl bewahren werde.

„Den ganzen Sommer," sagte er, „den ganzen Herbst trug ich Samen, ganze Taschen voll, und säte aus. Wenig, wenig wird aufgehen, nach altem heiligen Gesetz."

Das alles ging Sibyllen gar wunderlich zu Herzen. Aus ihrer großen Erntefreude heraus sah sie den Gefährten seine stillen Wege gehen in dem alten grauen Mantel, einem König oder Bettler vergleichbar.

Ja, das hatte sie immer empfunden: — König und Bettler zugleich.

Und er hatte nie die Hand nach reicher Ernte ausgestreckt, — nie, — solang sie ihn kannte. Wie er in seiner Wildnis wohlig ging und den Samen der Waldgräser auf dürftige Stellen säte, so war er immer in seiner freien Geistesnatur gegangen und hatte das reichkultivierte Land, die prangenden Gärten und deren Menschen mit einem leichten Interesse nur vorübergehend betrachtet.

Er aber gehörte in Gottes Natur und liebte nur diese mit heiliger Liebe, selbst ein Teil von ihr. Wenn er in einer Seele das Verlangen zum Wesentlichen, die Unterscheidung von wesentlich und unwesentlich erkannte, so mochte diese Seele im übrigen beschaffen sein, wie sie wollte, — er gab sich ihr hin.

Ungeduldig war Sibylle oft geworden, wenn sie sah, daß er eine Kargheit überschüttete mit Reichtum und der Gnade seiner Seele.

Und waren nicht dennoch, und weil er sich hingab, um Alexander Dohrn Freunde gewachsen, wie aus Gottes freier Natur heraus, im tiefsten Erkennen wurzelnd, Freunde, die sein Werk ganz in ihm erkannten und ihn in seinem Werk, die ihm und dem Wesentlichen des Daseins tief zugeneigt waren? War ihm nicht auch Ottomar Rauchfuß ganz zugefallen, dieser Lebendige, Wahrhaftige, dieser Gute und Getreue, der mit einer lieben Frau und mit Lilly in Pfarrer Schönwetters geheiligtem Hause und Garten seines Amtes waltete? Auch dieser hatte Alexander Dohrn ganz erkannt, ihn und das Werk, an das Sibyllens Gefährte immer von neuem die Hand legte, ohne sich je genug daran zu tun.

Der Wechsel der Schönheiten des seidenen Nestes ging auch in der Stadt durch Sibyllens Seele, auch wenn sie nicht in der Seelenheimat war. Bald dachte sie daran, wie aus den braunen Zweigen die grüne Zartheit gequollen war, die wie eine Liebkosung über die Starrheit hinsank, dann kam der schwere volle Sommer ihr in den Sinn und die Farbenfluten und der Früchte-Rausch. — Und nun sollte der Winter kommen, — die unirdische Verklärtheit.

Eine tiefe Befriedigung empfand sie, daß ihr Gefährte mit ihr alle ersehnte Schönheit genossen und den Frieden der Seele, den die Natur gibt. Ihr war, als verbände sie dies alles inniger mit ihm.

Eine schmerzhafte Nähe und Ferne lag oft auf dieser ihrer Liebe zu ihm. Worte hätte sie finden mögen, ihn so ganz zu sich zu ziehen, — ihm zu sagen: Weißt du es denn, wie ich dich geliebt habe, zitternder Liebe voll, — weißt du es denn, wie ich dich erkannt habe, als niemand dich erkannte, wie meine ganze Seele von dir erfüllt war und erfüllt ist, — wie ich in Schmerzen gebebt habe, wenn sie dich mißverstanden? Welche Einsamkeiten schlugen über mir zusammen, wenn ich fühlte, daß du einsam warst. Ach, einmal wollte ich, du könntest in meine Seele ganz sehen.

Und daß du nun alt bist! — Und daß meine Seele dunkel ist — und ins Dunkle schaut und nichts für dich sieht! — Um deinetwillen möcht' ich an wundervolle undenkbare Wandlungen der Seele über den Tod hinaus glauben. — Ich möchte dich so wohl geborgen wissen, hier und in Ewigkeit.

Solche Empfindungen gingen tausendfach durch Sibyllens Seele, und sie fühlte: Weit ist er dir voraus, was dich bedrängt, bedrängt ihn nicht. Fern sind die Menschen einander in aller Liebe, — fern und fremd, tastend wie im Dunkeln fühlt man des Geliebten Nähe und sein Leben nur hin und wieder im Vorübergleiten warm und gewiß.

Und so kam der Winter, die unirdische Verklärtheit, — der die Seelen so ferne stehen, die warmen, bangen Sommerseelen.

Max Dauthendey

geb. 1867 in Würzburg als Sohn eines Photographen. War erst Maler, seit 1898 freier Schriftsteller. Bereiste Skandinavien, dann, nach vorübergehendem Aufenthalt in München, auch Amerika und Japan. Der Krieg überraschte ihn in Java, von wo er nicht mehr heimkehren konnte. Er starb daselbst 1918.

Hauptwerke: „Ultraviolett", Gedichte, 1893; „Reliquien", Gedichte, 1899; „Singsangbuch", Liebeslieder, 1907; „Lieder der langen Nächte", 1908; „Lingam", 12 asiatische Novellen, 1909; „Die Spielereien einer Kaiserin", Drama, 1910; „Acht Gesänge am Biwasee", japanische Liebesgeschichten, 1911; „Raubmenschen", Roman, 1911; „Geschichten aus den vier Winden", 1915.

Weiteren Kreisen wurde Max Dauthendey erst durch seinen tragischen Tod in Niederländisch-Indien bekannt, wo er während des Krieges Unterkunft fand, sich aber vor Heimweh verzehrte. Sein erster Gedichtband „Ultraviolett" trieb noch in der als symbolistisch bezeichneten Modeströmung. Doch schon in den „Reliquien" rang sich seine starke, tief im Eigenbewußtsein und im Formgefühl wurzelnde Begabung völlig frei. Volksliedhaftes drang durch im „Singsangbuch". Gleichwohl hielt sich Dauthendey dem eigentlich Volkstümlichen immer fern und blieb ein Dichter für Liebhaber und Kenner abseitigen, in sich versunkenen Schaffens. Seine Liebeslieder sind von einer wundervollen, selig dahintaumelnden Inbrunst, und sein ins Mystische gesteigertes Naturgefühl, das sich am liebsten an Landschaften des fernen Orients berauschte, hat in der heutigen Literatur kaum seinesgleichen. Den Übergang zu seinen Novellen bildeten einige epische Versdichtungen, ausgezeichnet durch Schärfe der Linienführung und Pracht der Farbe, die den ursprünglichen Maler

erkennen lassen. In den poesievollen asiatischen und japanischen Novellen liefert die exotische Umwelt nicht etwa nur Rahmen und Staffage sondern ist zuinnerst erlebt, aus des Dichters eigener weltumfassender Natur organisch erwachsen. Von Dauthendeys Schauspielen, die nicht alle auf gleicher Höhe stehen, wurden „Die Spielereien einer Kaiserin", eine mit Geist und Geschmack bearbeitete Episode aus dem Liebesleben Katharinas II., am häufigsten aufgeführt.

Aus „Reliquien"*

Winde quälen die Bäume ...

Winde quälen die Bäume,
Die Blätter frieren und gilben.

Menschen, noch braun die Sommerwangen,
Aber die Lippen sangen die letzten Silben.
Bald ist das Lied zergangen.

Am süßen lila Kleefeld ...

Am süßen lila Kleefeld vorbei,
Zu den Tannen, den zwei,
Mit der Bank inmitten,
Dort zieht wie ein weicher Flötenlaut
Der sanfte Fjord,
Blau im Schilfgrün ausgeschnitten.

Gib mir die Hand.
Die beiden Tannen stehen so still,
Ich will dir sagen,
Was die Stille rings verschweigen will.
Gib mir die Hand ...
Gib mir in deiner Hand dein Herz.

---

* Albert Langen, Verlag, München.

Eduard Graf von Keyserling

geb. 1855 in Kurland, als Sohn eines Rittergutsbesitzers. Lebte seit 1900 in München, wo er 1918 starb.

Hauptwerke: „Ein Frühlingsopfer", Schauspiel, 1900; „Beate und Mareile", Roman, 1903; „Schwüle Tage", Novellen, 1906; „Dumala", Roman, 1907; „Abendliche Häuser", Roman, 1916; „Am Südhang", Erzählung, 1917; „Fürstinnen", Roman, 1918.

So wie der aus einer alten kurländischen Familie stammende E. v. Keyserling als Weltmann und Skeptiker jeden Anspruch auf Größe kritisch prüfte und leicht bezweifelte, hat er mit seinen eigenen Werken große, aufwühlende Wirkungen nie erstrebt. In dem engumgrenzten Bezirk seiner Stoffe war er anerkannter Meister, vergleichbar jenem virtuosen Geiger, der eine Saite nach der andern von seinem Instrumente nahm, bis er auf der einzig übriggebliebenen sein Können am glänzendsten entfalten konnte.

Nach einigen Versuchen im naturalistisch-bürgerlichen Roman („Rosa Herz", „Die dritte Stiege") ging er ganz zur Darstellung des ostpreußischen Landadels über, als dessen hervorragendster, wenn nicht einziger Dichter er in der Literaturgeschichte fortleben wird. Aus den menschlich wie künstlerisch so spröden Gestalten seiner Kaste holte er die letzten psychologischen Feinheiten heraus, entdeckte das Gefüge ihrer Überlieferungen, die liebenswürdige Komik ihrer Vorurteile, die Atmosphäre der ostpreußisch-baltischen Landschaft als eine auch für seine Landsleute völlig neue, weil poetisch gesehene Erscheinung. Indem er sich darauf beschränkte, die zwei Klassen von Menschen, unter denen er aufgewachsen war, die Edelleute und die Bauern seiner Heimat, in ihren typischen Zügen und Schicksalen von allen Seiten

zu beleuchten, vollendet echt, schlicht und aufs zarteste nüanciert wiederzugeben, stellte er ein lebendes Symbol für die Gesetze ihrer seelischen und sozialen Wechselwirkung auf. Über seinen ringenden und leidenden Gestalten thront der Dichter Keyserling in streng gerechter, doch mitfühlender, oft melancholisch lächelnder Zurückhaltung. Den Beobachter der kleinen, rührenden wie belustigenden Menschlichkeiten, den Stimmungskünstler genießen wir weniger in seinen Dramen, die nur geringen Erfolg hatten, als in seinen Erzählungen; hier trat er mit echt aristokratischer Haltung, wunderbar leicht und erstaunlich sicher auf.

Aus „Beate und Mareile"*

Zum Diner pflegte Mareile im Schlosse zu erscheinen. Sie war still und nachdenklich. „Das ist die Kaltiner Luft; in ihr wird man froh und ein wenig schläfrig," sagte sie. Das Leben hier ergriff die Sängerin, wie ein großes Schweigen uns ergreift, wenn wir aus lautem Lärm kommen. Am Abend saß man im Gartensaal bei der Lampe zusammen. Der Duft tauiger Blumen strömte durch die geöffnete Türe in das Gemach. Beate lag im Sessel und schloß die Augen. Den Tag über einer unruhigen, launenhaften Sinnlichkeit dienen, das macht müde. Mareile sang. Ihre Stimme klang hoheitsvoll und wunderbar erregend durch die alten, tiefberuhigten Räume. Günther lehnte in der Türe und sah auf die Rosenbüsche hinaus, die schwarz und regungslos im Mondlichte standen. Er war bewegt wie ein Knabe. Die beiden schönen Frauen, die Musik — die Mondnacht. All das machte ihn unruhig. Er hätte gewollt, daß auch Mareile ihn liebte, oder, daß auch er so singen könnte, oder — er wußte es selber nicht.

* * *

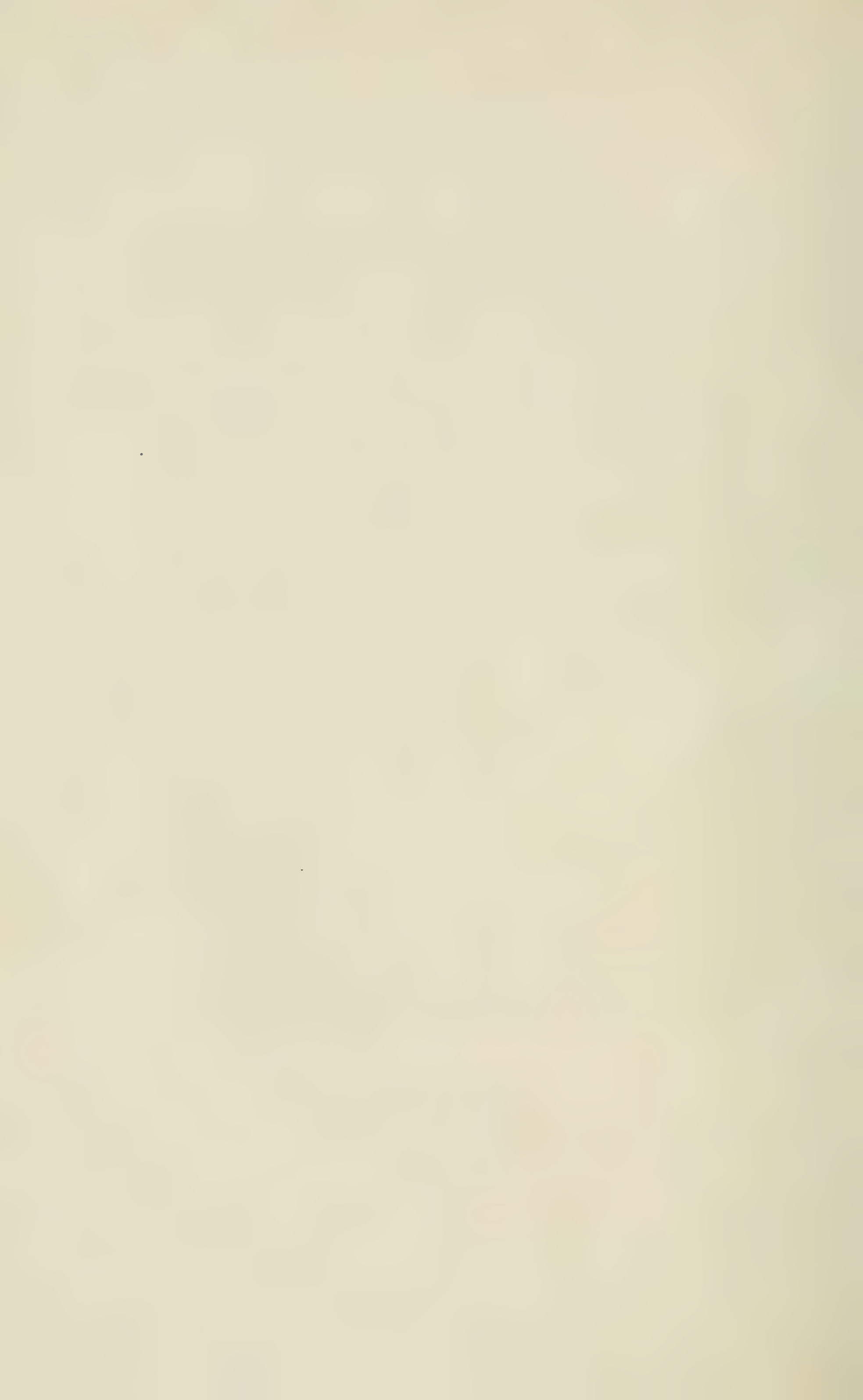
Die frischgemähten Stoppelfelder glitzerten unter der grellen Herbstsonne, die Ebereschenallee war rot von Beeren, im Schloßgarten flammten die Gladiolen, Stockrosen und Georginen. Es war Zeit die Hühnerjagd zu eröffnen. Beckmann stand auf der Freitreppe, schützte mit der Hand die Augen und sah die Landstraße hinab, ob von der Station der

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin.



E. von Keyserling



Besuch käme. Der Gartensaal füllte sich mit den gewohnten Gästen. Die Fürstin Elise Kornowitz mit ihrer gelehrten Gesellschafterin, dem Fräulein von Mikewitz, der Verfasserin eines Buches über „die Stellung der Frau bei den Römern", langten an. Die Fürstin war ein kleines, gutes Wesen. Das feine Gesichtchen weiß von Puder. Die ganz hellgrauen Augen sahen ein wenig müde unter der Wolke blonden Haares hervor. Sie trug das Haar, wie Charlotte von Stein es zu tragen pflegte, denn sie glaubte ihr zu gleichen. „Im Äußeren und in manchem anderen" — liebte sie zu sagen. „Bin ich dein Goethe?" fragte ihr Gemahl sie mit seinem ironischen, freudlosen Lächeln. „O nein," meinte die Fürstin, „mein Goethe ist Mareiling." Der Fürst Kornowitz kam allein. Er reiste immer allein. „Reisen macht unliebenswürdig," behauptete er, „und geteilte Unliebenswürdigkeit ist doppelte Unliebenswürdigkeit." Einige Offiziere füllten den Gartenstaal mit leisem Sporenklirren und dem Duft Aktinson'schen Parfüms und feinen Juchtenleders. Die Grafen Egon und Botho Sterneck von den ersten Gardeulanen, Seiner Majestät schönste Offiziere; der Major von Tettau. Er rollte seine hervortretenden, fayenceblauen Augen, als sei ihm der gelbe Kürassierkragen zu eng, und versteckte unter dem großen, militärischen Schnurrbart ein kleines, gefühlvolles Mündchen. Leutnant von Remm, von den Königshusaren — klein und blond — errötete wie ein Primaner. Die Gräfin Blankenhagen, die die schönsten Arme der Gegend hatte, war zu Pferde vom Nachbarsgut herüber gekommen. Frau von Scharf mit ihrer Agnes, kamen ohnehin zu jeder Jagd, denn für Agnes, mit den blauen Marlittaugen, mußte eine Partie gefunden werden.

Als Mareile in den Gartensaal trat, verbeugten sich die Herren sporenklirrend, sie hatten dabei alle ein blankes Flackern in den Augen. Major von Tettau murmelte: „Donnerwetter" und zog seinen Mund süß zusammen, als schlürfte er Marasquino. Mareile grüßte flüchtig und zerstreut. Sie lächelte der Fürstin Elise entgegen und tat, als sehe sie nur diese, aber all die begehrenden Männerblicke erregten ein wohliges Gefühl in ihr, als stände sie unter einer warmen Dusche.

Günther war sehr angeregt: „Gut, daß sie alle da sind. Wir wollen ihnen mal zeigen, was 'ne Ehe ist", sagte er zu Beate.

* * *

Es war Hühnerjagd angesagt.

Hans Berkow ging durch die tauigen Stoppelfelder dem Schlosse zu. Er dachte über Mareile nach.

Die machte ihn krank, da unter all den Männern, die auch nur sie begehrten. Und dazu dieses adelige Leben, mit seinen festen, kalten Schran-

ken. Ja — sich einmal, wie die Burschen unten im Kruge, um sein Mädchen raufen zu dürfen, das müßte gut tun!

Vor der Freitreppe des Schlosses waren die Jäger, Waldhüter und Hunde versammelt. Oben standen die Damen, feine Figürchen, die sich bunt von dem alten, sonnbeschienenen Portal abhoben: „Hübsch" — dachte Berkow: „Stil bis zu den Hunden. Dafür lassen diese Leute sich in Stücke hauen ... und das steigt der Mareile zu Kopf. Verdammt."

Günther kommandierte sehr laut — angeregt von all den Menschen, Hunden, von all dem Lärm und Licht um ihn her: „Egon bitte hier hinauf. Sie, meine Herren, hier bitte, Mankow, zeig' den Weg. Renne in die Kartoffeln. Das Frühstück im Eichenwäldchen. Gut Heil! Sanho bei Fuß!"

Günther und Berkow schlenderten quer über ein Stoppelfeld: „Hör', Hans" — sagte Günther: „ist der Egon Sterneck dir bei der Mareile nicht ein wenig vor?"

Hans blieb stehen: „Weißt du, mein Lieber, daß Ihr, mit Eurer Schloßerziehung, dieses Mädchen unnütz kompliziert habt? Ja, — Ihr habt die eigentliche Mareile gefälscht. Möglich, daß sie's jetzt für ein Glück hält, in Euer adeliges Regiment eingestellt zu werden; aber die wahre Mareile kann das nicht wollen —."

„Die will Hans Berkow?"

„Ja ... und siehst du, ihr Blut — — das prachtvolle, wilde Plebejer-Blut —, das spricht für mich gegen Sterneck."

Jetzt stand Sanho und ein Volk Hühner schwirrte auf. Die Herren schossen; dann trennten sie sich. Hans pfiff ärgerlich seinem Hunde und streckte sich am Feldrain aus. —

Hans Berkow hatte sich studiert, wie ein geistreicher Diener seinen Herrn studiert. Er kannte seine starken und seine schwachen Seiten und all seine Mittel. Kühl und klug hatte er es stets verstanden, seine großen Appetite zu befriedigen. Hier, vor Mareile, wurde er mutlos; sie schien etwas zu sein, das nicht für ihn bestimmt war, und doch hatte er im Leben noch nichts so stark begehrt, wie dieses Weib. Verteufelt auch!

In dem Wäldchen war der Frühstückstisch gedeckt. Die Damen trugen alle helle Sommerkleider. Die Gräfin Blankenhagen in gelb, die schönen Arme entblößt, Agnes Scharf, das Kind, in Rosa, die Fürstin Elise in mattviolett: „Wie eine Roggengarbe voll bunter Unkräuter sieht die Gesellschaft aus," sagte Günther. Mareile saß zwischen Egon Sterneck und dem Fürsten Kornowitz. In einem blau und rosa Mousselinkleide, auf dem Strohhute blau und rosagestreifte Rosen — „Cibò-Rosen", wie sie im Modeblatt hießen, war ihre Schönheit heut wieder unmittelbar einleuchtend. Die Haut hatte einen warmen rosigen Ton, in den sich etwas

wie Gold mischt. Die tokayerbraunen Augen strahlten. Jeder Mann, der Mareile ansah — bis zu den Waldhütern, — mußte lächeln. Sterneck unterhielt sie. Er sprach beständig mit einer eigensinnigen, gewaltsamen Liebenswürdigkeit, als wollte er keinem anderen Zeit lassen, Mareile anzureden. Der Fürst saß schweigend da, die trüben Augen teilnahmlos in die Ferne gerichtet, als warte er geduldig und kummervoll auf etwas.

Es war köstlich unter dem sonnenwarmen Laubdach: Lichtfunken und Blätterschatten zitterten über die Tafel hin. Große Hummeln verirrten sich in die Gläser. Baumblüten fielen in den Wein und in die Haare der Damen. Alle fühlten sich freier, einander näher, als drüben im Schloß.

Günther unterhielt sich mit der Gräfin Blankenhagen, die heute besonders wild mit ihm kokettierte. Er mußte jedoch immer wieder zu Mareile hinübersehen. Wenn die anderen einem schönen Mädchen den Hof machten, verstimmte es ihn, nicht mehr dabei, ausrangiert zu sein.

Nach dem Frühstück sollten die Damen die Herren in das Feld begleiten. Egon Sterneck nahm, als verstünde es sich von selbst, Mareile für sich in Beschlag — — — und Hans Berkow fand, daß Mareile das auch selbstverständlich fand. Ihm war der Jagdtag verdorben. Immer mußte er auf dem Felde den bunten Fleck von Mareiles Kleide neben Sternecks hoher Gestalt sehn: „Also — sie will doch in die gräfliche Zwangsjacke!“ knurrte er. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend war großer Ball. Mareile hatte sich eben in ihrem Stübchen angekleidet, ein erdbeerfarbenes Krepkleid mit schwarzen Stiefmütterchen und dunkelroten Rosen „Sultan von Sanzibar“. Jetzt rauschte sie die Treppe zur Inspektorswohnung hinunter. Sie wollte ihre Mutter abholen.

In der Wohnstube herrschte Dämmerung. Vater Ziepe stand am Ofen und lachte, wie er zu lachen pflegte, wenn er die Mutter ärgern wollte: „Na, unsere Balldamen sind parat. Mutter hat sich schon seit einer Stunde dekolletiert — um mit dem Kandidaten Halm unten am Tisch zu sitzen. Die Ehre! Ha—ha.“

Mareile stand schweigend da, eine helle Gestalt, an der es seidig rauschte, leise — wie Gold — klingelte, süß duftete. Die beklommene Luft dieser Stube, in der es nach des Vaters garen Kartoffeln roch, die zankende Stimme, der säuerliche, trübe Werktag, schlugen ihr wie etwas Unreines, Feindliches entgegen, das sie und ihr Kleid beflecken wollten — und denen sie entfliehen mußte: „Komm, Mareiling,“ sagte die Mutter, „mit dem ist heute wieder nicht zu reden.“

Für die heutige Gesellschaft waren die Festräume des alten Flügels geöffnet worden: das Eßzimmer mit der Schäferszenerie an den Wänden,

der grüne Bildersaal, der auf den Wintergarten hinausführte, und der große Ahnensaal. Neben der Baronin saß die Gräfin Hochau und beobachtete mit ihrem strengen, blanken Gesichte Irma Blankenhagen, die mitten im Saal mit Egon Sterneck sprach.

„Aha", meinte sie, „es scheint endlich dazu zu kommen."

„Wir wollen es hoffen, sagte die Baronin."

Mareile trat in den Saal. Egon wandte sich sofort von seiner Dame ab und ging auf Mareile zu.

„Das also ist Ihr Erzug — Liebe," sagte die Gräfin Hochau und musterte Mareile: „Hm — charmant! — Ja — diese Damen richten viel Unheil an ... das kennt man."

„Meine Mareile ist doch anders" — erwiderte die Baronin.

„So! Freut mich. Solche Aufzöglinge gelingen sonst selten," meinte die Gräfin.

Zum Diner führte der Hauptmann Tettau Mareile. Egon saß ihr gegenüber — mit Irma Blankenhagen. Er unterhielt sich jedoch nur mit Mareile. Das hübsche Gesicht mit seiner ein wenig starren, nordischen Regelmäßigkeit war heute erregt, wie das Gesicht eines glücklichen Knaben. Die übrige Gesellschaft fühlte, daß sich hier etwas ereigne. Die Unterhaltungen wurden zerstreut. Ein jeder wollte diese beiden beobachten, die sich so kameradschaftlich miteinander beschäftigten und taten, als wären sie allein. Agnes Scharfs Augen wurden immer größer, indem sie Mareile anschauten — und ihr rosa Gesicht nahm einen andächtigen Ausdruck an, als hörte sie einer Liebespredigt zu: „Sehr rassig, das Fräulein Cibò," schnarrte Leutnant von Themm neben ihr. „Rassig? Himmlisch wollen Sie sagen," erwiderte Agnes verträumt. Themm errötete: „Ja — hm — natürlich" — murmelte er und merkte dabei, wie die Verliebtheit in die rassige Dame ihm die Kehle zuschnürte. Unten am Tische saß Frau Ziepe neben dem Kandidaten Halm. Beide schauten Mareile feierlich und schweigend an, als wären sie zu diesem Schauspiel eingeladen und genössen es jetzt still und glücklich.

Nach dem Speisen wurde getanzt. Günther als Tanzleiter war unermüdlich. Er führte die Quadrillen-Promenade die breiten Treppen auf und ab, und ließ auf einer Galerie ein jedes Paar vor Frau Bias, der alten Gärtnersfrau und vor Frau Mandelkoch, der Mamsell, die dort schläfrig beieinandersaßen, eine Verbeugung machen. Dann mußten alle in den Garten hinaus — in die stillen, mondbeschienenen Gänge — an den schlafenden Blumenbeeten hin. Die weiße Feierlichkeit der Mondnacht strich erregend über die nackten Schultern und Arme, stieg allen wunderlich zu Kopf. Man wurde schweigsam auf diesem Gange zwischen den Tuberosen und Gladiolenbeeten, hie und da erscholl ein hysterisches Frauen-

lachen, Agnes Scharf bekam einen Weinkrampf, die Gräfin Blankenhagen ließ sich in einem Schattenwinkel von Botho Sterneck küssen. Egon Sterneck wich nicht von Mareiles Seite, und das erschien heute wie selbstverständlich; das schöne Paar, das sich so rücksichtslos in die Augen sah, war der beredte Ausdruck der Stimmung dieses Abends: „Der Tarniff versteht sich auf die Behandlung der Gesellschaftsnerven," sagte der Graf Blankenhagen, der trotz seines weißen Kaiser-Wilhelm-Bartes mit Beate die Quadrille tanzte: „Sie Göttliche!" sagte Agnes Scharf und umarmte Mareile so leidenschaftlich, als sei Mareile die Liebe in Person. —

Mareile ließ sich von diesem Strom der Bewunderung willig tragen. Sie fühlte ihre eigene Schönheit von sich ausstrahlen, wie etwas Erwärmendes und Beglückendes. Das Fazit des Abends konnte ja morgen herausgerechnet werden; heute war Feierabend.

—

Gerhard Ouckama Knoop

geb. 1861 in Bremen als Sohn eines Kaufmanns; entstammte einer altbremer Familie. Verlebte seine Jugend in Bremen, besuchte dann die Technischen Hochschulen in Hannover und München, erlangte seine praktische Ausbildung als Chemiker in Mülhausen im Elsaß. Arbeitete dann in der Moskauer Fabrik eines Verwandten. Studienreisen führten ihn durch Deutschland, Österreich und Italien. Anfang des Jahrhunderts ließ er sich als freier Schriftsteller in München nieder. Nach längerem Leiden starb er 1912 auf einer Reise in Innsbruck.

Hauptwerke: „Die Karburg", Roman, 1897; „Die Dekadenten", Roman, 1898; „Die erlösende Wahrheit", Roman, 1899; „Das Element", Roman, 1901; „Sebald Soekers Pilgerfahrt", Roman, 1903; „Sebald Soekers Vollendung", Aphorismen, 1905; „Verfalltag", Roman, 1911; „Unter König Max", Roman, 1912; „Das A und O", nachgelassener Roman, 1915.

In den wenigsten Literaturgeschichten wird man Ouckama Knoops Namen finden. Er war schon zu seinen Lebzeiten dem Publikum kaum bekannt, und ist heute fast vergessen. Als einer der feinsten Geister von patrizischem Gepräge und edler Herzensbildung wurde er aber von den Besten seiner Zeit geschätzt. Seine Romane sind durchaus nicht gut geschrieben; es fehlt ihnen jede Spur von Temperament, und der Stil ist sachlich bis zur Nüchternheit. Das Wesentliche und Originale an Knoop ist sein exklusiver Kulturstandpunkt, nämlich die ablehnende Haltung, die er dem Amerikanismus und dem damit so eng verwandten modernen Plebejertum gegenüber einnimmt, sein aristokratisches Gefühlsleben, sein enger Zusammenhang mit den Idealen jenes früheren durchgeistigten Deutschland. In allen Romanen Knoops sind die rein gedanklichen Partieen, die Betrachtungen und kritischen Glossen, der liebenswürdige Spott und die aus getäuschtem

Idealismus erwachsene Ironie die wertvollsten Bestandteile. Greift er damit, wie in dem historischen Roman „Unter König Max" oder im „Verfalltag" auf die Gesellschaft der fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, so geht sein stilles, feinsinniges Europäertum mit der Freude an Deutschlands damaligem Aufstieg harmonisch zusammen.

Aus „Sebald Soekers Vollendung" *

Skarpl hat mit seinem Spott vollkommen recht. Es hat sich in Europa eine kleinbürgerlich-geistlose Empfindlichkeit des persönlichen Würdegefühls herausgebildet, die bei unbedeutenden Individuen äußerst lächerlich und bei hochstehenden traurig ist. Die Gerichte, denen damit ohnehin viel Mühe gemacht wird, sollten sie nicht durch ihre Rechtsprechung befördern.

Der Panzer, welcher dem Germanen im Kampfe des Lebens nötig ist, und der ihn vor allem gut kleidet, heißt: Exklusivität. Exklusiv ist alles Vornehme: der Bauer, der Schiffer, der orthodoxe Jude. Aber die Courtisanen der Trivialität möchten ihm seine Exklusivität abschmeicheln, wie Delila dem Simson seine Haare abschmeichelte ...

Wenn die Leute anfangen, sich ihrer natürlichen Bescheidenheit zu schämen, dann werden sie zudringlich, tölpelhaft und roh. Dergleichen hat man in England und Deutschland öfter beobachten können.

Wer hat überhaupt seiner Muttersprache Vorschriften zu geben? Ein künstlerisch Empfindender tut es nicht, ihn bewahrt künstlerische Keuschheit davor; Unteroffiziersnaturen sind es, die Gottes ganze Schöpfung in die Kaserne zwingen möchten. Diese Leute halten sich gewiß für sehr praktisch und sind äußerst unpraktisch; sie machen aus der lebendigen Sprache ein Volapük oder einen brauchbaren Telegraphenkodex; aber sie rauben ihr alle Kraft, Feinheit, Schmiegsamkeit, alle Nuance, mit einem Worte das — Leben.

Prüderie verdient, in der Literatur noch mehr als im Leben, das entschiedenste Mißtrauen. Besonders gefährlich ist sie für die heranwachsende Jugend; denn Prüderie ist das sexuelle böse Gewissen.

---

* Insel-Verlag, Leipzig.

Das Gerede von moralischer und unmoralischer Literatur klingt dem Künstler, wie dem Mathematiker die Frage, ob sein Dreieck rot oder grün sei.

Wie könnten die zwei sich auch berühren? Die Moral soll unser tätiges Leben durchdringen, von dem die Kunst uns befreien soll.

Man kann auch sagen: für das isolierte Individuum gibt es keine Moral, für Volk und Menschheit keine Kunst.

Den wahren Künstler erkennt man daran, daß er unter seiner Begabung leidet, und daß einige Augenblicke allerhöchsten Glückes ihn für einen ewigen unsicheren Kampf entschädigen müssen.

Die eigentlichen, inneren Aristokraten werden von den Weltbegebenheiten selten zur Macht geführt; sie wünschen es auch gar nicht, halten sich zart und hochgemut zur Seite.

Aus „Das A und das O"*

Letztes Kapitel

Emerich war in den Garten eingetreten, die Herrin selbst kam ihm entgegen; sie war noch leichter gekleidet als vorher, in weiße, schalartige Gewänder, die den Hals freiließen; dazu trug sie an den Füßen Sandalen.

Ohne Erstaunen begrüßte sie den Fremden in einer ruhigen, freundlichen Haltung, und als er seine Bitte vorgebracht hatte, führte sie ihn zu einer Laube. Hier bot sie ihm einen Platz an, ging sodann aber in ihr Haus zurück, holte Brot, Butter, Milch, Wein und Obst, welches alles sie auf den Tisch in der Laube niedersetzte.

Emerich griff, von ihr gemütlich aufgefordert, nach den guten Sachen; sie selbst nahm einen Apfel und verzehrte ihn langsam, mehr zur Gesellschaft, als um des Genusses willen. Es war Emerich wunderbar zumute; allerhand homerische Reminiszenzen fielen ihm ein, er kam sich vor wie der vielgewanderte und von den Nymphen immer gut aufgenommene Odysseus; nun wollte er denn auch, wie dieser so oft, gewissermaßen entschuldigend von sich selbst reden, von seiner Heimat und Vergangenheit.

Allein das lehnte seine schöne Wirtin ab, indem sie dafür von ihrem Garten und ihrer Lebensweise plauderte, als müsse sie den Ankömmling in seine neue Umgebung einführen. „Es gibt hier genug zu tun, aber seit die Mädchen zu mir kommen, hab' ich trotzdem reichlich Muße. Sie sehen

---

* Delphin-Verlag, München.

drüben ein Stück — das ganze ist wohl fünfmal so groß — von dem Gemüsegarten, der sich hinter dem Hause herzieht. Ich verkaufe daraus Obst und Gemüse — daneben Tafeltrauben und aus meinem Blumengarten auch Rosen — eine alte Frau bringt mir das alles in die Stadt und zu Markte. Was ich für mich brauche oder was für den Verkauf zu schön ist, behalte ich zurück. Winters und an sehr heißen Tagen nehme ich meine Mahlzeiten im Haus, sonst aber immer im Garten und zwar meist in dieser Laube. Denn diese ganze Ecke rings um uns stellt mit ihren paar Laubbäumen und ihren Fichten meinen Park vor."

„O, es ist herrlich hier," erwiderte Emerich, „eigentlich mehr einer Dichtung angemessen als der alltäglichen Wirklichkeit. Ich treffe hier freilich den glücklichsten Moment, nämlich die Kirschen-, Äpfel- und Pflaumenblüte, die entzückender ist, als jeder andere Schmuck der Natur. Man glaubt sich in fernen, begnadeten Gegenden unter dieser weißen und rosigen Fülle. Und wie reizend ist in der Mitte des Rasens der kleine Weiher mit dem klaren Wasser, der zum Bade einladet! Wenn aber die Baumblüte vorbei ist, dann reifen die Beeren und das Gemüse; jeder Tag muß Ihnen wie ein Fest sein."

In der Tat kam es ihm vor, als befinde er sich auf einer sagenhaften, friedlichen Insel. Er gab sich einen Augenblick seinen Träumen hin; auch Elfriede schwieg.

Plötzlich fragte sie mit freundlicher Ruhe, ein wenig feierlich: „Emerich von Butenhusen, willst du bei mir bleiben?"

Er war so verwirrt, daß er nicht gleich antwortete.

„Du warst mir angekündigt", fuhr sie fort.

Er dachte an seine sogenannte Sünde; aber ehe er noch einen Ton geäußert hatte, sprach Elfriede, als hätte sie in sein Herz geschaut: „Du bist mir angekündigt worden durch einen seltsamen grauen Mann, ja, alles an ihm war grau, nicht nur die Kleidung, sondern auch Haar und Augen — der einzige Mann, der bei mir eingekehrt ist und Gastfreundschaft genossen hat —"

„Welch wunderliche Verknüpfung!" rief Emerich aus.

„Nun, so bleibe. Du siehst, ich erwartete dich. Platz genug ist hier im Hause für zwei."

Emerich ergriff ihre Hand und führte sie an sein Herz, indem er einen verworrenen Dank stammelte ...

Von diesem Moment an war die fremde Welt hinter ihm zurückgefallen und vergessen. Ein neues Dasein besaß er, in welchem er mit Elfriede eins war: so lebten Adam und Eva zusammen im Paradiese — nur daß in diesem neuen Paradiese die Schlange fehlte und der Baum der Erkenntnis ...

Jeden Morgen wurde das glückliche Paar geweckt durch fröhliches Vogelgezwitscher. Ihr erstes Frühstück nahmen sie unter einer alten Platane; dann gingen sie an die Arbeit, und die Arbeit war ihnen wie ein Spiel: sie begossen Blumen und Gemüse, sie banden schwanke Pflanzen an den Stock, sie bereiteten ihr leichtes Mahl miteinander.

Am Nachmittag, wenn die Sonne heiß schien, badeten sie in dem reinen Teiche und freuten sich über die Herrlichkeit ihrer vom Wasser gespiegelten nackten Körper; dann ließen sie sich, auf dem Grase liegend, von der Sonne trocknen, die Vöglein huschten ringsum von einem Busch zum andern, die Schwalben flogen gleitend unter das Dach.

Während nichts Unerwartetes geschah, war doch jeder Tag und jede Stunde erfüllt wie ein lebendiger Traum.

Selten verließen die zwei ihr Heim und öffneten Fremden die Tür nur, wenn es durchaus nötig war.

Wanderten sie aber einmal draußen jenseits ihrer schützenden Hecke, so sahen sie erstaunt auf die mißtrauischen Menschen und erkannten sie nicht mehr.

Aber die Berge, die kannten sie, ihre großen Freunde, die immer in den Garten blickten und immer auf sie blickten, ob sie nun verschlungen in der Laube saßen, oder plaudernd über die Kieswege wandelten und Beeren pflückten, oder in den schwanken Ästen sich mutwillig schaukelten. Stets hatten sie die Berge vor sich, einmal die Silhouette der Felsenwand, dann wieder die beiden massigen Kegel mit ihrem dunklen Nadelholz, das erst nahe unterhalb der schartigen, glasscharfen Spitze aufhörte. Es war, als ob die Berge zu ihnen redeten mit ihrem Farbenspiel; zumal gegen Abend, wenn die Natur stille war und die beiden glücklichen Menschen von dem Balkon ihres Hauses oder von dem freiesten Punkt im Garten ihre Augen auf die Höhen richteten.

Wie viel wußten ihnen die Berge zu erzählen! Da brach wohl hinter der rechten Ecke der Zackenwand eine lodernde, rote Flamme hervor, die zerrissenen Flammen leckten in den Himmel hinein und wurden dann wieder fast horizontal vom Berge abgetrieben; über der feurigen Glut ruhte eine dicke, schwere, graue und schwarze Wolke gleich Rauch; nach links aber war der Himmel trübe und verlor sich alles in monotoner Dunkelheit. Die nach jener Richtung am Tale sich hinziehende Felswand war eigentlich violett, hob sich schärfer und starr vom Himmel ab. — Es war, als ob in der unsichtbaren Rückseite ein unsichtbares Feuer an dem Berge zehrte, so daß die Steinmassen glühend zusammensinterten wie geschmolzenes Gold. Und es kam von der Seite des Felswand ein heißer, trockener Wind her —

Und dann gab es stille, stille Nächte. Der Nachtwind streifte durch

die Bäume und durch die Ähren im Tal. Einzelne Sterne standen am Himmel; hin und wieder hob sich ein weißes Haus wie ein hellerer Fleck vom Boden ab; in der Ferne sah man Lichter. Und es klang, als ob aus dem Unbekannten Musik ertönte ...

Die Sterne des Himmels hielten vor ihrem Glück Wache, wenn sie sich auf ihr kühles, weiches Bette streckten, das sie wie eine Wolke umgab; und die tiefe Nacht bedeckte sie mir ihrer schweigenden Seligkeit —

Die Zeit hielt an, wie einst die Sonne um des Gotteshelden willen zu Gibeon; und so lebten diese Erwählten sorglos, wie wenn sie außerhalb aller menschlichen Maße stünden ...

Die Sonne stand schon niedriger, die Trauben reiften, seltner wurden die Blumen: doch der Himmel war noch blau und heiß die Luft ...

Eines Morgens im ersten Dämmerschein erwachte Emerich; eine ungewohnte Bewegung Elfriedens hatte ihn geweckt.

„Was ist dir?" fragte er leise.

„Ich weiß nicht."

Er wollte sich beruhigen; da fing sie zu reden an — ein wenig verworren, aber mit dem Ausdruck höchster Zufriedenheit, nur daß sie einige Male wiederholte: „Es ist so seltsam —", bald aber ging ihre Rede in ein Phantasieren über und zuletzt in ein unverständliches Murmeln.

Nun schwieg sie; sie lag auf dem Rücken und blickte gegen die Zimmerdecke.

Ein plötzliches Zucken fuhr durch ihren ganzen Körper, der Kopf legte sich zur Seite, sie tat einen tiefen Atemzug.

Ein so instinktiver Schreck ergriff Emerich, daß er aus dem Bette sprang und ratlos, halb angekleidet, aus dem Hause lief, nach einem Arzt jammernd.

Er kehrte zurück, er wollte selbst schnell alles versuchen, was sich zur Belebung Schwerkranker tun läßt; aber es zwang ihn auf die Knie, er konnte vor diesem regungslosen Körper nicht geschäftig sein, sondern nur in Anbetung verharren.

Der Arzt kam erst nach geraumer Zeit. Er konnte nur das Ableben der Erkrankten konstatieren.

„Aber wie war es möglich?" rief Emerich.

„Sie trug ihren Tod im Blute. Ein Tropfen Blut gerinnt; und das Gerinnsel setzt sich in einer Gehirnader fest, dadurch erzeugt es eine Art von Schlaganfall."

Emerich hörte nicht. Er blieb im Garten, als die Leute aus der Nachbarschaft zu dem Totenbett strömten.

Einige Gutwillige sorgten für den Sarg, für die Vorbereitungen zum Begräbnis und was sonst bei einem Trauerfall getan werden muß. Der Vereinsamte brauchte ihnen lediglich Geld zu geben.

Einmal nur sah er die Tote wieder, der eine fremde Hand die Augen zugedrückt hatte. Sie war wunderschön in der eindringlichen Ausdruckslosigkeit des bleichen Gesichts, um welches die dunklen Locken, das einzige, das an ihr noch lebendig schien, sich rahmten. Aber beim nähern Anschauen belebte sich auch die starre Maske; ein tiefer Ernst lag darüber, wie auf griechischen Götterbildern, und in dem Ernste doch eine Spur von Heiterkeit, ja um die Mundwinkel ein leises, leises Lächeln. Die Entschlafene schien von allen Beziehungen losgelöst, nun unendlich persönlich, durchsättigt von einem unbesiegbaren Individualismus.

Emerich fühlte das Herz in seiner Brust weit werden, ihm schwindelte vor der Größe des Todes ...

Zur Beerdigung ging er nicht. Aber das ganze Volk der Umgegend hatte die Leiche sehen wollen und sich erbaut an ihrer wundervollen Schönheit; alle folgten ihr auf den Friedhof; sie, die bei ihren Lebzeiten manche als eine Hexe mißachtet hatten, wurde im Tode von ihnen allen unter Gebeten und Tränen wie eine Heilige verehrt ...

Die Sonne schien aus blauem Himmel, die Berge blickten grüßend herab, ein leiser Wind bewegte Blätter, Blumen und Früchte: die Natur war unverändert.

Emerich beschäftigte sich im Garten, saß in der Laube, sah die Nächte, wenn er nicht schlafen konnte, auf den Mond und lag dann in seltsamen Träumen. Seine Seele war besänftigt, aber schwer. Er sehnte sich nach der ewigen Ruhe; und mit Freude bemerkte er eine körperliche Empfindung in der Brust — sie war nicht schmerzhaft, aber ganz eigen, und er ahnte, daß sich langsam von ihr aus ein Großes in ihm vorbereitete.

Einmal stand er am Nachmittag spät auf dem höchsten Punkt seines Gartens und starrte in die Ferne hinaus. Es herrschte Stille drüben auf den Feldern, und um die verstreuten Häuser war es ganz menschenleer; denn die Einwohner waren zu einem Fest in die Nachbarschaft gegangen. Die Berge hielten sich wie aus Bronze in ihren harten Umrissen. Ein einzelner Vogel flog schreiend vorbei und verlor sich dann wieder in der großen Stille.

Es war Emerich zumute, wie einst als Kind in der Kirche. Er schaute hinüber nach der Zackenwand. Da — mitten über den harten Zacken — erhob sich gewaltig am Himmel ein flaches Kreuz, an dem linken Querbalken hatte es eine Scharte. Es war s e i n Kreuz, er erkannte es. Und er warf sich auf die Knie. Das Auge mit der Hand beschattend, blickte er angestrengt hinüber. Da vernahm er eine Stimme, die aus der Höhe zu ihm sprach:

„Sei getrost, du wirst den Winter nicht mehr sehen; und dein Tod wird eine Hochzeit sein, in Freude und Wonne. Was du gesucht hast

das wird dir werden, nachdem du zur Einfalt der Kinder zurückgekehrt bist und nichts mehr suchest. Das Gift kam dem Menschen vom Baum der Erkenntnis; aber der schlimme Baum verdorrt, wenn ihr aufhört, seine Früchte zu begehren. Es ist für euch Menschen nur ein Heil: über die euch zugewiesenen Grenzen nicht hinaus zu fragen, zu wollen und zu streben. Was der Mensch nennt: sich Ziele vorsetzen und Zwecke verfolgen — das macht ihn blind für alles Große. Hast du dich von dem Zweck und von dem Streben nach eigenmächtigen Zielen freigemacht, so hast du deine Unschuld wiedergewonnen, tust du nur das nächste, wozu Sinne und Instinkt dich rufen, so wirst du ohne Reue und verwirrende Begierde sein, wie die Tiere des Waldes und die Blumen auf dem Felde; und das Reich Gottes wird zu dir kommen, wie der Bräutigam zu der Geliebten kommt."

Das Kreuz war verschwunden, Emerich erhob sich, im Innern getröstet und heiter.

Und von nun an war er ganz glücklich. Er wußte, seit er in diesem Hause lebte, war er im Stande der Gnade; Verworrenheit und Zerrissenheit lagen hinter ihm, das große Vergessen hatte ihn aufgenommen. Nur ganz fern am Horizont lag wie ein nebelblauer Landstreifen seine frühere Welt mit ihren Kämpfen um Gott, um die eigene und um fremde Seelen und um das ewige Weiterleben.

Zuletzt verlor er auch diesen Küstensaum ganz aus den Augen, er wußte selbst nicht mehr, was er drüben gewollt und getrieben hatte, nur summte es ihm noch im Ohre wie eine Melodie: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte."

Frei von Zweifeln lebte er Gottes Willen entgegen, den er nicht kannte und nicht vor der Zeit kennen wollte, er fühlte seine Seele in sich, die ohne ängstliche Begierde einfach da war, und aus deren Tiefen der Sinn der Vollkommenheit emporstieg, wie der Duft aus einer Rose.

Der Druck in seiner Brust hielt an und es bedurfte keiner Prophezeihung, ihm zu sagen, daß sein Leben bald abgelaufen sein werde. Das bekümmerte ihn nicht, ohne Neugier, ohne Bangen und phantastische Hoffnungen erwartete er den letzten Moment. Inzwischen freute er sich der Berge, des Gartens, der sich gelb färbte, und der Reben; und mit Dank gegen die gütige Natur genoß er oft ein Glas feurigen Weines, davon noch viel im Keller lag. Er wandelte durch den Garten, wo Elfriede so fröhlich an seiner Seite gewandelt war; er betrachtete den Weiher und den Rasenplatz und die Laube, wo sie überall einander nahe zu sein pflegten. Das lag kurz zurück und schien doch so fern, daß er glaubte, er wäre uralt geworden. Dann aber mußte er lächeln wie ein Kind, welches sich kaum ahnend bewußt ist, daß das ganze Leben ihm noch offen steht. —

Peter Altenberg

geb. 1859 in Wien als Sohn eines Kaufmanns. Führte unter dürftigen Verhältnissen, meist in Wien, kurze Zeit auch in München, das Leben der Kaffeehaus-Literaten. Er starb in Wien 1919.

Hauptwerke: „Wie ich es sehe", 1896; „Was der Tag mir zuträgt", 1900; „Die Auswahl aus meinen Büchern", 1908; „Bilderbögen des kleinen Lebens", 1909; „Semmering", 1912; „Fechsung", 1914; „Nachfechsung", 1916. (Sämtlich Skizzen-Sammlungen).

Eine wunderliche, barocke Lebensweisheit, die der täglichen Umwelt kleinste Dinge für die wichtigsten nahm und an den Weltereignissen mit souveräner Ironie vorüberging, hatte sich Peter Altenberg für seinen Privatgebrauch und zwar ausschließlich in knappen Skizzen, Stimmungsbildchen, kaustischen Glossen und Verhaltungsmaßregeln zurechtgemacht. Zuletzt beschäftigte ihn am lebhaftesten die Hygiene, die er mit drolliger Wirkung sehr ernst behandelte. Während er die Kultur zu fördern glaubte, die gewisse altwiener Kultur der morbiden Grazie und des heiter-sentimentalen Müßigganges, gab er doch nur sich selbst als witzigen, grilligen oder zart-zärtlich eindringenden Betrachter. Sein leise andeutender, fein zugespitzter Stil vermag den flüchtigsten Duft und Hauch seelischer Regungen einzufangen und bis an die Wurzel der Instinkte vorzudringen. Seine zehn Bände Skizzen gleichen einander so vollkommen in Stoff und Klangfarbe, daß sie ein einziges in Fortsetzungen erschienenes Werk darstellen. Der erste Band blieb immer der beste, weil ursprünglichste und innerlich reichste. Entzückende Beobachtungen der Seele kleiner Mädchen finden sich darin. In den späteren überwucherten die manierierten Richtigkeiten.

Aus „Wie ich es sehe"*

Die ersten vier Abschnitte

Neun und Elf

Margueritta stand nahe bei Ihm.

Sie lehnte sich an Ihn.

Sie nahm seine Hand in ihre kleinen Hände und hielt sie fest. Manchesmal drückte sie sie sanft an ihre Brust.

Und doch war sie erst elf Jahre alt.

„Margueritta ist die Menschenfreundin" sagte die Mutter zu dem jungen Manne, „Rositta ist anders — —. Sie liebt die Einsamkeit, die Natur und die Tiere. Jetzt hat sie ihr Herz einem gelben Dachshund geschenkt, Herrn von Bergmann. Sie hatte das Glück, ihm gestern vorgestellt zu werden. Sie hat heute die Taschen voll Würfelzucker für ihn — — — aber es ist eine unglückliche Liebe."

„Wieso unglücklich — —?!" sagte das Kind, „ich liebe ihn ja! Ich denke immer an ihn — —. Das macht mich doch glücklich?!"

Rositta war neun Jahre alt, zart und bleich.

Margueritta sagte: „O, Rositta ist übertrieben —!"

„Wieso?!" fragte die Schwester und erbleichte —.

„Ja, du bist übertrieben — —! Sie will Sennin werden am Patscherkofl und Zither lernen!"

Rositta: „Der Wirt in Igls hat so schön Zither gespielt und gesungen! Und er hat gar nicht gewußt, daß er schön singt — —! Er ist dagesessen und hat gesungen — — —."

Margueritta: „Rosie hat eine Altstimme und dichtet sich selber die Lieder. In der Früh singt sie manchmal: „O, meine Berge, meine Berge — —!" Aber übertrieben ist sie doch — — —!"

Die Mutter sagte: „Das ist doch kein Lied: „O meine Berge — —!?"

Rosie sah ihre Schwester an. Sie war erstaunt, verlegen.

Margit sagte: „O ja, das ist ein Lied — —! Mama, das verstehst du nicht, das verstehen nur wir. Ein Lied ist es, nicht wahr, Herr — — —?!"

Der junge Mann sagte: „Ja!"

Er dachte: „Es ist eine tönende Menschenseele — — ein Lied!"

Er blickte in die Welt zweier Kinderseelen.

Margueritta war die rosige Morgenröte — — man konnte es nicht anders sagen.

Aber die andere, die Sennin am Patscherkofl, die bleiche zarte, die

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

Zither lernen wollte und die mit einer Altstimme sang: „O meine Berge, meine Berge" — —?!

Es wurde Abend.

Er saß zwischen den beiden Kindern auf einer Bank an der Esplanade.

Margueritta legte ihr blondes Köpfchen auf seinen Schoß und schlief ein — —.

Rosie saß da und blickte auf den See hinaus — —. Beide weiße süße Kinderseelen waren ihm zugeflogen.

Aber wirklich liebte ihn nur Margueritta und wirklich liebte er nur sie.

Was ist das „wirklich"?!

Über der anderen schwebte das Schicksal. In ihr sang es: O meine Berge — — —". Und doch küßte sie ihn so sanft und sagte:„ Du, Herr Albert — — —"

Aber den Herrn von Bergmann mit dem gelben Fellchen und den krummen Beinchen und den riesigen Ohren — — — den liebte sie „wirklich"!

Wenn er vorüberwatschelte, hatte sie eine tiefe Sehnsucht — — —. Sie stand da mit ihren verschmähten Zuckerstückchen und warf sie in's Wasser — —

Der junge Mann fühlte die Tiefe.

Die Mutter sagte einfach: „Rositta ist schwer zu behandeln. Ich sehe darauf, daß sie viel schläft. Ich möchte Aufregungen von ihr ferne halten — — —.

Auch das Mutterherz fühlte das „schwebende Schicksal".

Der junge Mann behandelte beide gleich. Beide küßte er, mit beiden ging er Hand in Hand über die Esplanade, mit beiden ruderte er in den Abendstunden langsam auf und ab — — —. Beiden schenkte er zum Abschied, im Herbst, zwei goldene Kuhglöckchen als Brosche, mit dem eingeätzten Worte „See-Ufer".

Rositta sang am nächsten Morgen in der Stadt mit ihrer Altstimme: „O meine Berge, meine Berge —!"

Es war doch ein Lied — — ein Lied!

Margueritta hörte zu und dachte: „Du Dichterin, du Sängerin — — — —!"

Dann sagte sie einfach: „Rosie, du bist übertrieben — — —!"

Zwölf

„Das Fischen muß sehr langweilig sein", sagte ein Fräulein, welche davon so viel verstand wie die meisten Fräulein.

„Wenn es langweilig wäre, täte ich es ja nicht", sagte das Kind mit den braunblonden Haaren und den Gazellenbeinen.

Sie stand da, mit dem großen unerschütterlichen Ernst des Fischers. Sie nahm das Fischlein von der Angel und schleuderte es zu Boden.

Das Fischlein starb — — —

Der See lag da, in Licht gebadet und flimmernd. Es roch nach Weiden und dampfenden verwesenden Sumpfgräsern. Vom Hotel her hörte man das Geräusch von Messern, Gabeln und Tellern. Das Fischlein tanzte am Boden einen kurzen orginellen Tanz wie die wilden Völker — — — und starb.

Das Kind angelte weiter mit dem großen unerschütterlichen Ernst des Fischers.

„Je ne permettrais jamais, que ma fille s'adonnât à une occupation si cruelle", sagte eine Dame, welche in der Nähe saß.

Das Kind nahm das Fischlein von der Angel und schleuderte es wieder zu Boden, in die Nähe der Dame.

Das Fischlein starb — — —. Es schnellte empor und fiel tot nieder — — ein einfacher sanfter Tod! Es vergaß sogar zu tanzen, es marschierte ohne weiteres ab — — —.

„Oh — — —" sagte die Dame.

Und doch lag im Antlitz des grausamen braunblonden Kindes eine tiefe Schönheit und eine künftige Seele — — —.

Das Antlitz der edlen Dame aber war verwittert und bleich — — —.

Sie wird niemandem mehr Freude geben, Licht und Wärme — — —.

Darum fühlte sie mit dem Fischlein.

Warum soll es sterben, wenn es noch Leben in sich hat — — —?!

Und doch schnellt es empor und fällt tot nieder — — — ein einfacher sanfter Tod.

Das Kind angelt weiter, mit dem großen unerschütterlichen Ernst des Fischers. Es ist wunderschön, mit seinen großen starren Augen, seinen braunblonden Haaren und seinen Gazellenbeinen.

Vielleicht wird es auch einst das Fischlein bemitleiden und sagen: „Je ne permettrais jamais, que ma fille s'adonnât à une occupation si cruelle — — —!"

Aber diese zarten Regungen der Seele erblühen erst auf dem Grabe aller zerstörten Träume, aller getöteten Hoffnungen — — —.

Darum angle weiter, liebliches Mädchen!

Denn, nichts bedenkend, trägst du noch dein schönes Recht in dir — — — !

Töte das Fischlein und angle!

Sie wohnte in dem wunderschönen Hôtel am See-Ufer.

Abends speiste sie unter den grünen Laubengängen, die in elektrischem Lichte schimmerten.

Der Tag war lang — — bis zum Abend.

Sie stand spät auf — —. Dann saß sie auf der schattigen Promenade auf einer Bank —.

Nach dem Speisen ging sie in ihr kühles Zimmer.

Um fünf, um sechs, machte sie einen Spaziergang mit den Eltern, den Geschwistern. Abends speiste die Familie unter grünen Laubengängen, die in elektrischem Lichte schimmerten.

Der Tag war lang bis zum Abend — — —.

Hie und da kam ein Jüngling zu Besuch, der sie liebte — — —.

Müde und ruhig widmete sie ihm die Stunden, die er ihretwegen dort verbrachte. Er ruderte sie auf den See hinaus — — er fühlte sich sehr glücklich.

Sie saß am Steuersitze.

Wie in einem samtenen oder seidenen Fauteuil in einer reichen dumpfen Stadtstube saß sie da — — —.

Sie hatte ein wunderschönes Kleid an aus rostroter Seide mit einem breiten gewirkten dunkelgoldenen Gürtel und einen Florentiner Strohhut mit weißen Veilchen und einem langen seidenen Bande, das unter dem Kinn in eine Masche gebunden war.

Der See lag in den matten Abendfarben — — —. Vom Walde her kam Laubduft.

Das graue Seeschloß und das weiße Landschloß schwammen im Wasserdunste — —.

An den Rudern glitten weißgrüne Perlen herunter — —.

Die Ruder sangen: Plük-Prlük, Plük-Prlük, Plük-Prlük — — —.

Am Tage vor ihrer Abreise, im Herbst, erhielt sie einen Strauß von wunderbaren dunklen Rosen.

Auf einer Karte stand:

„Dem Ideale menschlicher Schönheit."

Ein „Grieche".

Nacht.

Sie ließ ihr Nachtgewand herabgleiten und stand splitternackt vor dem großen Spiegel.

Es war das „Ideal menschlicher Schönheit".

Auf dem Tische dufteten die Rosen — — —.

Da wich für einen Augenblick die dumpfe müde Langweile von ihr und wie eine jubelnde junge Siegerin zog die Hoffnung in ihr ein — —.

Als sie im Coupé saß und in den Herbst, in den Winter hineinfuhr, in fröstelnder Langweile, dachte sie: „Perikles, Sophokles, Themistokles, Sokrates — — —."

Da hatte sie eine dunkle Empfindung von dem schönen unvergänglichen Geiste Griechenlands — — —.

Siebzehn bis Dreißig.

Ich kam einmal zu dem ersten Friseur der Residenz.

Es roch nach Eau de Cologne, nach frisch gewaschenen Leinenmänteln und zartem Zigarettenrauch — — Sultan flor, Cigarettes des Princesses égyptiennes.

An der Kassa saß ein ganz junges Mädchen, mit hellblonden seidenen Haaren.

„Ah," dachte ich, „ein Graf wird dich verführen, du Wunderschöne — — —!"

Sie sah mich an, mit einem Blick, der sagte: „Wer du auch seist, Einer unter Tausenden, ich sage dir, das Leben liegt vor mir, das Leben — — —! Weißt du das?!"

Ich wußte es.

„Ah," dachte ich, „es kann aber auch ein Fürst sein — — —!"

Sie heiratete einen Cafétier, der in einem Jahre zugrunde ging.

Sie war gebaut wie eine Gazelle. Seide und Samt erhöhten nicht ihre Schönheit — — am schönsten war sie wahrscheinlich nackt.

Der Cafétier ging zugrunde.

Ich traf sie auf der Straße mit einem Kinde.

Sie sah mich an, mit einem Blick, der sagte: „Ich habe das Leben dennoch vor mir, das Leben, weißt du das — —?!"

Ich wußte es.

Ein Freund von mir hatte den Typhus. Er war Junggeselle, reich und bewohnte die See-Villa.

Als ich ihn besuchte, machte eine junge Dame, mit hellblonden seidenen Haaren, die Eisumschläge. Ihre zarten Hände waren ganz aufgerissen vom Eiswasser. Sie blickte mich an: „Das ist das Leben — —! Ich habe Ihn lieb — —! Weil das das Leben ist — —!"

Als er genesen war, überließ er die Dame einem anderen reichen jungen Manne — — —.

Er trat sie einfach ab, ganz einfach — — —.

Das war im Sommer.

Später überfiel ihn die Sehnsucht — — im Herbst.

Sie hatte ihn gepflegt, sich an ihn angeschmiegt mit ihrem süßen Gazellenleibe — — —.

Er schrieb ihr: „Komm zu mir — — —!“

Eines Abends im Oktober sah ich sie mit ihm in den wunderschönen Hausflur treten, in dem acht Säulen aus rotem Marmor schimmerten.

Ich grüßte sie.

Sie blickte mich an: „Das Leben liegt hinter mir, das Leben — —! Weißt du das?!“

Ich wußte es.

Ich kam zu dem ersten Friseur der Residenz.

Es roch noch immer nach Eau de Cologne, nach frisch gewaschenen Leinenmänteln und zartem Zigarettenrauch —— Sultan flor, Cigarettes des Princesses —.

An der Kassa saß wieder ein junges Mädchen, mit braunen welligen Haaren.

Sie blickte mich an mit dem großen Triumphblick der Jugend — — — profectio Divae Augustae Victricis — — —: „Wer du auch seist, Einer unter Tausenden, ich sage dir, das Leben liegt vor mir, das Leben — — —! Weißt du das?!“

Ich wußte es.

„Ah“, dachte ich, „ein Graf wird dich verführen — — — es kann aber auch ein Fürst sein!“

Richard Schaukal

geb. 1874 als Sohn eines Kaufmanns in Brünn. Besuchte daselbst das Gymnasium, studierte die Rechte in Wien, trat in den Staatsdienst, machte die Laufbahn als Verwaltungsbeamter und ist jetzt Ministerialrat a. D. in Wien.

Hauptwerke: „Verse", 1892—96; „Meine Gärten", Gedichte, 1897; „Sehnsucht", Neue Gedichte, 1900; „Ausgewählte Gedichte", 1892—1904; „Mimi Lynx", Novelle, 1904; „Großmutter, ein Buch von Tod und Leben", 1906; „Eros Thanatos", Novellen, 1906; „Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser", 1907; „Schlemihle", Novellen, 1907; „Heimat der Seele", Gedichte, 1917.

Konservative Welt- und Lebensanschauung, Verehrung der Tradition, Stilgefühl, Geschmack und Haltung mit leicht selbstgefälligem Beigeschmack sind der Kern von Richard Schaukals Lyrik und betrachtender Prosa. Das Weltmännische forciert er gern und streift damit ans Dandytum oder spielt es streitbar aus gegen die Pöbelhaftigkeit des Zeitalters. In seiner Frühzeit fiel er auf mit einigen elegant hingestrichenen Porträts von stolzem, kühl sich abschließendem Herrentum, feinen Stimmungen aus der Kultur des Rokoko und der still zuchtvollen Biedermeierzeit (so auch in „Großmutter"). Der völkische Wert der Kasten und des erprobten Ranges stehen ihm über allen Zweifel. Eine gewisse Blasiertheit aus den Jünglingsjahren hat er rasch überwunden und sich dann mit manch unmittelbar empfundenem Natur- und Gelegenheitsgedicht in den Bahnen der Traditions-Lyrik bewegt. Seine kleinen Erzählungen sind sympathische aber nicht eben bedeutende Studien. Die Sprache ist im Vers wie in der Prosa von angenehmer Sachlichkeit, dabei sorgfältig gepflegt, jedoch in den späteren Bänden nicht mehr so farbig und persönlich wie in den früheren, woher es denn kommen mag, daß er während des letzten Jahrzehnts weniger beachtet wurde.

Aus den „Ausgewählten Gedichten"*

Damals

Als die Linden am Wege blühten
und fern die Kuppen der Berge glühten
und leise Luft
von den Höhen her
um die Wangen mir schmeichelte,
alles in Morgenduft
wie in Schleiern lag
zärtlich erschauernd vor dem Tag:
damals ..!
O ihr rotblühenden Hecken der Träume,
wie sind meine Augen müd von Tränen
wenn ich erwache vor Sehnen
vor Sehnen ...

Weise-Werden

Einmal kommt es über Nacht
Wie ein Wind aus Norden,
und erschrocken aufgewacht
bist du weise worden.

Aber müd ist deine Hand
übers Haar geglitten:
was dir diese Nacht entschwand
hast du einst erstritten.

Der schwarze Ritter

Ein schwarzer Ritter, Herrin, hält
im Burghof mit verhüllter Miene,
so wahr ich deiner Gnade diene:
er hat nicht Wesen dieser Welt.

Sein Helm trägt eine glatte Schiene,
sein Harnisch ist von schwarzem Stahl,
sein Roß hat Augen wie Rubine,
sein Wink durchfuhr mich wie ein Strahl.

---

* Georg Müller, Verlag, München.

Der Bravo

Bis zum Spiegel dürft ihr gehen,
stützet euch auf meinen Arm:
möget euch noch einmal sehen
vom blonden Haar bis zu den rosa Zehen,
weiß wie ihr seid und warm.

Dann aber, schöne Frau,
beachtet meine Gebärde,
schließt die Augen kornblumenblau:
ich treff euch ins Herze genau
und leg euch achtsam auf die Erde.

Porträt eines spanischen Infanten von Diego Velasquez

Mit blutgemiedener langer schmaler Hand,
feinen Fingern, die den Duft der weißen Rosen fühlen,
manchmal mager und müd in warmen Damenhaaren wühlen,
halte ich einen zierlich-kalten Degenkorb umspannt.
Meine Blicke gleiten kraftlos von der glatten silbergrauen Wand.
Von rieselnden leisen Gebeten sind meine Lippen schlaff und bleich.
Ein scharfer Dolchschnitt ist mein verachtender Mund.
Ich streichle manchmal einen hohen schlanken Hund,
manchmal bin ich mit häßlichen Zwergen weich:
ich beschenke sie reich —
und peitsche sie wieder wund.
Mit dichten Schleiern schütz ich mich vor dem Morgenrot:
die Sonne hat Pfeile. Pfeile wirken den Tod.

Der Fiedler

Ein Spielmann auf seiner Geige strich,
das klang so rot, so königlich,
sein hartes Kinn lag auf der Fiedel.

Ein Knabe ging und stand und blieb,
und jeder Strich war ein Sensenhieb —
andern war's nur ein Straßenliedel.

Friedrich Huch

geb. 1873 in Braunschweig als Sohn eines Rechtsanwalts. Studierte Philologie, war eine Zeitlang Hauslehrer in verschiedenen Familien, lebte zuletzt in München, wo er 1913 starb.

Hauptwerke: „Peter Michel", Roman, 1901; „Geschwister", Roman, 1903; „Wandlungen", Roman, 1905; „Mao", Roman, 1907; „Pitt und Fox", Roman, 1908; „Enzio", Roman, 1910; nachgel. „Erzählungen", 1914.

Mit Friedrich Huch hat die deutsche Romandichtung eine ihrer schönsten Hoffnungen begraben müssen. Freilich war seine Kunst von einer Zartheit und Innerlichkeit, deren Genuß wohl immer auf enge, hochkultivierte Kreise beschränkt geblieben wäre. Keiner ist wie er der überfeinerten, leidenden Kinderseele gerecht geworden. Seine Liebe zu Kindern, besonders solchen von alter, erschöpfter Rasse ist die des mitlebenden, läuternden, verehrenden Erziehers; leise schwingen erotische Untertöne mit. In „Mao" schildert er sich selbst als Knaben, während „Geschwister" und „Wandlungen" auf seine Erfahrungen und Erschütterungen als Hauslehrer zurückgehen.

Außer mit diesen sehr subtilen, bitterernsten, rein ästhetischen und fast ästhetenhaften Stimmungsromanen ist Friedrich Huch aber auch als Humorist hervorgetreten, weniger glücklich mit dem Erstlingswerk „Peter Michel", einem der anklagenden Oberlehrer-Romane, höchst ergötzlich aber und mit durchschlagendem Erfolg als Dichter von „Pitt und Fox", der den schnurrigen Liebeswegen zweier Brüder Sintrup nachgeht, den deutschen Träumer mit dem nicht weniger typischen Worthelden unter tiefsinnigen Scherzen kontrastierend. Ein Bildungs- und Erziehungs-Roman wie alle übrigen ist auch „Enzio", eine seelische Paraphrase über das Thema Musik.

Friedrich Huchs feine, allseitige, solide Bildung, sein inniges, nur herb und spröde zurückgedämmtes Gefühlsleben, seine hohe Kunst als Charakterschilderer und sein ungekünstelt melodisch dahingleitender Stil rücken ihn als Dichter in die nächste Nähe E. von Keyserlings. Zwei Erzähler, deren vornehm stille Kunst mit ihrem Leben erloschen zu sein scheint.

Aus „Wandlungen" *

Achtes Kapitel

Es war ein warmer Abend. Cornelie stand am Fenster ihres Zimmers und spielte auf der Geige; zusammenhanglose Melodien, ohne Ruhe. Ihr war als suche sie etwas — eine Erinnerung — und sie fand sie nicht; es stand um sie und wich zurück, wenn sie es greifen wollte. Und sie wußte nicht wie es kam, daß es nun plötzlich dennoch deutlich vor sie trat: Da war es eine alte Weise, ein altes Liebeslied, das sie in früherer Zeit von ihrem Vater hörte, damals, als sie fast noch ein Kind war. Zuweilen stockte ihr die Erinnerung, aber Schritt für Schritt fand sie Ton und Bewegung wieder, daß es endlich wie ein lebendig gewordenes Stück ihrer Kindheit vor ihr stand.

Es war Felicitas' Lieblingslied gewesen. Nach und nach stieg deutlich ein halbverlorenes Bild in ihrer Seele auf: Da saß Felicitas im Schleierlicht der Kerzen im Kaminstuhl. Die dunklen Vorhänge war zugezogen; ihr Vater spielte dieses Lied. Ihr Blick war noch oben gerichtet, und langsam begann sie jene alte Weise mitzusingen, wortlos, mit gedämpfter, klarer Stimme, ohne die Lippen zu bewegen. Es waren die ersten und einzigen Laute, die man an jenem Tage von ihr hörte. Sie hatte zuweilen solch seltsame Stimmungen, nicht zu reden und sich höchstens durch Gebärden auszudrücken. Hagen stand unter dem hohen, verschnörkelten Spiegel und sah unverwandt auf sie, mit einem inständigen und fast flehenden Blicke; denn an solchen Tagen meinte er, sie rede seinetwegen nicht. Aber Felicitas schloß die Lippen wieder und blieb stumm. Und als er sich ihr näherte und sie leise fragte nach dem Grunde ihres Schweigens, sah sie ihn lange an, und dann deutete sie mit dem Finger auf ein dunkles, schönes Ahnenbild, dessen schwarze Augen sprechend aus dem schimmernden Gesichte schauten. Hagen aber verstand sie nicht, Felicitas versank in Träumerei und Cornelie blickte auf beide und hatte Qual im Herzen.

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

All diese Erinnerungen zogen während ihres Spiels an ihr vorüber; es war, als höre sie Felicitas' Stimme wieder, die leise, im selben Ton ihr Spiel begleitete, mit einer Deutlichkeit, daß sie endlich den Bogen absetzte um zu lauschen. Da war es, als halle ihr letzter Ton noch nach, wie ein Echo an den Bergen. Dann war alles still. Sie trat zum Fenster und horchte in die Vollmondnacht hinaus; deutlich gewahrte sie an der fernen Felswand den Wasserfall; hätte sie es nicht gewußt, sie hätte geglaubt ein Tuch hing dort herab. Eine seltsame Beklemmtheit überkam sie. Sie wandte sich in ihr Zimmer zurück; die grauen Kalkwände starrten dumpf und fremd, und die Madonna aus weißem Gips, bekränzt mit Blumen, sah fast bedrohlich aus.

Am nächsten Morgen hatte sie einen Traum: Sie schritt des Nachts in einen Wald hinein, ging eine ganze Weile fort, den Weg entlang, an dessen Seiten sich Bäume und dichtes Strauchwerk dehnten; sie verirrte sich und stand ratlos im verworrenen Mondgeflimmer. Da hörte sie das Lied; erst aus der Ferne, dann kam es näher. Und da sah sie Felicitas, nackt, auf dem Haare einen Kranz graublauer großer Blüten, ganz so wie einst im Parke sie ihr Vater sah. Noch immer singend, schritt sie an Cornelie vorbei, und — träumend oder wachend — sandte sie einen rätselvollen Blick auf sie. Da ging ein Klopfen durch den Wald und sie erwachte.

Es war heller, später Morgen. Ihre Wirtin pochte an der Tür, sie trat herein und gab ihr einen Brief. Er war von Hagen. Sein Inhalt war nicht lang. Wieder und wieder las sie die Worte: ich glaube, ich habe immer gewartet, daß Sie zu mir kämen, schon durch Jahre. Werden Sie kommen, wenn ich Sie jetzt bitte?

Ihr lag ein Flimmern vor der Seele. Sie sah auf den Brief wie auf eine Erscheinung, ihr war, als sei zwischen seiner und des Traumes Wirklichkeit beinah kein Unterschied.

Schwül und drückend stach die Sonne vom silbernen Himmel nieder.

Cornelie ging ins Freie und wandte sich dem Tale zu. Sie fand einen Schluchtweg, der sich abseits tief in den Wald verlor. Ruhig, stetig ging sie fort, unter einem Blätterdach, das ihre Schritte auf dem weichen Waldboden dumpf zurückwarf. Schwül und beengt war ihr zu Sinn. Sie öffnete ihr Kleid. Kein Vogel sang. Der Weg ward zum schmalen Pfade, dichtes Buschwerk schoß zu beiden Seiten auf. Kräuter überwucherten den Weg. Beklommen schritt sie weiter in dem Blättergang, der mählich eine stumpfe, lichtlose Farbe anzunehmen schien. Drückender und schwüler ward die Luft. Und endlich drang der erste Ton in diese Einsamkeit. Deutlich hörte sie einen Tropfen niederfallen auf ein Blatt. — Und — als wäre ein langer Zauber gebrochen — begann es rings um sie zu klopfen, langsam, hart und klirrend, dann schneller, voller, bis jener

tiefe Ton die Luft erfüllte, den man das Regenrauschen nennt. — Anfangs schützte sie das Blätterdach, aber dann schlugen die Tropfen hindurch, daß sie unter eine dunkle Tanne trat, die einsam zwischen all dem hellen Grün stand. Sie hörte, wie der Regen niederging, sie lauschte auf das tausendfältige Gerausche in den Blättern der Bäume, die zuweilen ihre Zweige schüttelten, als könnten sie die Last der Tropfen nicht mehr tragen. Der ganze Wald tönte um sie her, es war ein einziges, wundervolles, reiches, schweres Geräusch, als neige er sich unter einem ungeheuren Segen.

Mit einem Male ward es glimmend hell. Silbern qualmte und funkelte es in den Zweigen, leise noch fiel der Regen nieder. Ein schwüler berauschender Duft strömte aus dem Boden, die Luft dampfte und leuchtete zeugende, flimmernde Dünste stiegen aus der Erde. — Cornelie ward zumute wie noch nie; ihr Atem ging schwer, das Herz begann ihr laut zu pochen, es war, als wolle sich etwas in ihrem Innern zerlösen, aufgehen, sich vermählen mit den Kräften außer ihr. — Enger ward der Weg, leuchtender die Luft. Wie eine Wölbung schlossen sich die Bäume fast über ihrem Scheitel. Warme Regenperlen schütteten die Blätter auf sie nieder, leuchtender, feuchter Smaragd- und Diamantstaub durchschwängerte die Luft, alles glühte, brütete und dampfte. Sie stand in einem engen, runden Platze, wie unter einer Glocke. In seiner Mitte glomm hoch eine weiße Blume, umschlossen von dem Bannkreis ihres Duftes.

Sie sah auf sie, in ihrem Innern brauste es, und nun stand ihre Sehnsucht kraftvoll und klar in ihrer Seele: Dasselbe zu sein, was diese Erde war.

Und wieder fiel ein Schauer warmen Sommerregens.

Hermann Hesse

geb. 1877 in Kalw (Württemberg) als Sohn eines Pastors. Sollte zunächst Geistlicher werden und besuchte deshalb das evangelisch-theologische Seminar zu Maulbronn, das er aber bald wieder verließ. Er ergriff hierauf zunächst den Beruf eines Mechanikers, wurde dann Buchhändler, als welcher er in Tübingen und Basel tätig war. Von 1904 an lebte er acht Jahre in Gaienhofen (Schwaben) als freier Schriftsteller, seit 1912 in der Schweiz. Sein jetziger Wohnsitz ist Montagnola (Tessin).

Hauptwerke: „Romantische Lieder", 1898; „Gedichte", 1902; „Peter Camenzind", Roman, 1904; „Unterm Rad", Roman, 1905; „Diesseits", fünf Erzählungen, 1907; „Roßhalde", Roman, 1914; „Demian", Roman, 1919 (unter dem Pseudonym Sinclair erschienen).

Bekannter als durch seine Gedichte ist Hermann Hesse durch seine Romane geworden, sehr mit Unrecht. Denn als Lyriker pflegt er mit viel Glück das jetzt in Deutschland nur allzu selten gewordene Volksliedmäßige, das einfachem, ungebrochenem Gefühl entsprungen, zu Herzen geht. Auch manch schönes Naturgedicht von leise schwärmerischer Stimmung ist ihm gelungen.

Hesses Erzählungen haftet etwas Enges, kleinbürgerlich Befangenes an, das ihn in die Nähe der Heimatkünstler rückt. Doch ist er diesen durch seelischen Tiefblick und seinen ausgebildeten Sinn für künstlerische Feinheiten weit überlegen. Der Roman „Demian" bedeutet wieder einen ansehnlichen Schritt vorwärts und offenbart so neue, überraschende Seiten von Hermann Hesses sehr entwicklungsfähiger Natur, daß Kenner seiner Arbeiten das Pseudonym Sinclair für Hermann Hesse lange nicht gelten lassen wollten.

Aus „Roßhalde“*

Elftes Kapitel

An diesem unruhigen Tage malte Johann Veraguth sein großes Bild fertig. Erschreckt und im Herzen beunruhigt war er von dem kranken Pierre gekommen, und es war ihm schwerer als je geworden, die in ihm arbeitenden Gedanken zu bändigen und jene vollkommene Ruhe zu finden, die das Geheimnis seiner Kraft war und die er so teuer bezahlen mußte. Aber sein Wille war stark, es gelang ihm, und das Bild bekam in den Stunden des Nachmittags, bei einem schönen, weichen Lichte, die letzten kleinen Korrekturen und Zusammenziehungen.

Als er die Palette weglegte und sich vor die Leinwand setzte, war ihm sonderbar öde zumut. Er wußte wohl, daß dies Bild etwas Besonderes sei und daß er damit viel gegeben habe. Sich selbst aber fühlte er leer und ausgebrannt. Und er hatte keinen Menschen, dem er sein Werk hätte zeigen können. Der Freund war weit weg, und Pierre war krank, und sonst hatte er niemanden. Wirkung und Widerhall seiner Arbeit würde er nur aus gleichgültiger Ferne zu spüren bekommen, aus Zeitungen und Briefen. Ach, das war nichts, das war weniger als nichts, der Blick eines Freundes oder der Kuß einer Geliebten hätte allein ihn jetzt freuen, belohnen und stärken können.

Eine Viertelstunde stand er still vor seinem Bilde, das die Kraft und die guten Stunden einiger Wochen in sich getrunken hatte und ihm leuchtend in die Augen sah, indessen er selbst erschöpft und fremd vor seinem Werke stand.

„Ach was, ich werde es verkaufen und meine indische Reise davon bezahlen,“ sagte er in wehrlosem Zynismus. Er schloß die Türen der Werkstatt zu und ging ins Haus, um nach Pierre zu sehen, den er schlafend fand. Der Knabe sah besser aus als am Mittag, der Schlaf hatte sein Gesicht gerötet, der Mund stand halb offen, der Ausdruck von Qual und Trostlosigkeit war verschwunden.

„Wie rasch das bei Kindern geht!“ sagte er in der Türe flüsternd zu seiner Frau. Sie lächelte schwach, und er sah, daß auch sie aufatme und daß auch ihre Sorge größer gewesen sei, als sie gezeigt hatte.

Allein mit seiner Frau und Albert zu speisen, schien ihm nicht verlockend.

„Ich gehe zur Stadt,“ sagte er, „und bin den Abend nicht hier.“

Der kranke Pierre lag schlummernd in seinem Kinderbett, die Mutter verdunkelte das Zimmer und ließ ihn allein.

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin.

Ihm träumte, er gehe langsam durch den Blumengarten. Es war alles ein wenig verändert und viel größer und weiter als sonst, er ging und ging und kam an kein Ende. Die Beete waren schöner, als er sie je gesehen hatte, aber die Blumen sahen alle sonderbar gläsern, groß und fremdartig aus, und das Ganze glänzte in einer traurig toten Schönheit.

Etwas beklommen umging er ein Rondell mit großblumigen Sträuchern, ein blauer Schmetterling hing ruhig saugend an einer weißen Blüte. Es war unnatürlich still, und auf den Wegen lag kein Kies, sondern etwas Weiches, worauf man wie auf Teppichen ging.

Jenseits kam ihm seine Mama entgegen. Aber sie sah ihn nicht und nickte ihm nicht zu, sie schaute streng und traurig in die Luft und ging lautlos vorüber wie ein Geist.

Und bald darauf, auf einem anderen Wege, sah er ebenso den Vater gehen, und später Albert, und jeder ging still und streng geradeaus und keiner wollte ihn sehen. Verzaubert liefen sie einsam und steif umher, und es schien, als müsse es allezeit so bleiben, als werde nie ein Lachen in ihre starren Augen und nie ein Lachen in ihre Gesichter kommen, als werde niemals ein Ton in diese undurchdringliche Stille wehen und nie der leiseste Wind die regungslosen Zweige und Blätter rühren.

Das Schlimmste war, daß er selber nicht zu rufen vermochte. Er war durch nichts daran gehindert, es tat ihm nichts weh, aber er hatte keinen Mut und keinen rechten Willen dazu; er sah ein, daß alles so sein müsse und daß es nur noch schrecklicher würde, wenn man sich dagegen auflehnte.

Pierre spazierte langsam weiter durch die seelenlose Gartenpracht, glänzend standen tausend herrliche Blumen in der hellen toten Luft, als wären sie nicht wirklich und lebendig, und von Zeit zu Zeit traf er Albert oder die Mutter oder den Vater wieder an, und sie wandelten an ihm und aneinander stets in derselben starren Fremdheit vorüber.

Ihm schien, als sei es so schon lange Zeit, vielleicht Jahre, und jene anderen Zeiten, da die Welt und der Garten lebendig und die Menschen froh und gesprächig gewesen waren und er selber voller Lust und Wildheit, jene Zeiten lägen undenkbar weit in einer tiefen, blinden Vergangenheit. Vielleicht war es immer so gewesen wie jetzt, und das Frühere war nur ein hübscher, närrischer Traum.

Schließlich kam er an ein kleines steinernes Wasserbecken, wo der Gärtner früher die Gießkannen gefüllt und worin er selber einmal ein paar winzige Kaulquappen gehalten hatte. Das Wasser stand regungslos in grüner Helle, es spiegelte den Steinrand und die überhängenden Blätter einer Staude mit gelben Sternblumen und sah hübsch, verlassen und irgendwie unglücklich aus, wie alles andere.

„Wenn man da hineinfällt, dann ertrinkt man und ist tot," hatte der Gärtner früher einmal gesagt. Es war aber gar nicht tief.

Pierre trat an den Rand des ovalen Beckens und beugte sich vor.

Da sah er sein eigenes Gesicht im Wasser gespiegelt. Es sah aus wie die Gesichter der anderen: alt und bleich und tief in gleichgültiger Strenge erstarrt.

Er sah es erschreckt und verwundert, und plötzlich stieg die heimliche Furchtbarkeit und sinnlose Traurigkeit seines Zustandes übermächtig in ihm auf. Er versuchte zu schreien, aber es gab keinen Ton. Er wollte laut aufweinen, aber er konnte nur das Gesicht verziehen und hilflos grinsen.

Da kam sein Vater wieder gegangen, und Pierre wendete sich zu ihm in einer ungeheuren Anstrengung aller gebannten Seelenkräfte. Alle Todesangst und alles unerträgliche Leid seines verzweifelten Herzens flüchtete sich in stummem Schluchzen hilfebegehrend zum Vater, der in seiner gespenstischen Ruhe herankam und ihn wieder nicht zu sehen schien.

„Vater!" wollte der Knabe rufen, und obwohl kein Ton zu hören war, drang doch die Gewalt seiner furchtbaren Not zu dem stillen Einsamen hinüber. Der Vater wendete das Gesicht und sah ihn an.

Er sah ihm aufmerksam mit seinem suchenden Malerblick in die flehenden Augen, er lächelte schwach und er nickte ihm leise zu, gütig und bedauernd, aber ohne Trost, als sei hier durchaus nicht zu helfen. Einen kleinen Augenblick lief ein Schatten von Liebe und von verwandtem Leid über sein strenges Gesicht, und in diesem kleinen Augenblick war er nicht der mächtige Vater mehr, sondern eher ein armer, hilfloser Bruder.

Dann richtete er den Blick wieder geradeaus und ging langsam in demselben gleichmäßigen Schritt davon, den er nicht unterbrochen hatte.

Pierre sah ihn gehen und verschwinden, der kleine Weiher und der Weg und der Blumengarten wurden dunkel vor seinen entsetzten Augen und sanken dahin wie Nebelgewölk. Er erwachte mit schmerzenden Schläfen und brennend trockener Kehle, sah sich allein im dämmerigen Stübchen zu Bette liegen, versuchte verwundert zurück zu denken, fand aber keine Erinnerungen und legte sich erschöpft und mutlos auf die andere Seite.

Nur langsam kam ihm das volle Bewußtsein wieder und ließ ihn aufatmen. Es war häßlich, krank zu sein und Kopfschmerzen zu haben, aber es war zu ertragen, und es war leicht und süß im Vergleich mit dem tödlichen Gefühl des Angsttraumes.

„Wozu soll all die Quälerei gut sein?" dachte Pierre und kroch unter der Decke eng zusammen. Wozu wurde man krank? Wenn es eine Strafe war — für was sollte er denn gestraft werden? Er hatte nicht einmal etwas Verbotenes gegessen, wie früher einmal, wo er sich an halbreifen

Pflaumen verdorben hatte. Die waren ihm verboten gewesen, und da er sie trotzdem gegessen hatte, geschah es ihm recht und er mußte die Folgen tragen. Das war klar. Aber jetzt? Warum lag er jetzt im Bett, warum hatte er erbrechen müssen und warum stach es so jammervoll in seinem Kopf?

Er war lange wach gelegen, als seine Mutter wieder ins Zimmer kam. Sie zog den Vorhang am Fenster zurück, weiches Abendlicht floß voll und mild herein,

„Wie geht's, Liebling? Hast du schön geschlafen?"

Er gab keine Antwort. Auf der Seite liegend, wendete er die Augen empor und blickte sie an. Verwundert hielt sie dem Blick stand, er war merkwürdig prüfend und ernsthaft.

„Kein Fieber," dachte sie getröstet.

„Willst du jetzt etwas zu essen haben?"

Pierre schüttelte schwach den Kopf.

„Kann ich dir nichts bringen?"

„Wasser," sagte er leise.

Sie gab ihm zu trinken, doch nahm er nur einen Vogelschluck, dann schloß er die Augen wieder.

Plötzlich klang von Mutters Zimmer her rauschend das Klavier. In breiter Woge schwollen die Töne heran.

„Hörst du?" fragte Frau Adele.

Pierre hatte die Augen weit geöffnet und sein Gesicht verzog sich wie in Qualen.

„Nicht!" rief er, „nicht! Laßt mich doch!"

Und er hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und wühlte den Kopf ins Kissen ein.

Seufzend ging Frau Veraguth hinüber und bat Albert, er möge nicht weiterspielen. Sie kam zurück und blieb an Pierres Bettchen sitzen, bis er wieder eingeschlummert war.

Diesen Abend war es ganz still im Hause. Veraguth war fort, Albert war verstimmt und litt darunter, daß er nicht Klavier spielen durfte. Man ging früh zu Bett, und die Mutter ließ ihre Türe offen stehen, um Pierre zu hören, falls er in der Nacht etwas brauche.

Bernhard Kellermann

geb. 1879 in Fürth als Sohn eines Beamten. Seine Vorfahren waren fränkische Bauern und Kleinbürger. Er wandte sich anfangs der Malerei zu, schrieb dann in München seinen ersten Roman. Längere Zeit verbrachte er im Ausland: in Italien, Frankreich, England, Amerika und Japan, von wo er zwei Reisebücher heimbrachte. Während des Krieges war er Kriegsberichterstatter für große Tageszeitungen. Lebt jetzt in Berlin.

Hauptwerke: „Yester und Li", Roman, 1904; „Ingeborg", Roman, 1906; „Der Tor", Roman, 1909; „Das Meer", Roman, 1910; „Der Tunnel", Roman, 1913; „Der 9. November", Roman, 1921.

Die beiden ersten Romane sind schwärmerische Huldigungen für geliebte, poetisch verklärte und ins Märchenhafte stilisierte Mädchenseelen. Mit jedem seiner Bücher tat Kellermann künstlerisch und vor allem auch technisch einen gewaltigen Schritt vorwärts. Aus der anfangs noch etwas verschwommenen Betrachtung rein seelischer Erlebnisse gelangte er dazu, einer der packendsten Darsteller der Außenwelt zu werden, ohne deshalb die Charaktere als Triebkräfte bewegter Handlung auszuschalten. Objektiv und kritisch stellt er sich zu ihnen zuerst im Roman „Der Tor", wo ein junger, reiner Mensch eine bestimmte Stadt aufsucht, um dort das an einer Verstorbenen verübte Unrecht zu sühnen; aus dieser Aufgabe erstehen ihm dann neue ethische Forderungen, besonders auf sozialem Gebiete. Mit jedem Buche gewinnt Kellermanns Vortrag nun auch an Tempo und Leuchtkraft, wird impressionistischer und expressionistischer zugleich, d. h. immer heftiger und stürmischer spricht er sich aus, zerlegt Handlung und Situationen in lauter kleine, kantige Bruchstücke, so daß jedes einzelne mit größter Unmittelbarkeit wirkt. Der technischen Geschicklich-

keit, zu der er es dabei brachte, verdankt er hauptsächlich den großen Erfolg seines unter amerikanischen Unternehmern und Arbeitern spielenden „Tunnel". Sein neuestes Werk „Der 9. November" zeigt an Zuständen, wie sie 1918 an und hinter der Front herrschten, daß es zum militärischen Zusammenbruch und zur Revolution notwendigerweise kommen mußte. Diesem Riesenthema konnte ein rasch niedergeschriebener Roman nicht voll gerecht werden; immerhin spiegelt er innerlich stark beteiligt, wahr und effektvoll die Stimmung des letzten Kriegsjahrs in der Berliner Gesellschaft und im Volke. Besonders echt ist die Gestalt des typischen Generals in seiner bedrohlichen Machtfülle, mächtig zusammengeballt die abendliche Schwüle vor der Katastrophe.

Aus „Das Meer"*

Nichts geschah. Das Meer wanderte. Aber dann trappelte es draußen, und ich stand auf, und mein Herz klopfte. Horch, Poupoul! Was trappelt so? Geht man draußen?

„Nun, so warte doch, du schwarzer Satan, wohin? Wie dein Haar glänzt! Wie heißt du — Yvonne? Ich möchte deinen braunen Nacken küssen, Yvonne, wo der Wind dein Haar auseinanderbläst. So, siehst du, keine Angst — zurück, Poupoul! Hahaha — sie ist doch kein Hammel!"

Nun vergingen wieder viele Tage, bevor sich hier außen ein Mensch zeigte. Ich klopfte die Pfeife aus. Tock — tock — es hallte in der Heide. Aber dann tauchte ein Mann aus der Heide auf und steuerte auf mein Haus zu. Es war Kedril, der kam um mich zu seiner Hochzeit einzuladen.

„Du heiratest also, mon vieux?"

„Ja. Ich trinke zu viel. Wirst du kommen?"

„Wenn ich nicht komme, kommt niemand, Pilot!"

„Vielleicht kannst du deine Flöte mitbringen?" (Meine kleine Flöte war auf der ganzen Insel berühmt.)

„Gewiß, mon cher!"

Auf dieser Hochzeit sah ich das gelbhaarige Mädchen wieder.

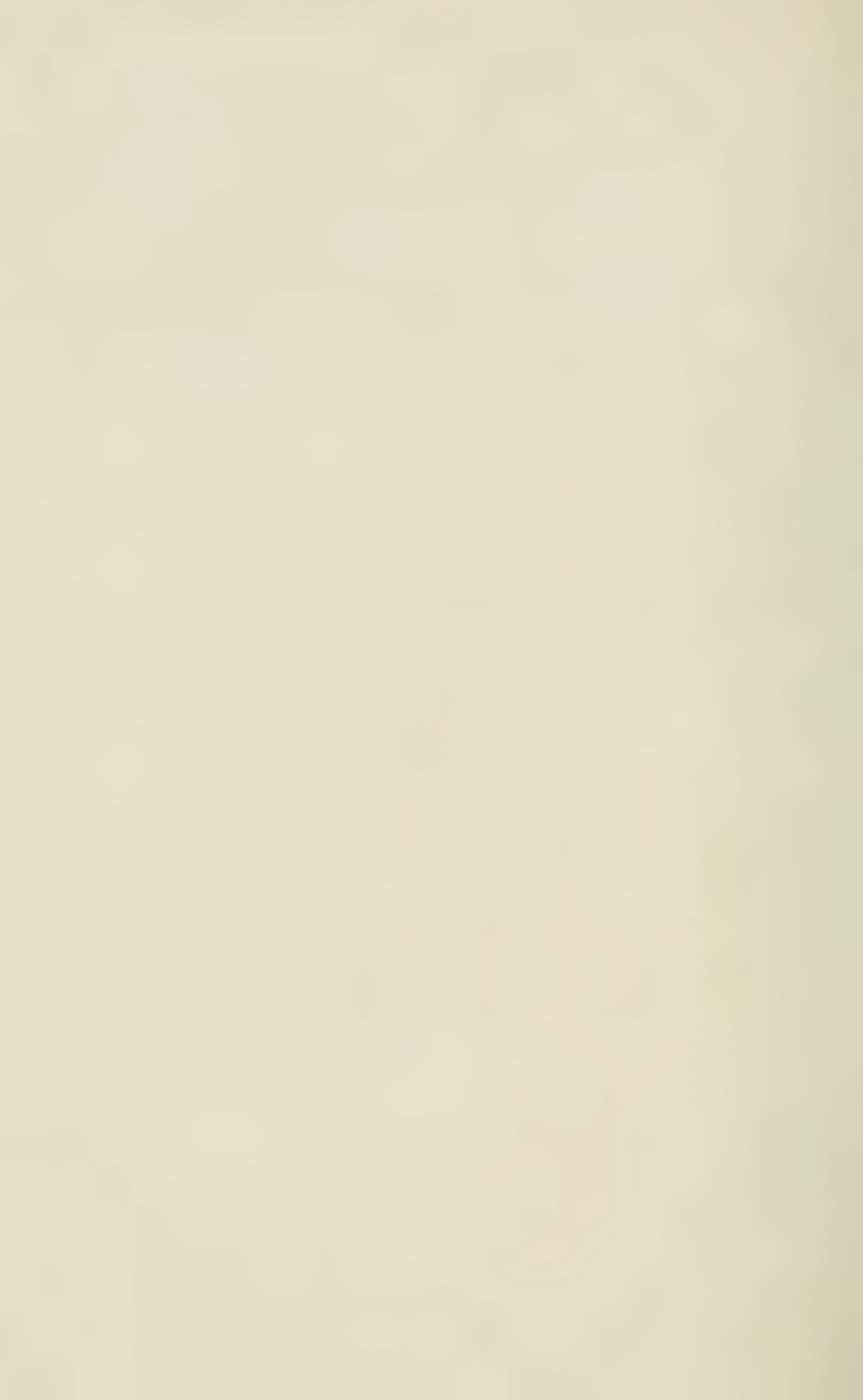
Um nichts zu versäumen, war ich schon am frühen Morgen zur Stelle. Der Tau lag noch auf den Halmen.

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin.



Bernhard Kellermann



Ich war rasiert, mein noch in Europa gewaschener Kragen (der letzte) blendete in der Sonne. An der Hand trug ich zwei Ringe und über der Weste eine dünne silberne Kette, die ich schon seit fünf Jahren mit mir in der Hosentasche herumtrug. Gott weiß, warum. Ungeheuer vornehm nahm ich mich unter den Fischern aus, und das Aufsehen war groß.

In der Kirche knieten links die Frauen mit den weißen Hauben, rechts die Männer. Rosseherres helles Haar stach unter all den schwarzen Mähnen ab wie ein neugeprägter Louisdor unter alten Kupfermünzen. So oft sie das Kreuz schlug, bewegte sie die Lippen; sie sah weder rechts noch links. Der Priester gackerte wie eine Henne, der schweres Unrecht widerfahren ist und die ihr seelisches Gleichgewicht nicht wiederfinden kann. Er eiferte gegen die Trunksucht. Gewiß, er fuhr in Wind und Regen hinaus aufs Meer und lebte das ganze Jahr von getrockneten Fischen und Kautabak, während die Fischer in einem gepolsterten Lehnstuhl saßen und sich an der Freundschaft der Heiligen wärmten. Wir wurden langsam im Fegfeuer geröstet, dann strich ein leiser Zephir der Seligkeit über uns hin, und es war zu Ende. Alle waren ergriffen. Kedril, der Bräutigam, der schon um sieben Uhr morgens betrunken war, lauschte mit ein wenig ausgestreckter Zunge, und der pure Alkohol rieselte ihm aus den entzündeten Augen. Seine Braut kniete mit fettem, gewölbtem Rücken, den Kopf gesenkt, wie bereit zur Hinrichtung.

Poupoul unterhielt sich unterdessen prächtig mit Noels grünem Papagei, der auf dem Kirchplatz seine Morgenpromenade machte. Ich hörte die beiden disputieren. Auf das schallende Spottgelächter des Papageis antwortete Poupoul stets mit rasendem Kläffen.

Nach der Trauung küßten sich alle. Ein Mann machte die Runde mit einer Flasche, und jeder bekam einen Schluck geweihten Wein und ein Stückchen geweihtes Brot. Der kleine Kirchplatz wimmelte von weißen Hauben; als sei soeben ein Extrablatt ausgeworfen worden, so sah es aus.

Rosseherre stand in meiner Nähe und wandte zuweilen den Kopf nach mir. Auf den ersten Blick hatte sie entdeckt, daß ich heute meine sämtlichen Juwelen angelegt hatte. Zwei alte Fischer näherten sich ihr, nahmen die flachen Tellermützen von den kahlen Schädeln und rieben ihre stachligen Gesichter gegen ihre Wange, während sie mit eingeknickten Knien standen. Rosseherre lächelte mir zu, als die Fischer sie küßten.

Nun kam die Reihe an mich. Ich nahm die Mütze ab und trat an Rosseherre heran. Sie sah mich mit ungeheuer verwunderten Augen an. Diese Augen waren graugrün und hatten gelbe Sterne in der Mitte. Sie sahen ganz anders aus als neulich. Wie hatte ich doch denken müssen, daß ihre Augen wahnsinnig aussähen? Nur alt erschienen sie mir. Ihre tiefroten rissigen Lippen standen voll Erstaunen offen. Dann brach sie

in kindliches Gelächter aus. Sie klemmte die Hände zwischen die Knie und schüttelte sich wie ein messinggelber Pudel, der aus dem Wasser kommt.

Alle wurden von ihrer Heiterkeit angesteckt, auch ich; ich lachte, um meine Niederlage zu verbergen.

„Du bist ja kein Fischer!" sagte sie im singenden Französisch der Bretonin.

„Woher weißt du das? Nun warte, wenn nicht heute, so morgen!"

Wiederum lachten alle.

Hierauf begaben sich die Geladenen ins Grandhotel, und auch die Nichtgeladenen gingen dahin.

Das Grandhotel war eine elende gelbe Hütte, die abseits vom Dorfe stand, dicht über der Bai, und sich nicht entschließen konnte, nach welcher Seite sie umfallen sollte. Vor der krummen kleinen Tür saßen zwei Papageien auf Sardinenbüchsen. Ohne jedes Zeichen von Aufregung saßen sie da, bald auf der rechten Kralle, bald auf der linken, rollten die Liderkapseln, knarrten und zuweilen lachten sie und schrien markerschütternd Dieb, Lump, Faulpelz!

Im Grandhotel hauste Madame Chikel, ein stämmiges Weib, à la bonheur, mit einem lauten Mundwerk, immer liebenswürdig, immer entgegenkommend, und mit Händen wie Anker. In ihrem Schatten fristete Herr Chikel sein jämmerliches Dasein, wie ein Pilz im Schatten einer Eiche. Mit seinem breitrandigen Plantagenbesitzerhut, den er sich beigelegt hatte, seinen ewigen Bandagen an Kopf, Armen und Beinen, erinnerte er auch an einen Pilz.

Zuweilen bekam Herr Chikel einen Schlag mit einer Flasche über den Schädel, zuweilen auch nur eine Serie der entzückendsten Backpfeifen. Manchmal mußte er auch seiner Gesundheit halber im Freien übernachten. Er erschien im Mondschein wie ein Bündel in der Tür und flog die Treppe hinab. Die Tür krachte ins Schloß, der Riegel klirrte. Vorsicht! Aus dem Fenster flogen Hämmer, Flaschen, und Chikel war gezwungen, sich in die Klippen zurückzuziehen, in eine Art Fort, und hier schlief er.

Herr Chikel war eine Hundeseele. Lächle ihn an, was tut er? Er zittert mit dem Bein und lächelt wieder. Lächle etwas spöttisch oder sauer, er wird spöttisch oder sauer lächeln. Ziehe die Brauen zusammen und durchbohre ihn mit Blicken, als ob du ihn töten wolltest — er wird alles nachahmen. Er war verdammt dazu, den Gemütszustand anderer widerzuspiegeln und man konnte ihn die Skala der Empfindungen auf- und abhetzen, bis ihm der Schweiß aus den Poren brach.

Madame Chikel war ihm so sehr an Kräften überlegen, daß er mit List kämpfen mußte. Er liebte es sich mit spitzen Gegenständen zu verteidigen, mit Nadeln und Glasscherben, die er ins Bett legte; es kam ihm

auch nicht darauf an etwas Petroleum in den Strohsack zu gießen und nebenher ein Streichholz fallen zu lassen. Sobald aber Madame Chikel etwas merkte, daß zum Beispiel ein Nagel durch die Sohle ihres Holzschuhs getrieben war, oder sonst etwas, schlug sie ohne Mitleid auf den Pilz ein.

In diesem, dem ersten Etablissement der Insel fand Kedrils Hochzeit statt.

Die Weiber der Geladenen brachten ihre eigenen Bestecke und Teller mit — denn das Etablissement konnte nicht so viele stellen — und das Mahl begann. Ein wirres Meergespenst erhob sich und sprach. Es sprach bretonisch. Es waren Namen, Namen, eine endlose Reihe. Da und dort schlug einer das Kreuz, und auch Rosseherre zuckte plötzlich zusammen, beugte den Kopf und bewegte die Lippen. Dann sah sie auf, etwas bleich und scheu, während sie zu lächeln versuchte. Es waren die Namen all derer, die aufs Meer hinausgefahren und nicht mehr zurückgekehrt waren. Speisen und Getränke wurden aufgetischt. Es gab Fisch, Hammel und einen Kuchen uralten Rezepts, der aus Schweineblut, Mehl und Zwetschgen gebacken war. Am Anfang ging es bäurisch steif zu, dann begann die Unterhaltung. Sie begann damit, daß man allgemeinen Zweifel über die Treue von Kedrils Braut äußerte. Kedril erstickte vor Lachen.

Nach dem Mahl wurde auf der Heide getanzt.

Bumba — bumba — alle formten einen Kreis und stampften mit den Holzschuhen, als stiegen sie eine Treppe empor und sangen: bumba — bumba. Das dauerte endlos. Plötzlich aber begann eine einzelne Mädchenstimme zu schrillen, und der Kreis setzte sich in Bewegung.

Es war Rosseherre, die sang. Sie sang mit der Fistel, so hoch und schrill, daß selbst eine Grille erstaunt wäre. Sie sang das bretonische Hochzeitslied:

„Gib mir doch, gib mir doch, dein klein' Herz, mein Lieb" —
„Gib mir doch, gib mir doch, dein kleines süßes Herz" —

Sie wiegte den Kopf dabei und sah zum Himmel empor. Ihre Haare flogen, und der Reigen drehte sich. Die Holzschuhe klapperten, die Tücher wehten, die langen Haare der Frauen, die Bänder der weißen Hauben. Auf der einen Hälfte des Reigens wehte alles einwärts, auf der andern nach außen. Die Fischer mit den Köpfen Ertrunkener und den blinkenden Augen trollten unbeholfen dahin, die braungebeizten Indianerweiber lachten und zeigten die weißen Zähne, während die Röcke über ihre dicken weißen Strümpfe emporschlugen. Um den Reigen herum standen die Kinder, grell geputzt wie Puppen, mit Ruschelköpfen, roten Backen und staunenden, strahlenden Augen.

Tief unten rauschte das Meer. Die Brandung lief und donnerte.

Die Möwen schrillten und flogen über den Reigen weg, der Wind wehte. Es war Sommer, die Sonne schien, aber die Insel sah aus wie eine trostlose Öde von starrenden Felsen. In der Ferne zogen auf einem tiefblauen Streifen im Meer zwei Dampfer gegen Süden; da draußen lief die Straße vorbei, auf der die Zeit wanderte.

„Gib mir doch, gib mir doch, dein klein Herz, mein Lieb —"

Ich stand und folgte dem blonden Kopf Rosseherres, der im Kreise ging wie eine funkelnde Glocke, die bimmelte. Rührend sang sie —

Neben mir stand Yann, der „kleine Kapitän", denn wir waren stets beisammen. Yanns Distelkopf war heute nicht nur gewaschen, sondern abgescheuert wie ein Deck. Man sah noch deutlich jeden Bürstenstrich. Seine hellblauen Kinderaugen waren geputzt wie Schiffslaternen. Er trug zur Feier des Tages einen geschrumpften weißen Kittel, einen zerknitterten Kragen, blaue Manschetten, schwarze Holzschuhe und ein dünnes Bambusstöckchen. Durch die Krawatte hatte er eine Nadel mit einem riesigen Brillanten gesteckt, der Quere nach, so daß die Nadel fingerlang herausragte. Und dazu — ha, ha, riechst du es nicht? — hatte er sich parfümiert, der Elegant. Die blaue schmucke Kapitänsmütze trug er nachlässig hinten im Genick wie etwas Nebensächliches und Lästiges.

Yann stand natürlich mit gespreizten Beinen, die Hände in den Hosentaschen, aber das war bei weitem nicht genug. Die Füße waren einwärts gerichtet, besonders der rechte, die Schenkel auf unmögliche Weise verdreht, so daß sein rundes Sitzfleisch plastisch hervortrat. Die linke Hüfte war stark herausgedrückt, dann machte Yanns Taille einen graziösen Bogen einwärts und die Brust stand vollkommen senkrecht. Diese Stellung gab einen federnden Unterbau aus Gummi und Stahl, und so konnte man in aller Gemütsruhe auf einem schwankenden Verdeck in der gröbsten See stehen. Auch ließ sich der Oberkörper nach Belieben wenden und drehen, ohne daß man je den Unterbau verändern mußte.

Yann war Kapitän eines kleinen Regierungsdampfers, der drunten auf der Reede vor Anker lag. Seine Laufbahn war die übliche gewesen: Mousse auf einem Fischerkutter, Ohrfeigen und nichts zu essen, Leichtmatrose auf verschiedenen Segelschiffen, Ohrfeigen und wenig zu essen, zwei Campagnen Stockfischfang auf den Bänken von St. Pierre, Hundefressen, ein paar Jahre Dienst auf einem Amerikadampfer, erträgliches Essen. Von da an war es rasch in die Höhe gegangen mit ihm. Er wurde geprüfter Pilot und die Regierung vertraute ihm jenen schwarzlackierten Sarg mit Dampfheizung an, hundert Tonnen, sechs Mann Besatzung. Diese Auszeichnung war ihm zu gönnen. Seine Fingerkappen waren noch heute verunstaltet vom Reffen der Segel — und da drunten bei Kap Horn waren die vereisten Segel hart wie Glas, daß das Blut aus den Nägeln

sprang und man zuletzt die Ellbogen nehmen mußte — sein rechter Zeigefinger war gebogen vom Abschneiden von Tausenden von Stockfischköpfen. Seine Finger hatten tiefe Rinnen von den Angelleinen, seine Hände waren hart vom Rudern und den ewigen Tauen.

Yann war ein Tausendsasa. Er war Schneider, Schuster, Tischler, Schlosser, Koch, was war er nicht, er konnte Strümpfe stricken, Netze knüpfen und flicken, mit einem Stück Draht, das er auf der Straße fand, öffnete er dir jedes Schloß. Dieser Teufelskerl sprach Arabisch, Malaiisch, Chinesisch, was nicht, abgesehen von jenen lumpigen Sprachen wie Spanisch, Portugiesisch, Englisch usw. Von all diesen Sprachen wußte er nur fünf Wörter. Aber damit konnte er alles sagen, was nötig war die Bedürfnisse eines Seemannes zu decken, der an Land geht. Obendrein wußte er von allen Sprachen das gemeinste Schimpfwort, das er anwandte, wenn ihn die Kenntnisse verließen oder ihm etwas gegen den Strich ging. Sobald er den Fuß auf eine ferne Küste setzte, schleuderte er dem Gewürm dieses kapitale Schimpfwort entgegen. Ah, ein Eingeweihter, kein Neuling! Die Preise sanken rapid, denn Yann stieß bei jedem, auch dem demütigsten Angebot dasselbe ungeheure Schimpfwort hervor, und das gleiche Wort bekam der Glückliche an den Kopf, dem er etwas abkaufte.

So war Yann! Er war vollgestopft mit verfänglichen Scherzfragen und mit zwölf Streichhölzern konnte er schädelspaltende Probleme bewältigen. Aus einer einzigen Spielkarte konnte er etwas so unerhört Unanständiges schneiden, daß einem das Wasser aus den Augen sprang. Gib Yann zum Beispiel dein Taschenmesser. Er nimmt es in die Hand wie ein Numismatiker eine seltene Münze. Messingfalse, gut, sie rosten nicht. Er stößt es in Noels Ladentisch, wippt daran, er schneidet eine tiefe Kerbe in Noels Tisch: der Stahl ist gut, überhaupt ein hübsches Messer! Er stellt beide Klingen senkrecht zum Griff — wenn nun einer Lust hat, ich stelle mich gegen die Wand, heran — wupp! zwei Stiche auf einmal. Yann streckt die Klingen. So! Wenn nun hinten einer kommt und vorn — eins, zwei! — man schwingt den Arm, der hinten erhält das Messer in den Bauch, der vorn in die Kehle. Ein hübsches Messer, merci!

Und doch war Yann ein Gemüt. Es kam wohl vor, daß er seinen Schiffsjungen mit der Faust ins Gesicht schlug, aber er gab ihm doch sofort zehn Sou, als die Mutter dieses Schiffsjungen erkrankte. Er konnte mit Tränen in den Augen schwärmen von einem Weinchen, das er vor sechs Jahren irgendwo getrunken hatte, von Mädchen, die er genossen hatte — ah, so etwas, süß, saftig, und welch eine liebliche Stimme — ! —

Da stand er nun, duftend und herausgeputzt, vom Kopf bis zu den Zehen eine einzige ungeheure Überlegenheit und Verachtung, und sein loses Maul stand nicht einen Augenblick still.

„He, dich haben sie wohl heute aus dem Friedhof freigelassen, Groß-mütterchen?“ sagte er zu einer verschrumpften Greisin mit wachsgelbem Gesicht. Ein Mädchen, das guter Hoffnung war, grüßte er überaus höf-lich: „Bonjour, messieurs-dames!“ Für jeden hatte er eine kleine Auf-merksamkeit auf Lager. Doch man nahm es ihm weiter nicht übel und zahlte ihm mit gleicher Münze heim. Aber Yann behielt stets das letzte Wort.

„Ha! ha! ha!“ Und mit einem schallenden Lachen machte er dem niedergeschmetterten Gegner den Garaus.

Nun aber war seine Stunde gekommen. Er räusperte sich, was zum Teufel steckt mir doch in der Kehle? „Vorwärts, gehen wir hinein. Ein Gläschen, he!“

Der Reigen gefiel mir, ich blieb. Ich stand und sah Rosseherre an.

Yann lachte. „Wie kann dir das doch gefallen! Das sind ja Wilde!“ sagte er verächtlich. „Glaube nicht, daß das Franzosen sind! He! Nein, das sind Leute aus der Sintflut, ohne jede Zivilisation und Bildung, sie sterben aus. Sieh sie doch an — bumba, bumba!“ Und Yann lachte rasend um mir seinen ungleich höheren Kulturzustand darzutun. Dabei war er aus Roskoff, Yann hieß er und war selbst ein Bretone von oben bis unten, o du Schurke!

„Kennst du Rosseherre?“ fragte ich ihn. „Rosseherre? Natürlich kenne ich sie!“ Yann sah an mir vorbei. Sonst sagte er nichts. Hm! „Nun marsch!“ Er wollte trinken und da gab es kein Sträuben bei ihm.

—

Bruno Frank

geb. 1887 in Stuttgart als Sohn eines Bankiers. Verlebte daselbst die Kinder- und ersten Schuljahre, kam dann in ein thüringisches Landerziehungsheim, bestand das Abiturientenexamen in seiner Vaterstadt, studierte Jura in Tübingen, Straßburg, München und promovierte in Tübingen. Machte Reisen nach Paris, Italien und Spanien, lebte dann in München und der Schweiz. Der Krieg führte ihn nach den Argonnen und Polen; erkrankt kehrte er nach München zurück. Sein gegenwärtiger Wohnsitz ist Feldafing bei München.

Hauptwerke: „Der Schatten der Dinge", Gedichte, 1912; „Requiem", Gedichte, 1913; „Die Fürstin", Roman, 1915; „Die treue Magd", Komödie, 1918; „Die Schwestern und der Fremde", Schauspiel, 1919; „Die Tröstерin", Schauspiel, 1920; „Gesichte", die gesammelten Novellen, 1920; „Die Kelter", gesammelte Gedichte, 1920; „Bigram", Novollen, 1921.

Reife Einsicht in alles Menschliche, mitfühlendes Verständnis für die Irrenden und Leidenden, Klarheit und Geschmeidigkeit des Ausdrucks halten Bruno Franks lyrische, erzählende und dramatische Arbeiten, ohne Anspruch auf hinreißende Wirkung oder künstlerische Exklusivität, den besten und gediegensten Schriftstellern dieser Zeit gleichmäßig nahe. Persönliches Erleben spricht sich am ergreifendsten im ersten Teil des Gedichtbandes „Requiem" aus. Die Stanzen, die bei allem Schliff und aller Leuchtkraft doch nicht in Ästhetentum erstarren, dienen mit sanfter, getragener Musik ganz dem Grundgefühl der Trauer um die verstorbene Geliebte. Andere Gedichte halten etwa den Duft aus sommerlichsten Junitagen oder die Erinnerung an einen bewegten Winter in leichtbeschwingten Strophen fest.

Die Novellen — auch „Die Fürstin" ist eigentlich nicht Roman, sondern Novelle — erweisen sich vorzugsweise als Früchte von des Verfassers mit scharfem Beobachtungssinn und einer

nie ermüdenden Abenteuerlust durchgeführten Fahrten durch alle Schichten der gesellschaftlichen Welt. Das Ausland hat auf Bruno Frank fast stärker gewirkt als auf die berufsmäßig exotischen Dichter. Nationale Grenzen und Vorurteile verwischen sich unter seinem nachsichtig überlegenen Blick zu reiner, nackter, rührender Menschlichkeit.

Bühnengerecht, wenn auch zuweilen etwas zu leise im Ton und novellistisch gedehnt in der Handlung, haben sich Bruno Franks nachdenkliche und natürlich liebenswürdige Stücke bereits ihr Publikum gesammelt. Ihr besonderer Vorzug ist der leichte, flüssige, naturwahre und doch nie banale Dialog. Die weiblichen Charaktere gelingen ihm besser als die männlichen, Stimmungs-Szenen besser als Entladungen. Ein Drama von vollendeter Herzensanmut ist „Die Trösterin" (Motiv: frauliche Liebe aus Mitleid), geistig stärker und wirksamer das nicht so schlackenreine „Die Schwestern und der Fremde".

Aus „Die Fürstin"*

39. Kapitel

Durch eine Seitenpforte gelangten sie ins Haus, ließen ein paar nüchtern als Bibliothek eingerichtete Zimmer hinter sich, dann standen sie in einem weiten, kühlen und frischen Raum, in dem es flimmerte und leise gluckste.

Zwei große, vieleckige Wasserbecken waren in seiner Mitte in den Boden eingelassen, zwischen ihnen befand sich die Anlage zu einem Springbrunnen, der aber jetzt nicht sprang. Mit allerhand Stellagen und kleinen Kästen war die eine Längswand abwechselungsreich besetzt; die andere jedoch, und auf sie fiel sogleich der Blick, wurde ganz eingenommen von erhöhten Glasbecken, neun an der Zahl, in denen es vielfarben schimmerte und durch die ein gebrochener Glanz von Meer und Sonne zu kommen schien.

„Mancherlei Tiere sehen Sie hier," sagte Professor Kostomarow, und sie blieben irgendwo stehen, „Fische, Muscheln, Schnecken, kleine Krebse, Schlangensterne, alles mögliche, — alle recht merkwürdig und

* Musarion-Verlag, München

interessant, wenn man ein wenig versucht, ihre Lebensgewohnheiten kennen zu lernen. Wir bekommen ja auch mitunter Besuch von Fremden, die dann hier herumstehen und hineinschauen und sich eigentlich langweilen und wenig begreifen. Aber viel Besuch bekommen wir nicht. Es ist wahrscheinlich zu amüsant an der Küste. Und außerdem — mit den großen Anstalten, mit der in Neapel zum Beispiel, kann sich unser Haus natürlich nicht vergleichen. Früher war es einmal ein Verwaltungsgebäude unserer russischen Regierung, als noch die Kohlenstation für die Flotte hier existierte. Nun, das ist langweilig, was ich da erzähle ..."

„O gar nicht," sagte Matthias artig.

„Ich wollte nur sagen: die Fremden haben eigentlich recht, wenn sie sich nicht eben in Scharen herbeidrängen. Manche von unsern jungen Herren, die fleißig arbeiten, ärgern sich sogar, wenn doch jemand kommt. Sie sollten nur hören, Herr Matthias, wie mein Assistent Jegornow die Fremden kopiert, besonders die Damen: ‚Ah, Gaston, regardez donc les jolies couleurs. Comme c'est délicat, ce gentil vert-là.'" Herr Kostomarow rundete den Mund und sprach so niedlich er nur konnte, aber dann ließ er es und sagte lächelnd: „Das ist nichts, ich habe kein Talent, Jegornow müssen Sie hören." Matthias lachte ein wenig. Er dachte an das Paar im Speisewagen des Expreß. Wie lange war das schon her.

„Dies hier ist ein schönes Becken, nicht wahr?" sagte Herr Kostomarow. „Große Aktinien, seltene Arten zum Teil. Sie sehen doch ganz aus wie Blumen, alle die Geschöpfe, die hier an dem Felsstück haften und so sanft ihre Arme bewegen. Seenelken, Seerosen, Seeanemonen ... hübsche Namen. Aber sie leben nicht wie die Blumen. Sehr gefräßig sind sie, niemals bekommen sie genug. Und die Blütenarme sind Fangarme. Nun, das wissen Sie wahrscheinlich alles schon ... Aber wozu, glauben Sie, Herr Matthias, sind die nun alle auf der Welt? Könnte die Welt nicht ganz gut ohne sie bestehen? Aber sie besinnen sich alle gar nicht darüber ..."

Wieviel er spricht, um mich zu trösten, dachte Matthias dankbar. Und tröstet er mich nicht wirklich schon ein wenig ...

„Und wie hängen sie alle an ihrem Dasein," fuhr der Professor im Weiterschreiten fort, „glauben Sie nur, die lieben ihr Leben, und es fällt ihnen nicht ein, zu überlegen, ob sie es auch verdienen ..."

„Ja, solche Tiere ..." sagte Matthias und blickte träumend hinein in die seltsame Welt.

„Sehen Sie einmal, was hier kommt, ja links vor dem größeren Aufbau ... der Krebs, diese dunkelgrüne, flache Krabbe da. Sehen Sie, was der kleine Kerl macht?"

„Hält er nicht etwas in die Höhe mit seinen hinteren Beinen ..."

„Ganz recht. Jawohl. Dorippe heißt er, komische Gewohnheiten hat diese Art. Da hält er nun so ein krummes Stück Holz über sich — es gehört übrigens kein solches schwarzes Stück Holz in das Becken, Matthias, aber wir haben jetzt niemand, der so recht für unsere Tiere sorgt, und geht tagelang mit diesem Schirm spazieren und überlegt sich nicht, daß er gar nicht mehr im freien Meere ist, wo man gefressen wird, sondern in angenehmer, ausgesuchter, friedlicher Gesellschaft. Es ist ihm wichtig, daß es nicht gefressen wird, dem Krebschen; merken Sie es, Matthias ...?

O wie schön, wollte Matthias rufen. Er sah ein violettes, völlig durchsichtiges, glockenförmiges Geschöpf mit ganz leisen, süßen, rhythmischen Bewegungen daherschaukeln ... Aber er rief nicht, in Erinnerung an den Assistenten, der die begeisterten Französinnen so sehr verachtete. Er hob die Augen zu dem Professor auf und begegnete seinem Blick. Ihm wurde es warm ums Herz. Ja, die Begegnung dieses Morgens war die sonderbarste und schönste von allen, die er an den Kreuzwegen seines Lebens gehabt hatte; sie begann ihn mit einer eigentümlichen Zuversicht zu erfüllen. War er in dieser, mit unbekannten Wesen angefüllten, fremden Halle nicht wie ein Kind an der Hand seines Vaters ...

In diesem Augenblicke nahm ihn Herr Kostomarow wirklich von neuem bei der Hand.

„Ich sehe, mein Junge," sagte er mit warmem Ton, „daß Sie sich zerstreuen bei unsern Tieren. Ich freue mich. Sagen Sie, verstehen Sie es, daß man solchen armen, unbewußten Geschöpfen Wohlwollen schenken kann, daß man sie sogar lieben kann?"

Matthias nickte lächelnd.

„Das ist gut, das ist sehr gut ... Und es ist nicht so häufig, Matthias. Sogar unter den Gelehrten ist es eher selten. Für die meisten ist so ein Tier eigentlich nichts Besonderes. Ich habe aber nicht gefunden, daß das die besten Gelehrten sind ..."

„Die Tiere werden doch oft sogar zerschnitten ... auseinandergenommen, nicht wahr?" sagte Matthias.

„Das werden sie. Das muß wohl auch geschehen. Aber es gibt Unterschiede ... Übrigens rede ich nicht nur von den Gelehrten. Wir hatten hier einen Wärter im Hause, einen gewandten jungen Kerl, der allerlei verstand und auch mit den Fremden gut umzugehen wußte. Aber vor vierzehn Tagen mußten wir ihn entlassen. Er liebte seine Tiere wirklich ein bißchen zu wenig. Eines Tages kamen wir dahinter, daß er förmliche Gladiatorenspiele mit ihnen aufführte ..."

„Hetzte er sie aufeinander?" fragte Matthias gespannt, und sein Herz fing an zu klopfen. „War das möglich? Ich habe geglaubt ..." und er suchte nach Worten, „der Mensch könnte sich diesen Geschöpfen gar nicht

verständlich machen und keine Wirkung auf sie ausüben? So schien es mir ..."

„So ... haben Sie darüber nachgedacht? Nein, er brachte nur aus den verschiedenen Becken Tiere zueinander, die sich feind sind und hatte seine Freude an der Zerstörung. Da waren zum Beispiel irgendwo in einem abgesonderten Behältnis so ein paar flinke kleine Räuber — Schleimfische nennt man sie, glaube ich, im Deutschen — die sich damit beschäftigen, schwächeren Tieren die Augen auszureißen ... aus Leckerei, wollen wir hoffen, und nicht aus Bosheit ... Das hatte der Mensch irgendwo gehört oder gelesen und brachte nun diese abscheulichen kleinen Gourmands zu ihren Opfern. Nun, und solche Taten hatte er mehr auf dem Gewissen. Da jagten wir ihn schließlich fort."

„O pfui, wirklich," sagte Matthias, und seine Augen waren dunkel vor Entrüstung.

„Ja, nicht wahr ... Nun fehlt es uns einstweilen an einem Pfleger. Meine Assistenten tun das Nötigste, aber sie haben auch sonst ihre Arbeit. Und im übrigen sind von allen möglichen Universitäten junge Gäste bei uns, die zwei oder drei Monate bleiben um zu lernen. Denen können wir es auch nicht zumuten. Da wird jetzt manches versäumt."

„Ist es denn schwer, die Tiere zu pflegen?"

„Schwer — nein, aber es gehört Sorgfalt dazu, gerade bei uns. Wir haben wenig Geld hier auf der Station, und die altmodische Einrichtung ist nicht so bequem zu handhaben wie die teuern neuen Apparate. Da ist zum Beispiel die Frage der Durchlüftung ... Ein deutscher Erfinder hat einen vortrefflichen Apparat konstruiert, der gar keine Mühe macht, und der außerdem sogar noch eine Art Flut und Ebbe in den Bassins hervorbringt. Aber den können wir uns nicht leisten. Er ist eben viel zu teuer. Wir müssen uns immer noch auf die alte Art behelfen. Sehen Sie, Matthias, so ..."

Und er schlüpfte unter einem der Bassins hindurch, erkletterte dort hinten eine Leiter oder einen Trittschemel und machte sich mit einem Metallhahn zu schaffen, der ein wenig über dem Wasserspiegel angebracht war. Ein dünner, scharfer Strahl schoß plötzlich aus der Leitung, traf eine Röhre, die im Becken lehnte und durchfuhr sie quirlend ...

„Sehen Sie, Matthias," rief der Professor, von dem nur der Kopf mit dem schwarzen, runden Hute sichtbar war, „jetzt reißt das Wasser ein wenig Luft mit sich, die da unten wieder herauskommt und unsern Tieren etwas zum Atmen gibt ... Übrigens ist es auch Zeit, die Vorhänge vorzuziehen. Manche von den Herrschaften fühlen sich nicht wohl, wenn ihr Wasser zu warm wird ...."

Und er kletterte mit einem kleinen Stöhnen von seinem Schemel

herunter und verhüllte drüben die Fenster gegen die kräftig einfallende Sonne.

„Wenn es zu hell ist in den Bassins, sieht man auch bald kein Tier mehr vor wuchernden Algen," sagte er, als er wieder zum Vorschein kam. „Aber kommen Sie, Matthias, wir schwatzen noch ein bißchen ...."

Und sie nahmen Platz auf einer Steinbank, die in der Mitte des Raumes angebracht war, einem der eingesenkten Becken zugewendet. Im glasreinen Wasser zuckte und schimmerte es von hundert Fischen.

Herr Kostomarow war noch ein wenig außer Atem von seinen Handgriffen. „Nun, Matthias," sagte er mit etwas abgerissener und dennoch sanfter Sprechweise, „haben Sie es wieder einmal gesehen, daß Geschöpfe auf diesem Planeten mit Ihnen zusammen existieren, die gar nichts wert sind in Ihrem Sinne, und die doch nicht daran denken, auf das Dasein zu verzichten ... Nun das sind alte Sachen ... Aber glauben Sie zum Beispiel, um bei einem andern Ende anzufangen, daß ein Geschöpf, wie ich, ich selbst, der ein alter Professor mit einer Brille ist, und sozusagen der Herr über alle diese Krebse und Quallen und Fische, daß ich notwendig bin auf Erden, daß es ohne mich nicht ginge ..."

„Oh, Herr Professor ..."

„Langsam ... Sehen Sie einmal: vor langer Zeit, vor vielen Jahren, habe ich auch geglaubt, man müsse sein Recht auf das Leben so mit einem Schlage beweisen, mit Posaunen gewissermaßen, mit einem Tusch. Nebenbei — sagen Sie mir, Matthias, was wollten denn Sie ausführen, was ist denn Ihnen mißglückt, auf welcher Posaune wollten Sie blasen?"

Ohne jedes Bedenken erwiderte Matthias: „Ich wollte einen Verbrecher töten, einen vornehmen Mann, einen Unterdrücker. Aber ich habe es nicht tun können."

Hierauf antwortete der Russe nichts. „Mit einem Schlage," fuhr er fort, „wollte ich es beweisen, wie notwendig ich sei. Ich war noch ein Student, da begann ich ein großes, allgemeines Werk zu schreiben, so etwas über das Wesen der Natur, über den Kern der Geschöpfe und Gesetze. Natürlich wußte ich noch sehr wenig, so gut wie nichts, aber ich wollte sehr viel. Ich war wirklich des Glaubens, ich könnte den Menschen Zusammenhänge zeigen zwischen Dingen, die mir einzeln fast alle unbekannt waren. Schöne Nächte waren es damals in Heidelberg. Ich wohnte in einem Gartenhause, und der Duft der Bäume und Blumen kam zu mir herein. Schöne Nächte ... mehr ist nicht davon geblieben. Nun bin ich also ein alter Professor und schreibe freilich Bücher. Aber wissen Sie worüber, Matthias? Nicht mehr über die Wesen der Erde im allgemeinen, auch nicht über das Tierreich im allgemeinen, nicht einmal über einzelne Gruppen oder Arten von Tieren, sondern ich wähle mir von den kleinen Geschöp-

fen hier um uns her irgendeines aus, ein ganz bestimmtes, einen stacheligen Seeigel vielleicht, oder auch einen Seestern ..."

„Einen Seestern?"

„Ja, Ophidiaster oder Astrospekten oder Sonnenstern ... allen hat man hübsche Namen gegeben. Aber auch da schreibe ich noch nicht über das ganze Tier, Matthias, sondern ich untersuche irgend etwas an ihm, etwa die Art seiner Ernährung oder seine Fortpflanzung oder wie es sich bewegt ..."

„Ja," sagte Matthias eifrig, „das ist merkwürdig, wie sie sich bewegen, die vorderen Zacken in die Höhe gekrümmt ..."

„Haben Sie das einmal beobachtet ... Ja, dergleichen Dinge beschreibe ich nun, damit verbringt solch ein Mensch wie ich sein Leben, und nicht ich allein, mit mir hier arbeiten ja andere — jetzt könnten die Herren übrigens aufgestanden sein, damit wir unser Frühstück bekämen! — und Stationen, wie die unsrige, gibt es mehr, größere, berühmtere, in andern Ländern, in allen Weltteilen .... und Wissenschaften, wie die unsere, gibt es mehr, nicht wahr? Und jeder von uns allen tut so für sich sein kleines Werk. Wenig, wenig ist geschafft, wenn ein Menschenleben vorbei ist, aber ein Schrittchen ist doch getan ..."

Der Professor schwieg.

„Ein Schritt in der Wissenschaft ..." sagte Matthias nachsinnend.

„Sie wollen fragen, Matthias, wofür es denn gut sei, das Schrittchen, wohin sie denn schließlich führen sollten, alle die zehntausend Schritte ..." Der Professor richtete sich in die Höhe, nahm seine Brille ab und blickte Matthias mit seinen kurzsichtigen, guten Augen ins Gesicht. Der errötete. Übrigens saß er, wie draußen, im langen Ledermantel da, den Kragen aufgeschlagen.

„Ich will es Ihnen sagen, wohin sie führen. Sie führen zur Erkenntnis, Matthias, und Erkenntnis macht gut. Denn der Mensch kann ja nur das wahrhaft lieben, was er kennt ... Mit allem aber, was wir über diese geringen und verborgenen Wesen erfahren, erfahren wir auch etwas über die anderen und sogar über uns selbst. Ich könnte es Ihnen beweisen ... doch vielleicht ist es besser, Sie glauben es mir, oder Sie fühlen es ohne Beweis ... Vielleicht würden Sie lachen, Matthias, wenn man Ihnen sagte, der und der Fisch, vielleicht der kleine Regenbogenfisch, der da eben auftaucht, dieser kleine Kerl mit seinem gezackten Orangeband an der Seite, mit seinem blauen Fleck am Kiemen, mit seinem schwarzen Fleck auf der Achsel, mit seinem violetten Fleck auf der Rückenflosse, — er sei eigentlich ein hübscher kleiner Bruder von uns beiden ..."

„Nein," sagte Matthias, „darüber würde ich nicht lachen."

„Matthias," sagte der Professor mit etwas veränderter Stimme, „würden Sie wohl bei uns bleiben wollen und unsere Meertiere pflegen? Es ist nicht schwer ..."

Waldemar Bonsels

geb. 1881 zu Ahrensburg in Holstein als Sohn eines Vaters von wechselnden Berufen. Besuchte das Gymnasium bis zur Sekunda, kam dann in verschiedene Lehren und verließ mit 17 Jahren über Nacht das elterliche Haus. Durchwanderte Europa und Asien. Begründete in München endlich eine Verlagsbuchhandlung, ging abermals auf Reisen und lebt z. Z. in Ambach, am Starnberger See.

Hauptwerke: „Ave vita", Roman, 1905; „Das Feuer", Dichtungen, 1907; „Wartalun", eine Schloßgeschichte, 1911; „Die Biene Maja und ihre Abenteuer", Roman, 1912; „Das Anjekind", Roman, 1913; „Himmelsvolk, ein Buch von Blumen, Tieren und Gott", 1915; „Indienfahrt", 1916; „Menschenwege", Novellen, 1917; „Eros und die Evangelien", aus den Notizen eines Vagabunden, 1920; „Der tiefste Traum", Erzählungen, 1921.

Die ersten Erzählungen Waldemars Bonsels' blieben unbeachtet, obwohl auch sie schon die poetischen Reize seiner späteren haben. Erst „Die Biene Maja" machte ihn mit einem Schlag bekannt. Er nennt sie einen Roman für Kinder; doch werden Erwachsene noch größere Freude an all der Lieblichkeit und dem feinen Humor dieses stimmungsvollen, warmherzigen Märchens haben. Die gleiche Beseelung friedvoller Tier- und Blumenwelt, die gleiche Naturfrömmigkeit entzückt an seinem „Himmelsvolk". Bonsels ist Mystiker im alten Sinne des Wortes, stiller, ins All versunkener Anbeter göttlicher Geheimnisse ohne Philosophenpose und ohne zerfurchte Stirn. Auch die Liebe zwischen Mann und Weib, wie er sie ehrfurchtsvoll in „Wartalun" und seinen beiden letzten Novellenbänden betrachtet, ist ihm ein aus sinnlichen Niederungen zu ewigen Harmonien sich verklärendes Mysterium. Selten ist auch die Liebe eines Vaters zu seiner Tochter so tief erfaßt worden wie im „Anjekind".



Waldemar Bonsels



Seine Vagabundengeschichten, in denen der Dichter selbst durch Landschaften und Kreise der Menschen in liebender, verträumter Schwermut zieht, idealisieren deutsche Wanderlust; sie gipfeln in der zeitlos wirkenden, lyrisch beschwingten und doch zu scharfen Augenblicksbildern verdichteten „Indienfahrt", die scheinbar nur Reisebeschreibung, in Wahrheit aber ein kunstvoll aufgebauter Roman königlich sich entschleiernder Wunder ist.

Aus „Menschenwege"*

„Ein neuer Gast für unser Fest", sagte mein Begleiter ziemlich kurz und in einer sympathischen Entschiedenheit, die um so angebrachter war, als neben Neugierde oder Anteilnahme deutlich auch Ablehnung, ja sogar Erstaunen und Entrüstung in den Gesichtern zu finden waren. Dies muß als um so verständlicher angesehen werden, als der Aufzug, in dem ich daher kam, mich in einen auffälligen Gegensatz zu den Standesmerkmalen dieser feinen Gesellschaft brachte. Ich trug einen offenen Kittel, ein Halstuch und darunter ein farbiges Hemd, meine Hose war durch einen Gürtel gehalten, ihre unteren Ränder gingen in den Staub meiner Stiefel über, wie Eiszapfen an einer Dachrinne mit dem Erdboden Fühlung suchen, und mein Hut war mir von einem Dorfgeistlichen verabfolgt worden, der keinen besonderen Wert mehr auf ihn gelegt hatte, obgleich er sehr groß war. Ich trug einen selbstgeschnittenen Weidenstock, und an der Seite hing mein Bündel unter dem Arm, das von einem Stück Wäscheleine gehalten wurde. Diese war geflickt und der Knoten hockte mir auf der Schulter wie eine große, behaarte Wanze. Ich entsinne mich, daß ich auf dem Wege mit diesem Schulterreiter Zwiegespräche gepflogen hatte, wie so die Einsamkeit zu allerlei Narrheit verführen kann, es mag auch daran gelegen haben, daß ich ihn einmal für einen Käfer gehalten hatte, als ich noch nicht an sein Dasein gewöhnt war.

Ich gewann Sicherheit in einer Art Verzweiflung. Schlimmer kann es nicht mehr werden als es jetzt in mir aussieht, dachte ich und nahm an, ohne nach einer Begründung für diesen Schluß zu suchen, daß es also besser werden müßte. Der ältere Herr mit grauem Bart, den mein neuer Freund mir als den Bräutigam genannt hatte, erhob sich etwas in seinem Korbsessel, hielt mir mit jovialem Winken seine Hand entgegen, aber augenscheinlich, ohne die meine zu erwarten und wies auf einen roten Plüschstuhl mit weißen Beinen.

---

* Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.

„Nehmen Sie Platz, junger Mann, seien Sie willkommen ..." Er holte mit ärgerlichem Kopf einen Bedienten heran, aber statt daß jener mich an den Stuhl führte, wie er es wahrscheinlich sollte, lief er zu seinem Gebieter und steckte unterwürfig ein ziemlich deutliches „Esel" ein, womit er sich still und ohne die Miene zu verziehen, entfernte.

Ich kam neben eine alte Dame zu sitzen, die ganz in schwarze Seide gekleidet war und sich mit einer ungewöhnlichen Fülle von Spitzen, Krausen und Rüschen behangen hatte, so daß es den Eindruck erweckte, als sei sie befiedert. Sie bog sich kaum merklich zur Seite, als ich mich niederließ und versuchte mit ihrem Lächeln das Lächeln Anderer einzufangen. Offenbar war sie mißtrauisch, auch hatte sie bei ihrer Beängstigung das Unglück, mit ihrer um Anhang werbenden Verlegenheit an die schöne Freundin meines Gönners zu geraten, an deren ruhigem Angesicht ihr Lächeln abprallte und erstarb, wie ein Falter an einer Scheibe, nur viel schneller. Eine dicke Faust in weißem Handschuh schob ein Glas vor mich hin und füllte es etwa bis zur Hälfte mit Wein. Ich antwortete dem alten Herrn mit einem Blick auf meinen Beschützer:

„Wir begegneten einander auf der Straße, und ich folgte der Einladung, mit der mich der Genosse Ihres Familienfestes überraschte. Ich hoffe, daß ich die kurze Weile niemanden störe, in der ich diesen Wein auf das Glück der Glücklichen dieses Tages leeren will."

„Bravo!" sagte der alte Herr.

Dieser Ruf gab mir meine Sicherheit völlig zurück, aber nicht um der Anerkennung willen, die er enthielt. Ich würde, als Herr einer frohen Runde, einen liebenswerteren Gastgeber darstellen, dachte ich, ich würde einen armen Lumpen von der Gasse, für den ihr mich haltet, vor allem eins zu fühlen geben, den Glanz und die Freude meiner Freiheit. Die Seele und das Recht meiner bevorzugten Lage würde ich kundtun, und nicht ihren äußeren Schein, die freie Gelassenheit meiner Herrschaft, die sich in nichts zu erweisen vermag, als in jener Bildung, die im Menschen immer zuerst nur den Menschen zu sehen vermag und die nicht die Sorge verrät, den eigenen Stand recht zu vertreten und den fremden recht einzuschätzen.

Oben am Tisch sagte eine alte Dame, deren es manche in dieser Runde gab, zu ihrem Nachbar:

„Wie der Bursche spricht! Nein, da sieh doch einer ..."

Einige junge Herren, die eine offene Gruppe um die schöne Braut bildeten, erwiesen ihren Takt so auffällig, daß es beinahe peinlich war. Sie wollten mir offenbar durch ihr erkennbares Interesse an meiner Person meine Sicherheit nicht rauben und sprachen deshalb mit würdiger Anstrengung von etwas Fernliegendem, ich merkte aber, daß es auch ihnen fernlag, und daß keiner auf den anderen hörte. Es war kein Zweifel, mein

Freund hatte einen unbedachten Schritt getan und niemanden mit dem Eifer seiner Menschlichkeit erfreut. Aber ich glaube zugeben zu müssen, daß vielleicht manche fühlten, daß ihn ganz andere Beweggründe als die eines einfachen Hangs zur Wohltätigkeit geleitet hatten, auch mag es wahr sein, daß die Stimmung der Festfreude, die diese Gesellschaft vereinte, ohnehin unter dem Druck einer heimlichen Sorge oder Entfremdung litt und schon vorher gezwungen gewesen war.

Meine Nachbarin wandte sich mir zu, aber nur oben, unten blieb sie haften:

„Wollen Sie nicht ablegen?" fragte sie und hielt sich eine gestielte Brille vor die Augen.

So legte ich denn ab, wozu ich nur mein Bündel wählen konnte. Ein Diener nahm es mit spitzen Fingern bei seiner Knotenwanze und legte es mit einer Sorgfalt ins Gras, die mich tief entzückte.

Nun wurde mir eine Kiste mit Zigarren dargeboten, es ist wahr, man zeigte sich aufmerksam. Aber als ich schon zulangen wollte, sah ich mich mit inneren Augen plötzlich in meinen Straßenlumpen auf einem gepolsterten Stuhl sitzen, zwischen den Lippen eine Zigarre, die mehr wert war als mein Rock und größer als mein Ansehen. Ich fühlte, daß diese ausländische Zigarre mir die Umrisse meiner Erscheinung zerstört haben würde, und daß ich lächerlich geworden wäre, wo ich Gelegenheit hatte, im Rahmen meiner eigenen Verhältnisse etwas Ganzes zu bleiben. Da beschloß ich, in einem Aufwallen von Kraft und Abwehr, mich in meiner Rolle sicherer zu zeigen, als jene sich in der ihren erwiesen, winkte die Kiste zur Seite und holte mit zwei Fingern aus meiner Westentasche einen ausgezeichneten Stummel, den ich mir vom Mittag her für die Abendsiesta im Walde aufgehoben hatte. Ich fand dort auch ein mageres Bündel altmodischer Streichhölzer, riß eines gelassen an der Hose an, steckte die Reste meines guten Krauts in Brand und sah mich, eingehüllt in Qualm und Schwefel, dankbar gegen Gott, im Kreise um, aber ohne jemanden mit meinen Blicken herauszufordern.

Neben mir bebten die Knie des Bedienten, ich half ihm aus seiner Not, indem ich ihm mein geleertes Glas mit einer stummen Bitte zuschob. Er nieste dezent und füllte es, diesmal ganz.

In der bemerkbaren Stille, die für einen Augenblick entstand, fühlte ich mich glücklich, ohne damals ganz zu begreifen, inwiefern. Aber ich empfand unbestimmt, daß ein Gelächter der Tafelrunde die Wirkung meiner Handlungsweise abgeschwächt hätte und daß ich genötigt gewesen wäre, Rücksicht auf seinen Grund zu nehmen, wenn ich mich nicht taktloser als meine Kritiker hätte erweisen wollen. Die gefiederte Dame an meiner Seite erhob sich und begann auf dem Rasen Blumen zu

pflücken. Eine andere Dame, die jung und blond war, erhob sich aus meiner Nähe und suchte das Weite. Ich sah ihr voll Besorgnis nach, dann trafen meine Augen die meines Führers. Er schaute mich ernst und abwartend an, aber nicht ohne eine heimliche Anspannung. Es gefiel mir, daß er schwieg. Es hätte mich verletzt, wenn er mir nun, nachdem sein Vertrauen zwischen uns ausgesprochen war, zur Hilfe gekommen wäre. Aber es schien mir, als wüßten er und ich, daß die Gesellschaft im Augenblick uns beiden feindlich gesinnt war, das knüpfte ein flüchtiges Band erneuter Gemeinschaft zwischen mir und diesem klugen und bewegten Mann, der mir fast von Minute zu Minute lieber wurde. Wie er dort, schwarz und sehr schlank, an einem Baum lehnte, mit ruhigen Augen und einer zweiflerischen Müdigkeit im Gesicht, erschien er mir schön und besonders. Ich fühlte, daß es ihm ein leichtes gewesen wäre, die Lage zu unsern Gunsten zu ändern, auch glaube ich, daß diese Menschen gewohnt waren, sich ihre Stellung zu den Erscheinungen von ihm vorschreiben zu lassen, und daß ein gut Teil ihrer ratlosen Bedrücktheit somit im Augenblick sein Verschulden war. Wollte er sie durch mich strafen und überführen, um den Genuß ihrer Hilflosigkeit wie eine heimliche Rache an ihrer Mittelmäßigkeit zu erleben?

Wer will es mit Sicherheit sagen? Einige der Gäste zerstreuten sich in Gruppen und Paaren in den Gartenwegen, ihre Gestalten schimmerten hell und dunkelten schwarz aus der Dämmerung, hoch in den Wipfeln der alten Bäume erlosch das Abendlicht. Eine Weile waren nur der alte Herr und seine junge schöne Braut am Tisch, zwei Damen, die offenbar zu ihren Freundinnen gehörten, die ihr aber eine fast ergebene Aufmerksamkeit erwiesen, und nicht nur ihr, sondern auch meinem Freunde, der sich zu mir gesetzt hatte, und dem ich erzählte. Aber je mehr nun die Abenddämmerung herabsank, um so mehr versammelten sich die Gäste dieses Festes wieder um den geschmückten Tisch, die Diener brachten bunte Papierlaternen, die sie in den Baumzweigen befestigten, es wurden in freier Folge kalte Speisen herumgereicht, ohne daß man solchen Genüssen besondere Beachtung schenkte oder besonders Zeit einräumte. Über dem Gras glänzten die hoch gestellten Nickeleimer mit Schaumwein, langsam erlosch um uns her die Welt, in einer beschienenen, warmen und luftigen Blätterhöhle entstand eine von buntem Licht durchflutete, laute und heitere Welt für sich. Man hatte sich ein wenig anders gruppiert, einige der älteren Damen waren nicht mehr erschienen, ich saß unter meist jüngeren Leuten und die Dämmerung und der Wein hatten meine Bewegungen und meinen Geist mit natürlicher Freiheit erfüllt, ich hatte nicht mehr die Empfindung, unter fremden oder gar feindlich gesinnten Menschen zu weilen, vielmehr nahm die Feststimmung, die wieder in ihrer

ganzen heiteren Unbefangenheit zu walten schien, mich in den Strom ihrer geselligen Freude. Ich hatte mich, einer einfachen, etwas kategorischen Aufforderung meines Freundes zufolge, sogar zu einer der großen Zigarren entschlossen, ihr Gegensatz zu meinem Gewand wurde durch des Halbdunkel aufgehoben und zu meinen Bewegungen und meinen Worten stand sie nicht im Gegensatz.

Aber so sehr es den Anschein erweckt haben mag, als sei ich mit Eifer an allem beteiligt, was mich in Rede und Antwort betraf, so sicher weilten meine Augen und Gedanken im Grunde ohne Aufhör bei der Gastgeberin dieses merkwürdigen Festes und bei dem alternden Mann ihrer Wahl, der wohl ihr Vater hätte sein können. Zwischen ihnen erhob sich in meinen Erwägungen und Befürchtungen die schlanke Herrenfigur meines Gönners, seine Resignation, sein unendlich feiner, melancholischer Spott, sein verborgener, erbitterter Anspruch und jenes Seltsamste an ihm, das mir so gar nicht in sein Gesamtbild stimmen wollte, sein Verzicht. Zuweilen hielten die Blicke der beiden jungen Menschen sich für einen Augenblick fest, er sprach dann wohl fröhlich und immer gehalten ein paar Worte, denen stets eine höfliche, beinahe bescheidene Antwort folgte, die keine Kälte verriet, sie redeten einander mit du an, er sagte Mechthildis, und wenn sein Name, Paul, von ihren Lippen fiel, so klang er gewohnheitsmäßig und fast besorgt, schwesterlich und sicher, ja warm.

Boten so die Erscheinungen des Verkehrs mir wenig Aufschluß über Gemeinschaft oder Feindschaft dieser beiden so liebenswerten und wahrhaft feinen Menschen, so gewährte mir das Wesen der Dame anfänglich noch weniger Einblick in ihre Natur, ihre Besonderheit oder ihren Wert, am wenigsten in ihre Stellung zu ihrem jungen Bewerber, dessen kurz angedeutete Geschichte mich in meinem Urteil merkwürdig befangen machte. Ich wünschte mir geradezu eine ruhige Stunde als Pause, um in ihr meine Gedanken und Eindrücke sammeln zu können und um mir Klarheit zu verschaffen. Die unbestimmte Empfindung, daß ich durch meinen neuen Freund berufen schien, im Verhältnis der beiden irgendeine Rolle zu spielen, erleichterte mich nicht eben, noch weniger die zurückhaltende, ein wenig steife Würde des älteren Herrn, der in diesem feierlichen Lebensbild von äußerster gesellschaftlicher Haltung und erschütterten Gemütern die Rolle des Begünstigten spielte. Es ist wahr, er nahm diese Stellung liebenswürdig und in gemessener Gelassenheit ein, sicher, ohne allzu gefestigt zu erscheinen, anspruchsvoll, ohne jenen anmaßenden Frohsinn, der dem ergrauten Liebhaber so übel ansteht, und ein klein wenig lebensmitleidig, auch gegen sich selbst. Dabei zeigte er einen ruhigen Stolz auf Mechthildis, aber zugleich eine fremdartige, entschlossene Zuversicht, deren Kraft aus keinem Vorzug seines Gemüts stammte, sondern aus einem Machtbereich,

das hier ohne Berechtigung über das blühende Meer der Leibesjugend und des Liebesfrühlings herrschte. Zuweilen war ich geneigt ihn für angesehen und reich zu halten, aber wenn die Wahl dieses jungen Mädchens um solcher Schätze willen auf ihn gefallen war, wie wäre dies mit den Worten in Einklang zu bringen, mit den Ansprüchen und der Erbitterung, die mein Bekannter mir nach unsrer Begegnung als Grund seiner Enttäuschung, oder der ihren, zu verstehen gegeben hatte? Besaß etwa jener bereits alternde Mann „das Andere", von dem so leidenschaftlich und gebieterisch die Rede gewesen war, so voll strengen Begehrens und voll nachdenklichen Bedauerns? Ich konnte es nicht glauben, auch erschien es mir, als ob äußerliche Güter auch des jungen Bewerbers Teil im Leben seien, vielleicht auch bedachte ich anfänglich in meinen Vergleichen und Schlüssen zu wenig, daß womöglich die Werte, die mein Freund bei sich vermißte, im Grunde nur dem Gegenstand seiner Liebe fehlten.

Die beseligende Herrschaft des Weins und ihre bunte Falterfreiheit entführte allgemach die Gemüter in ein Bereich planloser Erhobenheit. Ich empfand den heimlichen Widerspruch gegen mich nicht mehr, der mich anfänglich bedrückt hatte, ich war zu jung, um jene Haltung der Bedachtheit noch zu wahren, die vielleicht um so mehr meine Pflicht wurde, je unbefangener man mir, dem völlig Fremden der Landstraße, entgegenkam, aber mein Nachbar ermutigte mich zusehends darin, mich loszulassen. Er tat es nicht durch oberflächlichen Beifall oder in leichtherziger Anerkennung jener belanglosen Scherze aus meiner Vagabundenerfahrung, die ich zum besten gab, sondern er tat es immer dann, wenn die aufrichtige Ergriffenheit, in die das Glück dieser schönen Stunde mich versetzte, in einem Ausdruck meines Gemüts oder meiner Gedanken, mehr von meinem Wesen zeigte, als darzubieten nach gesellschaftlichen Regeln üblich ist. Ich empfand unter dieser vornehmen Maßnahme unbestimmt, daß, wenn überhaupt ein Zweck sich mit seinem Tun verband, dieser unmöglich unedler oder leichtfertiger Natur sein konnte, und in Hintergründen einer vagen Empfindung war mir zuweilen, als hielte er wenig vom Seelenreichtum und vom Gemütswert seiner Freundin.

Ich fand den Mut, sie anzureden und bat sie, noch einmal zu ihrer Geige zu greifen. Da sah sie mich zum erstenmal voll und ruhig an und es überflutete mich wie ein goldener Strom. Der mystische Aberglaube der Jugend an ihr ewiges Recht zur Freude zog wie Heldentaten durch meine Seele, das Größte, Schönste und Höchste, was je ein Mensch getan hatte, vermeinte ich nun in diesem Augenblick tun zu können, und kein Opfer erschien mir groß genug, um es nicht ohne Bedenken zu bringen. Ihr Haar lag schwer wie eine weiche, goldene Kappe und klar begrenzt um die helle Stirn, und die Augen, rein und ernst, als öffneten sie sich

in diesem Augenblick zum erstenmal über der wirren Glut der Menschengeschicke, spiegelten die weite Nacht und mein verwirrtes, ungeschicktes Herz. Ich glaubte niemals etwas so Schönes gesehen zu haben wie ihr Gesicht, und als ich nun, da sie sich erhob, um die Geige aus den Händen eines Dieners in Empfang zu nehmen, ihre Gestalt sah, erfaßte mich ein Schwindel von Mädchenwesen, Liebe, Wein und Nacht, daß ich die Augen schließen mußte, um nicht den ganzen Überschwang meiner Bewegung zu verraten.

Ich wurde etwas gefragt. Was ich denn hören wolle, wiederholte mein Nachbar freundlich. Da kam mir die Erinnerung an eine Musik zugeflogen, wie ein verirrter Vogel, an eine Musik, die ich in Tagen der gesicherten Liebe meiner Heimat oft gehört hatte, ich wollte ihren Schöpfer und ihren Namen nennen, als meine Augen einem kühlen, abwartenden und spöttischen Blick des Mädchens begegneten. Und ohne mich noch einen Augenblick zu besinnen, sagte ich trotzig: „Einen lustigen Tanz, einen Walzer, so was ..."

Über das Licht ihrer Stirn huschte ein feiner Schatten, ach, nicht der Enttäuschung, sondern der Genugtuung. Sie wandte leicht den Kopf, in einer Geringschätzung, wie sie nur bei schönen Frauen anmutig zu sein vermag, ein kleiner, feiner, unhörbarer Seufzer und eine gütige Ungeduld waren in dieser Wendung und eine fast traurige, aber unendlich stolze Überlegenheit. Ich bin ein Narr, dachte ich, ein rechter Narr. Ich hielt dem Diener mein Glas hin. Ihr sollt mich heute noch alle verlachen!

Aber da setzte die Menschenstimme der Geige ein und mein Sinn wurde dankbar. Der Dom der Nacht über uns öffnete sich und der Himmel wurde hell. Das junge Weib erschien mir durch die Klänge ihres Spiels so schön geziert, wie es Pflanzen im Frühling durch ihre Blüten sind. Der lang entbehrte Genuß einer Darbietung edler Musik erhob mich bis zur Verzücktheit, und in den Wogen der reinen Bewegung, die mich mit sich forttrug, wurde alles groß und gut, die Vergangenheit, wie sie hatte sein müssen, die Zukunft reich und strahlend, und ich fühlte die Quellen meiner besten Kräfte aufbrechen. Hätte nicht die klare Ruhe der Sommernacht das ausklingende Spiel aufgenommen, so wäre die Ernüchterung sicherlich herber gewesen, die sich mit jeder Rückkehr in die Gegenwart verbindet.

Josef Ponten

geb. 1883 in Roeren bei Aachen als Sohn eines Bauunternehmers. Besuchte das Gymnasium, dann die Hochschulen in Genf, Bonn und Aachen. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit Philosophie, Kunstgeschichte und Erdkunde; als Knabe hatte er schon Astronomie getrieben. Bereiste das Ausland, insbesondere Griechenland, das nördliche Eismeer und Italien; 1914 wurde er als Kraftfahrer zum Kriegsdienst eingezogen und kam als solcher auf viele Kriegsschauplätze. Er lebt jetzt in München.

Hauptwerke: „Jungfräulichkeit", Roman, 1906; „Der babylonische Turm", Roman, 1918; „Die Insel", Novelle, 1918; „Die Bockreiter", Novelle, 1919; „Der Meister", Novelle, 1919; „Der Knabe Vielnam", Erzählungen, 1921.

Ganz auf eigenen Füßen stehend, von fremden Literaturen kaum berührt, auch abseits der modernen deutschen Literaturströmungen sich entwickelnd, hat Josef Ponten seinen wissenschaftlichen Studien mehr zu danken als Erschütterungen durch die Dichtkunst. Dabei drängt sich aber das Erlernte, wissenschaftlich Beobachtete und Erforschte in seinen Büchern durchaus nicht vor sondern dient nur dem Eindruck von gründlicher Sachkenntnis und gediegener Arbeit, den man aus jedem seiner Bücher gewinnt. Als Künstler von strenger Selbstzucht arbeitet er mit kühnem Idealismus, konstruktiv und sprachlich hochbegabt, an der Entwicklung einer ausgesprochenen deutschen Form, die er als der gotischen verwandt empfindet. Sein umfangreichster Roman „Der babylonische Turm" ist ein gotisches Werk, gotisch auch in dem Sinne, mit dem die Romanen eine ihnen unverständliche, den Deutschen aber innig vertraute Schaffensweise ablehnen. Das Werk gibt ein umfassendes Bild unserer wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse vor dem Kriege, ist aber zugleich auch ein bedeutsamer Künstlerroman, ein Roman von

Kapitalisten, Edelleuten und Handwerkern, eine Familienchronik nach Art von Thomas Manns „Buddenbrooks". — Die Novellen Pontens sind streng geschlossene kraftvoll ausschreitende und kühn ins Gedankliche sich aufschwingende Prosadichtungen von hohem Kunstverstand.

Aus „Der Babylonische Turm"*

Das Trio

„Komm', wenn es dich treibt, zu kommen. Wenn du mit vollem Herzen kommst. Komm' nicht aus Gewohnheit oder Pflicht. Und wenn ich dann gerade meinen Tag der Leere haben sollte — jeder hat ihn hin und wieder — dann darfst du nicht böse sein, wenn ich dich nicht empfange. Und um dich nicht einer Abweisung auszusetzen und mich nicht in Versuchung zu führen, etwa schwach zu sein, beachte das Zeichen: du wirst in der Hausfront die Läden meines Schlafzimmers geschlossen sehen." So hatte Gertrud gesprochen, und so hatten sie ausgemacht.

Aber heute schäumte Gabriel über. Er hätte sein Herz in beide Hände fassen mögen, damit es nicht zerspränge, so voll war es von Freude, Sehnsucht, Güte und innerer Heiterkeit, als er den Pappelsteinweg heraufkam. Vierzehn Tage war er nicht nach der „Luft" gekommen. Er hatte noch Verwicklungen aufzulösen gehabt, die nachträglich aus der Flüssigmachung des Geschäftes seines Vaters entstanden waren. Der Vater baute jetzt nur — er baute endlich in großem Stile, durch nichts gehemmt, so kühn, wie seine Phantasie flog. So, wie er es in reiner grüner Jugend geträumt hatte. Er klebte keine Dome mehr aus ausgeschnittenen Vorlagen, der Vater baute jetzt auf dem Papiere „Architektur, die nicht gebaut wird". Riesige Reißbretter, eines größer als das andere, standen in den Zimmern des kleinen Hauses, das Großjohanns nunmehr in der Nähe von Endenichs Hause nahe am Flusse bewohnten. Er baute nicht modern, er blieb bei der ihm vertrauten Gotik. Er baute Kathedralen mit siebenmal sieben Türmen und Kuppelstädte wie die Tempelstädte Indiens und Javas. Er errichtete himmelstürmende Gebäude, zwischen denen die Menschen wie Käfer klein umherwimmelten, und füllte damit die unermeßliche Leere zwischen Erde und Himmel. Die Schwalben schauten durch die Scheiben herein und sahen ihm beim Zeichnen zu voll Furcht, daß er ihnen ihre Flugräume zubauen werde. Da es in dem kleinen winkligen Europa keine leeren Plätze mehr gab, groß genug, seine Traumstädte aufzunehmen, baute er auf einer großen Karte die leere flache Steinplatte

---

* Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

des felsigen Arabien zu. Die schwarzen Zelte der Beduinen schob er bis hart an das persische und indische Meer, er würde nicht zögern, sie ins Meer zu schieben, wenn auch Arabien zu klein sein würde — mochten die Barbaren sehen, wo sie blieben! Er plante auch mit Gabriel eine Reise nach Gent, um die Tafeln seiner Landsleute, der Brüder Eyck, zu sehen, von denen er gehört hatte, daß sie solche blauen Traumstädte zu ersinnen mächtig gewesen waren. Außerdem war Hermann Großjohann auswärtiges Mitglied der „platonischen Akademie in der Luft“. Aber er war noch nicht herausgekommen. Er liebte das Land nicht, in dem zuviel vom Menschen nicht beherrschte freie Natur war, er lebte, dachte und fühlte in der von Menschenwillen und Menschenhand erbauten Steinstadt. Es hatte ihm auch widerstrebt, selbst nach dem Tode des Mannes, der ihn nicht liebte, in das Haus Merlins zu gehen, als könnte er dort eine peinliche Begegnung mit dem Schatten erleben. Er war so eigensinnig, der Vater! Schließlich hatte Gertrud ihm sagen lassen, daß der Vater die „Luft“ nicht geliebt habe und selten herausgekommen sei, daß diese sozusagen das Haus der Mutter, das Stadthaus das des Vaters gewesen sei. Da hatte er nachgegeben, und Gabriel brachte heute selig die Kunde davon heraus. Morgen Sonntag würde er kommen. Gabriel sah schon den Vater langsam und bedächtig die Wege des Gartens schreiten, an dieser Kreuzung stehen bleiben und dort auf der Terrasse halt machen. Er, Gabriel, würde ihn allein gehen lassen und ihn nicht mit Erklärungen behelligen, die einen versteckten Protz enthalten würden, denn es würde doch heißen: ich, dein Sohn, kenne die Herrlichkeiten schon lange und durfte schon lange in diesem Garten mich ergehen. Er sah sein weißes Haupt wie ein winterliches Wölkchen durch den Frühlingsgarten streichen. Er sah ihn die alten bemoosten Steinbilder beurteilen und die neuen Bronzen auf der Terrassenmauer begutachten. Er sah das alles voraus — er würde mit Gertrud unter den Platanen am Wasserauslasse sitzen, und sie würden mit den Augen schweigend den weißen lieben Wölkchen folgen. Wie war sein Herz heute so voll, voll, so übervoll — ach, Gertrud würde mit der Fülle zufrieden sein! Alles sang ihm, alles klang ihm, die Luft tönte, und der Himmel hallte. Das Wetter war mild und warm, der Himmel halb bedeckt, die weißen niedrig- und stillstehenden Haufenwolken waren von der späten Sonne von unten her angeleuchtet und zerstreuten wie riesige Spiegel einen fabelhaften goldigen Schein durch die ganze Welt. Vom Marienmünster in der Stadt läuteten die Glocken würdig und feierlich wie mit tausendjährigen Schallen. Wenn eine Glocke läutet, klingen auch alle ruhenden Glocken, soweit die Schallwellen dringen, in den Obertönen mit, und Gabriels Kopf war eine solche Glocke. „O Gertrud, heute gibt’s einen wunderbaren Wochenfeierabend!“

Aber als er am Gartentore stand, sah er, daß die grünen Läden der beiden äußersten Fenster der linken Hausfront geschlossen waren. „Ja so!" dachte er ernüchtert, „wir sind zwei Menschen, immer noch zwei Menschen, die sich nicht am selben Tage zu freuen brauchen. Heute will sie mich nicht sehen. Ja so! Ja so! — Aber heute achte ich die grünen Läden nicht, heute nicht, heute nicht!" Er drang stürmisch in den Garten ein, in dessen schattigen Wegen die Dämmerung sich ausbreitete — aber mit dem Steigen beruhigte sich sein Sturm, und verminderte sich die gutgemeinte Rücksichtslosigkeit seines Vorhabens. Er konnte doch nicht wider sich selbst. Vor der Treppe unter den Haselnußsträuchern kehrte er sich ab und verlor sich im Garten. „Ja bleibe aber im Garten der Prinzessin, bis die Nacht kommt", dachte er.

Die Nacht kam schnell, denn das phantastische rote Licht, das die niedrigen Wolken verbreitet hatten, war künstlich verlängerter Tag gewesen. Der Tag ging sogleich unter, als die Wolken in einem leichten Winde davonsegelten. Er setzte sich im Zypressenrunde nieder.

Wieder war Frühling. Der Garten der Prinzessin sproßte und blühte. Vor einem unsichtbaren Monde hing das dunstige Gewölk der frühen Nacht als ein silbriger Schleier. Und plötzlich steigerte sich ihm alles, in dem fast unirdischen, unterirdischen Lichte wuchsen die Zypressen ins Ungeheure und zogen seine Blicke hinauf bis mitten hinein in die Sterne des Zeniths, die das Schleiergedünst flimmernd durchdrangen. Er hörte die Sterne. Er hörte das Wachsen der Bäume, das Steigen der Säfte, die Bildung der Zellen, die stille Nacht klang in seinem Ohre. Der Goldregen bereitete schon seine gelben Trauben vor, und die Akazie, der Steppenbaum, im milden Klima früh erblüht, verbreitete einen Geruch, der sich im Gehöre Gabriels zu einem Gefälle abklingender und ins Unendliche sich verlierender Rhythmen umbildete. Der Mond, im letzten roten Viertel, sank jetzt tief zur Erde — und wurde ein ersterbender Klageruf, ein hilfloser Aufschrei in einer Dissonanz.

Da hub neben ihm auf einem Baumaste nahe der Erde eine Nachtigall an zu schlagen, daß er erschrak. Der Vogel sah Gabriel, der unbeweglich saß, halb furchtsam, halb zutraulich an, indem er den Kopf herüber hinüber ruckte, dann sang er einen neuen langen lauten, immer sich wiederholenden Ton, an dessen Ende eine kecke Triole aufsprang.

„Ihr Künstler unter den Vögeln habt es leichter als die Künstler unter den Menschen", sagte Gabriel; „wann darf einer anfangen zu hoffen, daß er ein Künstler sei? Einer, der nicht grün mehr und nicht mehr in den Jahren ist, wo man glaubt, man darf alles, sondern schon silbrig um die Ohren wird und so bedächtig ist, wie die schlimme Welt uns macht?"

Der Vogel sang unbekümmert, und aus den Sträuchern gegen den Weinberg hin antworteten andere Vogelstimmen.

„Ach, ihr Singen ist doch nur glänzender Umweg zum Ziele ihrer Sehnsucht — zum Weibchen, zum Ei. Aber gehen nicht auch Gertrud und ich einen solchen glänzenden Umweg? Wie sagte doch gestern der Vater, als auch er über seinem Zeichnen mißmutig geworden war und der Zweck ihn zu peinigen anfing? — er sagte, Napoleon habe das Wort gesprochen, daß in der Politik und in der Liebe alles doch einen Zweck haben müsse. Ob er gemeint hat, daß Gertrud und ich — aber ich glaube nicht, ich glaube, er dachte nicht an uns, er ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um an andere zu denken."

Er stand plötzlich auf und trat aus dem Baumrund hinaus. Er schaute hinauf nach Gertruds Fenstern, hinter denen sie jetzt wohl schlief. Es trieb ihn etwas fort, hinauf zu stürmen, die Läden zu zerbrechen und in das Fenster hinein zu steigen — aber das dunkle Verlangen trübte ihm den Geist, er wehrte es ab. Der Sieg tat aber weh und war deshalb wohl nicht gut.

Da aber freute er sich, standhaft geblieben zu sein, denn er sah den Weg nach oben versperrt. Aus einer der tiefen Nischen unter der Terrasse, in der die Gärtner ihre Geräte aufbewahrten, hörte er das Geflüster zweier Stimmen, und er erkannte die Bärbchens, der Kammerzofe, und Werners, des Meiersohnes. Sie flüsterten, stöhnten und lachten vor Liebe.

Als sein Geist wieder klar war, begann die Nacht ihm von neuem zu klingen. Alle die dunkeln unfaßbaren Klänge, welche die Natur des Gartens in ihm auslöste, hatten eine Färbung von Moll. Das Liebesgeflüster störte ihn, und er ging auf den weichen Wegen in weitem Bogen durch die Baumschule und den Eichenhain herum, bis er auf die Landschaftsseite kam. Wie er über die Höhe hinaustrat und in die weite Landschaft hinabsah, veränderte sich plötzlich in ihm das geheimnisvolle Tönen von Moll nach Dur, er vernahm es deutlich: von cis-Moll nach e-Dur.

Da lag die weite Natur unter der Nacht gebreitet. Wiese und Fluß, Park und Au. Der Mond stand schon unter dem Horizonte, aber eine kühle, fast unirdische Heiterkeit floß noch mit der Monddämmerung über die Landschaft. — Aber diese Landschaft entsprach seiner Stimmung nicht, er verließ den Ausblick und ging zurück, woher er gekommen war. Die Dur-Stimmung klang ihm sogleich nach Moll zurück. Das Liebespaar in der Nische zwitscherte, koste und lachte, und nun erzählte Bärbchen. Gabriel hörte nicht die Worte, aber er hörte plötzlich eine Geige singen. Sie sang das alte Lied der Verliebtheit, der Verzückung der Sinne, welche das Alltägliche vergoldet und das Irdische himmlisch macht. Ihr Leben kam urfrisch aus der Kehle — Gabriel hörte ein glockenhelles launiges Thema

als das sinnbildliche Thema der Verliebtheit. Noch war in diesem Thema etwas harmonisch Widerstrebendes, aber nun sprach die Stimme Werners, und Gabriel hörte ein Cello. Das Cello sprach ernst, sprach tief, sprach heiß — im heißen fis-Dur hörte Gabriel Werner drängend sprechen — es verflocht sein schwüles Thema mit dem der Geige zu spannenden und neckischen Figuren, und allmählich seine Harmonie erweiternd fing es die Dissonanzen des Themas der Geige ein, wandte sie herum, drehte sie hin und her, und löste sie schließlich ganz auf. Die Geige, welche sich schwach werden und die Kraft ihrer Dissonanzen erlöschen fühlte, schrie auf in fremden Tönen, aber sie waren lose, sie waren gleichsam abgerissene Zweige vom starken Baume der Grundharmonie und darum nicht lebenskräftig, der heiße Sturm des fis-Dur im Cello fegte sie auf, wirbelte sie herum, und nun versanken sie gläubig in fis-Dur. Geige und Cello verstummten.

Gabriel fühlte sich heiß und erregt werden — aber da fielen erlösend die metallisch-kühlen Töne eines Flügels ein; Geige und Cello, auf denen tierische Stränge schwingen, haben einen so sinnlichen Ton — der Flügel erging sich, als wollte er ablenken von dem allzu Persönlichen und Menschlichen, in allgemeinen Betrachtungen und Erzählungen. Da wurde das Einzelne allgemein, das Enge weit, das Kleine groß, da lachte nicht mehr Bärbchen sondern das Weib, da wehrte sich nicht mehr das Mädchen sondern der mit schwerem Schicksale gesegnete Weibesschoß, da bat nicht mehr Werner sondern der Mann, da drängte nicht mehr der Knecht sondern die Urkraft der Natur, die sich aussäen will auf alle offenen Felder. Nicht genugtun konnte sich der Flügel in diesen erhabenen Betrachtungen, sein von Natur aus auf das Vielstimmige und Orchestrale angelegtes Wesen sprach in der ein wenig mitleidslosen Stimme des Volkes und der Menschheit, welche die Schmerzen des Einzelnen gering achtet und Glück und Liebeslust des Einzelnen in die hohen Zwecke der Liebe übergeführt und darin gereinigt sehen will. In breiten und tiefen Jubeltönen, in die auch die Streichinstrumente einstimmten, klang der Satz triumphierend aus.

Darauf fiel Gabriel in Schlaf. Die Wolkendecke hatte sich fest über den Himmel gezogen, und die Nacht blieb lau. In der warmen Luft schlief Gabriel lange.

Als er erwachte, war die Nacht vorgeschritten. Er war wohl im Halbschlafe, er wußte nicht wie, von der weißen Holzbank in der Nähe der Spalierbäume zu dem Steinsessel unter den Zypressen gegangen. Die Nachtigall hatte nicht geweckt. Sie war abgestrichen, als der Mensch sich bewegte; aber wurde sie unvorsichtiger in ihrem wachsenden Liebesverlangen, oder war sie zutraulicher und merkte sie, daß der Mann, der über sein persönliches Glücksverlangen sich schon hinausgedichtet hatte, ein

ungefährliches Weltwesen werde und sich Gott entgegen entfalte? Sie fiel in einem flachen, nach unten durchsackenden Bogen heran und saß in einem Himbeerstrauche nahe den Zypressen.

Das selige Geflüster des Liebespaares war verstummt. Die beiden Menschen mußten schon schlafen gegangen sein. Aber Gabriel brauchte die Anregung durch die Menschenstimmen nicht mehr, die Nacht tönte aus sich, und die unermüdliche tolle Nachtigall störte ihn fast. Doch spannen sich in ihm die früheren Motive fort, Geige und Cello sprachen wieder. Nur war die Geige ernster geworden, ihre Stimme war die einer reifen Frau, nicht eines unerfahrenen lüsternen Mädchens. Der Dämpfer war auf den Steg der Geige gesetzt, es war, als ob alles, was die Stimme sagte, unter einem fremden Drucke gesagt würde ... Die Mutter! Die verehrte und geliebte Mutter, mehr verehrt als geliebt, mehr bewundert als verehrt. Nein, bestaunt war sie worden, bestaunt und gefürchtet von Fremden und von ihren Kindern, so weit diese zu Verstande gekommen waren — ach, die Kinder kamen so spät zu Verstande, aber Gabriel war rechtzeitig dazu gekommen, um die Mutter noch zu verstehen! Der Flügel fing schüchtern an, seine Meinung zu sagen, aber er kam nicht recht auf, denn er getraute sich vor dieser Geigenstimme nicht. Und nun verstummte er. Auch das Cello hatte seine männliche Stimme erhoben. Aber das war nicht mehr die gutmütige Männerstimme von vorhin — wenn auch alle Männerstimmen etwas Gutmütiges haben — nicht mehr die blöde Stimme des verliebten Werner — wie blöde ist alle Verliebtheit! Aber wenn das Thema der Geige schwer und getragen in bangen Tonschritten an der breiten Erde sich hinzuschleppen schien, hüpfte das des Cellos in Tonsprüngen auf und nieder. Es war auch launisch und liebte plötzliche Umdrehungen auf der Terz einer Harmonie in verwandte Harmonien. Etwas Gotisches hatte das Thema — Gabriel sah plötzlich Fialen, die weiß vor dem blauen Himmel leuchten, er sah Steindienste und Lisenen sich erheben, sich auftürmen und von Oktave zu Oktave steigend im Erhabenen sich verlieren. Er konnte nicht folgen und mußte das Cello sich selbst überlassen. Da oben tanzte das Thema, unerreichbar und kaum noch kenntlich, aber gediegen wie Steine, die auf festen Rippen in sicheren Gewölbekappen gewichtlos zu hangen scheinen. Das Geigenthema aber schien sich in einen dumpfen Groll zu verlieren, es schien nicht aufsehen zu können und sank immer tiefer zur Erde. Weit klaffte das Drama zwischen Geige und Cello. In den fremdesten Tonarten sprach jedes für sich, und es schien keine Brücke der Harmonie zwischen ihnen zu geben.

Da war die Zeit des Flügels gekommen! Jetzt mußte er helfend einspringen, sollte nicht der ganze Satz im Unmöglichen zerbrechen. Beide Themen nahm der Flügel auf und suchte sie einander anzunähern, suchte

sie zu verschlingen und aneinander zu binden. Einige Male gelang es, und es klang wie scheue Liebkosung, über die sich jedes der Streichinstrumente schämte und nach der sie stürmisch auseinander flohen. Aber der Tonstoff des Flügels war nicht eben stark aus sich, und zuletzt entglitt dem Flügel die Führung. Die Themen der Geige und des Cellos rangen sich los, die einzelnen Stimmen des Flügels zerstoben wie erschreckt in alle Winde, die führende Stimme stürzte rauschend nieder wie eine angeschossene Wildgans zum Verenden in die Binsen fällt, und dieser Satz riß plötzlich ab mit einer vollen Dissonanz, ja Diskrepanz.

Gabriel faßte an sein Herz. Das ganze Elend seiner Familie und seines Lebens stand vor ihm, drückte auf seine Augen und preßte ihn. Und doch war etwas in ihm, das zuschaute, lediglich zuschaute, gleichsam neugierig zuschaute, wie alles sich wohl gestalten würde. Etwas, das er bisher nie in sich gefühlt hatte. Ein zweites Sein, ein anderes Ich, ein fremder Gabriel, mitleidslos im einzelnen, auch gegen den wirklichen Gabriel, und doch verstehend wie ein Gott über allem. Und dieser neue Gabriel sagte zu dem alten: „Tröste dich, mein Freund, in allem Gesetze liegt Trost. Nur unklare Geister können ein Gesetz hart nennen. Wie etwas wachsen muß, so wächst es, du magst es noch so künstlich binden, und was zusammenstürzen muß, stürzt auch ohne Erdbeben zusammen. Nur das Gesetz sollst du erkennen und erfassen, und aus dem Erfassen fließt dir dein Glück. Freilich nicht ein Glück, wie es die Menschen meinen, das schmeckt nicht und kitzelt nicht, aber es kennt auch keine Sattheit, keinen Ekel und keine Enttäuschung. Es ist kühl wie die Sterne und rein wie der Äther, aber stark und mächtig wie das Gesetz selbst, das zwischen den Sonnen ausgespannt ist, an dem alle irdischen Dinge hangen. Nur einer kennt dieses volle Glück des Gesetzes, das ist Gott, aber er hat zugelassen, daß Begnadete ein Ende dieses durch alle Welt gezogenen Gesetzesfadens erhaschen und sich um den Finger wickeln." Und der andere, sinnliche Gabriel rief: „Wo ist der Faden? Wie erhasche ich das Ende?" Doch die Stimme des andern schwieg, denn alle göttlichen Stimmen sind grausam. Die Vogelstimme aber schlug und schien zu sagen: „Hasche danach! Springe danach! Versuch's!"

Gabriel fühlte zwar, daß er auf dem Wege nach dem goldenen Faden war, daß das, was er in dieser Nacht erlebt hatte, zum Geheimnis des goldenen Fadens gehören konnte ... aber er war noch nicht damit zufrieden. Das war alles noch zu grob, zu deutlich, zu sinnlich, da war noch zuviel Stoff und zu wenig Ahnung. Die Musik sollte für sich dasein, sie sollte nicht versinnbildlichen, das Sinnbild sollte aus ihr natürlich und von selbst herausfallen. „Aus meinem Leide ist es geworden," dachte Gabriel, „aber bin ich noch nicht im Leide geläutert? Ich weiß ja, daß der Künstler

nur aus seinem Leide wie die Spinne aus ihrem Leibe das Garn zum wunderbaren Netze spinnt, aber habe ich noch nicht genug gelitten? Ich denke, mein Leben war nicht verzärtelte Jugend, und meine Schläfe sind nicht von Freude grau geworden. Ich habe soviel bitteres Salz getrunken, daß schon jedes fade Wasser mir süß munden muß. Aber gib mir, gib mir noch mehr zu leiden, wenn ich dann den goldenen Faden Gottes erhaschen darf." Doch der fremde Gabriel schien den Kopf zu schütteln, als wollte er sagen: „Du hast genug gelitten. Aber nicht des Leid's allein bedarf's, es ist zu dumpf und zu selbstisch; es braucht eine Gefährtin, die es erlöst und befreit." „Und wie heißt diese Gefährtin?" frug der irdische Gabriel, und der andere erwiderte grausam wie ein Gott: „Such'!"

Und Gabriel suchte. „Nein, nicht einsam sein," sprach er zu sich, „die Einsamkeit ist eine Sackgasse. Man muß sich sehr lieben, um einsam sein zu können. Aber auch die Zweisamkeit ist nicht der rechte Weg. Wenn er auch in die Richtung führt, er ist zu kurz" — da zuckte plötzlich das Thema auf, jenes Cellothema in Tonsprüngen, es sprang vor ihm auf, hoch hinauf, und dort oben entwickelte es den Begriff: Allsamkeit. Aber noch immer klaffte ihm alles; Einsamkeit, Zweisamkeit, Allsamkeit waren noch verschiedene Akkorde, deren einende Harmonie er nicht kannte. Jetzt suchte er in den Akkorden nach der Harmonie. Er suchte die Urharmonie, die alle Dissonanzen faßte und löste. Es rauschten und brausten um ihn Cello und Geige und Flügel. Die Streichinstrumente waren keine Stimmen für sich mehr, mit ihnen hatten alle zahllosen Orchesterstimmen sich aufgemacht und suchten das Rätselwort, die Grundharmonie. Sie drehten sich nach allen Seiten, sie übten jeden Sprung und wechselten in kürzesten Akkorden von Moll nach Dur und von Dur nach Moll hinüber. Es war ein entfesseltes Gewühle und Gewoge der Töne. Die Geige hatte sich von ihrem schweren Thema losgemacht und stürzte suchend hin und her zwischen Himmel und Erde. Das Cellothema war von seiner stolzen feindseligen Turmhöhe herabgestiegen und suchte unten und oben. Die Geige suchte über dem gläsernen Himmel der höchsten Sterne, und das Cello grub unten in den verschwiegenen finstern Gängen der Erde. Der Flügel aber drehte alle Wesen der Erde, die zwischen dem Himmel und dem Unterirdischen sind, hin und her, um das Rätsel, den Akkord zu finden. Es war im Flügel, als wenn hundert Hände in einem Korbe von Diamanten und Sternen wühlten. Es war ein Stoßen und Drängen wie von tausend Geistern im Weltraum der Töne — da stürzte die Geige aus den Sternen herab und trug triumphierend wie ein Vogel im Schnabel den harmonischen Akkord. Sofort verstummten alle Kräfte und Mächte im Raume, und alles sah voll Spannung, Ehrfurcht und Anbetung das Motiv an, das die Geige allein durch den Raum

einhertrug. Es war eine kurze Weise, so innig und doch so stark, so warm und doch so verklärt, so blutvoll und doch so glasklar-unirdisch, daß es nur eines heißen konnte: Liebe.

Liebe! sang die Geige so erhaben durch den Raum der Leere, daß alles Ding zwischen Erde und Äther, zwischen Stein und Stern anbetend in die Kniee stürzte.

Der Garten war um Gabriel versunken, der Garten, in dem morgen sein Vater staunend sich ergehen würde, das Haus war entrückt, in dem Gertrud im Schlafe lag, die Erde war unter seinen Füßen entsunken, in der die Reste der Mutter ruhten. Alles war undinglich geworden, unsinnlich, überirdisch, nur Bewegung, nur Ton, nur Klang — das schien ihm erst Musik!

Eine Eule strich lautlos auf weichen Schwingen heran, setzte sich auf den Rand der hohen Brunnenschale und starrte aus phosphoreszierenden Geisteraugen den Träumer im schwarzen Schatten der Zypressen an. Ein Wiesel drehte sein Köpfchen ruckweise wie die Vögel es tun nach ihm hin, und im seerosenvollen unteren Becken des Brunnens schoben sich zwei Punkte gleich Sehrohren heran. Jetzt hob der Frosch seine Stielaugen und dann sich selbst aus dem Wasser heraus, kletterte den steinernen Brunnenrand herauf und schlug seine grüne Ruderhand mit den Saugwarzen auf die Fußspitze, welche auf der Steinfassung ruhte. Mit großen Augen sah der Frosch zu dem fremden starren Nachtwesen auf. Gabriel überwand in seiner Stimmung schnell die Abneigung, die er sonst gegen all dieses Getier fühlte. Jetzt war alles verwandt und lieb, denn das Orchester der drei Instrumente in seinem Kopfe sprach von allem zwischen Himmel und Erde, auch von den Sorgen, Schmerzen und Lüsten des Frosches, der Eule, des Wiesels. Die drei Instrumente sangen von Erkennen, Verstehen, Begreifen alles Irdischen und darum von Liebe zum Irdischen. Immer wieder jauchzte die Geige die gefundene Harmonie und das entdeckte Thema, das Cello sang, und der Flügel klang: Liebe! Liebe! Liebe über den starren Punkt deines Selbst, Liebe über den Kreis deiner Familie fort, Liebe über das Rund deines Volkes hinaus, Liebe jenseits der Menschen zu Stein und Stern, zu Tier und Tau, Liebe über allen Zweck von Genuß und Zeugung und Wohltun, Liebe über dich und die Deinen, Liebe über die Völker hinaus!

Die entfesselten Harmonien der drei Instrumente kehrten von ihren weiten Tonflügen heim, sie kamen im Gleitfluge herab wie müde Vögel und fielen auf ihren heimatlichen Schlag ein. Weil alles Irdische schließlich ein Ende haben muß, schwiegen jetzt die Instrumente. Auch die Eule strich ab, und der Frosch tauchte in das Becken.

Der Tag graute . . .

Da erwachte Gabriel aus einer Art verzückten Halbtraumes, er nahm den Kopf zwischen seine Hände und rief: „War das nicht — das ist doch wahrhaftig — das ist doch ein Trio!

O Glück! O Glück!

Nun es fassen! Nun es halten! Nun es aufschreiben!" Er klopfte seine Taschen ab, aber er hatte kein Stück Papier bei sich. „Ein schöner Künstler", rief er, „er hat kein Papier in der Tasche! Aber ein richtiger Künstler ist Künstler wider seinen Willen ... mein Gott, wie halte ich's! Wie fasse ich's! Daß es mir nicht davonläuft, mein Gott!"

Aber einen Stift hatte er, und kurz entschlossen beschrieb er im grauen Morgenlichte die Bänke — trotz dem Mathias! — und schrieb den Rand der Brunnenschale voll. Und hinter alles schrieb er: „Gabriel Markus Alexander Großjohann. Trio in cis-Moll. opus I. Meinem Weibe Gertrud!"

Vorherrschaft der strengen Form / Neuromantiker und Neuklassizisten

Gegenüber einer reinen Tatsachen-Literatur, die im wesentlichen beobachten, ergründen, feststellen wollte, der es weit mehr auf das Wie als das Was ihrer Mitteilungen ankam, rückten Dichter eines abseitigen und gehobenen Lebensstiles den künstlerischen Zweck als solchen in den Vordergrund und gingen als Idealisten und Schönheitssucher stolz und streng oder wenigstens nichtachtend an dem Marktgetriebe der Gegenwart vorüber.

Mit priesterlicher Gebärde erhob Stefan George seine Forderungen. Die ihm und seiner Kunstlehre unbedingt ergebene Jüngerschar sprach den Grundsatz l'art pour l'art noch schroffer aus als der Meister selbst. Die „Blätter für die Kunst", die seit 1889 von einem geschlossenen Kreis untereinander verbundener Lyriker herausgegeben wurden und nur für eine höhere Schicht von Lesern bestimmt waren, begründeten ihr Programm des näheren auch in kurzen Essays. Vorbilder fanden sie bei neueren romanischen Dichtern, besonders den französischen Parnassiens, aber auch bei den englischen Präraffaeliten Rosetti und Swinburne. Da sie eine von Betrachtung und Berichterstattung völlig losgelöste rein seelische Stimmung erstrebten, legten sie Wert auf Knappheit und Konzentration des Ausdrucks, der überdies von erlesener Vornehmheit sein mußte. Ihre hochmütige Ablehnung aller einfach menschlichen, volkstümlichen und zwanglosen Gemütsäußerungen schuf ihnen, sobald sie bekannter wurden, viel Feinde. Die Bezeichnung „Artisten" wurde fast zum Schimpf-

wort; der nicht ganz unberechtigte Vorwurf von Hoffart, Affektiertheit und Herzenskälte stempelt diese inbrünstigen Anbeter hoher, reiner Kunst fast zu Schädlingen der Literatur.

Zu dem Kreise der „Blätter für die Kunst" gehörten zuerst außer Hugo von Hofmannsthal, der aber bald als ketzerisch verworfen wurde, Karl Wolfskehl (geb. 1869), Georges getreuester Schildknappe, Paul Gerardy, Waclaw Lieder, Leopold von Andrian. Friedrich Gundolf und Ludwig Klages gingen bald zu wissenschaftlicher Arbeit über, letzterer in scharfer Opposition gegen George. Karl Vollmöller, Ernst Hardt und Oscar A. H. Schmitz lösten sich, um sich ganz dem Drama oder der von George nicht als künstlerisch vollwertig angesehenen Novellistik zu widmen. Jetzt sind die Lehrsätze der Artistik bereits historisch geworden, ihre Spuren aber noch überall in der heutigen Lyrik nachzuweisen; ihr hohes Verdienst um die Entwicklung der deutschen Sprache steht außer Zweifel. An Hofmannsthal schlossen sich später an Rudolf Alexander Schröder (geb. 1878 in Bremen) mit „Liedern an Belinde" und „Sonetten an eine Verstorbene" an, und Rudolf Borchardt, von dem gesammelte Dichtungen („Jugendgedichte", „Der Durant") seit 1920 erscheinen. Stefan Zweigs (geb. 1881) Gedichtbände „Silberne Saiten" und „Die frühen Kränze" entstammen gleichfalls der Wiener Atmosphäre um Hofmannsthal. Die „Gedichte" von Rudolf G. Binding (geb. 1867), der auch ein geschmackvoller Erzähler ist, sind eine späte Blüte jenes unpopulären aber für Kunstkenner so genußreichen Ästhetentums.

Roman und Novelle versuchten hie und da, der artistischen Lyrik zu entnehmen, was der Prosa dienlich sein konnte: Rhythmischen Periodenbau, neue seltene Klangwirkungen, Stimmungsreize, kühle Distanz zum Leser. Die letzten Novellenbände Jakob Wassermanns haben solch eine kunstvoll und künstlich abgekühlte Temperatur. Die Österreicher Franz Blei und Max Mell und der Rheinländer Curt Moreck veröffentlichten kurze Erzählungen in dieser geschmackvoll stilisierten Manier.

Das artistische Drama fand in Hugo von Hofmannsthal

und Eduard Stucken seine glänzendsten Vertreter. Karl Vollmöller (geb. 1878 in Stuttgart), weniger ursprünglich, hat in seiner Diktion und effektvollen Aufmachung viel Ähnlichkeit mit Hofmannsthal. Haß, Rachsucht, Liebesgier oder mystische Inbrunst setzten seine Gestalten nicht so sehr in dramatische Bewegung als in bengalische Beleuchtung; es glühen ihre Worte mehr als ihre Herzen. In seinem Drama „Catherina von Armagnac und ihre Liebhaber" (1903) sickert Reflexion immer wieder erkältend durch das überhitzte Metall der prunkvollen Perioden „Assûs, Fitne und Sumurud" (1904) und der Einakter „Giulia" (1905) stimmten die Hoffnungen auf ihn bedeutend herab. „Das Mirakel", eine mittelalterliche Legende, die den katholischen Wunderglauben theatralisch geschickt verwertete, brachte ihm in Reinhardts berliner Arena so etwas wie einen Sensationserfolg. Ernst Hardt ist nur mit „Ninon de Lenclos" und „Tantris der Narr" an dieser Stelle zu nennen.

Diese Art neuer Kostümstücke mit ihrer Mischung von melodisch getragener Stimmung und grellen Leidenschaftsausbrüchen, ihrem lyrischen Grundton und ihren funkelnden Versen stand romantischen Stilprinzipien sehr nahe. Den Übergang zu einer eigentlichen Neuromantik vollzogen einige Autoren, die dem Kreise Stefan Georges nahestanden, so Georg Fuchs mit einem „Till Eulenspiegel" (1899) und Franz Duelberg mit „Korallenkettlin" (1906). Renaissance-Stoffe bearbeiteten mit romantischen Mitteln Leo Greiner („Der Liebeskönig", „Boccanera"), Emil Ludwig („Die Borgia", „Der Papst und die Abenteurer") und Julius Bab („Der Andere", „Das Blut"); Richard Beer-Hofmanns „Graf von Charolais" (1904), die freie und moderner Reizsamkeit angepaßte Bearbeitung eines englischen Stückes der Shakespeare-Zeit, rief bald weitere Entdeckungen dieser Art hervor.

Als „neu-klassizistisch" wollten die Dramen von Paul Ernst und Wilhelm von Scholz bezeichnet werden; sie waren es vielleicht im durchdachten Aufbau und in der Theorie vom Tragischen; der bühnenmäßigen Erscheinung nach wirkten auch sie als Moderni-

sierung romantischer Ereignisse. Unter den jüngsten Autoren ist der Schweizer Max Pulver (geb. 1889) Geist von ihrem Geiste. Sittlicher Ernst, Ringen um ein persönliches Verhältnis zum Göttlichen, ebenmäßige Struktur und eine edle Sprache bekennen sich in seinen Dramen „Alexander der Große“ (1917), „Robert der Teufel“ (1918) und „Igernes Schuld“ (1918) bewußt zur altmeisterlichen Dichtung. Typus eines rein romantischen Temperaments ist Herbert Eulenberg.

Eine achtbare Einzelleistung blieb Kurt Geuckes „Sebastian“, 1901. Eberhard Königs zahlreiche Stücke vermochten trotz manch guter deutscher Qualitäten nicht durchzudringen. Hans Franck (geb. 1879) eroberte sich jüngst die Bühne mit „Godiva“, einem Stück, das auf Hebbels Spuren wandelt.

Auch einige Romane erschienen auf der nie scharf zu ziehenden Grenze zwischen ästhetischem und romantischem Idealismus: a. a. Bernhard Kellermanns Jugendwerk „Ingeborg“, Emil Luckas (geb. 1877 in Wien) „Isolde Weißhand“, Rainer Maria Rilkes „Malte Laurids Brigge“ und Otto Gysaes (geb. 1877 in Serkewitz bei Dresden) überaus zarte, exklusive und sprachlich delikate Romanschöpfungen „Die Schwestern Hellwege“, „Edele Prangen“, „Die Leidenden“. Auf die deutschen Romantiker vor hundert Jahren ging der Lyriker Alexander von Bernus (geb. 1880 in Lindau) liebevoll sich einfühlend zurück. („Maria im Rosenhag“, 1909, „An Karoline Günderode“, Hymnen, 1911, „Liebesgarten“, Gedichte und Spiele“, 1913). Eine wesentlich ernstere, selbständigere Persönlichkeit ist der von Oswald Spengler eingeführte Dichter Ernst Droem, dessen „Gesänge“ (1920) durch musikalischen Reichtum und visionären Tiefsinn der Gedanken ausgezeichnet auf der Grenze zwischen Romantik und Expressionismus stehen.

Stefan George

geb. 1868 zu Bingen a. Rh. als Sohn eines Weinbauern. Besuchte die Universitäten Paris, München und Berlin, hielt sich auch in England, der Schweiz, Italien und Spanien auf. Lebte dann vorübergehend in München und Berlin, meist aber in Bingen.

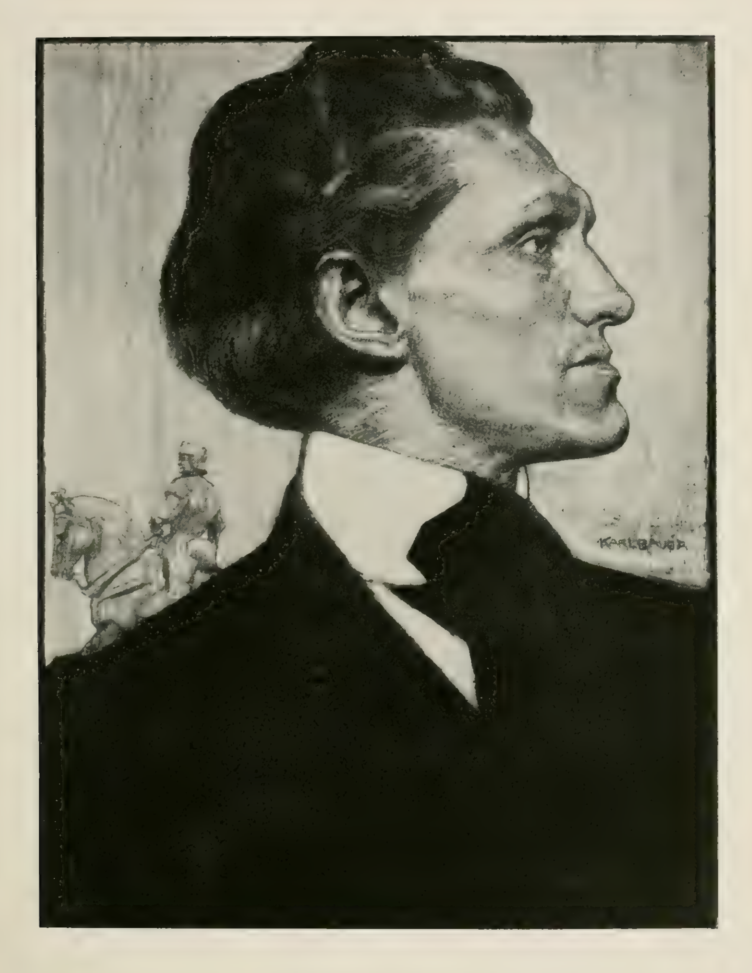
Hauptwerke: „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal", 1890—92; „Die Bücher der Hirten- und Preisgesänge, der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten", 1895; „Das Jahr der Seele", 1897; „Der Teppich des Lebens", 1899; „Maximin", Ein Gedenkbuch, Prosa, 1906; „Der siebente Ring", 1907; „Der Stern des Bundes", 1914.

Ein hoher, sittlich-religiöser, dem Wesen des Deutschtums aber durchaus fremder Geist trat mit Stefan George in unsere Literatur. Was an seinen Gedichten sogleich auffiel und bezauberte, war romanischen Ursprungs. Die französische Lyrik der Baudelaire, Verlaine, Mallarmé u. a. belud seinen Vers mit schweren Bildern und erzog ihn zur strengen Schönheit sorgfältig gegliederter und abgewogener Lautfülle. Vollendete Sprachkunst zu geben, war sein oberstes Ziel, erst nachträglich wuchsen ihm darin die geistigen Inhalte.

Umrankt von erhabenen Tropen, kühnen oft verwegenen Neubildungen von Wort und Satz, ringen sich durchgrübelte Erlebnisse eines Sonderlings durch zu einem stolzen, priesterlichen Lehr- und Befehlston, den gleichgestimmte Jünglinge und Liebhaber einer vornehm abseitigen Literatur mit Recht bewunderten, der aber im Volke — auch in der idealen Volksgemeinschaft, wie George sie sich wünscht und vorstellt — niemals Widerhall finden wird. Dabei hat dem Dichter „Der Kreis" seiner jugendlichen Anbeter mit kritikloser Verhimmelung am meisten geschadet. Der

Versuch, für seine Kunst im Volke selbst zu werben, dem Volke das Verständnis für seine in pomphaftem Schleppgewande daherrauschende Weisheit zu erschließen, wurde nie gewagt. Der Hochmut ihres herrischen Gehabens, das Gespreizte ihrer Ausdrucksweise, der wunderliche Eigensinn, der von Interpunktionen und großen Anfangsbuchstaben im Vers nichts wissen will, wurden als Offenbarungen gefeiert und damit vieles dem öffentlichen Gespött preisgegeben, was Respekt und empfängliche Liebe verdient hätte. Stefan Georges unentwegt feierliches Gebärdenspiel, sein Mangel an Humor, an schlichter menschlicher Güte und herzlicher Anteilnahme ersticken im Volke, zu dessen Führer er sich berufen fühlt, von vornherein jedes Vertrauen. Überdies bohren sich seine seelischen Erlebnisse so tief in mystische Vorstellungen ein, wie sie engumgrenzt irdischer Wirklichkeit sich entziehen. Die Schönheiten der Natur, stille Reize von Wald und Strom, von Gärten, Parks und sonnigen Landschaften nimmt sein Ohr und Auge mit feinster Empfindung auf. Menschen liebt und begreift er nur in einem bestimmten Ausschnitt erwählter Exemplare. Jünglinge von edlem Wuchs des Leibes und der lauteren, folgsam hingebenden Seele, wie Maximin oder einzelne seine Jünger, besingt er zärtlich und begeistert; die Natur des Weibes dagegen sagt ihm so gut wie nichts.

Wundervoll präsentieren sich die Visionen alter Kulturen und Kulte, die er mit leuchtender Pracht oder düsteren Schauern umgibt. Die Riten der katholischen Kirche, die Anbetung der Madonna, die feierlichen Opfer und Gesänge in fernen Tempeln klingen, raunen und rauschen sinnbetörend in Georges ersten Bänden. In holder Kindlichkeit und zierlichem Spiel schlingt da die griechische Antike ihren Reigen mit dem deutschen Mittelalter. Kaum zu enträtselnde Geheimnisse, die ewig dunklen Beziehungen zwischen Natur, Seele und Schicksal wogen, den Jahreszeiten und jedem mit heiliger Inbrunst erlebtem Tag verknüpft, im „Jahr der Seele" auf und nieder. Das Schauen auf die von Gott erfüllte Welt wechselt ab mit der Versenkung in das eigene vom unentrinnbaren Geschick belastete Ich, in des Einzel-



Stefan George
nach einer Lithographie von Karl Bauer, München



menschen ewige Einsamkeit. Ein gestaltenreiches Bild irdischen Daseins wird im „Teppich des Lebens" aufgerollt, aber eines Daseins, das nur geistig erfaßt, zum Symbol erhoben und von ferne erfühlt werden muß. Das Volk als Idee wird vom Dichter in den Kreis seiner inneren Gesichte aufgenommen. Menschliche Typen, wie George der Dichter sie sieht und abschätzt, erscheinen eingewoben in das farbige Geflecht von Landschaften, Mythen, Zeitaltern und großen geistigen Strömungen. Mit dem „Siebenten Ring", insbesondere den darin enthaltenen „Zeitgedichten" wächst sich George zum leidenschaftlichen, seiner Sendung sich stolz bewußten Prediger, Mahner, Richter aus. „Die Tafeln" die ihn abschließen, rufen mit der Stimme des Propheten zum Dienste vor Gott und der Gemeinschaft. „Der Stern des Bundes" erweitert und vertieft dann des Dichters Prophetie einer Einheit von Gott und Volk: Nur in Gott kann das entartete Volk sittlich wiedergeboren werden.

Über diesem im wesentlichen nun wohl vollendeten Lebenswerk Stefan Georges liegt ein stiller, reiner Hauch von friedvoller Gelassenheit und festgegründetem Glauben an die von ihm errungene und von Gott gesegnete Wahrheit. Die absonderliche, anfangs zu absichtsvoll sich aufdrängende hieratische Form schmiegt sich wie kostbarer Brokat mehr und mehr der Hoheit der Gedanken an und beweist damit ihre künstlerische Notwendigkeit.

Aus dem „Teppich des Lebens"*

Der Teppich

Hier schlingen menschen mit gewächsen tieren
Sich fremd zum bund umrahmt von seidner franze
Und blaue sicheln weiße sterne zieren
Und queren sie in dem erstarrten tanze.

* Georg Bondi, Verlag, Berlin.

Und kahle linien ziehn in reich-gestickten
Und teil um teil ist wirr und gegenwendig
Und keiner ahnt das rätsel der verstrickten ..
Da eines abends wird das werk lebendig.

Da regen schauernd sich die roten äste
Die wesen eng von strich und kreis umspannet
Und treten klar vor die geknüpften quäste
Die lösung bringend über die ihr sannet!

Sie ist nach willen nicht: ist nicht für jede
Gewohnte stunde: ist kein schatz der gilde.
Sie wird den vielen nie und nie durch rede
Sie wird den seltnen selten im gebilde.

Der Jünger

Ihr sprecht von wonnen die ich nicht begehre
In mir die liebe schlägt für meinen Herrn
Ihr kennt allein die süße ich die hehre
Ich lebe meinem hehren Herrn.

Mehr als zu jedem werke eurer gilde
Bin ich geschickt zum werke meines Herrn
Da werd ich gelten. denn mein Herr ist milde
Ich diene meinem milden Herrn.

Ich weiß in dunkle lande führt die reise
Wo viele starben. doch mit meinem Herrn
Trotz ich gefahren. denn mein Herr ist weise
Ich traue meinem weisen Herrn.

Und wenn er allen lohnes mich entblößte
Mein lohn ist in den blicken meines Herrn.
Sind andre reicher: ist mein Herr der größte
Ich folge meinem größten Herrn.

Der Verworfene

Du nahmest alles vor: die schönheit größe
Den ruhm die liebe früherhitzten sinns
im spiel. und als du sie im leben trafest
Erschienen sie verblaßt dir nur und schal.

Du horchtest ängstlich aus am weg am markte
Daß keine dir verborgene regung sei ..
in alle seelen einzuschlüpfen gierig
Blieb deine eigne unbebaut und öd.

Du fandest seltne farben schellen scherben
Und warfest sie ins wirre blinde volk
Das überschwoll von preis der dich berauschte ..
Doch heimlich weinst du — in dir saugt ein gram:

Beschämt und unstet blickst du vor den reinen
Als ob sie in dir läsen .. unwert dir
So kamst du wohl geschmückt doch nicht geheiligt
Und ohne kranz zum großen lebensfest.

Aus den „Liedern von Traum und Tod"*

Gartenfrühling

Schimmer aus lichtgoldnem blatte
Treibt aus dem waldigen finster
Daß die bescheidene ginster
Ruhe der trauer beschatte!

Nah in den gärten duften die mandeln
Dort sah ich augen voll glut und traum
Ich will die gärten wieder durchwandeln
Hände baden im blumigen flaum.

---

* Georg Bondi, Verlag, Berlin.

Seltnerer vögel gefieder
Büsche in zierlichen kegeln!
Trunkene falter segeln
Reicher ertönen dort lieder.

Kostbarer wie sie die quelle verstreut
Schmächtigem springbrunn funken entstieben ..
Werden sie leuchten leuchten mir heut?
Werd ich die süßen traum-augen lieben?

Traum und Tod

Glanz und ruhm! so erwacht unsre welt
Heldengleich bannen wir berg und belt
Jung und groß schaut der geist ohne vogt
Auf die flur, auf die flut, die umwogt.

Da am weg bricht ein schein, fliegt ein bild
Und der rausch mit der qual schüttelt wild.
Der gebot weint und sinnt beugt sich gern
„Du mir heil, du mir ruhm, du mir stern".

Dann der traum höchster stolz steigt empor
Er bezwingt kühn den gott der ihn kor ..
Bis ein ruf weit hinab uns verstößt
Und so klein vor dem tod so entblößt!

All dies stürmt reißt und schlägt blitzt und brennt
Eh für uns spät am nacht-firmament
Sich vereint schimmernd still licht-kleinod:
Glanz und ruhm rausch und qual traum und tod.

Hugo von Hofmannsthal

geb. 1874 in Wien als Sohn eines Bankiers, Enkel des ersten Präsidenten der Wiener israelitischen Kultusgemeinde. Studierte anfangs Jura, dann romanische Sprachen. Lebt in Rodaun bei Wien.

Hauptwerke: „Gestern", dramatische Studie (unter dem Pseudonym Theophil Morren), 1891; „Theater in Versen", 1899; „Der Tor und der Tod", Drama, 1900; „Der Tod des Tizian", dramat. Fragment, 1901; „Elektra", Trauerspiel, 1903; „Das Märchen der 672. Nacht und andere Erzählungen", 1904; „Ödipus und die Sphinx", Trauerspiel, 1905; „Christinas Heimreise", Komödie, 1905; „Kleine Dramen", 1906; „Gesammelte Gedichte", 1907; „Das Spiel von Jedermann", 1912 (nach dem Altenglischen); „Prosaische Schriften", in 3 Bänden, 1918; „Die Frau ohne Schatten", Novelle, 1920; „Der Schwierige", Lustspiel, 1921.

In ein Sonderreich üppig spielender, traumhafter Märchenschönheit führen Hofmannsthals kostbare, wie mit seltenen Juwelen behängte Dichtungen. Das Vollendetste gelang ihm in seiner Jugend, an der Schwelle des 20. Jahres. Da wurden in den „Blättern für die Kunst" und im „Pan" einige, wenige Gedichte von ihm in den Kreisen der Kenner und Liebhaber bekannt. Ein unbeschreiblicher Zauber ging von der sanften, süßen Schwermut dieser Lyrik, von den müden Träumereien über den schweren Sinn des Lebens, ihrem musikalisch gleitenden Rhythmus aus. Die bildenden Künste, besonders die Malerei altitalienischer Meister, lieh den Gedichten ein mild leuchtendes Kolorit, das auch in den frühen, erst später gesammelt erschienenen „Kleinen Dramen" wiederkehrte.

Hofmannsthals erstes Stück „Gestern", von frühreif knabenhafter Schönheit, war ein Bild aus der Renaissance wie auch der bald folgende „Tod des Tizian". Das Menschenleben als

Ganzes, sein letzter, qualvoll rätselhafter Zweck, seine Last und seine matten, verhuschenden Reize blieben das eigentliche Thema Hofmannsthalscher Dichtung. In dem Einakter „Der Tor und der Tod" wird es von einem „stummgeborenen", liebeleeren Jüngling achtlos vergeudet, im „Kaiser und der Hexe", dem „Kleinen Welttheater" und dem „Weißen Fächer" wendet der Dichter sein trügerisches Leuchten und seine tiefe Trauer grüblerisch hin und her. In die italienische Renaissance führten wiederum das Drama von Liebesraserei und mörderischer Eifersucht „Die Frau im Fenster" und die Casanova-Episode „Der Abenteurer und die Sängerin", in den Orient von Tausend und einer Nacht „Die Hochzeit der Sobeide", ein Märchen von mädchenhafter Sehnsucht und Enttäuschung. Alle diese Dramen leuchten in der Pracht wunderbar geschliffener Verse.

Der erste große Theatererfolg Hofmannsthals wurde die „Elektra", die den antiken Stoff in Finsternis und Grauen, durchpflügt von den Erkenntnissen moderner Psychopathie, erschütternd auferstehen ließ. Nicht ganz so glückte die Bearbeitung der Ödipus-Sage in „Ödipus und die Sphinx", der aber, ebenso wie die „Elektra" eine großartige Inszenierung durch Max Reinhardt zuteil wurde, besser wieder die des altenglischen Mysterien-Spiels von „Jedermann". Feine, liebenswürdige und geschmackvolle Lustspiele sind „Christinas Heimreise" und „Der Schwierige".

Durch die Verwertung der „Elektra" als Textbuch für eine Oper von Richard Strauß kam Hofmannsthal mit diesem Komponisten in dauernde Verbindung. Er lieferte ihm nun ein Textbuch nach dem anderen: „Ariadne auf Naxos", den „Rosenkavalier", „Die Frau ohne Schatten" (letzteres auch als eine mit Symbolik überladene Novelle erschienen). In diesen Operntexten finden sich, ihres Zweckes ungeachtet, immer noch mancherlei aparte Gedanken und sprachliche Kostbarkeiten. Im allgemeinen aber ging der Wert von Hofmannsthals Schaffen nun sehr zurück.



Phot. Otto Paap, Salzburg

Hugo von Hofmannsthal



Seine Prosa reicht an die Lyrik nicht heran. Doch gibt es ein paar respektable Novellen von ihm, als deren beste die kraftvolle „Reitergeschichte" zu Ruf gelangte. In den Bänden der „Prosaischen Schriften" ragen unter viel Gelegenheits-Artikeln etliche kluge, zierlich gearbeitete Essays über literarische und allgemein-ästhetische Fragen hervor. In diesen nimmt empfängliche Einfühlung in wesensfremde Art und weltmännisch gedämpfter Enthusiasmus menschlich für Hofmannsthal ein. Die Maske professoraler Gediegenheit kleidet ihn ebenso angenehm wie das leichte Gebärdenspiel des angeregten Salonplauderers. „Über Shakespeares Könige und große Herren", Goethes Jugendgedichte und Tasso weiß er Einleuchtendes, zuweilen auch überraschend Aufklärendes zu sagen; in Diderot und Balzac hat er sich vertieft, für das Verständnis Peter Altenbergs tut er ein übriges.

Ob Hugo von Hofmannsthal, der noch nicht fünfzigjährige, sich noch einmal zu Werken aufraffen wird, die sich mit denen seiner Jünglingsjahre vergleichen lassen, erscheint zweifelhaft. Den unsterblichen Glanz seiner frühen Verse wird er jedenfalls kaum wieder erreichen.

Aus den „Gesammelten Gedichten"*

Vorfrühling

Es läuft der Frühlingswind
Durch kahle Alleen,
Seltsame Dinge sind
In seinem Wehn.

Er hat sich gewiegt,
Wo Weinen war,
Und hat sich geschmiegt
In zerrüttetes Haar.

---

* Insel-Verlag, Leipzig.

Er schüttelte nieder
Akazienblüten
Und kühlte die Glieder,
Die atmend glühten.

Lippen im Lachen
Hat er berührt,
Die weichen und wachen
Fluren durchspürt.

Er glitt durch die Flöte
Als schluchzender Schrei,
An dämmernder Röte
Flog er vorbei.

Er flog mit Schweigen
Durch flüsternde Zimmer
Und löschte im Neigen
Der Ampel Schimmer.

Es läuft der Frühlingswind
Durch kahle Alleen,
Seltsame Dinge sind
In seinem Wehn.

Durch die glatten
Kahlen Alleen
Treibt sein Wehn
Blasse Schatten.

Und den Duft,
Den er gebracht,
Von wo er gekommen
Seit gestern nacht.

Erlebnis

Mit silbergrauem Dufte war das Tal
Der Dämmerung erfüllt, wie wenn der Mond
Durch Wolken sickert. Doch es war nicht Nacht.
Mit silbergrauem Duft des dunklen Tales

Verschwammen meine dämmernden Gedanken,
Und still versank ich in dem webenden,
Durchsichtgen Meere und verließ das Leben.
Wie wunderbare Blumen waren da
Mit Kelchen dunkelglühend! Pflanzendickicht,
Durch das ein gelbrot Licht wie von Topasen
In warmen Strömen drang und glomm. Das Ganze
War angefüllt mit einem tiefen Schwellen
Schwermütiger Musik. Und dieses wußt ich,
Obgleich ichs nicht begreife, doch ich wußt es:
Das ist der Tod. Der ist Musik geworden,
Gewaltig sehnend, süß und dunkelglühend,
Verwandt der tiefsten Schwermut.

Aber seltsam!

Ein namenloses Heimweh weinte lautlos
In meiner Seele nach dem Leben, weinte,
Wie einer weint, wenn er auf großem Seeschiff
Mit gelben Riesensegeln gegen Abend
Auf dunkelblauem Wasser an der Stadt,
Der Vaterstadt, vorüberfährt. Da sieht er
Die Gassen, hört die Brunnen rauschen, riecht
Den Duft der Fliederbüsche, sieht sich selber,
Ein Kind, am Ufer stehn, mit Kindesaugen,
Die ängstlich sind und weinen wollen, sieht
Durchs offne Fenster Licht in seinem Zimmer —
Das große Seeschiff aber trägt ihn weiter
Auf dunkelblauem Wasser lautlos gleitend
Mit gelben, fremdgeformten Riesensegeln.

Die Beiden

Sie trug den Becher in der Hand
— Ihr Kinn und Mund glich seinem Rand —,
So leicht und sicher war ihr Gang,
Kein Tropfen aus dem Becher sprang.

So leicht und fest war seine Hand:
Er ritt auf einem jungen Pferde,
Und mit nachlässiger Gebärde
Erzwang er, daß es zitternd stand.

Jedoch, wenn er aus ihrer Hand
Den leichten Becher nehmen sollte,
So war es beiden allzu schwer:
Denn beide bebten sie so sehr,
Daß keine Hand die andre fand
Und dunkler Wein am Boden rollte.

Dein Antlitz

Dein Antlitz war mit Träumen ganz beladen.
Ich schwieg und sah dich an mit stummem Beben.
Wie stieg das auf! Daß ich mich einmal schon
In frühern Nächten völlig hingegeben

Dem Mond und dem zuviel geliebten Tal,
Wo auf den leeren Hängen auseinander
Die magern Bäume standen und dazwischen
Die niedern kleinen Nebelwolken gingen

Und durch die Stille hin die immer frischen
Und immer fremden silberweißen Wasser
Der Fluß hinrauschen ließ — wie stieg das auf!

Wie stieg das auf! Denn allen diesen Dingen
Und ihrer Schönheit — die unfruchtbar war —
Hingab ich mich in großer Sehnsucht ganz,
Wie jetzt für das Anschaun von deinem Haar
Und zwischen deinen Lidern diesen Glanz!

Ballade des äußeren Lebens

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende, und totenhaft verdorrte...

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommts, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt,
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt

Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Terzinen

I

Über Vergänglichkeit

Noch spür ich ihren Atem auf den Wangen:
Wie kann das sein, daß diese nahen Tage
Fort sind, für immer fort, und ganz vergangen?

Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt,
Und viel zu grauenvoll, als daß man klage:
Daß alles gleitet und vorüberrinnt

Und daß mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
Herüberglitt aus einem kleinen Kind
Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.

Dann: daß ich auch vor hundert Jahren war
Und meine Ahnen, die im Totenhemd,
Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar,

So eins mit mir als wie mein eignes Haar.

II

Die Stunden! wo wir auf das helle Blauen
Des Meeres starren und den Tod verstehn,
So leicht und feierlich und ohne Grauen,

Wie kleine Mädchen, die sehr blaß aussehn,
Mit großen Augen, und die immer frieren,
An einem Abend stumm vor sich hinsehn

Und wissen, daß das Leben jetzt aus ihren
Schlaftrunknen Gliedern still hinüberfließt
In Bäum und Gras, und sich matt lächelnd zieren

Wie eine Heilige, die ihr Blut vergießt.

III

Wir sind aus solchem Zeug, wie das zu Träumen,
Und Träume schlagen so die Augen auf
Wie kleine Kinder unter Kirschenbäumen,

Aus deren Krone den blaßgoldnen Lauf
Der Vollmond anhebt durch die große Nacht.
... Nicht anders tauchen unsre Träume auf,

Sind da und leben wie ein Kind, das lacht,
Nicht minder groß im Auf- und Niederschweben
Als Vollmond, aus Baumkronen aufgewacht.

Das Innerste ist offen ihrem Weben;
Wie Geisterhände in versperrtem Raum
Sind sie in uns und haben immer Leben.

Und drei sind Eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum.

Manche freilich ...

Manche freilich müssen drunten sterben,
Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
Andre wohnen bei dem Steuer droben,
Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
Andern sind die Stühle gerichtet
Bei den Sibyllen, den Königinnen,
Und da sitzen sie wie zu Hause,
Leichten Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
In die anderen Leben hinüber,
Und die leichten sind an die schweren
Wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
Durcheinander spielt sie alle das Dasein,
Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
Schlanke Flamme oder schmale Leier.

Aus der „Hochzeit der Sobeide"*

Erste Szene

Das Schlafzimmer im Hause des reichen Kaufmanns. Rückwärts eine Alkove mit dunklen Vorhängen. Links eine Tür, rechts eine kleine Tür in den Garten und ein Fenster. Lichter.

Es treten auf: Der Kaufmann und sein alter Diener Bahram.

Der Kaufmann

Bahram, gabst du gut acht auf meine Frau?

Diener

Acht, inwiefern?

Kaufmann

Sie ist nicht fröhlich, Bahram.

---

* S. Fischer Verlag, Berlin.

Diener

Sie ist ein ernstes Mädchen. Und die Stunde
liegt schwer auch auf der leichtesten, bedenk'.

Kaufmann

Und auch die andern: je mehr Lichter ich
befahl zu bringen, um so trüber hing
ein Schleier über dieser Hochzeitstafel.
Sie lächelten wie Masken, und ich fing
mitleidige und finstere Blicke auf,
die hin und wieder flogen, und ihr Vater
versank zuweilen in ein düsteres Sinnen,
aus dem er selbst sich mit gezwungnem Lachen
aufschreckte.

Diener

Herr, der allgemeine Stoff
der Menschen hält nicht gut den stillen Glanz
von solchen Stunden. Wir sind nicht gewohnt
was andres, als nur mit den nächsten Dingen
uns abzuschleppen. Kommt ein solcher Tag,
so fühlen wir: still tut ein Tor sich auf,
daraus uns eine fremde, kühle Luft
anweht, und denken gleich ans kühle Grab.
Aus einem Spiegel sehen wir unser eignes
vergessenes Gesicht entgegenkommen
und sind dem Weinen näher als dem Lachen.

Kaufmann

Sie nahm von keiner Speise, die du ihr
vorschnittest.

Diener

Herr, ihr mädchenhaftes Blut
hielt ihr die Kehle zugeschnürt; sie nahm
doch übrigens vom Obst.

Kaufmann

Ja, einen Kern!
ich hab's gesehen, vom Granatapfel.

Diener

Auf einmal auch besann sie sich, daß Wein,
wie flüssig Blut durchfunkelnd durch Kristall,

vor ihr stand, und sie hob den schönen Kelch
und trank ihn wie mit plötzlichem Entschluß
zur Hälfte aus, und Röte flog ihr in
die Wangen, und sie mußte tief aufatmen.

Kaufmann

Mir scheint, das war kein fröhlicher Entschluß.
So tut, wer selber sich betrügen will,
den Blick umwölken, weil der Weg ihn schaudert.

Diener

Du quälst dich, Herr. So sind die Frauen nun.

Kaufmann

(im Zimmer herumschauend, lächelt)

Auch einen Spiegel hast du hergestellt.

Diener

Herr, du befahlst mir's selbst, der Spiegel ist's
aus deiner Mutter Kammer, wie das andre.
Und selbst befahlst du mir, gerade den ...

Kaufmann

So? tat ich das? Dann war's ein Augenblick,
in dem ich klüger war als eben nun.
Ja, eine junge Frau braucht einen Spiegel.

Diener

Nun geh' ich noch, den Becher deiner Mutter
zu holen, mit dem kühlen Abendtrunk.

Kaufmann

Ja, hol' den Abendtrunk, geh', guter Bahram.

(Bahram ab)

Du Spiegel meiner Mutter, wohnt kein Schimmer
von ihrem blassen Lächeln drin und steigt
wie aus dem feuchten Spiegel eines Brunnens
empor? Ihr Lächeln war das matteste
und lieblichste, das ich gekannt, es glich
dem Flügelschlagen eines kleinen Vogels,
bevor er einschläft in der hohlen Hand.

(vor dem Spiegel)

Nein, nichts als Glas. Er stand zu lange leer.
Nur ein Gesicht, das lächelt nicht: das meine.
Mein Selbst, gesehen von den eignen Augen:
so inhaltslos, als würfen nur zwei Spiegel
das unbewußte Bild einander zu.
O könnte ich darüber weg! nur einen,
den kleinsten Augenblick darüber weg,
und wissen, wie das Innre ihres Blicks
mich nimmt! Bin ich für sie ein alter Mann?
Bin ich so jung, als manches Mal mich dünkt,
wenn ich in stiller Nacht in mich hinein
auf den gewundnen Lauf des Blutes horche?
Heißt das nicht jung sein, wenn so wenig Hartes
und Starres noch in meinem Wesen liegt?
Mich dünkt, daß meine Seele, aufgenährt
mit dünner, traumhafter, blutloser Nahrung,
so jung geblieben ist. Wie hätt' ich sonst
dies schwankende Gefühl, ganz wie als Knabe,
und diese seltsame Beklommenheit
des Glücks, als müßt' es jeden Augenblick
mir aus den Händen schlüpfen und zerrinnen
wie Schatten? Kann ein alter Mensch so sein?
Nein, alten Menschen ist die Welt ein hartes,
traumloses Ding; was ihre Hände halten,
das halten sie. Mich schauert diese Stunde
mit ihrem Inhalt an, kein junger König
kann trunkner dieses rätselhafte Wort
„Besitz“ vernehmen, wenn's die Luft ihm zuträgt!

(dem Fenster nah)

Ihr schönen Sterne, seid ihr da, wie immer!
Aus meinem sterblichen, haltlosen Leib
heraus dem Lauf von euch in kreisenden,
ewigen Bahnen zuzusehen, das war
die Kost, die meine Jahre leicht erhielt,
daß ich den Boden kaum mit meinen Füßen
zu treten glaubte. Bin ich wirklich welk
geworden, während meine Augen immer
an diesen goldnen hingen, die nicht welken?
Und hab' ich aller stillen Pflanzen Art,
ihr Leben zu begreifen, ihre Glieder,

gelernt, und wie sie anders auf den Bergen
und anders wieder nah am Wasser werden,
sich selber fast entfremdet, doch im tiefsten
sich selber treu; und konnte sicher sagen:
der geht es wohl, von reiner Luft genährt,
leicht spielt sie mit der Last der edlen Blätter,
der hat ein schlechter Grund und dumpfes Leben
den Halm verdickt, die Blätter aufgeschwemmt ...
und mehr ... und von mir selber weiß ich nichts,
und dicke Schalen legen sich ums Auge
und hemmen dieses Urteil ...

(Er geht hastig wieder vor den Spiegel)

Leeres Werkzeug!
Auch überrumpelt läßt du nicht die Wahrheit
wie Menschen oder Bücher doch zuweilen
in einem Blitz erkennen.

Diener

(zurückkommend)

Herr!

Kaufmann

Was ist?

Diener

Die Gäste brechen auf, dein Schwiegervater,
auch andre haben schon nach dir gefragt.

Kaufmann

Und meine Frau?

Diener

Nimmt Abschied von den Eltern.

Kaufmann

(steht einen Augenblick mit starrem Blick, dann geht er mit starken Schritten durch die Tür links)

Diener

(folgt ihm)

Die Bühne bleibt eine kurze Zeit leer. Dann tritt der Kaufmann wieder ein, einen Leuchter tragend, den er auf den Tisch neben den Becher mit dem Abendtrunk stellt. Hinter ihm tritt Sobeide ein, von ihrem Vater und ihrer Mutter geführt. Alle bleiben in der Mitte des Zimmers, etwas links, stehen, der Kaufmann etwas abseits.

Sobeide

(löst sich sanft von den Eltern. Der Schleier hängt ihr rückwärts herab. Sie trägt eine Perlenschnur im Haar und eine größere um den Hals).

Der Vater

Ich hab' von vielem Abschied nehmen müssen.
Dies ist das Schwerste. Meine gute Tochter,
das ist der Tag, den ich zu fürchten anfing,
als ich dich in der Wiege lächeln sah,
und der der Alp in meinen Träumen war.

(zum Kaufmann)

Vergib mir das. Sie ist mehr als mein Kind.
Ich geb' dir, was ich nicht benennen kann,
denn jeder Name faßt nur einen Teil —
sie aber war mir alles!

Sobeide

Lieber Vater!
Die Mutter bleibt bei dir.

Die Mutter

(sanft)

O laß ihn doch:
er hat ganz recht, daß er mich übersieht;
ich bin ein Teil von seinem Selbst geworden:
was mich trifft, trifft ihn auch zugleich; doch was ich tu,
berührt ihn anders nicht, als wenn die Rechte
und Linke sich des gleichen Leibs begegnen.
Die Seele bleibt indes ein ewig saugend Kind
und drängt sich nach den lebensvollern Brüsten.
Leb' wohl. Sei keine schlechtre Frau als ich,
und keine minder glückliche. Dies Wort
schließt alles ein.

Sobeide

Einschließen ist das Wort;
In euer Schicksal war ich eingeschlossen:
nun tut das Leben dieses Mannes hier
die Pforten auf, und diesen Augenblick,
den einz'gen, atme ich in freier Luft:
nicht eure mehr, und noch die Seine nicht.

Ich bitt' euch, geht, ich fühl', dies Ungewohnte,
so ungewohnt wie Wein, hat größre Kraft
und macht mich mein und sein und euer Dasein
mit andren Blicken ansehn, als mir ziemt.

(mühsam lächelnd)

Ich bitt' euch, seht mich nicht verwundert an:
mir gehn oft solche Dinge durch den Kopf,
nicht Traum, nicht Wirklichkeit. Ihr wißt, als Kind
war ich noch ärger. Und ist nicht der Tanz,
den ich erfunden hab', auch solch ein Ding:
wo ich aus Fackelschein und tiefer Nacht
mir einen flüssigen Palast erschuf,
drin aufzutauchen, wie die Königinnen
des Feuers und des Meers im Märchen tun.

Die Mutter hat indes dem Vater einen Blick zugeworfen und ist lautlos zur Tür gegangen. Lautlos ist ihr der Vater gefolgt. Nun stehen sie Hand in Hand in der Tür und verschwinden im nächsten Augenblick.

Sobeide

Geht ihr so leise! Wie? Und seid schon fort!

(sie wendet sich, steht schweigend, den Blick zu Boden)

Der Kaufmann

(umfängt sie mit einem langen Blick, geht dann nach rückwärts, bleibt wieder unschlüssig stehen)

Willst du den Schleier nicht ablegen?

Sobeide

(schrickt auf, sieht sich zerstreut um).

Kaufmann

(deutet nach dem Spiegel):

Dort.

Sobeide

(bleibt stehen, löst mit mechanischen Bewegungen den Schleier aus dem Haar).

Kaufmann

Es wird dir hier — in deinem Haus — vielleicht
im ersten Augenblick an manchem fehlen.
Dies Haus ist seit dem Tode meiner Mutter
entwöhnt, dem Leben einer Frau zu dienen.
Auch trägt, was etwa an Geräten da ist,

kaum solchen Prunk an sich, womit ich gern
dich eingerahmt erblickte, doch mir schien
das nicht sehr schön, was jeder haben kann:
ich ließ aus der gepreßten Luft der stillen,
verschlossnen Schränke, die mir selbst den Atem
ergriff, wie Sandelholz im Heiligtum,
dies alles nehmen und zu deinem Dienst
in deine Kammer stellen, dort hinein,
woran vom Leben meiner Mutter etwas —
verzeih — für mich noch hängt. Mir war, ich könnte
dir damit etwas zeigen ... Manchen Dingen
sind stumme Zeichen eingedrückt, womit
die Luft in stillen Stunden sich belädt
und etwas ins Bewußtsein gleiten läßt,
was nicht zu sagen war, auch nicht gesagt sein sollte.

(Pause)

Es tut mir weh, dich so zu sehn, betäubt
von diesen überladnen Stunden, die
kaum aufrecht gehen unter ihrer Last.
Es ist zu sagen, alles Gute kommt
auf eine unscheinbare, stille Art
in uns hinein, nicht so mit Prunk und Lärm.
Lang' meint man, plötzlich werd' es fern am Rand
des Himmels wie ein neues Land auftauchen:
das Leben, wie ein nie betretnes Land.
Doch bleibt die Ferne leer, allein die Augen
begreifen langsam da und dort die Spur,
und daß es rings ergossen ist, uns einschließt,
uns trägt, und in uns ist, und nirgends nicht ist.
Ich rede Sachen, die dir wenig Freude
zu hören macht. Sie klingen wie Entsagung.
Bei Gott! mir klingen sie nicht so. Mein Kind,
nicht wie ein Bettler fühl ich mich vor dir,

(mit einem großen Blick auf sie)

wie schön dir auch der große Glanz der Jugend
vom Scheitel niederfließt bis an die Sohlen ...
du weißt nicht viel von meinem Leben, hast
gerade nur ein Stück von seiner Schale
durch eine Hecke schimmern sehn im Schatten.
Ich wollt', du sähest in den Kern davon:

so völlig als den Boden untern Füßen,
hab' ich Gemeines von mir abgetan.
Scheint dir das leicht, weil ich schon alt genug bin?
Freilich, mir sind auch Freunde schon gestorben, —
dir höchstens die Großeltern, — viele Freunde,
und die noch leben, wo sind die zerstreut?
An ihnen hing der längst verlernte Schauer
der jungen Nächte, jener Abendstunden,
in denen eine unbestimmte Angst
mit einem ungeheuren, dumpfen Glück
sich mengte, und der Duft von jungem Haar
mit dunklem Wind, der von den Sternen kam.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Glanz, der auf den bunten Städten lag,
Der blaue Duft der Ferne, das ist weg,
ich fänd' es nicht, wenn ich auch suchen ginge.
Allein im Innern, wenn ich rufe, kommt's,
ergreift die Seele, und mir ist, es könnte
auch deine —

(er wechselt den Ton)

Weißt du den Tag, an dem du tanzen mußtest
vor deines Vaters Gästen, wie? Ein Lächeln
blieb immerfort auf deinen Lippen, schöner
als jedes Perlenband und trauriger
als meiner Mutter Lächeln, das du nie
gesehen hast. Der Tanz hat alle Schuld:
dies Lächeln und der Tanz, die beiden waren
verflochten wie die wundervollen Finger
traumhafter Möglichkeiten. Möchtest du,
sie wären nie gewesen, da sie sind,
die schuld sind, meine Frau, daß du hier stehst?

Sobeide

(in einem Ton, in welchem man hört, wie die Stimme die Zähne berührt)

Befiehlst du, daß ich tanzen solle, oder
befiehlst du etwas andres?

Kaufmann

Meine Frau,
wie sonderbar und wild sprichst du mit mir?

Sobeide

Wild? Hart, kann sein: mein Schicksal ist nicht weich.
Du redest wie ein guter Mensch, so sei
so gut und rede heute nicht mit mir!
Ich bin dein Ding, so nimm mich für dein Ding,
und laß mich wie ein Ding auch meinen Mund
vergraben tragen und nach innen reden!

(Sie weint lautlos, mit zusammengepreßten Lippen, das Gesicht gegen das Dunkel gewandt.)

Ricarda Huch

geb. 1864 in Braunschweig als Tochter eines Kaufmanns, studierte in Zürich promovierte 1891. War Sekretärin an der dortigen Stadtbibliothek, dann auch als Lehrerin tätig, lebte in Bremen, Wien, Triest und Florenz; jetzt in München.

Hauptwerke: „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren", Roman, 1892; Gedichte, 1894; „Der Mondreigen von Schlaraffis", Erzählung, 1896; „Teufeleien", Erzählung, 1897; „Aus der Triumphgasse", Erzählungen, 1901; „Die Verteidigung Roms", Roman, 1906; „Der Kampf um Rom", 1907; „Leben des Grafen Federigo Gonfalonieri", Roman, 1910; „Neue Gedichte", 1917.

Ein durchdringender, scharf und klar überblickender, fast männlicher Verstand vereint mit einem feinen Formgefühl, mit dem die Vorliebe für Zurückhaltung im Ausdruck und gedämpfte Farben weiter entwickelt wurde, rückt die Romane und Erzählungen von Ricarda Huch in die Nähe des Artisten-Kreises um Stefan George. Ihr erstes größeres Werk „Ludolf Ursleu", von starker einheitlicher Stimmung, stilisiert den Verfall einer norddeutschen Kaufmannsfamilie und deren romantisch gesehenen letzten Abkömmlinge und ist wohl ihr echtestes und eindrucksvollstes geblieben. Weniger vollkommen im Aufbau als in der Fülle schöner Details sind ihre historischen Romane aus großen italienischen Epochen. Die Kunst ihrer Novellistik, unverkennbar an Gottfried Keller geschult, erreichte ihren Höhepunkt in den Geschichten „Aus der Triumphgasse", ausgezeichet durch sorgfältige Beobachtungen aus dem Triester Volksleben. Ein großer Teil ihrer Erzählungen ist mit einem kühl lächelnden Humor erfunden und beschaulich durchgeführt, einige überraschen durch ihren kriminellen Stoff und eine straffe, auf Spannung an-

gelegte Technik. Zwei Bücher über die „Blütezeit und den Verfall der Romantik" reihen sich den besten literarhistorischen Werken an. Die Lyrik Ricarda Huchs, von Vielen ihrer etwas steifen und ermüdenden Prosa vorgezogen, steht gleichfalls unter dem Einfluß Gottfried Kellers und mehr noch C. F. Meyers, doch bricht sich in ihnen ein warmer, hingebender Ton weiblichen Gefühlslebens am ehesten Bahn.

Aus der „Geschichte Ludolf Ursleus des Jüngeren"*

10. Kapitel

Wie ich mir das vorhin wiedergegebene Gespräch zwischen Ezard und Galeide zurückrufe, kommen mir die neueren Bestrebungen der Frauen, gleiche Rechte mit dem Manne zu erwerben und ihr Wunsch, ihre Persönlichkeit um ihrer selbst willen auszubilden, in den Sinn. Ich hatte infolge einer gewissen Anhänglichkeit an die Schweiz eines meiner Studiensemester in Zürich zugebracht, wo den Frauen die Erlaubnis erteilt worden war, neben den Männern die Universität zu besuchen. Ich hielt dies für eine gröbliche Verirrung des guten Geschmackes und war bereit, das Ärgste von den Mädchen zu glauben, die ich dort antreffen würde. Nun aber tat die flüchtigste Umschau dar, daß es dort weibliche Wesen gab wie anderswo auch, nette und häßliche, gescheite und einfältige, überspannte und vernünftige, zumeist mit etwas mehr Frische und Kernigkeit ausgestattet, als die Hausweiber besitzen. Ich fuhr aber nichtsdestoweniger fort, diese Mädchen grundsätzlich zu mißbilligen und vermied sorgfältig, mich im Gespräch mit ihnen antreffen zu lassen.

Einmal besuchte ich aus Neugierde das Kollegium eines Professors, welcher über ein schwieriges philosophisches Thema las. In den Reihen seiner Zuhörer bemerkte ich ein junges Mädchen, welches mir trotz meiner Vorurteile ungemein anziehend vorkam, von schönem slawischen Typus, mit völlig farblosem, ovalem Gesicht, um das herum kurze, leidenschaftliche Locken der schwärzesten Färbung fielen. Ihre Augen voll trauriger Schwärmerei hingen unverwandt an den Lippen des Professors, und ich konnte nicht umhin, das junge Wesen zu bewundern, das diese trockenen und

* Insel-Verlag, Leipzig.



Ricarda Huch



spitzfindigen Dinge so emsig verständnisvoll in sich aufnahm. Ich besuchte diese Vorlesung nun regelmäßig, und zwar einzig, um mich an dem Anblick des Mädchens zu weiden; denn ich muß sagen, daß ich immer, und vorzüglich damals, zu trägen und prachtliebenden Geistes war, alsdaß ich mich gern in abstrakte Philosopheme vertieft hätte. Die melancholische Schönheit mit soviel Geistesschärfe vereint bestrickte mich gänzlich und ich faßte den Entschluß, die Bekanntschaft der Fremden zu machen, was auch mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden war. Sie benahm sich artig und fein, war sogleich sehr zutraulich gegen mich und hieß Vera mit einem langen, schweren, russischen Geschlechtsnamen. Meine Unfähigkeit, denselben richtig auszusprechen, gab mir den Vorwand, sie Fräulein Vera zu nennen, was sie mir auch lächelnd gestattete. Ich fing zuerst an, mit ihr über die in der Vorlesung behandelten Themata zu reden; da aber erklärte sie mir sogleich, sie besuche dieselbe nicht des Inhaltes wegen, sondern nur um Deutsch sprechen zu hören, denn sie sei der Sprache noch nicht ganz mächtig; sie hätte aber gehört, daß der betreffende Professor ein besonders gutes Deutsch rede, und deshalb gehe sie in alle seine Vorlesungen. Weit entfernt hierdurch entnüchtert zu sein, sagte ich mir frohlockend, mein Gefühl habe mich richtige Wege geleitet, ich habe es mit keinem gelehrten Fräulein, sondern mit einem unschuldigen, fleißigen Mädchen zu tun, und nur deshalb könne sie auch im Besitze einer so rührenden Schönheit sein. Da ich nun mehr Teilnahme für die Verhältnisse der studierenden Russenkolonie hatte, achtete ich auch mehr auf das, was von ihnen erzählt wurde, und darunter wiederholte sich am häufigsten der Bericht von der großen Armut dieser unglücklichen Menschen, die wirklich den Genuß der Wissenschaft mit Entbehrungen des eigenen Leibes erkauften, wie die braven deutschen Gelehrten zur Zeit des Humanismus. Auf einmal kam es mir in den Sinn, daß die blutlose Blässe des geliebten Gesichtchens von unzureichender Ernährung herrühren könne, und wohl wissend, wie jämmerlich ich selbst mich in solcher Lage benehmen würde, ergriff mich ein unbehagliches Mitleiden, und ich beschloß, dies keinen Tag länger mit anzusehen. Die zarteste Art ihr zu helfen schien mir die zu sein, daß ich sie zu Spaziergängen auf den nahen Berg einlud, wobei es sich dann von selbst ergeben würde, daß wir in einem schön gelegenen Wirtsgarten einkehrten, und etwas genossen. Es glückte mir so vortrefflich, wie ich nur hatte hoffen dürfen. Sie ging willig mit mir, war auch so schwächlich und des Wanderns so ungewohnt, daß sie bald auszuruhen verlangte und mir sogar noch einen Rat gab, wo wir am schönsten und besten einkehren könnten. Es war ein freundliches, von Pappeln umgebenes Haus zwischen Weinbergen, von wo wir die rauchende, emsige, weithinverlaufende Stadt tief unter uns sahen und in östlicher Ferne die silbergraue, zackige Linie

der Alpen. Ich bestellte Wein, Brot und Käse; mehr wagte ich nicht. Veras Augen leuchteten, und während des Essens und Trinkens wurde sie sehr aufgeräumt und plauderte mit behendem Zünglein, was ich nur hören mochte: von ihren Eltern, ihrer Heimat, den dortigen Zuständen, den Nihilisten und Anarchisten. Es machte sie anfänglich stutzig, daß ich kein solcher war, aber da ich aus meinem vollen, liebenden Herzen bekannte, daß ich in der russischen Barbarei eiligst einer der hervorragendsten werden würde, wurde sie wieder ganz vergnügt und schien über meinen moralischen Wert beruhigt. Ich ließ unter dem Vorwande eigenen unersättlichen Hungers noch mehr Brot und Käse kommen, wovon sie auch noch etwas nahm; zuletzt aber sagte sie mit schüchternem Aufblick ihrer sinnenden Augen, der Käse sei so gut, daß sie gern einer kranken Freundin davon mitnehmen möchte, die das Zimmer mit ihr teile. Ich begriff sogleich daß sie sich ein Abendessen davon machen wollte und verriet mit keiner Miene, wie gering ich die arzneiliche Wirksamkeit des Käses in krankhaften Zuständen anschlug, vielmehr half ich ihr ein strammes Paketlein von den reichlichen Überresten unserer Mahlzeit zu machen.

Da wir solche Spaziergänge nun häufig wiederholten, nahm sie sichtlich an Wohlbefinden zu, und es war lieblich zu beobachten, wie eine zarte Rosenröte sich immer mehr über ihre Wangen ausdehnte, ähnlich wie im Spätsommer das Aufblühen der Erika eine Purpurwelle über die dürre Heide ergießt, oder wie sich das erwachende Leben in Pygmalions Marmorweibe mit einer leicht durchschimmernden Blutröte angekündigt haben mag.

Auch meine Empfindungen mögen mit denen Pygmalions Ähnlichkeit gehabt haben, insofern als ich mich für den Schöpfer dieser Lieblichkeit hielt und ein Anrecht auf den Liebeslohn der Neubelebten selbstverständlich zu haben glaubte. Als das Semester sich seinem Ende näherte, sah ich ein, daß ich mit dem handgreiflichen Ausdruck meiner Gefühle nun beginnen müsse, denn alle meine stummen Andeutungen in Blicken und Mienen hatte sie bisher nie verstehen wollen. Ich führte deshalb, um genugsam Zeit vor mir zu haben, meine Vera nach einem entfernteren Ziele als gewöhnlich, nach einem anmutigen kleinen Ort am See, wo wir an Wochentagen ganz einsam unter breiten Linden sitzen konnten. Wir tranken dabei von dem heitern, prickelnden Landwein und sahen auf das gelind und regelmäßig bewegte Wasser träumerisch hinaus. Ich schob meine Erklärung noch hinaus, denn es schien mir schade, das friedliche Schlummern der Landschaft zu unterbrechen. Man hörte nichts als das Aufschäumen des Wassers beim Kommen und Gehen der Dampfer und das rieselnde Geplätscher um den Kiel der Kähne, die unablässig vorübergerudert wurden. Da wir so allein waren, bat ich Vera, mir ein russisches Volkslied vorzusingen, was sie mir schon mehrmals versprochen hatte. Sie war auch

dazu bereit, setzte sich auf das Geländer, welches den Garten vom See schied, und sah nicht mich an, sondern über das Wasser hin gegen die beleuchteten Berge. Dann fing sie sogleich an, ein Lied zu singen, dessen Inhalt ich nicht verstand, wohl aber die seelenvolle, mit kindlicher Eindringlichkeit immer wiederholte Klage der Melodie, die sich wunderbar mit der klangreichen Sprache verband. Das Lied hatte viele Verse, die sich alle gleich waren, so daß man den Eindruck eines unerschöpflichen, unabänderlichen Wehs empfing, das das duldende Herz zuletzt unbewußt erleidet, wie Kinder unter ihren Tränen einzuschlafen pflegen. Auch mir, der ich zuhörte, ging es so; es kam mir vor, als wäre ich nur ein Schatten in einem Traume, und es wurde mir leicht, zu dem fremdartigen Mädchen, das, nachdem das Lied beendigt war, still auf dem Geländer sitzen geblieben war, von meiner Liebe zu sprechen. Da nun freilich riß mich ihr ängstliches Erschrecken schnell genug aus meiner wonnigen Stimmung.

„Ach," sagte sie, „ich habe es Ihnen gerade heute mitteilen wollen, da Sie mir so sonderbar vorkamen, nämlich daß ich schon seit geraumer Zeit verheiratet bin." Das war nun allerdings genug, um meine Schäferlaune ganz und völlig umzublasen und mich, nachdem ich Besinnung und Fassung wiedererlangt hatte, mit einem wohlerworbenen Ingrimm zu erfüllen. Vera schien denselben zwar gar nicht unberechtigt zu finden, ertrug ihn aber mit ziemlicher Leichtherzigkeit und erzählte mir in beschwichtigendem Plaudertone, daß der vermaledeite Gemahl Russe und Student sei wie sie, und daß sie, da seine wie ihre Eltern durch schlechte Ernte und sonstiges russisches Elend schwer betroffen gewesen seien, längere Zeit ohne Geld hätten auskommen müssen. Es sei ihnen sehr kümmerlich ergangen, und sie hätte dem hungernden Gatten stets die Käsebrote mitgenommen, die nach ihrer listigen Angabe für eine kranke Freundin bestimmt gewesen wären. Ich hatte anfänglich Lust, das leichte Wesen zu nehmen und mit kräftigem Schwunge weit in den See hinauszuwerfen, doch legte sich meine Wut, je mehr ich anfing, das Abenteuer seltsam und belustigend zu finden. „Aber," sagte ich grollend, „war denn der einfältige Tropf nicht eifersüchtig?" „O", sagte sie, „ich erzählte ihm Wort für Wort wieder, was ich mit Ihnen sprach, und dann bekam er doch das Brot und den Käse; wir sind auch nicht mehr so kindisch, da wir ja schon über ein Jahr verheiratet sind." Sie erzählte mir weiter, daß die Verhältnisse ihrer Eltern sich gebessert hätten, daß sie wieder Geld bekämen, und daß sie, wie sie mir auch heute hätte ankündigen wollen, auf unsere gemeinsamen Spaziergänge nun verzichten wolle, da sie doch einmal anfangen müsse, gründlich zu studieren. „Ja, das wird denn auch wohl das Beste sein," sagte ich und führte sie auf dem nächsten Dampfschiff in eintretender

Dämmerung nach Hause. Wir trennten uns in Minne, und ich war bei späterer Überlegung im Grunde nicht unzufrieden mit dem gutartigen Ausgang dieser Liebesgeschichte. Auch darf ich mir das Zeugnis ausstellen, daß ich aus dem Ereignis in keiner Weise verallgemeinernde Schlüsse zog und mich mit Äußerungen über die moralische und intellektuelle Beschaffenheit der studierenden Mädchen stets behutsam zurückhielt, da es mir schien, als seien sie besser als ihr Ruf, so daß ich es für unbillig gehalten hätte, denselben aus Gehässigkeit und Rachsucht noch zu verschlechtern.

Aus der Erzählung „Hadewig im Kreuzgang" von
Ricarda Huch



Ernst Hardt

geb. 1876 in Graudenz als Sohn eines Offiziers. Besuchte das Gymnasium, studierte und war dann eine Zeitlang Feuilletonredakteur an einer Dresdner Zeitung. Er reiste ins Ausland, nach Griechenland und Kleinasien; lebte in Athen und ließ sich, zurückgekehrt, in Weimar nieder. 1918 wurde er Generalintendant des Weimarer Nationaltheaters.

Hauptwerke: „Bunt ist das Leben", Novellen, 1902; „Aus den Tagen des Knaben", Gedichte, 1905; „An den Toren des Lebens, Novellen, 1904; „Tantris der Narr", Drama, 1907; „Gudrun", Tragödie", 1911; „Schirin und Gertraude", Lustspiel, 1913; „Salomo", Drama, 1915.

Die Lyrik Ernst Hardts, hervorgegangen aus der Schule Stefan Georges, weist die typischen formalen Reize des „Kreises" auf, wiegt sich in Schönheitsdurst und Schwermut und schlägt im Erlebnis attischer Landschaft schon eigene Töne an. In lyrischer Atmosphäre bewegen sich auch die edelgeformten Novellen mit ihren subtilen psychologischen Motiven. Das erste, einaktige, Drama „Tote Zeit" war noch matt und bläßlich und „Der Kampf ums Rosenrote" (Vater kontra Sohn), später unter dem Titel „Der Kampf" vorteilhaft umgearbeitet, sogar etwas gewöhnlich. Dann aber errang das Schauspiel „Tantris der Narr" eine durchaus selbständige Behandlung der Tristan-Sage, dem jungen Dichter Fülle des Ruhms; es wurde mit dem staatlichen und gleichzeitig mit dem Volks-Schillerpreis ausgezeichnet. Mit „Gudrun" und dem Scherzspiel „Schirin und Gertraude" bildet es eine germanische Legenden-Trilogie. Tragik und Komik der Liebesbeziehungen von Mann zu Weib sind hier aus deutscher Seele und deutschem Drange zu metaphysischer Erweiterung plastisch herausgearbeitet; die Handlung baut sich kathedralen-

haft auf, die Gestalten begegnen sich statuengleich in herb stilisierter Anmut. „Schirin und Gertraude", das dann vom Komponisten Graener auch als Operntext verwertet wurde, bezaubert mit seinem kindlichen, volksliedhaft vertieften echt deutschen Frohsinn. Mit Glück verschlingen sich im Dialog straffe Prosa und vierfüßige Trochäen. Reines Charakterdrama, vom trüb Erotischen sich losringend, um aufzusteigen in sittliche, völkische, göttliche Sphären, ist „König Salomo". Der triebhafte Mensch gegen den heroischen, verfallendes Zeitalter gegen verheißungsvoll aufsteigendes, Individuum gegen Kosmos werden hier in dem erhabenen Symbol der biblischen Handlung zum Kampf gestellt.

Aus „Gudrun" *

Zweiter Akt

Erste Szene

Turmgemach der Gudrun. In den Seitenwänden rechts zu hinterst und links ganz vorn eine Tür. In der Hinterwand links ein hohes Fenster, davor eine Truhe, ebenso eine Truhe vor der rechten Hälfte der Wand. Gudrun sitzt auf der Truhe am Fenster und schaut hinaus. Die alte Amme und Gudruns Frauen sitzen in der Mitte nähend im Kreis auf einem großen viereckigen Tritt.

Amme:

Den Raub hat Hilde Deine Mutter uns
Gar oft erzählt. Auch wie der Horand
Tags zuvor
Für Hettel Deinen Vater sang.
Er saß bei Deiner Mutter in der Kammer,
Ich hatt' ihn insgeheim den Gang geführt,
Und niemand wußte es. Zu Abend wars.
Da sang Herr Horand eine solche Weise,
Daß an dem Himmel alle Glut verblich
Und silbern aus dem Blau der Mond das Oh
Aufreckte! Und wo kleine Vögel saßen,
Da schwiegen sie. Die Hirsche hielten still

* Insel-Verlag, Leipzig

1918

Ernst Hardt



So Kopf wie Kiefern, drin das Gras noch hing,
Die Grillen zogen ihren Atem an,
Und aus dem Wasser tauchten tausend Fische
Mit Kiemen rot und golden, blau und schwarz,
Die wollten alle Horand singen hören,
Und ein hielt auch der Hilde Herz und lauschte
Der Weise, welche Horand sang.

Gudrun:

Wird mir
Jemals wohl solche Weise klingen, abends
Im Dänenland?

Amme:

Ich hörte nie, daß Herwig
Ein solcher Sänger sei, und gibt wohl keinen.

Gudrun:

Jetzt hält er nun sein eigen Schwert in Händen
Und ficht für mich!

Rota:

Sag, Gudrun, wenn Du träumest,
Wachend am Tage oder schlafend nachts,
So wie wir Mädchen alle träumen, sahst Du
Ihn dann, so wie er nun gewachsen ist,
Der lichte Held?

Signe:

Sahst Du den Herwig je
Im Traum?

Gudrun:

Des Nachts träumt ich mich fliegend meist,
Und flog dann höher als die Vögel alle!
Am Tage hab ich nie gelebt im Traum.

Signe:

Ich träume immer.

Sigrun:

zeigt Gudrun ihre Arbeit.

Sieh, wie ich es schön
Gefaltet habe und gesäumt!

An ihr Ohr:

Nun leg ich
Noch Rosmarin zu oberst in die Körbe,
Du Süße, duftend Dir hinein.

Amme:

Am Linnen,
Das Du nun tragen wirst als Königin,
Hab ich mit jungen Händen noch gesponnen
Und spann wohl Träume auch hinein.

Gudrun:

steht auf:

Seid still!

Sindgund:

Was hast Du, Herrin?

Gudrun:

Still! Mir war — als hörte
Ich lautes Schreien und ein dumpfes Dröhnen.

Hildburg:

Dir klingt der Kampf ins Ohr, den sie jetzt fechten,
Am Möwenwerder!

Gudrun setzt sich.

Rota:

Hei, wie mögen Wate
Und unsre Könige die Feinde tanzen
Lassen nach Stahl und Blitz!

Amme:

Frau Hilde brachte
Kein Linnen mit ins Hegelingenland.
Nur ihr Geschmeide hatte sie versteckt
Gar heimlich, dicht am Leibe.

Gudrun:

Horcht! Ich hörte,
Jetzt hört ich etwas!

Hildburg:

Sigrun, schau doch auf
Den Flur.

Sigrun geht aus der Tür links.

Amme:

So ist der Jungfraun Art, Kind Gudrun,
Sie nehmen sich den Schreck des Brautbetts bang
Voraus und zittern viel.

Signe:

Es mag auch sein,
Daß sich in ihrem Zorn zu alt zu sein
Für ernsten Kampf, die greisen Wachen drunten
Im Waffenspiel vergnügen mit den jungen.

Rota:

Auch ich hörts einmal dröhnen. Horcht!

Sigrun:

kehrt zurück und setzt sich.

Der Flur
Liegt öd und still!

Sindgund:

Laßt uns zusammen singen,
Die Herrin zu zerstreun.

Sie summt:

„Hirschlein raunte ihr dicht ins Ohr,
Willst du, willst du noch, Hinde?"

Gudrun:

steht auf, gesteigert:

Vielleicht wars jene,
Die Morgenseite dort, wo es so dumpf
Herüberdröhnt, daß ich es höre!

Rota geht rechts hinaus.

Hildburg:

lauschend:

Nichts!

Ein dumpfes Lärmen bricht plötzlich dumpf herein, die Frauen springen auf.

Amme:

Wodan! O hört!

Gudrun:

Unbändiges Gedröhn!

Signe:

Die Turmtür bricht!

Hildburg:

Es prasselt auf den Stiegen.

Sigrun:

Hört! Schwester!

umklammert Gudruns Füße, die gegen die Tür rechts geeilt ist.

Sindgund:

Gudrun, liebste Herrin, hör!

Stimmen im Flur:

Hinauf! Verflucht, Du Hund!
Zurück!
Friß das!
Vorwärts!
Drängt sie die Stufen doch hinab!
He! Stemm dich!
Dunkel ist das Loch. Voran!
Holla!

Ein Hegeling erscheint, nach draußen fechtend, an der Tür. Man hört Rota gellend aufschrein, sie entwindet sich einer gepanzerten Faust und stürzt an dem Hegeling vorbei in das Gemach.

Rota:

Der Sifrit, Gudrun, und der Waleis!

Die Frauen brechen zu Boden. Die Amme steht an der Hinterwand, Gudrun an der rechten, so, daß König Hartmut sie nach seinem Eintritt im Rücken hat.

Der Hegeling:

die Tür verteidigend:

O Herrin Gudrun! Feuerwinde sind sie
In Panzern. Wir brennen alle! Sag es Hettel!
Ich beiß dich doch, gefratztes Tier.

Ein Normanne fällt nach außen.

Von uns
War keiner lau! Ai!

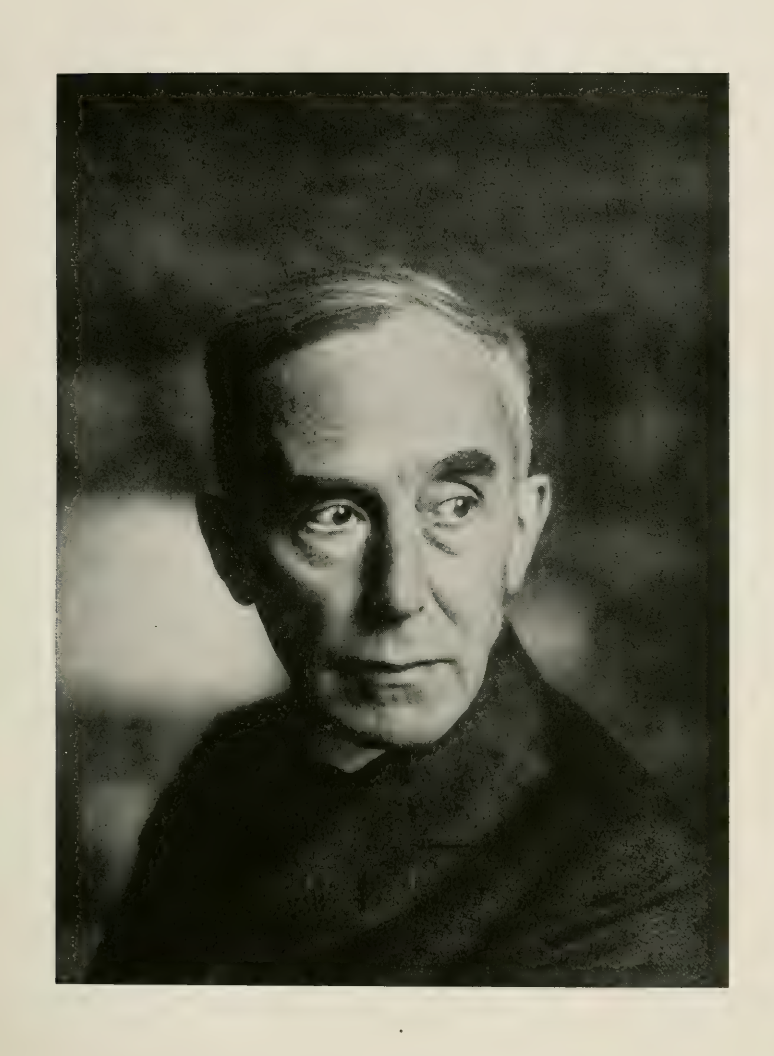
Fällt, von Hartmut getroffen.

Eduard Stucken

geb. 1865 in Moskau als Sohn eines Kaufmanns. Entstammt einer Bremer Familie. Besuchte das Vitzthumsche Gymnasium in Dresden, wurde zunächst Kaufmann, studierte dann nach bestandenem Abiturium Philosophie, Kunstgeschichte und Naturwissenschaft, trieb besonders orientalische Forschungen und war bei den deutschen Ausgrabungen im Orient beteiligt Weitere Reisen führten ihn durch Italien und England, die Krim und den Kaukasus. Lebt jetzt in Berlin.

Hauptwerke: „Yrsa“, Drama, 1897; „Balladen“, 1898; „Gawân“, Drama, 1902; „Lanvâl“, Drama, 1903; „Die Gesellschaft des Abbé Châteauneuf“, Tragikomödie, 1907; „Lanzelot“, Drama, 1909; „Die Hochzeit Adrian Brouwers“, Drama 1914; „Tristan und Ysolt“, Drama, 1916; „Buch der Träume“, Gedichte, 1916, „Die weißen Götter“, Roman, 1918/19.

Nicht die dramatische Handlung noch weniger irgendein geistiger Wille fesseln an Eduard Stuckens eigentümlich nebelhaften, wenn auch gläsern durchsichtigen Schauspielen. Ihre gotisch aufstrebende Architektur, ihre still dahinschwebenden Gestalten bannen das Auge, ihre feierlich gedämpfte Stimmung legt sich bedrückend und lindernd zugleich auf das Gemüt; langzeilige, mit doppelten Reimen verschränkte Verse halten das Ohr gefangen und bestimmen allein schon durch ihren Klang das Verhältnis des Hörers zu den Personen des Stückes. Dies gilt wenigstens von den Schauspielen aus dem keltischen Sagenkreise, durch die Stucken am bekanntesten geworden ist. An musikalischer Schönheit reicht seine Sprache an die von Hofmannsthal, Hardt und Vollmöller nicht heran; sie ist wesentlich einfacher, hin und wieder sogar hart und trocken. Aber die Gesamtstimmung der alten Legenden von König Artus und den Seinen ist so intensiv vom Dichter selbst empfunden, daß sie sich wunderbar eindringlich auch einem empfänglichen Publikum mitteilt. Gobelinartig ziehen



Eduard Stucken



die Vorgänge vorüber; sie werden als sehr fern empfunden, menschliche Teilmnahe ist kaum möglich, wohl aber ein hoher ästhetischer Reiz; man erlebt dramatisierte Balladen. In der „Gesellschaft des Abbé Châteauneuf", einem Einakter, behandelt Stucken den bekannten Stoff von der Ninon de Lenclos, der schon mit Dramen von Ernst Hardt und Friedrich Freksa in unserer Literatur eingezogen war.

Aus „Lanzelot"*

Dritter Akt

Erste und zweite Szene

Halle in der Gralsburg, wie im ersten Akt.

Erste Szene.

Sir Castor und Dame Brisên. Pater Brasias tritt ein.

Sir Castor zu Brasias.
Ehrwürdiger, Euch sendet ein gütiger Stern!
Ihr kommt noch zur Zeit, — bald endet die Messe des Herrn!

Dame Brizên zu Brasias.
Gottwillkommen! Elaine hat vergrämt nach Euch ausgespäht
Und befürchtete schon, Ihr kämt nicht — oder zu spät!

Pater Brasias.
Gott vergelt Euch den Gruß! — Bei Sankt Peter, geschwind mußt ich wandern, —
Kam zur Zeit noch, obgleich ich später aufbrach als die andern.
Ja, der Orgel tosendes Grimmen ist noch nicht verklungen,
Horch, es flackern die Knabenstimmen gleich Feuerzungen,
Wie geschmolzene Erzbäche rinnen die seligen Weisen...
Kniet Sir Lanzelot dort innen bei den Templeisen?

Sir Castor.
Nein. Der Zutritt zum göttlichen Amt ist dem Fremden verwehrt,
Bevor nicht sein Herz entflammt ward vom Gral und bekehrt.

---

* Erich Reiß, Verlag, Berlin.

Sir Lanzelot wird dem Gral hier entgegentreten,
Wenn das Mädchen ihn durch den Saal trägt. Derweil ging er beten
Zu der Himmelrose Bild da draußen im Gange;
Auf dem Betschemel liegt er, ihm quillt in glühendem Drange
Von den Lippen die Andacht, er klagt sich an immerdar
Und entblößt sein Herz vor der Magd, die den Herrn gebar.

Pater Brasias.
Ihr wißt seine Schuld?

Sir Castor.
Wundersam war sein lautes Gebet ...

Pater Brasias.
Und Elaine?

Dame Brisên.
Der König nahm sie hinein.

Sir Castor.
Sie erfleht
Sich Dornen aufs Haupt mit der Gier einer Blutzeugin.

Pater Brasias.
Sind Lavaine und Sir Bors noch hier?

Dame Brisên.
Nein. Sie sind vorhin
Schon fortgeritten.

Pater Brasias.
Schon? Ließ Anfortas so leicht
In den Krieg den einzigen Sohn, — ins Verderben vielleicht?

Sir Castor.
Zu anderen Zeiten hätte er es schwerlich gestattet;
Doch er krümmt sich im Schmerzensbette, ist zermorscht und zermattet.
Grade jetzt in der Neumondzeit fühlt er zehnfache Not.
Und denkt nur an sein Leid und wünscht sich den Tod ...

Dame Brisên.
Wie verwandelt ist er: der Welt abgestorben meist,
Wenn er nicht in Toben verfällt, ein irrer Geist.
Die Bitte Lavaines, in den Krieg zu ziehn, nahm er auf,

Als bâte ein Fremder. Lang schwieg er und sagte darauf:
Liebst den Ruhm mehr als mich? Will's glauben! Geh, versuch Deinen
Mut!
Wir Adler brûten nicht Tauben; — Blut lâßt nicht von Blut!
Das war sein Abschied und Segen fûr den Kônigsknaben.

Sir Castor.

Herrn Lanzelot gab er hingegen mit finstrem Gehaben
Die Gewâhrung dem Gral als Bûßer zu nahn; — denn sein grôßter
Schmerzlindrer ist dieser, ein sûßer Balsam und Trôster;
Und es willkûrt der Gral und ist stets unberechenbar:
Todsûnden — kraft des Gebets — kann er lâutern zwar,
Doch er kann auch erlôschen vor Zorn, jâh und unverhofft,
Ausdôrren der Lichtflut Born.

Dame Brisên.

Das geschah schon oft.
Dann bleibt er in heiligem Groll lichtlos drei Tage,
Und es steigert sich grauenvoll des Kônigs Plage.

Pater Brasias.

Wenn er heute erlischt! Was dann? Was wird aus uns allen?...
Dann bleibt Lanzelot dem Bann Frau Liliths verfallen!
Und Elaine? Sieht sie ihn ziehn, — sie stirbt ja vor Leid!
Und der Gralswelt Heil, das Merlin uns prophezeit!...

Sir Castor.

Vertraut auf ein gutes Ende durch Gottes Gûte!

Dame Brisên.

Doch kommt es zur Missewende (was Jesu verhûte!),
So weiß ich heilsamen Rat und mit gutem Gewissen
Werd ichs tun... ists auch Freveltat!... — den Hindernissen
Zu Trotz und uns allen zu Nutz!

Pater Brasias.

Wollt Ihr's nicht offenbaren?...

Dame Brisên.

Versagt uns der Gral seinen Schutz, so sollt Ihr's erfahren!

Pater Brasias.

Horch! Sie singen Tedeum! Geht, teilt es Lanzelot mit,
Auf daß er nicht zu spât vor die Blutschale tritt.

Sir Castor geht durch die Tür rechts ab und kehrt gleich darauf mit Lanzelot zurück. Zugleich öffnet sich die Tür im Hintergrunde, man sieht in die grell von Kerzen erleuchtete Kapelle hinein. König Anfortas wird vom Altar bis an die offene Tür getragen; hier, vor der Schwelle, wird sein Tragsessel niedergesetzt. Elaine steht neben dem König, Dame Brisên stellt sich neben Elaine. Aus der Kapelle blicken viele Gralsritter — hinter Anfortas eine Gruppe bildend — durch die weit geöffnete Tür auf Lanzelot, der allein vorn in der Mitte der Halle steht. Sir Castor und Pater Brasias haben ihm durch Zeichen den Platz angewiesen; sie selbst bleiben an der Wand rechts.

Zweite Szene.

Vorige.[1] Anfortas und Gefolge. Elaine.

Anfortas auf Lanzelot zeigend, finster.

Sagt mir, wie der Mann dort sich nennt? Was führt ihn her?

Sir Castor ein wenig hervortretend.

Mein gnädiger König, Ihr kennt ihn und wißt sein Begehr.
Den Edelritter habt Ihr vorhin ja gesehn, —
Vergaßt Ihr's? Erlaubnis gabt Ihr ihm, hier zu stehn.

Pater Brasias.

Sir Lanzelot vom See, Sohn des Königs Ban,
Wünscht dem Kelch von Gethsemane anbetend zu nahn.
Er erhofft vom Symbol der Passion für die Seele Heilung.

Anfortas zu Lanzelot.

Ich erlaubt's — und beklage schon meine Übereilung!
Als Ihr mich drum angingt, saht Ihr an meinen Zügen,
Daß ich ungern den Wunsch Euch tat, ja, mit Mißvergnügen.
Nur weil Siechheit den Willen ermattet und ich Hader scheue,
Hab ich vorschnell Euch gestattet, was ich jetzt bereue.
Ihr wißt, welch bittere Krone meine Stirne schmückt,
Im Bette der Kümmernis wohne ich, schmerzerdrückt,
Oft von Krämpfen überrascht, wenn die Seuche, quälend,
Mein verwüstetes Fleisch benascht. Gott hat mein Elend
An des Jahres Umfahrt gebunden, an den Mondenlauf:
Ist die silberne Sichel geschwunden, bricht es purpurn auf.
Nur der Gral ist mir Arzt und Labe, wenn ich leidend bin.
Und Ihr wißt auch, — denn ich habe Euch gewarnt vorhin,—
Wie gräßlich mein Schmerz sich steigert und sich selbst überböst,
Falls der Gral Euch Gnade verweigert und Euch verstößt.

Prüft nochmals das Herz darum! Wollt Ihr drauf bestehn,
Den Kelch, das Mysterium der Passion zu sehn?
Weh Euch, mißglückt der Versuch, bleibt Ihr blind im Verblenden, —
Ich müßte den bösesten Fluch aufs Haupt Euch senden!

Lanzelot.

Ich hab's überdacht, — ohne Wanken steht fest mein Entschluß!
Die Zweifel, mein König, entsanken mir, — ich will und muß
Mich läutern im Strahlenbad. Verwehrt mir es nicht!
Verschließt mir des Himmels Pfad nicht! Ich suche das Licht!

Anfortas.

Licht ist Blut von Golgatha. Wozu braucht Ihr's? Erklärt.

Lanzelot.

Gern hätt' ich's verschwiegen. Doch da Ihr's zu wissen begehrt, —
Die Prinzessin, die goldbeschuht dort neben Euch steht,
Stritt für mich gegen Satans Brut; — ihr gilt mein Gebet.

Anfortas.

Was hat mit Eurer Begier der Gral zu schaffen?
Ihr seid reich, des Rittertums Zier, ohnegleichen in Waffen;
Jeder Fürst würde Euch erfreut Kind und Reich vererben;
Ihr seid ledig. Was hindert Euch, heut um sie zu werben?

Lanzelot.

Die Hölle in mir: meine Sünde!

Anfortas.

Ist die so groß?

Lanzelot.

Wäre sie geringer, ich stünde hier nicht freudelos.

Anfortas.

Dennoch will ich das Mädchen Euch geben! Erspart mir die Leiden!

Lanzelot.

Ach! finstere Mauern erheben sich zwischen uns beiden.
Solange der Gral die Mauern nicht niederreißt, kann
Ich nur totes Glück betrauern.

Anfortas.

Warum? Sagt an!

Lanzelot.

Durch mein Wort, — der Ehre Verlaß, — geschieden vom Lichte
Suche ich den Gral, auf daß er Versprechen vernichte.

Anfortas.

Zeigt Eures Herzens Räude! Klagt bußbereit!
Nennt Eure Sünde! — Mit Freude hört's die Dreifaltigkeit!

Lanzelot.

Ich kann nicht . . . Oh, laßt all das Grauen in der Seele Verließ!

Anfortas.

Dann könnt Ihr den Gral nie schauen!

Lanzelot.

Herr, erlaßt mir dies! . . .

Anfortas.

Was hier im Saal offenbart wird an Missetaten
Bleibt Beichtgeheimnis, — nie ward eins durch uns verraten.
Euch zum Frommen müßt Ihr's bekennen, Euer sündhaft Gebrechen!

Lanzelot.

Gut, ich will mein Laster nennen, mein Urteil mir sprechen; —
Hört, König und Tempelherrn, meinen Todesspruch:
Mit dem Weib meines Freundes und Herrn trieb ich Ehebruch!!

Elaine sinkt laut aufschluchzend neben dem Tragsessel nieder und verbirgt ihren Kopf an der Brust des Königs. Lange Pause.

Lanzelot zu Elaine.

Dein Leid ist das schwerste, Du Süße, wie viel ich auch trug!
Oh, weine nicht so! ich büße schon schwer genug!
Wie flüssiges Feuer versehrt mich jede Träne!
Bin ich auch Deiner nicht wert, — ich verabscheue jene!

Anfortas.

Verabscheut Ihr sie? So versprecht auf das Sakrament:
Daß Ihr mit der Sünderin brecht und Euch von ihr trennt,
Daß Ihr nie ihr begegnen, nie sie sehn wollt hinfort!

Lanzelot.

Was verlangt Ihr! Das hieße nicht sie nur, — nein, jeden Ort
Wo Artus Hof hält, meiden, und für immerdar
Aus der Tafelrunde scheiden, aus der Freunde Schar,

Bei Gefahren abseits stehn, — wenn ich das versprach!
Nie die goldenen Schindeln mehr sehn auf Camelots Dach!

Anfortas.

Da schaut den Wankelmut! Ihr beweist zur Genüge,
Wie unbezähmbar die Wut Eurer Lebenslüge!
Ihr hängt am Gelüste der Sinne noch mit tausend Fäden, —
Und erdreistet Euch dennoch von Minne zur Gralsmaid zu reden?
An Euch soll der Gral seinen Glanz nimmermehr vergeuden,
Solang Ihr noch wirbelt im Tanz Eurer schwarzen Freuden!

Elaine zu Anfortas.

Mein Vater, ich flehe Euch an! Erbarmt Euch sein!
Was kein Richter vergeben kann, — der Gral kann's verzeihn!
Milder ist das göttliche Licht, als wir Menschen sind!

Anfortas fast unwirsch.

Laß Dich von! Und wirre mir nicht den Willen, mein Kind!
Du sorgst Dich über Gebühr, — das ist er nicht wert!

Elaine.

Mein Vater, ich bürge dafür —: sein Herz ist bekehrt,
Wenn auch sein Mund jetzt zaudert und von Reue schweigt.
Oft hat er mit mir geplaudert, mir sein Innres gezeigt.
Ich kenne sein Herz gut, ich weiß, wie es leidumnachtet
Sich selbst zerfleischt und heiß nach Erlösung schmachtet.
Einst verspracht Ihr mir — (und geglaubt hab ich Eurem Wort!) —
Was bei meiner Mutter Haupt ich bäte, — sofort
Sollt's erfüllt sein ... Des Grales Nähe erbitt ich für ihn
Beim Haupt meiner Mutter! Ich flehe Euch an, auf den Knien ...

Anfortas nach kurzer Pause.

Mich zwingt Dein Unverstand. Verderb wird es sein! —
Doch das steht in Gottes Hand.

Zum Gefolge.

Ruft den Gral herein!

Das den Gral tragende Mädchen kommt langsam, feierlich schreitend aus der Kapelle, sie geht an Anfortas vorbei und bleibt nicht weit von der Tür links vorn stehn. Der Gral ist mit einem weißen Samttuch bedeckt.

Anfortas zu Lanzelot.

Ihr blickt Euch um im Kreis. Sucht Ihr das Licht?

Lanzelot.

Eine Glanzhülle silberweiß umwölkt mein Gesicht...
Meine offenen Augen umflammt ein bleichlicher Brand...

Anfortas.

Seht Ihr nicht den schneeigen Samt in des Mädchens Hand?
Man weise ihm die Maid!

Pater Brasias nähert sich Lanzelot und zeigt ihm die Richtung, wo das Mädchen mit dem Gral steht.

Pater Brasias zu Lanzelot.

Da blickt hin — da!
Sprecht unzaghaft. Ihr seid dem Grale nah!

Das Mädchen zieht das weiße Samttuch vom Gral.

Lanzelot zum Gral.

Zu Dir erheb ich die Arme, smaragdene Schale!
Begnade mich! Erbarme Dich mein und erstrahle!
Dein greiflich Bildnis flieht mich, noch bin ich blind; —
Doch mein inneres Auge sieht in Dir ein Kind;
Umringt von smaragdenen Wänden (schaut mein innerer Blick)
Ein Knäblein, das in den Händen hält der Welt Geschick.
Es trägt ein Meßgewand golden, dran Perlen flirrn;
Eine Krone schmückt dem holden Kinde die Stirn.
Und aus der smaragdenen Wiege erhebt es sich jach,
Verwandelt, wachsend, als stiege es zum Himmelsdach,
Die Blicke wehumflort, ein König der Schmerzen,
An Händen und Füßen durchbohrt und durchbohrt unterm Herzen.
Du grünblasser König des Wehs und Du, Kind, Ihr seid eins
Mit Dir, smaragdnes Gefäß voll blutigen Weins!
Überschwänglich Bild der Erhebung, Heil unvergleichbar,
Schwebst Du vor uns, Sehnsucht und Strebung, sternweit, unerreichbar!
Du siehst, wie ich Sünder mich kränke, — o mach mich gesund!
Deinen Zaubersegen senke in mein Herze wund!
Mit heiligem Blute tränke meiner Seele Mund!
Erstrahle, ein blitzend Geschmeide, Du Gnadenspender,
Meiner Seele Nacktheit kleide in Strahlengewänder!
Erleuchte mein Herz, verjage die Hölle in mir!
Sieh, meine Wehmut trage ich hin zu Dir!
Ich begebe mich mutlos, verwirrt in Deine Gnade!
Ein toller Sünder durchirrt' ich der Finsternis Pfade;
Meine Sündmale brennen wie Nesseln, — o, daß sie schwünden! —

Doch weh mir! Gelübde fesseln mich noch an die Sünden!
Der Verlockung werd ich nicht Meister, — nur Du kannst sie endigen,
Von Versprechen mich lösend, die Geister der Hölle bändigen.
Zum Wahrzeichen, daß Du ledig mich machst der Versprechen,
Wasch vom Blick die Verblendung mir gnädig mit Strahlenbächen.
Nimm von den Augen die Hülle mir! Wirf Licht auf mich!
Bei Deines Erbarmens Fülle beschwöre ich Dich!

Längere Pause.

Anfortas zu Lanzelot.

Euer Auge blickt noch zu stolz! Er wird Euch nur leuchten,
Wenn das Eis der Hoffart zerschmolz und Euch Tränen befeuchten.
Sinkt in Staub, klagt Euch an aufs neue in fügsamem Tone!
Zeigt Zerknirschung, zeigt, daß Euch Reue im Herzen wohne!

Lanzelot.

Erniedrigt hab ich mich tief — ich lag im Staub.
In der Not meines Herzens rief ich zum Gral, — er blieb taub!
Ich war von Demut trunken, — doch mein Herz wird kühl:
Ich vermag nicht mit Reue zu prunken ohne Reuegefühl.
Zum Gral kam ich gefahren, um Wonnen und Leiden, —
Die des Lebens Gehalt mir waren, — in Zukunft zu meiden.
Doch brech' ich mit dem Vergangnen auch, — es bleibt als Vermächtnis
Des Glückes, des dankbar empfangnen, mir wert im Gedächtnis.
Wie kann ich, was mir ein Leben an Wärme und Flammen
(Und war es auch Sünde!) gegeben, insgesamt verdammen!
Steif wird, wer zu tief sich neigt. Meine Demut verflog.
Nie hab ich mehr Reue bezeigt, seit ich Mutterbrust sog!

Anfortas sehr erregt.

Auf die Knie, Frevelgeist! Brecht den Starrsinn in Scherben!
Gehorsamt mir! Sonst reißt Ihr uns all' ins Verderben!
Noch erlosch nicht der Gral und kann Euch entgegenschimmern, —
Drum liegt auf dem Antlitz, Mann, mit Klagen und Wimmern!
Noch winkt Euch das Heil! Drum versucht das Unkraut zu jäten,
Indem Ihr die Buhlin verflucht! Kniet, kniet in Gebeten!

Lanzelot.

Verfluchen will ich sie nicht! . . . O nein, mit nichten!
Eher will ich aufs Gnadenlicht des Grales verzichten!
Allzu tief hab ich mich gebückt, — nun tu ichs nicht mehr.
Ich verfluche nicht, was mich beglückt hat! Nun und nimmermehr.

Wieder bin ich ich selbst! Die Wogen der Angst sind geglättet;
Ihr überspanntet den Bogen, — Ihr habt mich entkettet,
So daß frei meine Seele sich schwingt, wohin's ihr gefällt! —
Gefestet bin ich; — mich zwingt keine Macht mehr der Welt!
Schimpf dünkt mich's wollte ich weinen über das was ich tat;
Feigherzig will mir's erscheinen, an mir selbst ein Verrat,
Wollt ich die glückseligen Qualen meines Lebens bedauern
Und an den Grabesmalen meiner Freuden trauern.
Nein, — ein trotziges Selbstgefühl schwellt mir die Brust sogar,
Daß das erste Weib der Welt meine Buhle war! ...

Der Gral erlischt. Erst sind alle wie versteinert vor Entsetzen. Dann ertönt ein leiser Schreckensschrei von allen Lippen. Das den Gral tragende Mädchen eilt mit dem Gral hinaus. Alle Lichter scheinen matter zu brennen, der Saal ist wie in Dämmerung gehüllt. Pagen bringen Fackeln. Anfortas wimmert laut und ringt die Hände vor Schmerzen.

Anfortas wimmernd.

Weh, die Krankheit hetzt ihre zornigen Wölfe auf mich!
Weh mir! Gepeitscht von dornigen Ruten bin ich!
Gegen Gott ward die Faust erhoben, — und mich trifft sein Zorn, —
Und nun rasen die Schmerzen und toben, und mein Mark muß verdorr'n!...
Tragt mich fort in meine Gemächer! — Doch nein! — Noch nicht!
Erst lad ich den lästernden Sprecher vor das Zorngericht:
Für des Höllenhirten Schwefel sei er bestimmt! —
Grundverderbter Mensch, Dein Frevel hat den Gral ergrimmt,
Hat uns des Lichtes beraubt, unsern Frieden zerrüttet, —
Dein böses Geschick sei aufs Haupt Dir mit Flüchen geschüttet!
Sei verdammt beim heiligen Buch, bei Glocke und Kerze!
Einwachsen soll mein Fluch Dir tief in Dein Herze!

Elaine außer sich.

Mein Vater, nehmt zurück, was Ihr da gesprochen!
Nehmt's zurück! ... Sonst habt Ihr mein Glück und mein Herz auch zerbrochen! ...

Lanzelot zu Anfortas.

Des Strafengels Racheamt habt Ihr zornvoll geübt, —
Durch Bannflüche bin ich verdammt, der Gral ist getrübt; —
Doch, — verscherzte ich die Huld der himmlischen Mächte, —
So tragt nur Ihr die Schuld, denn Ihr schweißt mich ans Schlechte!
Ihr zwingt mich ohne Erbarmen mit wildem Fluche,
Daß ich in Frau Venus' Armen das Vergessen suche!

Nun wohl denn! Ich will es tun und nicht wieder erwachen!
Entschlossen bin ich nun meines Todes zu lachen!

Lanzelot ab nach rechts.

Elaine.

Er will sich ein Leid tun!...

Anfortas sie am Arm fassend.

Bleib hier! Geh ihm nicht nach! —
Tragt mich fort! — Und Du, Kind, folgst mir in mein Gemach.

Der König wird nach links hinausgetragen.

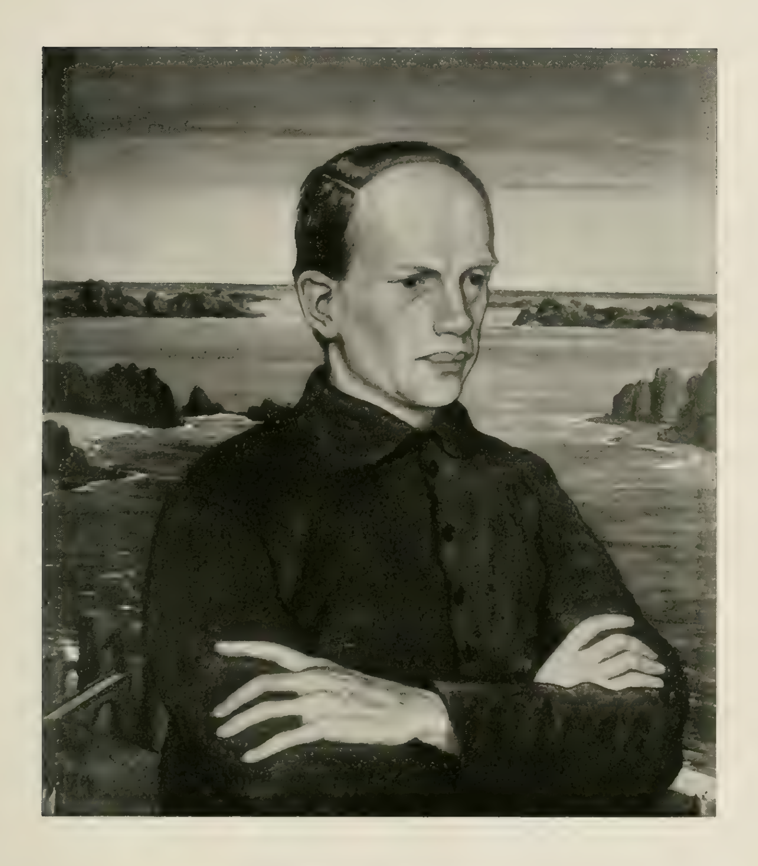
Der Vorhang fällt.

Albrecht Schaeffer

geb. 1885 in Elbing als Sohn eines Geheimen Baurats. Besuchte das Gymnasium in Hannover, machte 1905 das Abiturientenexamen, studierte in München, Marburg und Berlin Philologie Er trat alsdann bei einer Zeitung in Eberswalde als Redaktions-Volontär ein, ging dann aber bald wieder nach Hannover. Dort und später in Berlin lebte er mehrere Jahre als freier Schriftsteller, bis er im Kriege eingezogen wurde, jedoch nicht an die Front kam. Seit 1919 lebt er in Neubeuern (Oberbayern).

Hauptwerke: „Attische Dämmerung“, Gedichte; „Heroische Fahrt“, Gedichte; „Josef Monfort“, Roman, 1918; „Gudula oder die Dauer des Lebens“, Erzählung, 1919; „Elli oder die Sieben Treppen“, Erzählung, 1920; „Helianth“, Roman in 3 Bänden, 1921.

Die lyrischen Dichtungen, mit denen Albrecht Schaeffer zuerst hervortrat, kündigten ein nichts weniger als himmelstürmendes, doch in Empfindungen jeder Art wie im Kunstverstand sehr starkes Formtalent an. Geschult an den Meistern der deutschen und englischen Ballade, am edlen Pathos eines Hölderlin, nicht ganz unbeeinflußt von Stefan Georges strengem Stil, lebte er sich als Lyriker vorzugsweise in Mythen und Stimmungen der Antike ein. Sein Bestes gab er als Erzähler und zwar in seinen beiden großen Romanen. Mit „Josef Monfort“ gesellte er sich dem Kreise der „Spukdichter“ zu. Doch sind Schäffer und seine Helden nicht die Nachtseiten der menschlichen Natur das eigentlich Erlebenswerte, sondern die Gefühle, die man dabei hat oder doch haben könnte, die verschiedene Art, wie sich der Spuk erklären ließe und die seelische Gymnastik, als Sportsmann unerprobter Gefühle das Gruseln zu erlernen. In der Schilderung der Landschaftsseele, der antik heroischen wie der nordisch romantischen, ergreift Schaeffer mit tönendem Rhythmus und sanft gleitenden Melodien. Seine Prosa ist von einer bei den



Albrecht Schaeffer
nach einem Gemälde von Herbert von Reyl-Hanisch



modernen deutschen Erzählern seltenen Selbständigkeit, Biegsamkeit und gepflegten Anmut. Nationalen Stil von innerlich wie äußerlich größtem Format hat sein neuestes Werk „Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene": ein monumentaler Erziehungsroman dessen Gedankenfülle und Gefühlstiefe in einem wunderbar ausgereiften Stil Goetheschem Vorbild zustreben. Die Gestalten junger Mädchen weiß keiner so nahe zu bringen wie Albrecht Schaeffer. Ihr Dasein ist zarteste Poesie sowie das seiner Jünglinge frische Geistigkeit.

Aus „Helianth"*

Erstes Buch. Viertes Kapitel

Vater und Sohn

Georg — seiner Zigarre nicht völlig sicher — zögerte an der Tür und schloß langsam, während er durch den großen, wie das Schreibzimmer dreifenstrigen Raum nach seinem Vater spähte, der in einem tiefen Sessel unter dem mächtigen grauen und wappengeschmückten Sandsteindach des Kamins saß, und zwischen den Fingern der von der Lehne hängenden linken Hand steckte ein dicker, träg qualmender Zigarrenstumpf. Die Rechte glättete ein Telegrammformular auf der dicken Lederpolsterung der andern Lehne, von dem der Herzog nun langsam auffsah und Georg anblickte, indem er langsam lächelte und die Zigarre zum Munde führte; Georg schien er trotzdem nicht — oder auf eine sehr fremde Weise zu sehn, so daß er langsam zum Drehstuhl vor dem riesigen, frei den Fenstern gegenüberstehenden Schreibtisch trat. Bläuliche Rauchschwaden schwammen wagerecht in der Luft und um die Zacken des geweihgeflochtenen Kronleuchters mit dem buntgemalten Hubertus. Es war sehr hell; der Raum wie eine offene Arkade, da die sehr hohen und rundgewölbten Fenster nur schmale Wandstreifen zwischen sich hatten. Georgs Blick glitt noch über die regelrechten Reihen von Bocksgehörnen an den Wänden, als sein Vater ihm nun das Telegramm hinstreckte und bemerkte: „Lies nur!"

„Erste Versuche günstig abgelaufen", las Georg, „steige wenn möglich noch mittags auf, eintreffe nachmittags Helenenruh. Leutnant Kaspar. — Der Dreidecker Papa? Das ist ja herrlich! Na da gratulier ich aber!"

---

* Insel-Verlag, Leipzig.

Der Herzog ließ sich die Hand schütteln, wobei er ein wenig sarkastisch zu Georg auflächelte und bemerkte: „Keine Ursache!“ und: „Zimmermann hat das Verdienst, bitte, ich habe nur die Anregung ...“

„Schön, wie du willst, Papa!“ sagte Georg, innerlich besser überzeugt. „Ja, dann werden wir fliegen!“ setzte er fröhlich hinzu.

„Du meinst — die Menschheit?“ fragte sein Vater langsam.

„Keineswegs, Papa! Ich meinte vielmehr dich und mich.“

Sein Vater antwortete nicht, sog an seiner Zigarre und sah nach den Fenstern.

„Aber setz dich doch“, sagte er nach einer Weile erwachend und hastig. Georg drehte den Schreibtischsessel herum und setzte sich, zwischen den peinlich geordneten, mit marmorierten Felsbrocken oder geschliffenen, farbigen Steinplatten beschwerten Stapeln von Papieren und Mappen die schwere gläserne Aschenschale voller Zigarrenreste heranziehend, und plötzlich waren seine Gedanken bei seiner Mutter. Auf einmal wurde ihm erschreckend klar, daß, wenn er an sie dachte, dies viel mehr mit Kummer geschah als mit Liebe. Da ging sie auf ihrem schmalen Teppichstreifen hin und her an der Wand, im Dunkel, in Gefangenschaft, rastlos wie eine Pantherin, unfähig zu denken, sie die doch die klügste Fürstin in Europa sein könnte und ein ganzes Land allein regiert hätte ... Ihre kalten Hände, — wann hatte nur der Schauder vor ihnen angefangen? Und wenn er ihrer gedachte, so spürte er ihren Kopfschmerz peinigend in der eigenen Stirn. Ach, und sie war genügsam, sie hatte wohl sein verheimlichtes Widerstreben gemerkt, wie sollte sie nicht, aber sie begnügte sich mit dem Zwischenraum, er wußte es längst, es schmerzte ihn, es war nicht zu ändern, dann ward es Gewohnheit. Und er war ja auf Schulen und selten zu Hause. — Wie geht es heute, Mutter? — Danke, besser, mein Junge. — Und sie glitt auf und ab, und er schlich hinaus.

Überdem fühlte Georg die kleinen, einander nahen und glühenden Augen seines Vaters von fern auf sich geheftet, errötete und erinnerte sich hastig der Worte, die er schon gehört hatte, während vor seinen Augen eine daliegende blanke Achatplatte mit schön gezogenen weißen und roten Ringen zu schweben begann. Ja, er würde morgen seinen achtzehnten Geburtstag begehn; es würden Leute kommen, eine kleine Feier, und darum, sagte der Herzog, habe er den heutigen Tag gewählt, um ihn vorm Beziehen der Universität einige Dinge vorzutragen und ans Herz zu legen.

Er begann darauf mit einem Rückblick über die letzten Lebens- und Lernjahre Georgs, hervorhebend, wie er von Anfang an, indem er ihn schon in die Dorfschule geschickt hatte, bestrebt gewesen sei, ihn mit der Welt der Andern in Verbindung zu halten, jenen Andern, die durch Sitte und Ge-

wohnheit als unter ihm stehend betrachtet würden, die aber jeder Verständige — es gäbe nicht viel davon — als ebenbürtig mit seiner eigenen, des Herzogs Stellung ansehn müsse, ausgenommen die Faulenzer, — und der Herzog streifte sein Prinzip von der Gleichheit durch Leistung. Jeder, der das volleMaß der ihm verliehenen Kräfte und Möglichkeiten erschöpfe, habe vollen Menschenwert. Es gäbe Standesunterschiede, allerdings, durch Erziehung, Geburt und so weiter, sichtbar in äußerer Gestaltung und Gehaben, das sei gut so, ebenso wie die Kultur, die innere, ererbte des Einzelnen. Das aber seis gewesen, was sein Sohn habe erkennen sollen: den Einzelnen, den Überall, den Unklassifizierten. „Masse", sagte er, „ist ein Begriff, wie Staat, Gesellschaft, Religion und dergleichen. Fassen lassen sie sich nur durch Erkenntnis des Gegenständlichen, des Lebendigen, des einzelnen Menschen. Es ist deine Aufgabe, sie zu finden, sie kommen nicht von selber."

Sein Vater erinnerte ihn nun an jene Lebenserinnerungen seines Namens, die er ihm seinerzeit als Konfirmationsgeschenk habe drucken lassen, und aus denen er sich erinnern werde — Georg tat es schwach —, daß jener Georg der Siebente, letzter regierender Herzog der Landschaft Trassenberg, trotz außerordentlicher und sonderbarer Beziehungen zu Napoleon, aus einem verborgenen Grunde — wie denn der eigentliche Charakter des „Astrologen" niemals enträtselt wurde — dem Rheinbund nicht beigetreten sei; daß also damals Trassenberg an das, zum Großherzogtum aufrückende kleinere Beuglenburg kam, daß der Herzog nur die Titulatur mit dem „in" Trassenberg bewahrte, daß schließlich hieran bei der Wiederherstellung der alten Reichsordnung auf dem Wiener Kongreß scheinbar nichts geändert wurde. Nun hätten seitdem die Nachfahren eine andre, friedliche Eroberung des eigenen Landes begonnen, indem sie durch Vermögen und durch Verwandtschaftung, als Fürsten von Diemarck, Grafen von Fichtel, Rosenstein ältere Linie, Silberndorf und Flanau, Freiherren und Herren auf Dannel-Biebereck, Trahndorf, Lesum und Kochel und so weiter die gesamte Landschaft bis auf kleine Ausnahmen wieder in ihren Sitz brachten, Städte, Dörfer, Flecken und Weiler, teils, wie schon gesagt, mit Hilfe des Kapitals, durch Ausgleich ihrer ursprünglichen Besitzungen mit der Erwerbung von Dörfern, Landsitzen, Mühlen, Marschen, Wäldern und Äckern, teils durch Industrie, teils freilich auch hier mit Kapitalskräften, durch Teilnahme am technischen Fortschritt der Zeit, indem sie anlegten: Straßen, Brücken, Eisenbahnen und Kanäle, Werften und Docks, Häfen, Maschinenfabriken ... Georg hörte eine ganze Zeitlang Namen und Bezeichnungen von seines Vaters Lippen tropfen, deren Gegenstände sich wie ein großer Reichtum um ihn her zu häufen begannen: neuer Auftrieb oder Erschließung von Berg-

werken, Silber, vor allem Kohlenminen, Aktiengesellschaften zur Ausbeutung der Erdschätze, Salinen, Bohrtürme, Steinbrüche und Tongruben, samt deren Verarbeitung in Fabriken; Genossenschaften, Moor- und Heidekulturen, Torfgewinnung, Urbarmachung versumpfter Strecken und Berieselungen. Fabriken wurden gegründet, Industrien ins Leben gerufen, als da sind: Zucker, Spiritus, Majolika, Leder, Porzellan, Pumpen und Wagen, Chemikalien, Zelluloid, Spinnereien und hundert andre Verwertungsarten der gleichen Stoffe, wie Steinkohle in Gas, Koks, Teer, Antimon und so weiter; ferner Glashütten, Sägewerke, dann: Druckereien — Zeitungen — Gasanstalten, Überlandzentralen und dergleichen mehr. Sie hatten saniert, hatten Spitäler, Irren- und Armenhäuser, Badeanstalten, Waisenhäuser, Krippen, Kliniken, Bibliotheken und Theater erbaut oder aus ihren Schatullen unterhalten, ebenso wie die Universität, die Handels-, Tierarznei- und technische Hochschule, wie zahlreiche andre Forschunghanstalten und Institute nur durch ihre Schenkungen aufgeblüht und die damit verbundenen Rechte tatsächlich ihr Eigentum wurden. Und sie hatten Straßen gepflastert, die Städte erweitert, Arbeiterviertel und Schmuckplätze, Erholungsheime, Fürsorgeanstalten, Schulen und Gemeindehäuser gebaut oder angelegt, und sie waren wahre Industrieritter, Diplomaten, Abgeordnete, Ökonomen, Züchter, Reeder, Plantagenbesitzer in andern Erdteilen, Gelehrte, mit einem guten und schlichten Wort: Arbeiter geworden, — warens noch heute.

Georg saß im Überfluß und staunte. Wenn er auch immer gewußt hatte, daß dies so war, und daß all das ihnen gehörte, so begann es doch zum erstenmal lebendigen Ausdruck dadurch zu gewinnen, daß er plötzlich sah: dies war nicht von Ewigkeit gewesen, sondern war geworden, nein, es war vielmehr gemacht. Gemacht von seinen Vätern oder, wie es ihm augenblicks schien, durch diesen seinen dasitzenden Vater allein, von dem ja so viel wenigstens feststand, daß er es gewesen war, der den jahrhundertalten Besitz aus seiner Zerstreutheit und Verworrenheit zu einer gewaltigen Masse, zu dieser einzigen, riesenhaften, Geld unerschöpflich hervorsprudelnden Maschine zusammengeschlossen hatte, aufgebaut aus zehntausend Teilchen, Kolben, Rädern, Riemen und Pumpen, eine ungeheure Fruchtbarkeitsanlage, die aus dem, in dampfender Tätigkeit brausenden Lande Kraft sog und wieder hinabregnen ließ. Da sah er es, da fing es an sich zu entfalten vor seinen ergriffenen Augen. Langsam fühlte er sich erhöht, unendliche Aussicht eröffnete sich, unter glorreicher Sonne gewaltiges, schönes Menschenland, von einer ungeheuren Betriebsamkeit erfüllt. Die Ebene schwoll hoch auf, die Marschen, die Fennen, von Hunderten von Knicks durchzogen, belebt von Trinkgruben und dem weidenden Vieh, von Windmühlen, Gehöften und unzähligen, silbernen Wasseradern bis

an den dunstig schimmernden Geist des Meers. Jenseits dort blühten die farbigen Segel, wehten die Rauchfahnen der Dampfer, schimmerten die sonnigen Mauern der Kais, die leise schaukelnden Mastenwälder der Häfen, — diesseits, drinnen im Land, tauchten Städte über den Himmelsrand, grüne Türme und Kathedralen, die Straßen liefen daraus hervor ins Land, friedfertige Pilgerzeilen der Pappeln oder Obstbäume, bevölkert mit Reisenden, Wandrern, Wagen und Automobilen, von den schnurgeraden Dämmen der Bahnlinien geleitet oder überkreuzt, und die tausendfältigen Geräusche des Verkehrs schollen gedämpft, dann mit dem Einzug in die Städte dumpfbrausend wie Meeresbrandung zu ihm herauf. Da, eine brennende Fabrik! Schwarze Rauchsäulen, darin die Riesenessen, und eine, sauber und säulenschlank für Augenblicke aus dem Qualm erscheinend, öffnete sich plötzlich lautlos in der Mitte wie aus Sand, und die obre Hälfte stürzte wie ein Körper von oben in die Tiefe. Gestalten erschienen, Redner vor grünüberzogenen Tischen im Kreise lauschender Charakterköpfe, das Getümmel der Fraktionen im Wandelgang, und ein Bronzedenkmal glitt aus der Hülle, fremdartig kupfern und dunkel, die Menge schrie, Hüte flogen, Uniformen und schöngekleidete Frauen schritten Stufen empor im Gespräch mit Bürgermeistern und Weißbärten in Fräcken und Ordensbändern, die lächelten, alle lächelten. Karossen fuhren vor, Heiducken und Jäger mit Mänteln und Decken sprangen ab, da stand der Kaiser und lachte, es erschienen Vestibüle und Terrassen, schweigsame Gänge zwischen Glaskästen der Museen und Gemäldegalerien. Säle der Kliniker lagen da, blitzende Küchen der Bewahrungsanstalten, Lehrsäle, getünchte, dämmrige Korridore, die kleinen, zierlichen Höfe mit langsam umhergehenden Gestalten in blauweißgestreiften Anzügen. Der ungeheure lampenübersäte Kronleuchter eines Theaters schien von oben zu stürzen, indes er aufglomm und in den erhellten Rängen und Logen hundert Gesichter wahrnehmbar wurden, befiederte, große Hüte, lange Handschuhe, Juwelen und Abendmäntel. Schon flogen Werkstätten, Maschinenhallen scharenweise dahin, und da war sein alter Schulhof mit den kleinen Kugelakazien; Sekundaner standen um einen langen Menschen, der einen flachen Stein nach einem Baum jenseit des Flusses schleuderte, eine schwarze Krähenwolke wirbelte daraus empor. Er stand in einer der Galerien im Schlosse Trassenberg, oder Rosenstein. Die Gesichter der Ahnen sahen aus dem Düster herab, durch einen Schwertgriff, ein Pergament, einen Hut, eine Krause, einen Spitzenkragen kenntlich nach ihrer Zeit. Die Nesseln wucherten unter den Eichen im trocknen Graben um den alten Pallas; es war still, Käfer summten, der Park rauschte, eine uralte Stimme sagte: 1645. Allein wieder brodelten die Kessel der Städte, tauchten, wie von Scheinwerfern aus erst bodenloser Finsternis heraufge-

saugt, erleuchtete Nachtplätze auf, mit schwankenden Bogenlampen, blitzend die Spiegelscheiben der Restaurants, grau und verschwiegen die Rolläden vor den Auslagen, hoch schwebend die gelb leuchtenden Riesenlettern: Bahlsen Keks; Automobilkutschen, innen erleuchtet, kleine Kabinette, kreuzten rasselnd und schwankend die Gleise der Straßenbahn, und plötzlich wimmelte Charing Croß mit hundert umliegenden Straßen von Hansoms nach Theaterschluß, — nein, bloß weg aus diesem London! — Aus einem Kaffeehaus ertönte Streichmusik, und ein Herr, der heraustrat, Doktor Bödeker, führte Georg durch viele dunkle, laternenerleuchtete Straßen in das stille Zimmer des Nachtredakteurs über den bodenlosen Höfen, doch schimmerte aus der Tiefe noch ein Lichtschein aus dem Setzersaal. Es ward Tag, die Ungetüme der Rotationspressen schwangen unsichtbar ihre Räder, schlangen durch den ganzen Körper den meilenlangen Papierstreifen, kleine, gefaltete Zeitungen regneten ihnen unaufhörlich aus dem Maul. Ein Fabriktor, draußen vor der Stadt, ward aufgeschlagen, und der staubige Feldweg bedeckte sich mit einem Gewimmel von Radfahrern, von Männern mit blauen Blechflaschen, Frauen mit gestreiften Schürzen, barhaupt in gefransten Umschlagetüchern, alle mit unschönen, durch Sorge, schlechte Luft, enge Wohnungen, durch Leidenschaft oder Unlust oder Gehässigkeit entstellten Gesichtern, und hoch über ihnen durch die gläsern scheinende Abendluft fegten die Schreie der großen Pfeifen . . . Fünfundvierzig Fabrikessen standen jenseit des Flusses fern, und von allen fünfundvierzig strichen die Rauchwolken wagerecht nach Südosten, so feierlich und gelassen, daß nichts zu ahnen war vom ohrbetäubenden Getümmel in den Hallen der Maschinen und in den Arbeitssälen zu ihren Füßen. Das war die Arbeit! die Arbeit.

Herbert Eulenberg

geb. 1876 in Mülheim a. Rh., als Sohn eines Kaufmanns. Studierte in Berlin, München und Bonn, wurde Dr. jur., arbeitete eine Zeitlang als Referendar am Gericht. Später Dramaturg am Düsseldorfer Schauspielhaus, lebt jetzt als freier Schriftsteller in Kaiserswerth bei Düsseldorf.

Hauptwerke: „Anna Walewska", Tragödie, 1899; „Leidenschaft", Trauerspiel, 1901; „Ein halber Held", Trauerspiel, 1903; „Der natürliche Vater", Lustspiel, 1907; „Alles um Liebe", Komödie, 1910; „Schattenbilder", Essays, 1910; „Alles um Geld", Schauspiel, 1911; „Katinka die Fliege", Roman, 1911; „Deutsche Sonnette", 1911; „Belinde", Schauspiel, 1912; „Zeitwende", Schauspiel, 1915; „Die Insel", ein Spiel, 1918; Mückentanz", ein Spiel, 1920; „Der Übergang", Tragödie, 1921.

Gefühl ist alles in Eulenbergs Dramen, Gefühl, Stimmung, schöne Leidenschaft, Traum und Schwärmerei, in den Komödien heitere Verspottung schwerfälliger Bürgerlichkeit und Beschränktheit; nicht in allen sichert die gesammelte, spannende Kraft eines stetigen, in sich selbst geruhigen Willens den Bühnenerfolg. Die reine, deutsche Welt unsrer Volkslieder, Balladen und alten Schwänke ist auch die des Dichters, der sie unsrer Zeit zurückzugewinnen sucht. Herrengelüste reckenhafter Männer, das Sehnen stiller, hingebender Frauen, Anhänglichkeit an Haus und Wald, schwermütiger Gesang und derbes Fluchen wirbeln farbig durcheinander. Ein starker Subjektivismus, nicht immer frei von Selbstbespiegelung, streitfroher Widerpart gegen geistige Minderwertigkeit beseelt seine neuesten Spiele und Komödien. Die Gestalten werden weniger auf psychologische Feinheiten und Nebenzüge ausgearbeitet als auf einen einzigen bestimmenden Urtrieb gestellt. Seine Ideen und Erfindungen entnimmt Eulenberg den verschiedensten Stoffen und Kulturen; seine Er-

findungsgabe ist unerschöpflich. Doch finden sich zwischen großen poetischen Schönheiten, zwischen Ausbrüchen eines echten dramatischen Pathos, einer ursprünglichen Kraft, die sich auf tragischen Höhepunkten zu einer Art Berserkerwut steigern kann, Partien der Schwäche, der Entgleisung, der Skizzenhaftigkeit. Eine intensiv dichterische Grundstimmung — Zeugnis vom Rausch der ersten Konzeption — ist immer da, und immer wieder entzückt die Sprache mit der unmitttelbaren Gegenwart ihrer Bilder und Gefühle.

Die Vorzüge des Dramatikers Eulenberg fehlen auch nicht seinen Novellen und „Schattenbildern" (imaginären Porträts, in den Rahmen ihrer Zeit gesetzt). Die Mängel seiner künstlerischen Natur werden in ihnen teils völlig unsichtbar, teils treten sie um so auffälliger hervor, je nach den Motiven, die er behandelt. Ein großer Stoff reißt den Dichter mit sich fort, trägt ihn, verleiht dem Genius Flügel, irgendein kleiner, lyrischer oder rein anekdotischer Eindruck dagegen lähmt seine Kraft, läßt sein Talent nur zu dürftiger Entfaltung kommen. Jedenfalls haftet nichts von Routine, nicht eine Spur von kalter Mache Eulenbergs Arbeiten an. Frisch und unbekümmert geht er ins Zeug, mit einem naiven Künstlerwillen, der sich wohl zuweilen vergreift, niemals aber zu täuschen oder zu posieren versucht.

Aus „Anna Walewska"*

Erster Aufzug, 3.—6. Auftritt.

Solski: Sie lieben die Dämmerung nicht?

Anna: Ich werde immer traurig davon, wenn ich an dem grauen Fenster sitze und dem Wachsen der Schatten zuschaue. In dieser Stunde werde ich einmal sterben, das weiß ich ganz genau. Aber nein, nein! Wie das unrecht von mir ist, Sie so anzustecken mit meiner Traurigkeit!

Solski: Aber, Gräfin!

* Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.



Herbert Eulenberg.



Anna: Wir wollen von Leichtem und Lustigem plaudern heute an Vaters Hochzeitsabend. Sie haben mit dieser Hochzeit viel auf die Zukunft gesetzt, Graf Solski.

Solski: Tat ich nicht recht daran, Gräfin Walewska, und hätte ich, der ich Wladimir liebe wie ein Kind seinen Vater, ihm je wieder zum Ring geraten, wenn ich nicht fest geglaubt hätte, ihm sein Glück an den Herd zu locken?

Anna: Ich weiß, was Ihr Herz für uns fühlt. Aber war mein Vater nicht glücklich hier? Er hatte sein Heim und uns beide.

Solski: Und doch, was können wir gegen Gräfin Eva für ihn sein?

Anna: Hat Graf Walewski sich unglücklich gefühlt? Hat ihm ein Stück gefehlt, wenn er mit uns ausritt zur Jagd? Hat er geseufzt, wenn er mit uns bei Tische saß?

Solski: Sie mögen Gräfin Demborska nicht!

Anna: Ich habe sie gern, so gern, wie Sie meinen Vater haben. Aber ich muß mich immerzu fragen bei Tag und bei Nacht: „Wird sie meinen Vater glücklich machen?"

Solski: Warum sollte sie es nicht? Sie lacht ein Haus fröhlich vom Keller bis zum Dach.

Anna: Und mein Vater lacht nie. Ich glaube, er kann es gar nicht. Er ist zu hart geworden in all den einsamen liebeleeren Jahren hier draußen, um sich an dem, was ihm fremd ist, freuen zu können und es lieben zu lernen, so heiß und tief, wie er seine eigenen Fehler liebt.

Solski: Sie haben viel über ihn nachgedacht, Gräfin Anna.

Anna: Worüber sollte ich denn sonst hier grübeln! Es gab doch keinen Menschen für mich außer ihm. — Aber Eva liebt Gäste und Freuden und lange volle Tische.

Solski: Wir wollen sie unsere Einsamkeit lieben lehren und unsere stillen Jagden durch die weißen Wälder im Schnee. Und unsere Vesperschmäuse hinterdrein hier beim Kerzenlicht, wenn unsere Köpfe nachglühen von der Luft und am Getäfel dort unsere Schatten uns nachäffen wie Gespenster.

Anna: Das wird nun alles vergangen und vergessen sein. Ich bin so bange für meinen Vater seit dieser Hochzeit. Er wird keinen neuen Menschen anziehen können.

Thaddäus: (kommt mit Licht.) Graf Wladimir kommt, Fräulein, und unsere neue Herrin. Ich hörte den Schlitten klingeln. — Hei! Das ist kalt draußen, als wenn einen Krebse an Nasen und Ohren zwickten.

Selbst die Hunde mögen nicht anschlagen, aus Furcht den Husten zu bekommen.

(Eva und Wladimir kommen in Pelzen.)

Anna und Solski: (eilen ihnen entgegen.) Willkommen, willkommen daheim!

Wladimir: Wir waren Euch hart auf den Fersen, ihr Ausreißer ihr! Aber diese verwünschten fremden Diener hatten uns in ihrer Trunkenheit aus Spaß eine rote Leuchte auf den Schlittenschnabel gesteckt. Die hüpfte mit ihrem Schein wie ein Irrlicht vor uns her und besprenkelte den Schnee mit roten Tropfen, daß meine Augen davon ganz wirr wurden und meine Fäuste linkisch.

Eva: Ja, es ging wie durch Blut bis hierher.

Solski: Ich war so stolz auf den Vorsprung, den ersten, den ich vor dir faßte, seitdem ich lenken kann, daß ich auf die Gäule einhieb wie ein Bojar.

Anna: Und als wir zurückschauten, sahen wir nichts als die weiße weite Fläche hinter uns.

Eva: Ich wurde ganz ängstlich an seiner Seite, als er die Rosse peitschte wie beim Rennen, daß sie sich hochauf bäumten, und von ihren Mäulern die weißen Schaumflocken mit dem Schnee auf unsere Decke trieben.

Wladimir: Das war die rechte Hochzeitsfahrt wie ich sie liebe, Eva. Gegen den Schnee und den Wind, daß einem noch am Feuer davon friert.

(Er hockt sich mit Solski an den Kamin.)

Eva: Du ziehst den Mund nicht schief, Anna, daß wir euch allein ließen. Ihr habt euch nichts aus der Bibel vorgelesen, was gilt die Wette!

Wladimir: (zu ihr herübersprechend.) Warum neckst du sie, Eva? Ist das eine Lust, die Menschen rot zu machen! Komm her zu mir, Anna! Wir konnten nicht viele Worte tauschen am Tisch. Hol die Pest alle diese Junker mit den schönen Röcken und den dummen Köpfen und die schwatzhaften Weiber!

Anna: Ich saß dir doch gegenüber, Vater, und konnte dich ansehen.

Wladimir: Geh, mein Kind! Leuchte deiner neuen Mutter hinauf! Sie muß sich dreimal in jeder Stunde kämmen, nicht wahr, Eva! Sie wird dich lehren, noch schöner zu werden. Aber du brauchst das nicht zu wissen, hörst du. Gib mir die Hand!

Anna: Verzeih, daß ich dir heute nichts Liebes gesagt habe! Ich war so müde von dem ungewohnten Treiben. So viele Worte hörte ich sonst nicht in einem ganzen Jahre.

Eva: Komm, mein bleiches schwarzäugiges Töchterlein! Ich will dich mit Märchen in Träume plaudern.

Anna: (scheu ihre Hand küssend.) Du, Gute, du! Wie oft habe ich mich nach einer Freundin gesehnt.

Eva: Komm doch, du scheues Kind! Nun mußt du mir alles beichten. Ich kann tausend Geheimnisse behalten.

Anna: Nein, nun ist es zu spät. Nun weiß ich nichts mehr von mir zu erzählen. — Gute Nacht, Graf Solski! Gute Nacht, Vater!

(Sie eilt schnell weg; Eva folgt ihr lachend.)

Solski: Was wäre uns der Winter ohne die Frauen, Wladimir: Ein Schlaf ohne Träume, eine Nacht ohne Licht.

Wladimir: Vergiß den andern Tröster nicht! Heda, Thaddäus! Schon eingenickt! Kannst du im Stehen schlafen? Laß deine Beine springen und stell uns Kirschwasser auf den Tisch!

Thaddäus: Schön, Herr! Hab' nur ein wenig geträumt von meiner Zeit.

Solski: Wir wollen zum letztenmal auf dein Glück trinken, Wladimir. Ich tat's heute wohl schon hundertmal.

Thaddäus: (einschenkend.) Hier, ihr Herren! Er ist so mild wie Ziegenmilch. Es sind jetzt siebenzehn Jahre her, seit wir ihn abgezogen. Wißt, es war der große Frost, als er im Keller zum Gären stand. Draußen froren die Brunnen zu bis auf den Grund. Und die Wölfe heulten dicht ums Schloß herum. Unser armes Fräulein, Gott schütze sie, zwei Jahre war sie damals alt und schlief in der braunen Wiege, die ich bald wieder herabholen will. O das kleine Kind, wie sie bitterlich weinte vor Frost und Angst.

Wladimir: Es waren tolle Tage, Michael. Ich schoß einmal fünf Wölfe dicht vor dem Tore in einer Stunde fort.

Thaddäus: Und die gnädige Frau Tante, Gott schenke ihr Rast und Ruh', die konnte das Kind kaum zum Stillschweigen bringen mit Trostworten und Zuckerwerk.

Wladimir: Bis ich es auf den Schoß nahm, das liebe warme winzige Häufchen Fleisch, nicht wahr, Thaddäus! Da lachte es gleich über das ganze Kindergesicht und zupfte mit den Händchen die Schneeflocken aus meinem Bart.

Thåddaus: Ja, es war sonderbar. Wir wunderten uns baß darob. So ein grimmiger Herr, mit Verlaub, dem die Hunde oft aus dem Wege schlichen, und das Kind war rein versessen nach Euch.

Wladimir: Geht, guter Thaddäus! Schiebt den Riegel vor das Hoftor. Es ist sonst mein Werk. Aber heute bin ich auf Liebesurlaub.

Thaddäus: Ja, Herr, und die Hunde will ich loskoppeln. Es soll eine Banditenbande im Walde hausen. Sie lauern den Frachtschiffen an der Weichsel auf und wildern, was ihnen vor die Büchsen läuft. Gute Nacht, edle Herren! Wenn Gott nicht taub gegen den alten Thaddäus ist, sollt Ihr heute schlafen wie Mäuschen im Weizensack, so wahr ich ein Ave schnurren kann.

(Thaddäus geht.)

Solski: Das ist eine ehrliche graue Haut, der Alte! Dem traue ich mehr als allen Riegeln und Hunden.

Wladimir: Er hat noch meinem Vater die Pferde gestriegelt und den Kirschgeist gebracht. Stoß an, Bruder! Das Vaterland lebe, solange die Weichsel noch Warschaus Spiegel ist.

Solski: Und die Freiheit, (sie stoßen an), bis der letzte Tropfen polnischen Blutes verspritzt.

Wladimir: Wir Armen, wir können nur mehr heldenhaft sein beim Wein.

Solski: Nun ist meine Zeit erfüllt und mein Geschäft getan. Nun muß ich bald heimreisen, Wladimir. Morgen ist es ein Jahr schon her, daß ich mein Roß hier füttern und schlafen lasse.

Wladimir: Ja, du warst grade frei und ohne Herrn. Zwanzig Jahre hattest du dem Zaren gedient, da hieß es: „An der Jugend muß das Alter sterben." Und man machte dir so lange Lobsprüche, bis du ihnen den Degen zurückgabst: „Da! Der Pole bedankt sich."

Solski: Und als ich heimreiten wollte auf meinen Edelhof nach Wolynien hin, die Litewka bunt voll von Abschlagsorden und mein Herz wund vor Wut und Ingrimm über die Russen, da hieltst du, alter Kamerad, mich hier fest und lehrtest mich alles verachten und vergessen.

Wladimir: Wem können wir anders dienen als uns selbst. Für uns wachsen keine Herren mehr.

Solski: Wie schöne Tage streute die Zeit uns hier zu das ganze Jahr, da ich dir half, der Einsamkeit ein Schnippchen zu schlagen!

Wladimir: Wer weiß, ob der Gräfin Demborska unser Leben hier so schmecken wird wie dir!

Solski: Sie liebt dich. Sie wird sich drum leicht hier hineinfinden.

Wladimir: Ich muß es dir beichten, einmal Michael, heute noch, wo ich wie ein Verbrecher neben ihr gesessen habe tagsüber die ganze Feier

lang. Ich liebe sie nicht so, wie du von ihr sagst, daß sie mich liebt. Ich habe dies mehr meines Kindes wegen getan, dem ich eine Mutter geben mußte.

Solski: Ewige Verdammnis! Darum ließest du mich nach Prosteza reiten und für dich den Brautwerber spielen, weil du dich selber davor scheutest?

Wladimir: Begreifst du: nun kann ich Anna bei mir behalten, nun brauche ich sie nicht dem Kloster zu überantworten.

Solski: Darum warst du so traurig, als wir zusammen zu ihrem Schlößchen hinausritten und schweigend durch das bunte tote Laub trabten, in dem der Wind wie in Asche wühlte! Beim Gott meiner Ahnen, was hast du angerichtet!

Wladimir: Wie war ich glücklich und selig mit euch zweien und meiner Freiheit und meinen Hunden! Nun bin ich mit fünfzig Jahren noch ein Vogelsteller geworden und hab' mir ein fremdes Weibchen herbeigelockt.

Solski: Wie seltsam ihr seid, ihr Walewskis: Als ob Anna alles geahnt, nein gewußt hätte.

Wladimir: Daß mir das Mädchen so ähnlich ist!

Solski: Sie hat kaum einen andern gehabt bisher, nach dem sie wachsen konnte, wie dich, Wladimir.

Wladimir: Drum hat sie mich ausstudiert, tiefer und besser als Ihr alle.

Solski: Stille! Dort kommt Eva zurück. Vielleicht macht ihre Liebe noch alles wieder gut.

Eva: (hinzukommend.) So wach noch und so durstig, wo bald die Uhr Mitternacht schlägt und am lärmsüchtigsten wird?

Solski: Es ist Soldatenbrauch, schöne Frau. Ohne Schnaps keinen Schlaf, das ist ein polnischer Aberglaube.

Eva: Darf ich nicht mitkosten? Ich bin auch aus Polen.

Wladimir: Komm! Setz dich zu mir, Eva, auf den Schoß, recht wie eine Dragonerbraut und trinke mit mir. Ich will dein Marketender sein. — Aber nur einen Hühnerschluck und die Augen nicht dabei zugekniffen!

Eva: (nippt am Glase.) Brr! Das kratzt einem die Kehle wund. — Hier hast du Geld, Marketender! (sie küßt ihn.)

Wladimir: Es kostet zwei Kopeken, leichter Reiter.

Eva: Borgt mir den andern!

Wladimir: Nicht lange! Nur bis zum Bett, mein Bübchen! (er hat sie wieder geküßt.)

Eva: (von seinem Schoß herab, lachend zu Solski.) Was starren Sie mich an, mein Herr! Stimmt die Rechnung nicht?

Solski: Ich mußte daran denken, wie ich Sie zum ersten Male in meinem Leben sah. Es war in Warschau. Der Großfürst führte Sie zum Tanz. Wir blieben alle stehen und mußten Ihnen zuschauen. — O der Tanz machte mehr aus ihr, als sie wußte, Wladimir. Selbst ihr Schatten war anmutig. Wir haben die Nacht durchgezecht, da wir nicht schlafen konnten.

Eva: O ich weiß das noch, als ob es vor einer Stunde gewesen wäre! Alle die tausend Augen, die ich mit mir zog wie an einem Seil. Wie eine Königin dünkte ich mich, Wladimir!

Wladimir: Und der da versah sich an dir und erzählte mir so viel von meiner Nachbarin, bis ich neugierig wurde wie ein Kind vor Weihnachten.

Eva: Nun wollen wir bald wieder nach Warschau ziehen. Du hast doch deinen Palast nicht für die Ratten dort. Wir erfrieren hier draußen auf dem Lande und verbauern.

(Solski hat sich heimlich fortgemacht.)

Wilhelm von Scholz

geb. 1874 in Berlin als Sohn des preußischen Finanzministers. War kurze Zeit Offizier, studierte dann und promovierte als Dr. phil. Lebte mehrere Jahre in München, zuletzt als Dramaturg am Stuttgarter Staatstheater.

Gesammelte Werke, Bd. I—III, 1919/20 (enthaltend die Gedichte, die Schauspiele „Der Gast" (1900) und „Der Jude von Konstanz" (1905); Erzählungen). Früher erschienen u. a. einige kleine Schauspiele. „Meroe", Tragödie, 1906; „Vertauschte Seelen", Komödie, 1910; „Gefährliche Liebe", Schauspiel, 1913; „Der Wettlauf mit dem Schatten", Schauspiel, 1920.

Richtunggebende Eindrücke empfing Wilhelm von Scholz hauptsächlich von der deutschen Mystik des Mittelalters, über die er gelegentlich auch essayistische Arbeiten veröffentlichte. Viele seiner Gedichte und auch einige seiner Dramen weisen in dieser Hinsicht verwandte Züge auf; ihr Schauplatz ist häufig die Landschaft um den Bodensee. Straffer Aufbau, treffsichere Charakteristik und Klarheit erschöpfenden Gefühls-Ausdrucks deuten auf einen bewußt an sich und seinem Werke arbeitenden Zerebraldichter hin. Seine Verse waren nie genialisch maniriert, sondern aus unmittelbarem, gesundem Empfinden geboren, mit wachem Kunstverstand sorgfältig durchgefeilt, getreue Abbilder von beseelter Landschaft oder Landschaften der Seele. Seine lyrischen Kunstmittel, unter denen der Rhythmus obenan steht, sind durchweg vornehm gewählt, in seinen letzten Gedichten zu einer fast klassischen Reife gediehen. Das wertvollste seiner Schauspiele ist immer noch „Der Jude von Konstanz", von ansehnlichem geistigen Format, packend in den Vorgängen, überzeugend in der tragischen Lösung. Seine Novellen, zuletzt gesammelt unter dem

Titel „Die Beichte", überraschen und fesseln durch die umfassende Kenntnis des äußeren Lebens, die sich zwanglos in farbige Gegenständlichkeit umsetzt. An Tiefblick in alle menschlichen Triebe und deren Verkettung mit dem Ewigen stehen sie den Gedichten nicht nach.

Aus der Tragödie „Der Jude von Konstanz"*

Nachspiel

Nasson

So laßt mich gehn!
Ich bin entschlossen, Herr, und habe den Tod
in meinem tiefsten Willen überwunden.

Bischof

Aus deinem Munde nur will ich's vernehmen:
du willst nicht Christ sein? Willst als Jude sterben?

Nasson

Jede Gemeinschaft, Bischof, ist gelöst,
die mit den Christen, wie die mit den Juden.
Denn ich bin Niemands und kann Niemands sein.

(zu Benediktus)

Die Erde hat die Kraft verloren, Heimat
zu sein. Die Welt verliert sie auch —
und nur Vernichtung bietet Trost und Frieden.

Bischof

Halt! Bist du sicher, daß du dir Vernichtung
erzwingen kannst?
völligen rückkehrlosen Untergang?
Daß du nicht wiederkehren mußt einmal,
das Leben dort, wo du es hingeworfen,
aufnehmen mußt von neuem, unvermindert
in seiner Last, wenn du's voreilig abbrichst?

---

* Georg Müller, Verlag, München.



Phot. Vollmar, Stuttgart

Wilhelm von Scholz.



Nasson

Erschrick mich nicht! Droh' mir mit Leben nicht!
Bischof, ich schloß mit diesen Zweifeln ab.
Ich will an sie nicht denken mehr. Ich will nicht. —

Bischof

Friedlos warst du bisher. Und friedlos willst
du nun auch eingehn in die Ewigkeit?
Jenseits von Gott in unermessenen Weiten
fällt in lautlose Einsamkeit dein Weg.
Wenn du ermattest, wenn du niedersinkst,
nach Ruhe, wie der Dürstende nach Trank,
begehrst, reißt eine Qual dich auf,
wie sie auf Erden keiner kennt,
und heißt dich weiterwandern, müd' und ziellos.
Niemand wird dir begegnen als der Atem
der Nacht, der dorthin, wo du herkommst,
heimkehrend weht und dich verzweifeln läßt.

Nasson

Du kennst die einsam ewigen Straßen auch.

Bischof

Doch deine Qualen wachsen noch. Indem du
so ohne Umkehr wanderst, faßt dich plötzlich
das furchtbare Gefühl: du stündest
und alles sänke unaufhörlich rings.
Im Schwindel möchtest du die Augen schließen
und kannst nicht. Du mußt sehn, sehn mußt du, sehn,
wie alles niederfließt und fließen darf.
Nur du nicht. Du beharrst, Nasson, beharrst!

Nasson

Wenn dies Gefühl nach langer Wandrung erst
die Seele anfällt, wandr' ich lange schon.

Bischof

Hier ist der Scheideweg. Du kannst zurück. —
Wenn Menschen nach Schicksalen und schicksalsmüde

(ihm nah und innig)

sich finden, stark in sich, wortlos in sich,
und nah zusammentreten, werden sie
auf dem gefährtenlosen Weg — Gefährten.
Nasson, du darfst nicht gehn.

N a s s o n

Ich bin zu jung.
Du siehst es selbst, ich bin nicht schicksalsmüde! —

B i s c h o f

Zitterst du vor dem teilnahmlosen Frieden,
weil Liebe dich und Schmerz erfüllt, mein Sohn?
Schau dort den Weg zurück, auf dem du kamst,
verhöhnt, geschlagen und bespien,
barhaupt verschmachtend in dem Sonnenbrand,
zusammenbrechend unter deiner Last.
In dein Gefängnis schau zurück und weiter,
bis in die Zeit, da du verzweifelt rangst
und dir von allem, was du angerührt,
nur Trümmer blieben in erstarrter Hand. — —
Dies Leben biet' ich dir noch einmal an!
War jeder Schmerz, den du ertrugst, nicht Wonne?
Und alle Zweifel, die sich bleischwer hingen
an deinen Schritt, trugen sie plötzlich nicht
dich höher? wurden sie nicht Flügel dir?
War jede Qual auf deinem Weg nicht Leben?
Und Leben jeder Schlag, den du empfingst?
Dort bist du tot. — — — — — — —
Dein Leid auch, das dich jetzt mit Leben füllt,
wird nicht mehr sein, wenn du dies Tor durchschritten.

K r i s p i n

Seht, seht! Der Bischof überwindet ihn —
Er weint. Er hat ihn uns zurückgewonnen.

D o r n e c k e r

Man kann ihn still jetzt durch das Gäßchen führen.

(die J u d e n werden gefesselt herangeführt)

B i s c h o f

Ihr sollt nichts schwören. Euren Sinn soll keiner
mit Eiferworten umzuwenden suchen.
Es soll uns heilig sein das, was ihr denkt.

Nasson

(wie erwachend, sieht umher)

Bischof, wohl ist mein Schmerz süß — und ist Leben.
Doch, Bischof, nichts als Schmerzen trägt die Erde.
Du weißt es, was mir mehr ward zugemessen,
das wiegt nicht neben dem, was alle dulden
und was ich nicht mehr tragen kann.
Euch alle wirft der stille starke Sturm
der Zeit zu Staub. — Euch Greis' und Männer bald,
euch auch — und in nicht langer Zeit auch, die jetzt jung sind.
Bischof, seit mir bewußt ward und ich es mit jedem
Atemzuge fühle, daß ich hingeh' unter
Verwesenden wie ihr, da schrecken mich
all eure sinnlose Geschäftigkeit,
all eure Lust, all eure Flitterpracht,
da drängt es mich von euch hinweg, doch nirgends
find' ich die Einsamkeit vor euch — als dort! —

(er deutet auf den Scheiterhaufen)

Sie all' erwarten das Unnennbare,
das sie verlöscht gleich wehenden Lichtern, ruhig,
wehrlos als Müssen und verhüllen sich's.
In mich jedoch sank es so früh hinab,
daß es zum Willen wurde, Willen ist
und los mich reißt von jeglicher Gemeinschaft,
die euch im Tod umfaßt wie auch im Leben.
Ich geh allein, doch einer wird von euch
der nächste sein. Vielleicht du, Benediktus?
Oder von euch dort einer?

(Menge weicht scheu zurück)

Einer

(deutet auf die Juden, frech) Die dort! die!

Viele

Ja die! die Juden! Niemand sonst!

Nasson

Ihr alle!
Glaubt mir's, ich bin ein Arzt! ihr alle seid krank
an einer schweren Krankheit, welche stets

zum Tode führt und die der Tod doch heilt,
wenn er sie vor dem Ende unterbricht,
seid krank am Leben. — — — — — —
Rühr' ich euch an, zerfallt ihr schon zu Staub,
den Staub nur verhüllt euer Gewand. Dort draußen
sterbt ihr, und andre kehren heim. Die Pfeiler
bersten im Wind. Das alles ist ein Bild,
nichts als ein Bild, das ich zertrümmern kann. — — —

Viele

Er redet irr. Wahnsinnig ist sein Tun.

Krispin

Wir dürfen ihn nicht töten. Das Gesetz
verbietet uns, daß wir den Wahnsinn richten.

Dornecker

's ist nur die Todesangst, die ihn erfaßt.

Nasson

Wahnsinnig bin ich nicht. Auch Todesangst
trübt mir den Sinn nicht. Aber ihr seid Toren!
Dort die habt ihr vom Kaiser euch erhandelt
um zwanzigtausend Gulden. Und dafür
wollt ihr nichts als sie hingerichtet sehn?
Für zwanzigtausend Gulden? Rechn' ich selbst,
daß ihr zehntausend bar gefunden habt,
als ihr sie festnahmt, bleiben doch noch zehn,
die ihr für diesen kurzen Spaß bezahlt.
Wollt ihr nicht Zinsen von den Zwanzigtausend?
Und Zinseszins? So laßt die Schwämme dort
sich wiederum voll Goldes saugen —
sie tun's, 's ist ihre Art —
und preßt sie aus und wiederum und wieder,
so sind sie über hunderttausend wert,
Dann habt den Kaiser ihr um achtzigtausend
Gulden geprellt, um bare achtzigtausend!
Ihr Toren laßt euch den Gewinn entgehn
und richtet hunderttausend Gulden hin?!

Dornecker

Fürwahr das hätten wir bedenken sollen.

Stettler

Wir können's noch bedenken; 's ist noch Zeit!

Ammann

Wir müssen es. Geldmangel herrscht seit langem —
Warum hat man das eher nicht erwogen!

Dornecker

Das fragt euch selbst! Herr Bürgermeister, sprecht —

Bürgermeister

Brunnenvergiftung, Hostienschändung hat
den Juden man bewiesen, daß das Kind,
der gute Konrad, auch ihr Opfer war,
nahm das Gericht zum mindesten an. — — Vielleicht —

Krispin

Dann darf auch Nasson nicht gerichtet werden.
Auf die Bedingung bin ich einverstanden.

Dornecker

Ei gerade! Dessen Hände sammeln nichts.
Und etwas will das Volk heut sehn.
Ich fürchte, daß wir schon die Juden kaum
mit heiler Haut zurück zum Rheintor bringen.

Ammann

Sammelt die Stimmen doch!

Stettler

Die Stimmen sammelt! (geschieht)

Bürgermeister

Die Juden sollen zurück!

Dornecker

Geht! Sagt's dem Bischof!

Stettler

Paß auf, es geht! Es glaubt das Volk gewiß,
der Bischof schickt sie heim. Dem wagen sie
heut nicht zu trotzen!

Bürgermeister

Herr —

Bischof

Was ist's?

Bürgermeister

Es hat
der Rat noch einmal sich bedacht und möchte
erwägen, möchte das Gericht noch einmal —

Bischof

Habt ihr zu Recht gerichtet oder nicht?

Bürgermeister

Zu Recht, ehrwürdiger Herr! Doch wir bedenken,
daß wir der christlichen Gemeinde schaden,
wenn wir sie so der Aussicht auf Gewinn
berauben. Schwer sind diese Zeiten. Geld
ist selten worden, viele Kriegslast
legt uns der Kaiser auf. Der Handel ist
auf allen Straßen durch Gesindel sehr
gefährdet. — Das bestimmte uns —

Bischof

Ihr habt
euch die Erkenntnis spät erworben, Herrn!

Freche Stimme

Hört ihr's? die Juden werden nicht verbrannt.

(Allgemeines Murren)

Stettler

Um eures Besten willen schont man sie.
Sie haben Geld verborgen, das für immer
verloren ist, wenn wir sie heute töten!
Drum schickt man sie zurück und hebt sie auf,
bis man es hat.

(Die Juden sinken in die Knie; einige küssen Nassons Gewand)

Nasson

Ich will nicht mit euch sterben. Das ist alles.
Geht! Lebt mit diesem Volk in ewiger Fremde!

(zu Allen)

Haßt euch! verachtet euch! Ihr seid es wert!

(Juden aufgerissen und zurückgeführt)

Bischof

Den einen dort verbrennt ihr?

Ratsherren

(zweifelnd; ein Henker tritt hinter Nasson)

Freche Stimme

Hoho! Jetzt wollen sie auch den Doktor schonen.
Hat der denn auch vergrabene Schätze? He?
Wir wollen ihn brennen sehn und lassen uns
nicht um die ganze Freude prellen! Nein!

Dornecker

Lärmt doch nicht so! Wir wollen ihn nicht schonen!

Nasson

Verstehst du noch nicht, Bischof, meinen Wunsch,
daß ich nicht Mensch mehr sein will, daß zu tief
ich Scham empfinde, Mensch zu sein?! Ich habe
die Riesenkraft nicht, um wie du mich lebend
aus ihrem Schmutze zu befreien
und einsam über Wipfeln hinzugehn. — —
Doch du verstehst mich jetzt? Verstehst du mich?
Sag' nein, wenn du es kannst! Sag' nein! — Du schweigst. —
So will ich dir denn beichten, Bischof, beichten.
Fern möge meine Stimme dir erklingen,
als käme sie weit aus dem All, von Sternen,
und schlüge erst nach Jahren an dein Ohr.
Wie hab' ich diese Welt geliebt. Das schmerzt.
Denn über meiner Sinnenliebe wuchs
noch eine andere Liebe in mir auf,
die brünstiger die Welt umarmen wollte,
die mich wie eine wehende Flamme faßte,
daß ich wie Asche war, sobald sie schlief.
Wie hab' ich diese Welt geliebt. — — —
Ich kann das müde Auge weiden noch
am Sonnenschein. Süß kühlt mich hier der Schatten

des weiten Tors, in dem die Schwalben nisten.
Wohltat war mir der Trank, den du gereicht. — —
Doch sieh, das fängt schon leise wieder an,
mich zu erinnern, Alles wachzurufen — —

Bischof

(wendet sich leise ab und steigt schweigend die Stufen hinauf)

Bürgermeister

(steht zweifelnd mit dem Stabe)

Dornecker

Er gab das Zeichen. Schnell! Zerbrecht den Stab!

Krispin

Herr Bischof, soll — —?

Bischof

(steigt schweigend weiter)

Dornecker

Ihr seht's!

Bürgermeister

(zerbricht das weiße Stäbchen und wirft es hin)

Gemurmel

Wie mild er redet, wie der Tod ihn sänftigt!

Rufe

(draußen) Segne uns, Herr!

Nasson

Gefällt euch, was ich sprach, so sei's verflucht!
Ich will mich in die reinigenden Flammen
eintauchen, Benediktus. Alles soll
in mir verbrennen und dann löschen.
Ich habe keine Heimat, Benediktus,
auch nicht als Asch' und Staub, wie ihr doch alle.

(Benediktus stützt ihn; Bischof neigt sich von oben segnend über ihn;
Benediktus und Nasson ab; Volk drängt nach)

Vorhang

Glockeninschrift

Schlage mich an, daß ich schwinge!
Dann wächst ich als Schall
in weiten Ring
ertönend über ~~[illegible]~~ Wolken und Land
dann ruht ~~[illegible]~~ hallend Wand
~~[illegible]~~ auf Erdrand,
~~[illegible]~~
~~[illegible]~~ im All.
Hallend bin ich [...]

Urschrift

Schlage mich an, daß ich schwinge!
Dann wächst mein Schall
ertönend über Wolken und Land.
Dann ruht meine eherne Wand
auf Erden- und Himmelsrand
als Hall.

Reinschrift

„Glockeninschrift" von
Wilhelm von Scholz



Paul Ernst

geb. 1866 in Elbingerode i. H. als Sohn eines Bergmanns. Studierte Theologie, wandte sich dann der Geschichte und Nationalökonomie zu, arbeitete eine Zeitlang im Kommunaldienst und in der Landwirtschaft. 1897 zog er vorübergehend mit Arno Holz zusammen, lebte später einige Jahre in Weimar, wohnt jetzt in Königsdorf (Allgäu).

Hauptwerke: „Sechs Geschichten", 1900; „Prinzessin des Ostens", Novellen 1902; „Der schmale Weg zum Glück", Roman, 1903; „Der Weg zur Form", Essays, 1906; „Die selige Insel", Roman, 1909; „Hochzeit", Novellen, 1913; „Die Taufe", Novellen, 1916; „Wendunmuth", Spitzbuben- und Komödiantengeschichten, 1920; „Gesammelte Schriften" z. T. erschienen.

Sehr stark tritt in Paul Ernsts Persönlichkeit und Schaffen die Neigung zu wissenschaftlicher Gründlichkeit, zu theoretischer Behandlung großer Stilprobleme und zur Polemik gegen jeweils herrschende Richtungen auf. Auch mit volkswirtschaftlichen Fragen hat er sich beschäftigt und sich vom Sozialdemokraten allmählich zum Konservativen gewandelt. Im „Weg zur Form" stellte er die streng bindende Forderung eines „Neu-Klassizismus" auf, der er in seinen weiteren dichterischen Werken — die frühesten standen unter dem Einfluß von Arno Holz' Naturalismus — gewissenhaft folgte. Von Literaturen vergangener Jahrhunderte zog ihn besonders die altitalienische Novellistik an; er versteht es, in seinen eigenen Novellen ebenso hübsch und geschickt zu fabulieren wie die Boccaccio und Bandello, deren Stil er gern archaisierend nachahmt. Bestimmte, aus der Antike und dem Schillerschen Drama abstrahierte Gesetze will Paul Ernst auch auf das moderne Drama angewandt wissen. Seine Versuche im Lustspiel und in der Tragödie leiden jedoch an einer gewissen Blutleere und Absichtlichkeit und hatten wenig Erfolg.

Der Roman, den Paul Ernst seiner Kunstlehre entsprechend ziemlich niedrig einschätzt, wurde von ihm im „Schmalen Weg zum Glück" als halb autobiographische Entwicklungsgeschichte behandelt. „Die selige Insel" und „Saat auf Hoffnung" konnten nur bestätigen, daß für Paul Ernsts spröde, ganz auf das knapp Konstruktive gerichtete Begabung die anekdotische Novelle das eigentliche Feld ist.

Aus „Die Taufe"

Die Heirat des Verurteilten

Zwei junge Leute trafen sich etwa gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts an einem schönen Frühlingstage vor den Toren von Stockholm. Der eine war stattlich gekleidet und ritt auf einem schönen Pferd, der andere ging bescheiden zu Fuße, und sein Anzug ließ nicht auf eine große Reisekasse schließen.

Der Fußgänger grüßte den Reiter; der Reiter antwortete höflich; es entwickelte sich ein Gespräch; es stellte sich heraus, daß die beiden junge Herren von Adel waren und nach Stockholm gingen, um sich dem König vorzustellen; der Reiter saß ab, ließ sein Pferd am Wegrand grasen und setzte sich zu dem anderen auf einen Steinhaufen; dann erzählten sie sich ihre Geschichte, deren wesentlicher Inhalt war, daß der Reiter wohlhabende Eltern hatte und Lindstern hieß und der Fußgänger arm war und sich Ridderschwert nannte. Lindstern fand, das Leben habe ihm bis jetzt immer übel mitgespielt, Ridderschwert hatte bis nun noch keinen Grund zum Klagen gefunden. Lindstern machte dem anderen den Vorschlag, sie wollten Freunde sein, Ridderschwert nahm an und eröffnete den Bund mit der Bitte um ein Darlehen von drei Reichstalern, die der Freund gleich aus einem Täschchen vorzog, das ihm seine Mutter selber genäht und um den Hals auf die bloße Haut gehängt hatte, damit es ihm nicht gestohlen werde. Nachdem sie noch eine Weile geplaudert, verabredeten sie ein Gasthaus, wo sie sich treffen wollten; Lindstern schwang sich wieder auf sein Pferd und ritt weiter, und Ridderschwert zog zu Fuß hinter ihm her.

In der Stadt trafen sie sich nach ihrer Verabredung, ruhten sich aus, ließen ihre Kleider in Ordnung bringen und wurden den anderen Tag bei Hofe vorgestellt.

---

* Georg Müller, Verlag, München.

Die Königin gab ein Gartenfest und lud die beiden Herren ein; sie selbst war als Diana gekleidet, ihre Hofdamen als Nymphen, der König als Endymion, der Oberhofprediger als Silen, und wer von den Herrschaften am Hofe sonst noch Geld genug hatte für eine Maske, der stellte nach seinen Fähigkeiten irgendeinen anderen Gott, Halbgott oder mythischen Helden vor. Die beiden Freunde machten runde Augen, wie sie die vielen schönen Mädchen in den anmutigen Gewändern sahen, und Ridderschwert stieß Lindstern in die Seite, daß er braun und blau wurde. Eine Nymphe blieb plötzlich vor den beiden stehen, sah sie schalkhaft an, erhob ihren Speer und zielte auf sie; Lindstern zuckte zurück und Ridderschwert eilte auf sie zu; da wirbelte sie den dünnen Speer hoch in der Hand, lachte hell und eilte leichtfüßig davon über die Wiese, wo Maßliebchen und Veilchen zwischen dem niedrigen Gras blühten. Ridderschwert, fragte einen kurzatmigen und dicken Herrn, der eine Lyra in der Hand trug und den Apollo darstellte, nach dem Namen des schönen Mädchens; der Herr antwortete mit stolzglücklichem Lächeln auf dem breiten Gesicht, indem er sich den Schweiß abwischte: „Das ist nämlich meine Tochter, das Fräulein von Palmschild."

Lindstern war blaß geworden. Er zog Ridderschwert mit sich fort an eine einsame Stelle des Parks, legte die eine Hand auf sein Herz, ergriff mit der anderen die Rechte seines Freundes und rief: „Die ist es." „Was?" fragte Ridderschwert verwundert. „Die ich liebe", sagte der andere. Ridderschwert lachte. „Es ist die wahre Liebe, die Liebe auf den ersten Blick," beteuerte Lindstern. Ridderschwert kaute an seinem Schnurrbärtchen und sagte: „Geschmack hast du, sie ist ein verdammt hübsches Frauenzimmer. Wenn du die kriegst, dann kannst du von Glück sagen." Hier traten Lindstern die Tränen in die Augen, er sank dem anderen an die Brust und sprach: „Sie wird sicher schon versprochen sein." „Na, dann frage sie doch," riet ihm der Freund. Lindstern erwiderte, er werde nie den Mut haben. Ridderschwert lachte und sagte: „Dann werde ich sie fragen." Lindstern errötete, dann drückte er dem Freunde stumm die Hand und ging von ihm fort. „Eine putzige Kruke, hat Angst vor einem hübschen Mädchen," sagte Ridderschwert für sich, „aber ein anständiger Kerl; wir wollen sehen, was sich machen läßt." Er strich sich die Handschuhe glatt, ging wieder zu der Gesellschaft, suchte, bis er Fräulein von Palmschild fand, und trat auf sie zu, verneigte sich und zog tief seinen Hut ab. Die schöne Nymphe errötete; er lachte. „Weshalb lachen Sie?" fragte sie ihn unwillig. „Wir haben uns immer darüber gestritten, ob die Mädchen auch im Dunkeln erröten," erwiderte er, „und ich habe stets behauptet, das ist nicht der Fall. Aber nun sehe ich, daß Sie nur bis zum Hals erröten, und man sieht doch mehr als nur Gesicht und Hals." Ihre Augen füllten

sich mit Tränen, sie wendete sich ab. Er ergriff ihre Hand und sprach: „Verzeihen Sie den Scherz, er war zu dreist." „Was wollen Sie von mir?" fragte sie leise. Hier nun wurde er plötzlich verlegen, er stotterte: „Ich sollte Sie von meinem Freund Lindstern fragen...," aber mehr konnte er nicht vorbringen. Sie merkte seine Verlegenheit, lachte hellauf, sah ihn unter ihren Tränen schelmisch an und rief ihm zu: „Weshalb fragen Sie denn nicht für sich selber?" Damit lief sie fort, und es war ihm vor seinen trunkenen Augen, als ob die Blumen und Gräser sich unter ihren Tritten nicht bogen.

„Donnerwetter," murmelte er; „das kann mir keiner übelnehmen"; und damit machte er sich mit langen Schritten hinter der zierlichen Nymphe her. Wirklich erreichte er sie auch nach einiger Zeit wieder; sie stand vor einem dichten Gebüsch und konnte nicht weiter, er stellte sich breit vor sie hin und verhinderte, daß sie ihm vorbeifloh, dann sagte er: „Ich frage für mich." Da nahm sie ihren Speer, stieß den Verehrer mit dem stumpfen Ende in die linke Weiche, wo die kitzlige Stelle ist, er bog sich vornüber, und nun entwischte sie ihm lachend. Sein Hut war zur Erde gefallen, er hob ihn auf, setzte sich ihn wieder auf den Kopf und sagte zu sich: „So, das ist in Ordnung, jetzt wird der Alte gefragt."

Wie er aber den Alten aufsuchen wollte, traf er den Freund, der erwartungsvoll beide Hände gegen ihn ausstreckte, um dankbar seine Rechte zu ergreifen, und fragend ausrief: „Nun?" Die Sache war ihm doch fatal, und so antwortete er denn brummig, in einem Tone, als ob der andere schuld sei: „Sie liebt überhaupt mich." Entgeistert wich Lindstern zurück, sah ihn starr an, plötzlich zog er seinen Degen und rief: „Nimm Deckung." So fochten sie nun, und da Ridderschwert geschickter und schneller war wie der andere, so lag Lindstern bald auf dem Boden. Das Geklirr der Waffen hatte Menschen herbeigezogen, man ergriff Ridderschwert, der auf den bewußtlosen Körper starrte, beschäftigte sich mit dem Verwundeten; ein Arzt erklärte die Verletzung für sehr gefährlich; der König erschien, Fräulein von Palmschild kam, machte einen langen Hals, und als sie den zerstörten Jüngling erblickte, den die Umstehenden festhielten, fiel sie in Ohnmacht.

Um dem Duellunwesen zu steuern, hatte der König ein scharfes Gesetz gegeben, nach welchem jeder, der einen anderen im Zweikampf verletzte oder tötete, mit dem Tode bestraft werden sollte. So wurde der unschuldige Jüngling denn ergriffen und in ein Gefängnis geschleppt; der König hatte selber die schärfsten Befehle gegeben.

Der dicke Herr von Palmschild liebte seine Tochter zärtlich und mußte alles tun, was sie wollte; so ging er denn zum König und bat für den Verbrecher; der König antwortete ihm, er dürfe nicht begnadigen, so leid ihm

auch der junge Mann tue. Fräulein von Palmschild weinte so lange, bis die Königin ihren Gemahl aufsuchte und Fürbitte tat; der König war unerbittlich und sagte, er würde seinen eigenen Sohn hinrichten lassen, wenn er sich duellierte. Lindstern wurde gut gepflegt, und da er ein junger und gesunder Mann war, so genas er wieder; als er eben gehen konnte, erbat er eine Audienz, fiel dem König zu Füßen, erzählte, wie er selber zuerst den Degen gezogen habe und wie sein Freund eigentlich unschuldig sei. Der König antwortete ihm: „Gott hat mich auf meinen Thron gesetzt, daß ich tue, was recht ist, und nicht, was mir gefällt."

Nun hatten die Richter das Urteil gesprochen und Ridderschwert sollte in einer Woche hingerichtet werden. Da erklärte Fräulein von Palmschild ihrem Vater: „Ich liebe ihn und will mich mit ihm verheiraten, damit ich wenigstens nachher seine Witwe bin und vielleicht einen Sohn von ihm großziehen kann." Der Vater tat natürlich alles mögliche, um sie von diesem Plan abzubringen, er versprach ihr ein Reitpferd, ein Brokatkleid, einen Brillantschmuck, er schlug ihr vor, sie solle Lindstern heiraten; sie bestand auf ihrem Willen; die Königin küßte sie und sagte ihr, sie sei ein mutiges Mädchen, auch der König sprach sich anerkennend aus; der alte Palmschild weinte und sagte, die Worte der Herrschaften seien sein einziger Trost; und so wurde denn die Hochzeit im Gefängnis gefeiert.

Eine Woche lang lebten die Neuvermählten zusammen. Der König hatte Befehl gegeben, daß ihnen zwei Zimmer und eine Küche im Gefängnis eingeräumt wurden, die junge Frau hatte die Zimmer behaglich und zierlich mit schönen Möbeln ausgestattet, die Küche mit blankem Kupfergeschirr, der König hatte ein köstlich geschnitztes Bett geschenkt, die Königin die Bettwäsche, alle Freunde, Verwandten und selbst die entferntesten Bekannten, ja ganz fremde Menschen, hatten Silbergerät, Teppiche, Bilder und allerlei anderen Schmuck in die junge Wirtschaft gestiftet; und so saßen die beiden behaglich und heiter in ihrer Weltabgeschiedenheit, lachten und trieben Scherz.

Unterdessen aber war Lindstern nicht müßig.

Damals hielt sich gerade eine russische Gesandtschaft am schwedischen Hof auf, und man wußte, daß der König genötigt war, jede mögliche Rücksicht auf die Russen zu nehmen. Lindstern hatte mit den Herren dieser Gesandtschaft freundschaftliche Beziehungen angeknüpft, unter großen Qualen freilich, denn die Russen tranken entsetzlich viel, und zwar reinen Schnaps. So hatte er denn vermocht, sie für seinen Freund zu erwärmen; wie die beiden verheiratet waren, hatte er sie mit den Russen besucht; die junge Frau hatte ein reizendes Essen angerichtet, nach dem Essen hatte man getrunken, gesungen, getanzt, dann hatten alle untereinander Brüderschaft gemacht, dann hatten die Russen die Gläser zerschlagen, und zuletzt

hatten sie erklärt, der Zar werde nicht dulden, daß ihr Freund wegen einer solchen Kleinigkeit hingerichtet werde.

Wie nun das Blutgerüst auf dem Schloßhof aufgerichtet war, der ganze Hof versammelt, der gute Ridderschwert mit gebundenen Händen, nacktem Hals und geschorenem Haar ankam, begleitet von seiner geliebten Frau, welche ihre Hand unter seinen rechten Arm geschoben hatte, da erhoben sich plötzlich die Russen, schritten vor die Majestäten, machten eine tiefe Verbeugung und erklärten, daß sie für das Leben des jungen Mannes bäten und ihrem Zaren schreiben wollten, daß sie diese Bitte an die Majestät richteten als ein Zeichen der Freundschaft für den Zaren, denn wenn der Zar die Geschichte des jungen Mannes höre, so werde er sich gewiß freuen, wenn er seinetwegen begnadigt sei.

Der König wollte ja gern begnadigen, und nun er durch die Bitte der Gesandten einen Grund hatte, erhob er sich erfreut und sagte: „Ich erweise gern meinem erhabenen Vetter von Rußland diese Gefälligkeit." Da freuten sich die Russen so, daß sie in ihrer Begeisterung platt auf die Erde fielen und Hurra riefen, wie sie es vor ihrem Monarchen tun, der alte Palmschild stimmte mit in das Hurra ein, die anderen Leute auch; die junge Frau schnitt mit ihrer Schere, die sie am Gürtel hängen hatte, die Bande des Gefangenen durch, fiel ihm um den Hals und küßte ihn; Lindstern kam zaghaft herbei und wünschte ihr Glück, da fiel sie auch ihm um den Hals und küßte ihn, und das machte Lindstern so glücklich, daß er nun auch seinen Hut schwenkte und noch einmal Hurra rief, als die anderen schon aufgehört hatten zu schreien, was denn ein allgemeines Gelächter und eine große Fröhlichkeit bei allen erzeugte.

Wilhelm Schäfer

geb. 1868 in Ottrau (Hessen). War eine Zeitlang Lehrer. Lebt als Herausgeber der Zeitschrift „Die Rheinlande" in Vallendar a. Rh.

Hauptwerke: „Anekdoten", 1908; „Die Mißgeschickten", 1909; „33 Anekdoten", 1911; „Karl Stauffers Lebensgang", Roman, 1912; „Die unterbrochene Rheinfahrt", Erzählung, 1913; „Der Lebenstag eines Menschenfreundes (Pestalozzi)", Roman, 1915; „Erzählende Schriften", in vier Bänden gesammelt, 1919.

Es ist fast eine neue literarische Gattung, die Wilhelm Schäfer entdeckt hat: die kleine bedeutsame Anekdote, wie der Chronist sie zu überliefern pflegt, nachdenklich von allen Seiten betrachtet, philosophisch und historisch motiviert, auf ein würdiges Niveau der Form gebracht. Diese kondensierten Historien — Rankenwerk der Kulturgeschichte — werden vorgetragen für den verwöhntesten Geschmack; die Sprache ist knapp, plastisch, von strengem Rhythmus. Auch in seinen größeren Erzählungen und biographischen Romanen tritt Schäfer als phantasierender, komponierender Dichter zurück und läßt lieber die Tatsachen selber ihre schlichte, unaufdringliche Sprache reden. Immerhin durchleuchtet und erwärmt seine Persönlichkeit die Vorgänge mit ethischem Pathos. So führt er in seinem Pestalozzi-Roman das abenteuerliche Leben dieses großen, viel zu wenig gekannten Pädagogen wie ein Stück Menschheitsgeschichte vor, das romanhafter Zutaten nicht bedarf, um als lebensvolles, ergreifendes Kunstwerk zu wirken. Ein milder Glanz geht aus von diesem bürgerlichen Heldenleben. Erschütternde Tragik eines Künstlertums, das sich an eigener Flamme verzehrt, ist das Thema des Romans vom Lebensgange des schweizer Radierers Karl Stauffer, eines ganz individuellen und doch durch dichterische Intuition zum allgemeingültigen Symbol erhobenen Schicksals.

Aus „33 Anekdoten“*

Vom Schwarzversiegelten

Nicht jedes Wiedersehen darf so viel Gulden kosten wie jenes, da Bernhard von Stramberg, Ratsherr zu Frankfurt, seinen Bruder fand. Er saß an einem Herbsttag früh im Römer, der damals noch ein schlichtes Amtshaus, nicht solch ein Steingebäude war wie heute, und hatte in Arbeitsnot den Schreibtisch vollgepackt mit Akten, davon schon manche seit Wochen durch seine Träume gingen. Da klirrte es mit Sporen in sein Zimmer, und als er schlechter Laune aufsah, trat aus dem Dunkel in seinen hellen Fensterplatz ein schlanker Leutnant in roter Uniform, nicht allzu jung und schon ein wenig vom Leben angefaßt, auch staubig vom scharfen Ritt, der kurzerhand und schweigend ein Schreiben auf seine Akten schob: Quartier zu machen den sächsischen Chevaulegers, die noch zum Mittag für eine Nacht einreiten würden.

Und weil im Jahre 1795 die Heere der Verbündeten sich nach Frankreich drängten, den Royalisten beizustehen, so hatte sich der Ratsherr schon seit Wochen mit Einquartierung abzufinden. In wenigen Minuten war das Papier mit Stempeln und Siegeln überklebt und wurde zur Unterschrift dem Leutnant hingeschoben. Der ließ den Säbel ins Gehänge fallen und fegte mit dicken Zügen einen Namen hin, so daß der Ratsherr ihn nicht zu lesen vermochte und mit dem Papier aufstehend danach fragte.

Christoph von Stramberg, sagte der rote Reiter, zugleich zum Abschied sich verneigend. Der Ratsherr aber winkte ihm bestürzt, zu warten, während er unfähig sich zu fassen dem Leutnant in das braune Gesicht sah, worin er trotz mancher eingefressenen Leidenschaft die Züge seines jüngeren Bruders wiedererkannte, der vor Jahren als Student aus Marburg wegen Schulden und schlimmer Weibergeschichten entwichen war. Obwohl nun damals ein Offizier nicht sehr geachtet wurde, besonders nicht von einem Frankfurter Ratsherrn, so war er doch erfreut, ihn nicht als etwas Schlimmeres zu finden. Er bot ihm also ein brüderliches Wiedersehen, wobei er alles Häßliche, was damals in Marburg beim Abschied zwischen ihnen gewesen war, rechtschaffen zu vergessen suchte.

Lud auch den Bruder ein, im Weidenhof mit ihm zu speisen; es gäbe einen Dreiundachtziger, Johannisberg, acht Gulden zwar die Flasche, doch exzellent. Der Leutnant nahm dies alles, mit manchem Seitenblick aus seinen tief umrissenen Augen, doch ohne Widerrede an. Nur hätte er vorläufig — wie ihm schiene, gleich dem Ratsherrn — viel zu tun,

---

* Georg Müller, Verlag, München.

damit sein Regiment Quartier bekäme. Da vermochte der, dem Bruder rasch zuliebe, noch etwas mehr, als sein Papier mit Siegeln zu bekleben: er wies ihm für die Offiziere die besten Häuser und gab ihm manchen Rat und auch Empfehlung mit. Darüber wurde der Bruder besserer Laune, und als er, ganz wieder der liebenswürdige Junge von damals, in seiner roten Uniform ihm lachend ein Wiedersehen zuwinkte: da blieb der Ratsherr bei seinen Akten als ein Mann zurück, der mit sich selber zufrieden ist. Nur wollte ihm die Feder nicht mehr parieren, und ein paarmal geriet er sehr ins Mißbehagen, daß er nun so mit Pflicht und Ordnung die Jahre füllte, indessen sein Bruder nur in einer roten Uniform daher zu kommen brauchte, damit er gleich der Sünden ungeachtet in brüderlichem Eifer für ihn sorge.

Doch war er weicher, als der Mittag kam und er das Herrenzimmer im Weidenhof zum Essen richten ließ, mit Blumen den großen Tisch gedeckt, wie wenn zwei Fürsten miteinander speisen wollten. Es freute ihn, vor seinem Bruder in Ordnung und Wohlstand dazustehen; und als darüber mit Hörnerschall und Pferdegetrappel das rote Regiment einritt und er von dem Balkon aus den Bruder salutieren und die Kameraden lustig grüßen sah: da konnte er sich nicht enthalten, ihm fröhlich zuzurufen, und war fast stolz, als auch der Oberst ihn höflich salutierte. Er trat diskret danach zwar in das Zimmer zurück, ging aber lebhaft auf und ab und war von Herzen gnädig: wie er selber den Christoph wohl zum Leichtsinn verleitet hätte, und alle, die seiner Laune entzückt zu Diensten gewesen wären. Er hörte die Stimme da unten lachen, ein bißchen schartig zwar, doch heller, als jemals im Römer ein Ratsherr lachte, und kam sich selber auf einmal grämlich vor und dachte, daß er und alle, die durch Tüchtigkeit den Staat in Ordnung hielten, nichts anderes bezweckten, als solchen Vögeln das Fliegen leicht zu machen.

Er hatte Zeit genug, dies zu verwinden. Nach fast zwei Stunden erst, die Kellner ließen schon die Köpfe hängen, erschien der Leutnant, erhitzt und staubig und heiser von dem Sprechen. Da sah er, wie doch nur ein armer Offizier aus ihm geworden war, der sich sein Leben mit Reiten und anderer Schinderei erhalten mußte; und war fast zärtlich mit ihm und legte ihm enthaltsam die besten Stücke vor; und als er dann vom Schwarzversiegelten eingoß und wußte, er hatte ihn bezahlt: da war er wieder ganz der Ratsherr von Frankfurt. So ging das Essen seinen wohlgemessenen Gang zur zweiten Flasche, indem der Leutnant, die Edle des Weins ungeachtet, in großen Schlücken trank. Und als sie endlich schon tief im Nachmittag am Rauchen waren, da saß der Ratsherr, dem auch der ungewohnte Wein in die Gedanken stieg, behaglicher als sonst in seinen Stuhl gelehnt und meinte fast, es liefe das Blut ihm auch so flüssig durch

die Adern wie dem Roten, und lobte sich und seinen Edelmut und war sehr sanft zu seinem Bruder. Der saß versunken da und sprach nicht viel, wie einer, der in Rührung versonnen ist, so daß dem Ratsherrn aus dem Schwarzversiegelten der Vorwitz auf die Lippen sprang: er säße da wie der verlorene Sohn.

Da schoß dem schlanken Menschen das Blut ins staubige Angesicht; er sah den sauberen Ratsherrn an mit einem Blick, der tief verloren war, und lachte hart und brannte mit der Zigarre, fest auf den Tisch gepreßt, ein Loch ins weiße Linnen, und in den Furchen seines jungen Gesichts rannen die Tränen herunter wie bei einem Knaben.

Nicht lange danach klopfte es; ein wenig angerötet zwar, doch sonst in guter Form trat der Major des Leutnants ins Zimmer, ein flinker Mensch mit weißem Schnauzbart, der sich recht artig vor dem Ratsherrn verneigte und gekommen war, sich bei dem Leutnannt zu bedanken fürs Quartier. Der wußte, schnell gefaßt, den Dank auf seinen Bruder abzuschieben; und wie der so geschmeichelt war, und wie ein höfliches Wort ein verbindliches gab, saß der Major bald eifrig eingeladen vom Ratsherrn beim Schwarzversiegelten und wußte den Geschmack zu rühmen, obwohl er Sachse war. Da wurde der Leutnant wieder der rote Reiter und führte mit scharmantem Scherz die beiden ins Gespräch von heiklen Sachen, daß dem Major die Tränen in den Schnauzbart kullerten und auch der Ratsherr ein paarmal seine Würde vergessen mußte. Darüber klopfte es zum zweitenmal, und diesmal trat der Oberst, sich leise neigend, so lang war die Gestalt, ins Zimmer. Der wollte auch dem Leutnant sein Quartier verdanken und war ein Mainzer Kind und blähte die Nüstern förmlich nach dem Weingeruch; und wo schon sein Major geladen war, da konnte es für ihn nicht fehlen, so daß sie bald zu vieren und bei der sechsten Flasche saßen.

Der Leutnant war toll im Wein; er warf die Scherze hin mit schlanken Händen, wie wenn er Karten gäbe, und hatte sein Knabenlächeln um den Mund, und alle hörten zu und waren stolz auf ihn. Es wäre ein vergnügter Nachmittag geworden, wenn nicht die gleiche Dankbarkeit für sein Quartier den jüngsten Leutnant des Regiments getrieben hätte, gleichfalls den Stramberg aufzusuchen. Er war ein stiller Mensch mit gutem Wesen, der sehr verlegen war, ihn nicht allein zu finden, und sich sogleich in Höflichkeit empfehlen wollte. Nun war zwar Platz genug am Tisch; doch mochte es dem Herrn von Stramberg zu teuer werden mit seinem Schwarzversiegelten, und weil es nur ein Leutnant war, so sah er recht absichtlich zurückgelehnt und mit gefalteten Händen den jungen Menschen ungeduldig an.

Da faßte den Christoph von Stramberg solch ein Zorn, daß er die

Hände nicht zu lassen wußte, und seine Stimme bellte heiser, als er den Oberst um Erlaubnis bat, den Leutnant zu einem Glase Wein zu bitten. Der Oberst blinzelte verdutzt und sah den Ratsherrn an. Der merkte, daß ihm etwas unterlief; doch war er nicht beherrscht genug, es zu verbergen, und sagte mit Höflichkeit: Wenn sein Bruder einen Kameraden bäte, so sei das selbstverständlich auch in seinem Namen.

Der Leutnant gewann noch eine Form, sich zu entfernen: Er säße mit den andern Kameraden unten und habe nur den Leutnant begrüßen wollen und nicht gedacht zu stören. Worauf er sich mit artiger Verbeugung empfahl. So schien der Stramberg auch beruhigt; er hielt ihn an der Hand zurück und bat den Oberst, indem er sich auf seine schlanke Art erhob, die Kameraden unten begrüßen zu dürfen. Und als er Arm in Arm mit dem andern hinausging, noch einmal winkend, ein Scherzwort auf den Lippen, war keiner von den dreien der Meinung, daß nun der Zwischenfall noch ernst zu nehmen sei.

Sie hörten den verschollenen Lärm, womit sie unten ihn begrüßten; und hatten gerade angefangen, vor dem Ratsherrn, der verdrossen geworden war, Anerkennung und Besorgnis zu häufen im vertraulichen Gespräch, als die Treppe lebhaft von vielen Tritten wurde. Strahlend, nur in den Augen einen scharfen Glanz, kam er herein, an jeder Hand einen Kameraden, indessen die andern ihm lustig und verlegen folgten, salutierte den Oberst und verbeugte sich vor dem Ratsherrn, Spott um den Mund: Dies, lieber Bruder, sind Soldaten, die morgen vor den Feind ihr Leben tragen, damit ihr ungestört in Frankfurt schachern könnt. Vielleicht schon morgen abend — er riß sie an den Armen vor — daß ihnen der Schädel zerhauen ist. So habt Ihr viele, doch seltene Gäste mit Eurem Bruder zum Schwarzversiegelten geladen. Doch ein Hundsfott, wer nicht fröhlich ist!

Und damit war er schon wieder mit lachenden Augen und einer Stimme voll Schelmerei beschäftigt, einen jeden an seinen rechten Platz zu bringen und Gläser und Flaschen zu verteilen, die von den Kellnern reichlich hereingetragen wurden. Und weil nicht alle bescheiden waren wie der jüngste Leutnant, so begann nach wenigen Minuten eine fröhliche Zecherei, wie wenn sie da schon stundenlang ein Fest am feiern wären. Und wer noch schüchtern war, den faßte er mit Scherzen und einem Zutrunk aufs Wohl des edlen Spenders. Es waren ihrer nur wenige vom Rhein, meist Sachsen oder Böhmen, die soffen den Edelsaft wie Schnaps und Bier.

So hatte sich der Ratsherr ein wildes Fest im Weidenhof gerichtet und saß nun blaß und tückisch inmitten der roten Reiter eingesperrt und sah mit unverstellter Wut die vielen Flaschen zu acht Gulden auf sein Wohl vertrinken; und manche wurde nur geköpft und halb verspritzt, daß bald

das Tischtuch mit den nassen Blumen dampfte. Indessen wurde der Leutnant stiller; doch trank er mehr als einer und schüttete den schweren Trank hinunter, wie wenn er sonst verbrennen müßte. Und saß mit dunkeln Augensäcken, die Hände auf den Tisch gelegt, den Glanz der Trunkenheit im Blick. Sie fingen an zu rütteln an ihm und riefen ihn zu ihrer Lustigkeit; und ließen von ihm ab, tranken dem Ratsherrn zu und dachten nicht mehr an ihn.

Und lachten auf, und einige, die ihn kannten, wurden blaß, als er den Säbel erst umschnallte und sich das Käppi fest in die Stirn aufdrückte und mit dem Säbelknauf hart auf das Tischblatt klopfte. Er war sehr bleich und das Gesicht in Riemen aufgefurcht und in den Augen Haß, und Frechheit um den Mund; und war noch jedes Wortes mächtig und tat den roten Reitern und dem Ratsherrn einen Spruch: Sauft, tapfre Reiter, würdiger Ratsherr! 's ist Lumpenfreinacht für die Ehrbarkeit. Wir aber, die verlorenen Söhne der Welt, trinken vom Schwarzversiegelten jeden Tag. Euch spei ich in den Wein zum Lumpenfest!

Wohl fuhren da die Fäuste hoch, und Säbel rasselten und Flaschen stürzten um: Er aber spie hinein und schwenkte den Wein wie einen Regen über sie und schmiß das Glas so auf den Boden, daß die Splitter hoch in die Wände spritzten, und war hinaus, wie wenn der Teufel durchs Zimmer gefahren wäre.

Da mußten sie dem Ratsherrn beispringen, der vor Schrecken nicht mehr bei Sinnen war, und schrien und lachten vor Betrunkenheit und Zorn; und einer war vernünftig und brachte sie zur Ruhe, daß ein Betrunkener nicht wert sei, einen Tag drum abzubrechen, weil sonst das Leben mitgebrochen würde; auch müßten sie dem Ratsherrn zeigen, daß nur der eine zu solcher Roheit fähig sei. Und kamen alle zur Vernunft und saßen noch lange miteinander in Ehrbarkeit und tranken vom Schwarzversiegelten, die roten Reiter mit dem Ratsherrn, der bald einschlief, und trugen ihn erst spät nach Haus, als alle Keller im Weidenhof verschlossen waren.

Und kamen zum anderen Abend an den Rhein, darüber der von Stramberg schon in der Nacht geritten war.

Erotiker und Phantasten

Reisebeschreibungen, in Romanform gekleidet oder auch nur romanhaft aufgeputzt, kennt die deutsche Literatur schon seit geraumer Zeit. Ihr erster, in mancher Hinsicht heute noch unerreichter Meister war Charles Sealsfield, ein in die Vereinigten Staaten verschlagener Deutschböhme namens Postl. Nach ihm war der beliebteste Friedrich Gerstäcker. Karl May, dessen blutrünstig, rohe und ganz äußerliche Indianer- und Türkengreuel man vergebens als gesunde Jugendlektüre zu rechtfertigen suchte, wetteiferte als letzter Nachzügler einer wüsten internationalen Banditen-Romantik mit der übelsten Kolportageliteratur.

Während Karl May viele Schauplätze seiner angeblichen Reisen nie gesehen hatte, konnten jüngere Schriftsteller mit ernsten künstlerischen Absichten bei dem erleichterten Weltverkehr daran denken, exotische Motive an Ort und Stelle aufzusuchen. Ja, es wurde kurz vor dem Kriege, der dann freilich bis auf den heutigen Tag den Auslandsreisen der Deutschen Halt gebot, freundliche Sitte, daß Verleger einzelne ihrer Autoren in ferne Gebiete aussandten, Land und Leute von Völkerschaften, die gerade im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses standen, zu studieren und ein Buch darüber heimzubringen, das natürlich auch ein Roman sein durfte.

Die Dichter selbst, „europamüde", oder besessen vom Wandertrieb und von der Sehnsucht nach den Tropen, nach den alten halbverschütteten Kulturen des Orients, wißbegierig nach dem Erdteil der Zukunft Amerika, versenkten sich nun viel tiefer,

empfindsamer, inbrünstiger als die leichtherzigen Globetrotter des vorigen Jahrhunderts in die Wunder der Ferne. Selbst wenn sie bloß sachliche Schilderungen von dem, was sie erforschen wollten, gaben, also ihr Ehrgeiz nicht aufs Fabulieren sondern nur aufs Unterrichten ging, konnten sie den Dichter in sich nicht verleugnen. Arthur Holitschers „Amerika heute und morgen" (1912), Alfons Paquets chinesische Erlebnisse „Li" (1912), Waldemar Bonsels' „Indienfahrt" (1916) wurden so ganz Seele, Nerv, Rausch des Erschauens und des Horchens, gaben den Kern der Eindrücke in einer so bildkräftigen, suggestiven und künstlerisch gerundeten Sprache wieder, daß der Leser dokumentarische Tatsachen als lauterste Poesie genießen konnte. Schon allein den Verkehrsmitteln wußten sie (Alfons Paquet, „Erzählungen an Bord"; Norbert Jacques „Heiße Städte, eine Reise nach Brasilien") überraschende Reize abzugewinnen. Der Wechsel von Land- und Seefahrten, das Zusammentreffen mit bemerkenswerten Reisegefährten, Rückblicke auf die Heimat lösten dichterische Kräfte aus.

Norbert Jacques (geb. 1880 in Luxemburg) begnügte sich in seinem ersten Roman „Funchal" (1909) noch mit der bloßen Sehnsucht in alle Weiten. Funchal, das Ziel seiner Wanderung, bleibt ihm Symbol des Unerreichbaren. Im nächsten Roman „Der Hafen" (1910) reißt er sich los von der Heimat, läuft davon aus der Schule und dem Vaterhaus, zieht mit einer italienischen Musikantentruppe umher, findet endlich eine Art Hafen in der pflichtgetreuen Arbeit fürs gemeine Wohl. „Piraths Insel" (1907) ist in seiner ersten Hälfte teils Liebes- teils Reiseroman. Der abenteuerlustige Pirath, durch widrige Eheverhältnisse aus der Heimat vertrieben, wählt einen vorübergehenden Wirkungskreis auf einer javanischen Pflanzung. In der zweiten Hälfte des Buches erst kommt der Verfasser zum eigentlichen Thema, einer modernen Robinsonade: Pirath wird schiffbrüchig an den Strand einer unbekannten Insel der Südsee geworfen, schwingt sich zum weißen Gott der Wilden auf und wird als solcher ihr Erzieher in einem neuen, weniger moralischen als animalischen Sinne.

Chinas wenig bekannte Ursitten und dumpf religiöse Instinkte machte Alfred Döblin mit einem Roman von großem inneren und äußeren Format, „Die drei Sprünge des Wang-lun" (1916) zum Gegenstand sorgsamster Forschung, innigster Einfühlung und gewaltiger Ausbrüche seiner unter expressionistischem Hochdruck arbeitenden Geistigkeit. Eine ähnliche Mischung von robustem Temperament und scharfer Intellektualität interessiert an Robert Müllers Erzählungen „Tropen" und „Das Inselmädchen" und dem amerikanischen Roman „Barbar" (1919). Döblin wie Müller sind Österreicher von einem neuen, energischeren Schlag.

Max Dauthendeys japanische Erzählungen und Willy Seidels Romane aus Kairo und Samoa tasten mehr feinfühlig und lyrisch gestimmt als kraftvoll herrisch ehrfürchtig erschaute Rätselwelten ab.

Paul Farkas („Das Vermächtnis des Mithradates", 1919, und „Die Hand des unsichtbaren Imam", 1921) erblickt und überprüft den nahen Orient klug und helläugig als Politiker und Kulturhistoriker. Franz Karl Endres plaudert in „Nargileh, türkische Skizzen und Novellen" (1919) vom Volksleben der europäischen und kleinasiatischen Moslim, das er während des Krieges als osmanischer Stabsoffizier kennen lernte. Roda Roda erweist sich in zahlreichen, bei all ihrer Munterkeit mitunter auch recht nachdenklichen Anekdoten als der unterrichtetste aller Balkantouristen.

Der Widerwille gegen heimisch-bürgerlichen Alltag, die Banalitäten der Enge und die kleinlichen Pedanterien des Ordnungsphilisters, der auch wesentlichen Anteil an der Flucht der Ästheten in ein erträumtes Reich der Schönheit hatte, rief neben der exotischen eine phantastische Dichtung hervor. Manchem Reiselustigen war selbst der Erdball nicht weit und breit genug; es trieb ihn hinaus in den Kosmos, auf fremde Sterne zu, in okkulte, transzendente Gebiete, wo zugleich selig oder grotesk ausschweifender Einbildungslust keinerlei Schranken gesetzt waren, sondern eine köstliche Willkür herrschen durfte. Soziale und antisoziale, moralische und unmoralische Zukunftsbilder, burleske und grau-

sige Kombinationen, Übersteigerungen einer wunderlichen Gegenwart in weitere ungeahnte Möglichkeiten suchten Leser, die des trocknen Tones ebenso satt waren wie jene Autoren, zu verblüffen, zu erschrecken, zum Mitphantasieren anzureizen, zuweilen auch ganz heimlich zu erziehen.

Das Grauen, das der Romantiker E. T. A. Hoffmann und fünfzig Jahre später der Amerikaner Edgar Allan Poe zu erzeugen verstand, mutet noch harmlos an gegenüber den Ausgeburten raffinierter Dämonenspiele, entsetzlicher körperlicher und seelischer Mißgeburten, wilder Fieberträume oder gespenstischer Komik, wie sie, belehrt von den neuesten Ergebnissen und Hypothesen der Naturwissenschaft, die deutschen Phantasten des 20. Jahrhunderts sich ersannen.

Hier wirkte bahnbrechend Gustav Meyrink, nicht nur durch sein reiches Wissen um die okkulten Erscheinungen der ältesten Vergangenheit wie die mystischen Strömungen der Gegenwart, sondern auch als Meister der Darstellung und gläubig überzeugter Jünger der Geheimwissenschaften.

Ist Meyrink Dichter und Künstler bis in die Fingerspitzen, leidenschaftlicher Prediger unter der Maske des Spötters, bedient sich Hans Heinz Ewers (geb. 1871 in Düsseldorf) grausiger Exzentrizitäten zu Zwecken sensationeller Effekte. Die virtuose Mache, mit der er alle erdenkbaren Abnormitäten und Perversitäten in einer spannenden Handlung zu häufen pflegt, hat ihn zum erfolgreichsten Erzähler auf diesem Gebiete gemacht. Der Novellensammlung „Das Grauen" (1907) ließ er in rascher Folge Romane folgen, deren Titel jedesmal deutlich anzeigt, welches unheimliche Thema darin behandelt werden soll. („Der Teufelsjäger oder der Zauberlehrling", 1909; „Die Alraune", 1913; „Der Vampir", 1920). Die Mischung sadistischer Grausamkeiten mit tollen erotischen Ausschweifungen fand Liebhaber, die nach hunderttausenden zählen. Auch Karl Hans Strobl ist als phantastischer Erzähler beliebt. Sein neuester Roman „Umsturz im Jenseits" (1920) behandelt den Spiritismus.

Ins Burlesk-Satirische wandte das Grauen der Roman „Die

andere Seite" (1909) des Zeichners Alfred Kubin, der in ein nach der Mongolei verlegtes Traumreich führt. Die politischen, wirtschaftlichen, moralischen Verhältnisse der Traumstadt „Perle" enthüllen sich dem dort einziehenden Zeichner und seiner Frau, und schmunzelnd gewahren wir, daß es dort im Grunde genau so zugeht wie bei uns, nur daß die Despoten noch despotischer, die Bürokraten noch bürokratischer, die eleganten Damen noch sittenloser, die ganze Gesellschaft noch selbstsüchtiger, verlogener und schwindelhafter ist als außerhalb des Traumreichs. Satire und funkelnder Witz sind auch das treibende Element in Max Brods phantastisch-sozialen Romanen „Schloß Nornepygge" (1908) und „Das große Wagnis" (1918). Die lustigsten Purzelbäume schlägt der vielseitig begabte Friedrich Freksa in dem Buch „Phosphor" (1910).

Mit am frühesten trat in diese Bewegung Paul Scheerbart (geb. 1863 in Danzig) ein. Bereits 1892 gründete er einen „Verlag der Phantasten", natürlich in erster Linie für seine eigenen Werke. Allein zu formlos und spielerisch strömte er seine närrischen Visionen aus, zu sehr blieben sie bloßer Ulk und Improvisation genialischer Einfälle, als daß er dauerndes Interesse hätte finden können. „Tarub, Bagdads berühmte Köchin" (1897), „Ich liebe dich" (1898) „Na prost" (1898), „Rakkox der Billionär, ein Protzenroman (1901) sind voll lustiger Karikaturen des Dichters, der sich mit Stolz als Antierotiker, Antimilitarist, Alkoholiker, Liebhaber des gesamten Kosmos und Kenner der Weltseele bezeichnete; das geistige Band aber flattert zerfetzt in alle Winde. Ebenso rasch wie Scheerbart wurde auch Kurd Laßwitz (1848—1910) wieder vergessen. In „wissenschaftliche Märchen" („Seifenblasen", 1890; „Auf zwei Planeten", 1897; „Aspira", Roman einer Wolke, 1905) setzte er seine erkenntnistheoretisch gewonnene Lebensanschauung um; technische Fortschritte und Kulturprobleme bilden ihren utopistischen Kern. Zukunftsromane wurden in den letzten Jahrzehnten immer häufiger, waren aber teils nur subjektive Ergüsse von Weltverbesserern teils anspruchslose Unterhaltungsware. Eine rühmliche Ausnahme

machte Fritz Brehmers (geb. 1873 in Philadelphia) „Nebel der Andromeda", der Traum eines ruhevollen aber verhängnisvoll erschlaffenden Daseins auf fernem Gestirn, reich an poetischen Schönheiten. Ein Zukunftsbild vom Untergang Europas durch die Barbarei des russischen Bolschewismus malte dann jüngst mit mächtiger Faust in dem Roman „Ararat" (1921) Arnold Ulitz. Seine Novellensammlung „Die Narrenkarosse" (1916) weckte er Erwartungen, die „Ararat" weit übertroffen hat. Auf der Grenze zwischen Dichtung und Unterhaltung stehen Karl Hans Strobl (geb. 1877 in Iglau) und Ewald Gerhard Seeliger (geb. 1877 in Rathau bei Brieg), beide beachtenswert wegen ihres Überflusses an kecken Einfällen und ihrer robusten Anschaulichkeit. Beide produzieren sehr reichlich und keineswegs nur als Phantasten. Strobls bestes Buch ist wohl noch immer sein „Eleagabal Kuperus" (1910), der das Überwuchern des Geschäftsgeistes auch auf ideellen Arbeitsgebieten in satirisch gefärber Symbolik behandelt. Im Mittelpunkt absonderlichster Menschen und Gesichte steht der Zauberer Kuperus. Von Seeliger sei erwähnt der phantastische Kriminalroman „Peter Voß der Millionendieb" (1913). Als „Zukunftsdetektivroman" bezeichnet der scharfsinnige, energische, ganz unwienerische Wiener Otto Soyka seine „Söhne der Macht". Seine überaus geschickten kombinierten, in eine künstlerische Sphäre gehobenen Detektivgeschichten sind nur um ihrer soziologischen und ethischen Probleme willen da. Ein anderer junger Wiener, Leo Perutz, veröffentlichte 1919 die tragikomische Geschichte „Zwischen neun und neun", die einen einzigen fruchtbaren Einfall zu einer tollen Jagd durch alle Gesellschaftsklassen entfaltet. Vorher schrieb er mit Paul Frank zusammen die „unglaubwürdige Geschichte" vom „Mangobaumwunder", das ein nach Europa verpflanzter unheimlicher Fakir an einem österreichischen Baron und seinem Töchterchen vollbringt.

Gustav Meyrink

geb. 1868 zu Wien. Besuchte zuerst das Wilhelms-Gymnasium in München, dann bis zum 16. Jahre das Johanneum in Hamburg und beendete seine Gymnasialzeit in Prag, wo er auch die Handelsakademie absolvierte und Volontär in einem Exportgeschäft wurde. Ein von ihm 1889 begründetes Bankgeschäft mußte er 1902 schließen infolge Verwicklung in eine Duellaffäre, die zu seiner zeitweiligen Verhaftung führte. Seit 1902 Schriftsteller und Mitarbeiter am „Simplizissimus“ in München, 1905 dort kurze Zeit Redakteur. Lebt jetzt in Starnberg bei München.

Gesammelte Werke in 6 Bänden.

Was die phantastische Kunst Meyrinks von der seiner literarischen Ahnen unterscheidet, ist der unerschütterliche Glaube, der leidenschaftliche Ernst, mit dem er sie als eine Art Lehrgebäude errichtet, als einen Tempel inmitten unsres niedrigen Marktgetriebes. Dabei hat er — und das ist für die Menge das eigentlich Verwirrende an seiner Erscheinung — so gar keine priesterlichen Gebärden. Das feierliche Pathos der Propheten kommt ihm abgeschmackt vor. Nur als Bekenner tritt er auf und zugleich als Spötter über diejenigen, denen das Weltall und seine Wahrheiten verschlossen bleiben, weil sie immer nur sich selbst und ihre kleinen Tagesgeschäfte sehen.

Auf den geistigen Inhalt seiner Romane und Novellen eingehen, hieße eine Darstellung der altindischen Philosophie, der Veden und Upanishaden, der jüdischen Kabbala und des Chassidismus geben. Dazu berufen wären eigentlich nur die wenigen, abseits lebenden Gelehrten, die mit okkulter Wissenschaft vertraut, von ihren eigenen Forschungen und Erfahrungen Zeugnis abzulegen sich entschließen würden. Denn der Okkultismus ist kein System, sondern zu erkannter Wahrheit erhobenes Erlebnis, im

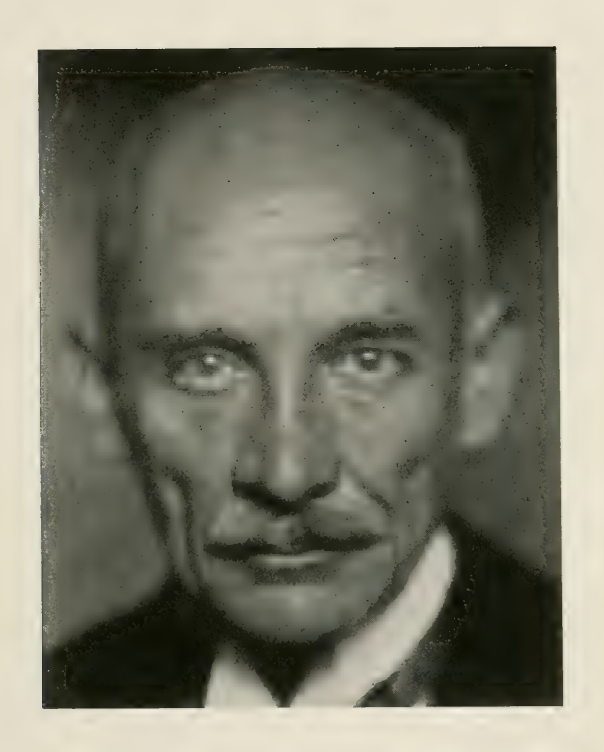
höchsten Grade subjektiv und mitteilbar nur unter Menschen verwandter Sinne und gläubiger Geistesrichtung.

Wie jede okkulte Weltanschauung entzieht sich also auch die von Meyrink kritischem Ja oder Nein. Das Stoffliche, soweit es nur Objektivation oder Spiegel des Gedanklichen ist, kann und darf daher auf seine Notwendigkeit hin nicht untersucht werden. Es ist einfach hinzunehmen als Erkenntnis oder Bekenntnis des Dichters. Man kann es packend, kraß, skurril oder zwerchfellerschütternd finden, es ist und bleibt ein Fremdkörper in unsrer nüchternen sozialen Welt, ein Gespenst auf hellem Marktplatz, ein Gebilde, mit dem der verstandesmäßig klügelnde Beobachter nichts anzufangen weiß.

Wohl aber kann das ästhetische Urteil dazu Stellung nehmen. Wie nimmt sich solch ein Bericht aus übersinnlichen Welten oder Gedankenkreisen als literarische Arbeit, als Kunstwerk aus? Welche Formgesetze weist es auf? Behauptet es sich im Vergleich mit den Schöpfungen einer mehr erdgeborenen Einbildungskraft?

Die drei Romane Gustav Meyrinks — „Der Golem", „Das grüne Gesicht", „Walpurgisnacht" — stehen schon als Ausdruck einer starken, innerlich ausgereiften und geschlossenen Persönlichkeit, dann aber auch um ihres echt epischen Temperaments und ihrer eindringlichen Bildhaftigkeit willen an der Spitze der deutschen Erzählerkunst unsrer Zeit. Besonders bei den beiden ersten ist der tiefe Eindruck, den sie machten und ihre vielfach angefochtene weite Verbreitung durchaus verständlich und wohlverdient.

Der „Golem", in einer Riesenauflage verbreitet, machte Sensation durch sein der Öffentlichkeit noch nahezu unbekanntes Stoffgebiet und seine überströmende Gedankenflut, die mit einem unsrer Gegenwart so fremden Weltgefühl gesättigt, der Menschheit tiefste Fragen aufwühlte. Es war der erste große Roman moderner Mystik. Die darin eingeschlagene Bahn verfolgte „Das grüne Gesicht" weiter. War dort das Ghetto und Verbrecherviertel des alten Prag der Schauplatz, so hier das in dem gleichen gespenstischen Halbdunkel gesehene Amsterdam der





jüngsten Zeit. Auch im „Grünen Gesicht" tauchte wieder eine aus alten religiösen Legenden geschöpfte Spukgestalt als entscheidende Funktion der Seele, als verwirrendes inneres Erlebnis auf, umkleidet mit allen Schauern eines allgewaltigen Dämon. In dem straffen Gefüge des Aufbaus steht das „Grüne Gesicht" und mehr noch die wieder nach Prag verlegte „Walpurgisnacht" hinter dem Erstlingswerk zurück.

Nicht minder üppig und ungehemmt überstürzen sich, bald voll kaustischen Witzes, bald in grüblerischer Schwermut, die phantastischen Einfälle und kühnen Erfindungen mystischer Tatsachen der zahlreichen kurzen Erzählungen, Skizzen, Grotesken und Parodien, die Meyrink z. T. unter dem Titel „Des Deutschen Spießers Wunderhorn" zusammenfaßte, überstürzen sich zu grausigen Situationen, komischen Kontrasten, bitterer Polemik oder ulkender Ironie.

Aus „Fledermäuse"*

Aus „Die vier Mondbrüder"

Wer ich bin, ist bald gesagt. Vom 25. bis zum 60. Jahr war ich Kammerdiener beim Herrn Grafen du Chazal. Bis dahin hatte ich als Gärtnergehilfe die Blumenzucht im Kloster zu Apanua besorgt, woselbst ich auch einst meine einförmigen, düsteren Jugendtage verlebte und dank der Güte des Abtes Unterricht im Lesen und Schreiben genoß.

Da ich ein Findling war, nahm mich bei meiner Firmung mein Pate, der alte Klostergärtner, an Kindes Statt an, und seitdem führe ich rechtmäßig den Namen Meyrink.

Soweit ich zurückdenken kann, immer ist mir, als trüge ich um den Kopf einen eisernen Reifen, der mein Gehirn einschnürt und dasjenige zu entfalten verhindert, was man gemeinhin Phantasey nennen mag. Fast möchte ich sagen, es fehlt mir ein innerer Sinn, doch dafür sind meine Augen und Ohren scharf wie die eines Wilden. Wenn ich die Lider schließe, sehe ich heute noch mit beklemmender Deutlichkeit die schwarzen starren Umrisse der Zypressen vor mir, wie sie sich damals von den zerbröckelnden Klostermauern abhoben, sehe die ausgetretenen Ziegelsteine auf dem Boden

---

* Kurt Wolff, Verlag, München.

der Kreuzgänge, Stück für Stück, daß ich sie zählen könnte, und doch ist das alles kalt und stumm, — spricht nicht zu mir, wo doch sonst die Dinge zum Menschen reden sollen, wie ich schon oft gelesen habe.

Es geschieht aus Offenheit, daß ich unumwunden sage, wie es mit mir steht, denn ich will Anspruch haben auf Glaubwürdigkeit; bewegt mich doch die Hoffnung, daß, was ich hier niederschreibe, Menschen vor Augen kommen möge, die mehr wissen als ich und mir Licht und Erkenntnis schenken können, wenn sie dürfen und wollen, über all das, was einer Kette unlösbarer Rätsel gleich meinen Lebenspfad begleitet hat.

Sollte nun gar wider jenes vernünftige Ermessen diese Druckschrift den beiden Freunden meines verewigten zweiten Herrn: Magister Peter Wirtzigh (gestorben und begraben zu Wernstein am Inn im Jahre des großen Krieges 1914), nämlich den beiden wohlgeborenen Herren Doktores Chrysophron Zagräus und Sacrobosco Haselmeyer, genannt „der rote Tandschur", zu Gesicht kommen, so mögen die Herren gerechterweise bedenken, daß es nicht Schwatzhaftigkeit oder eitel Neugier sein können, die mich bewogen haben, etwas an den Tag zu geben, was die Herren selbst vielleicht ein Menschenalter lang geheimhielten, zumal ein Greis von 70 Jahren wie ich, über derlei kindischen Firlefanz wohl schon hinausgereift ist, — daß es vielmehr Gründe geistiger Art sein dürften, die mich hierzu zwangen, worunter die Befürchtung meines Herzens: dereinst nach dem Ableben des Leibes eine — Maschine zu werden (die Herren werden schon verstehen, was ich meine), gewißlich kein geringes ist.

Doch nun zu meiner Geschichte:

Die ersten Worte, die der Herr Graf du Chazal zu mir sprach, als er mich in seine Dienste nahm, waren die Frage:

„Hat je eine Frau in deinem Leben eine Rolle gespielt?"

Als ich mit gutem Gewissen verneinte, schien er sichtlich zufrieden.

Die Worte brennen mich heute wie Feuer, ich weiß nicht warum. Silbe für Silbe denselben Satz fragte mich 35 Jahre später mein zweiter Brotgeber, Herr Magister Peter Wirtzigh, als ich bei ihm als Diener eintrat:

„Hat je eine Frau in deinem Leben eine Rolle gespielt?"

Auch damals konnte ich ruhig verneinen — hätte es bis zum heutigen Tag können —, aber ich kam mir voll Schrecken einen Augenblick lang vor wie eine leblose Maschine, als ich es sagte, und nicht wie ein menschliches Wesen.

Sooft ich jetzt darüber grüble, schleicht mir ein grausiger Verdacht ins Hirn; ich kann es nicht in Worte fassen, was ich mir dann denke, — — aber gibt's denn nicht auch Pflanzen, die sich nie recht entwickeln können, die trostlos verkümmern und wachsgelb bleiben (so, als schiene die Sonne nie

auf sie), bloß, weil der Giftsumach in ihrer Nähe wächst und heimlich an ihren Wurzeln zehrt? — —

In den ersten Monaten fühlte ich mich in dem einsamen Schloß, das nur von dem Herrn Grafen du Chazal, der alten Haushälterin Petronella und mir bewohnt wurde und buchstäblich angefüllt war mit seltsamen altertümlichen Geräten, Uhrwerken und Fernrohren, recht unbehaglich, zumal der gnädige Herr Graf allerlei Sonderlichkeiten an sich hatte. So durfte ich ihm zum Beispiel wohl beim Anziehen helfen, nie aber beim Auskleiden, und wenn ich mich dazu erbötig machte, gebrauchte er immer die Ausrede, er wolle noch lesen; in Wirklichkeit aber — muß ich annehmen — streifte er in der Dunkelheit umher, denn oft waren frühmorgens seine Stiefel dick mit Schlamm und Moorerde bedeckt, auch wenn er tags vorher den Fuß nicht aus dem Hause gesetzt hatte.

Auch sein Aussehen war nicht sehr anheimelnd: klein und schmächtig, wollte sein Körper nicht recht zum Kopf passen, und obschon wohlgewachsen, machte der Herr Graf auf mich lange Zeit den Eindruck eines Buckligen, wiewohl ich mir darüber keine genaue Rechenschaft zu geben vermochte.

Sein Profil war scharfgeschnitten und hatte durch das schmale, hervorstehende Kinn und den spitzigen, grauen, nach vorn gebogenen Bart darunter etwas merkwürdig Sichelartiges. Er mußte übrigens eine unverwüstliche Lebenskraft besitzen, denn er alterte während der langen Jahre, die ich ihm diente, kaum merklich, höchstens, daß die seinen Gesichtszügen eigentümliche Halbmondform schärfer und schmaler zu werden schien.

Im Dorfe gingen allerlei kuriose Gerüchte über ihn: er würde nicht naß, wenn es regne, und dergleichen, und sooft er nachtschlafender Zeit an den Bauernhäusern vorüberginge, blieben jedesmal in den Stuben die Uhren stehen.

Ich achtete nie auf solches Geschwätz, denn daß ähnlicherweise zuzeiten die metallenen Gegenstände im Schlosse, wie Messer, Scheren, Rechen und dergleichen für ein paar Tage magnetisch wurden, so daß Stahlfedern, Nägel und anderes daran haften blieb, ist wohl eine nicht weiter wunderbare Naturerscheinung, denke ich; wenigstens klärte mich der Herr Graf, als ich einmal fragte, darüber auf. Der Ort stünde auf vulkanischem Boden, sagte er, auch hingen solche Vorgänge mit dem Vollmond zusammen.

Überhaupt hatte der Herr Graf eine ungewöhnlich hohe Meinung vom Mond, wie ich aus folgenden Begebenheiten schließe:

Ich muß vorausschicken, daß jeden Sommer, genau am 21. Juli, aber immer nur für vierundzwanzig Stunden, ein über die Maßen wunderlicher Gast zu Besuch kam: derselbe Herr Doktor Haselmeyer, von dem später noch die Rede sein wird.

Der Herr Graf sprach von ihm stets als vom „roten Tandschur"; warum, habe ich nie begriffen, denn der Herr Doktor war nicht nur nicht rothaarig, sondern hatte überhaupt kein einziges Haar auf dem Kopf und weder Augenbrauen noch Wimpern. Schon damals machte er auf mich den Eindruck eines Greises; — mag sein, daß es von der seltsamen uraltmodischen Tracht kam, die er jahraus, jahrein trug: einem glanzlosen moosgrünen Tuchzylinderhut, der nach oben zu ganz eng, ja spitzig wurde, einem holländischen Sammetwams, Schnallenschuhen und schwarzen Seidenkniehosen an den beängstigend kurzen und dünnen Beinchen, — wie gesagt: mag sein, daß er nur deshalb so, so — „verstorben" aussah, denn seine hohe, liebliche Kinderstimme und die wundersam feingeschwungenen Mädchenlippen sprachen gegen ein hohes Alter.

Andererseits hat es wohl auf dem ganzen Erdenrund noch nie so erloschene Augen gegeben, wie er sie besaß.

Ohne den schuldigen Respekt verletzen zu wollen, möchte ich hinzufügen, daß er einen Wasserkopf hatte, der überdies zum Erschrecken weich zu sein schien, — so weich wie ein gesottenes, abgeschältes Ei, — nicht nur, was das kugelrunde, fahle Gesicht anbelangte, sondern auch in Hinblick auf den Schädel selbst. Wenigstens quoll ihm immer, sooft er den Hut aufsetzte, alsbald eine Art blutleerer Schlauch unter der Krempe ringsherum auf und, wenn er den Hut abnahm, brauchte es stets eine bedenklich geraume Zeit, bis sein Kopf glücklich die ursprüngliche Form zurückgewonnen hatte.

Von der Minute der Ankunft des Herrn Doktor Haselmeyer bis zu seiner Abreise pflegten er und der gnädige Herr Graf ununterbrochen, ohne auch nur einen Bissen zu essen, ohne zu schlafen oder zu trinken, vom Monde zu sprechen und dies mit einem rätselhaften Eifer, den ich nicht verstand.

Ihre Liebhaberei ging so weit, daß sie, wenn gerade die Zeit des Vollmondes mit dem 21. Juli zusammentraf, nachts hinaus an den kleinen, sumpfigen Schloßteich gingen und stundenlang das Spiegelbild der silbrigen Himmelsscheibe im Wasser anstarrten.

Einmal, als ich zufällig vorbeiging, bemerkte ich sogar, daß beide Herren weißliche Brocken — es werden wohl Semmelkrumen gewesen sein — in den Weiher warfen, und als Herr Doktor Haselmeyer wahrnahm, daß ich es gesehen hatte, sagte er rasch: „Wir füttern nur den Mond — äh, pardon, soll heißen: den — den Schwan."

Nun gab es aber weit und breit keinen Schwan. Auch Fische nicht.

Was ich noch in derselben Nacht mit anhören mußte, schien mir in geheimnisvollem Zusammenhang damit zu stehen, weshalb ich es denn auch Wort für Wort meinem Gedächtnis eingeprägt und alsbald umständlich zu Papier gebracht habe:

Ich lag in meiner Schlafkammer noch eine Weile wach, da hörte ich plötzlich im Bibliothekzimmer nebenan, das sonst nie betreten wurde, die Stimme des Herrn Grafen in wohlgesetzter Rede sagen:

„Nach dem, was wir soeben im Wasser gesehen, mein liebwerter und hochgeschätzter Doktor, müßte ich sehr irren, wenn nicht unsere Sache vortrefflich stünde und der alte Rosenkreuzerische Satz: ‚post centum viginti annos patebo‘, das ist: ‚nach 120 Jahren werde ich offenbar‘ — ganz in unserem Sinne zu deuten wäre. Wahrlich, das nenne ich mir eine erfreuliche Jahrhundertsonnenwendfeier! Schon im letzten Viertel des kürzlich verflossenen 19. Jahrhunderts gewann das Mechanische schnell und sicher die Oberhand, dürfen wir getrost feststellen, — aber wenn es so weitergeht, wir wir hoffen wollen, wird im 20sten die Menschheit bald kaum mehr Zeit finden, das Tageslicht zu sehen, vor lauter Arbeit, die vielen und immer zahlreicher werdenden Maschinen zu putzen, zu polieren, in Tätigkeit zu erhalten und sie auszubessern, wenn sie schadhaft werden.

Schon heute kann man füglich sagen, ist die Maschine ein würdiger Zwilling des weiland goldenen Kalbes geworden, denn wer sein Kind zu Tode quält, bekommt höchstens 14 Tage Arrest, wer aber irgendeine alte Straßenwalze beschädigt, muß drei Jahre ins Loch.“

„Die Herstellung von derlei Triebwerken ist aber auch wesentlich kostspieliger,“ warf Herr Doktor Haselmeyer ein.

„Im allgemeinen, gewiß,“ gab Herr Graf du Chazal höflich zu. „Doch das ist sicherlich nicht der einzige Grund. Das Wesentliche dabei scheint mir zu sein, daß auch der Mensch genau genommen nichts anderes darstellt als ein halbfertiges Ding, das dazu bestimmt ist, dereinst selbst ein Uhrwerk zu werden, wofür deutlich spricht, daß gewisse keineswegs nebensächliche Instinkte, wie zum Beispiel: sich behufs Veredelung der Rasse die richtige Gattin zu wählen, bei ihm bereits ins Automatenhafte versunken sind. Was Wunder, daß er in der Maschine seinen wahren Sprößling und Erben sieht und im leiblichen Nachkommen den Wechselbalg.

Wenn die Weiber Fahrräder oder Repetierpistolen gebären würden statt Kinder, sollten Sie mal sehen, wie flott da plötzlich drauflosgeheiratet würde. Ja, im güldenen Zeitalter, als die Menschen noch weniger entwickelt waren, da glaubten sie nur das, was sie denken konnten, dann kam allmählich die Epoche, wo sie nur das glaubten, was sie fressen konnten, — aber jetzt erklimmen sie den Gipfel der Vollkommenheit, das heißt: sie halten bloß das für wirklich, was sie — verkaufen können.

Sie nehmen dabei, weil es im vierten Gebot heißt: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren‘ usw. als selbstverständlich an, daß die Maschinen, die sie in die Welt setzen und mit dem feinsten Spindelöl schmieren, derweilen

sie selbst sich mit Margarine begnügen, ihnen die Mühen der Erzeugung tausendfach vergelten und Glück in jeder Form bringen werden; nur vergessen sie ganz: auch aus Maschinen können undankbare Kinder werden.

In ihrem Vertrauensdusel finden sie sich mit dem Gedanken ab, die Maschinen seien nur tote Dinge, die auf sie nicht rückwirken und die man wegwerfen könne, wenn man sie satt hat; — ja Schnecken!

Haben Sie schon mal eine Kanone beobachtet, Schätzbarster? Soll die vielleicht auch 'tot' sein? Ich sage Ihnen, nicht einmal ein General wird so liebevoll behandelt! Ein General kann einen Schnupfen bekommen und kein Hahn kräht danach, aber die Kanonen kriegen Schürzen um, damit sie sich nicht erkälten — oder ‚rosten', was dasselbe ist — und Hüte auf, daß es ihnen nicht hineinregne.

Gut, es ließe sich einwenden: die Kanone brüllt nur, wenn sie mit Pulver vollgepfropft ist und das Zeichen zum Abfeuern gegeben wird, aber brüllt denn ein Tenorist nicht auch erst, wenn das Stichwort fällt, und selbst dann nur, wenn er genügend mit Musiknoten angefüllt ist? Ich sage Ihnen: im ganzen Weltraum gibt es nicht ein einziges Ding, das wirklich tot wäre."

„Aber unsere traute Heimat, der Mond, ist doch ein abgestorbener Himmelskörper, ist doch tot?" flötete Herr Doktor Haselmeyer schüchtern.

„Er ist nicht tot," belehrte ihn der Herr Graf, „er ist nur das Gesicht des Todes. Er ist — wie soll ich es nennen — die Sammellinse, die gleich einer Zauberlaterne die lebenerzeugenden Strahlen dieser vermaledeiten protzenhaften Sonne zur verkehrten Wirkung bringt, allerlei magisches Bildwerk aus dem Hirn der Lebenden in die scheinbare Wirklichkeit hineinhext und das giftige Fluidum des Sterbens und der Verwesung in mannigfaltigster Form und Äußerung zum Keimen und Hauchen bringt. — Über die Maßen kurios — finden Sie nicht auch —, daß die Menschen trotzdem gerade den Mond unter allen Gestirnen am meisten lieben? — Besingen ihn sogar ihre Dichter, die doch im Geruch stehen, Seher zu sein, mit schwärmerischem Geseufz und Augenverdrehen, und keinem werden die Lippen blaß vor Grauen bei dem Gedanken, daß seit Millionen Jahren Monat für Monat eine blutlose kosmische Leiche die Erde umkreist! Da sind wahrlich die Hunde gescheiter — insonderheit die schwarzen —, die ziehen den Schweif ein und heulen den Mond an."

„Schrieben Sie mir nicht unlängst, werter Herr Graf, die Maschinen seien direkt Geschöpfe des Mondes? Wie soll ich das verstehen?" fragte Herr Doktor Haselmeyer.

„Dann haben Sie mich falsch verstanden," unterbrach ihn der Herr Graf. „Der Mond hat nur das Hirn der Menschen mit Ideen geschwän-

gert durch seinen giftigen Odem, und die Maschinen sind die sichtbarliche Geburt daraus.

Die Sonne hat den Sterblichen den Wunsch in die Seele gepflanzt, reicher an Freuden zu werden und schließlich den Fluch: „im Schweiße des Angesichtes vergängliche Werke zu schaffen", zu zerbrechen, aber der Mond — die geheime Quelle der irdischen Formen — hat es ihnen in einen trügerischen Glast getrübet, also daß sie sich in eine falsche Imagination verliefen und nach außen — ins Greifbare — versetzten, was sie innerlich hätten anschauen sollen.

Folgedessen die Maschinen sichtbare Titanenleiber worden sind, aus den Gehirnen entarteter Heroen geboren.

Und wie denn etwas ‚begreifen' und ‚schaffen' nichts anderes heißt, als die Seele die Form dessen annehmen lassen, was man ‚siehet' oder ‚schaffet' und sich damit eins zu machen, so treiben von nun an die Menschen hilflos auf dem Wege dahin, sich allmählich selbst in Maschinen zu verzaubern, bis daß sie dereinst nackend dastehen als nimmerruhendes, stampfendes, ächzendes Uhrwerk, — als das, was sie immer erfinden wollten: als freudloses Perpetuum mobile.

Wir aber, wir Brüder vom Monde, werden dann zu Erben des ‚ewigen Seins' — des einigen unwandelbaren Bewußtseins, das da nicht saget: ‚Ich lebe', sondern ‚Ich bin', das da weiß: ‚wenn auch das Universum zerbricht — ich bleibe'.

Wie könnte es denn auch sein, — wenn nicht Formen nur Träume wären, — daß wir nach freiem Willen jederzeit unseren Leib gegen einen anderen zu tauschen, unter den Menschen in menschlicher Gestalt unter den Schemen als Schatten, unter den Gedanken als Idee zu erscheinen vermögen und dies kraft des Geheimnisses, uns unserer Formen gleich eines im Traum erwählten Spielzeuges zu entäußern? So wie ein im Halbschlaf Befangener sich plötzlich seines Träumens bewußt werden kann, den Trug des Zeitbegriffes in eine neue Gegenwart rücket und dem Verlauf des Traumes hierdurch eine andere, wünschenswertere Richtung gibt: quasi mit beiden Füßen in einen neuen Körper hineinspringet; sintemalen der Körper im Grunde nichts ist als ein mit der Täuschung der Dichtigkeit behafteter Krampfzustand des alles durchdringenden Äthers."

„Vortrefflich gesagt," jubelte Doktor Haselmeyer mit seiner süßen Mädchenstimme auf, „warum aber wollen wir eigentlich die Irdischen dieses Glückes der Transfiguration nicht teilhaftig werden lassen? Wäre das so schlimm?"

„Schlimm? Unabsehbar! Entsetzlich!" schrillte ihm der Graf in die Rede. „Man denke: der Mensch mit der Kraft begabt, im Kosmos ‚Kultur' zu verzapfen!

Wie glauben Sie, Verehrtester, würde da wohl nach 14 Tagen der Mond aussehen? In sämtlichen Kraterringen Velodrome und ringsherum ein Rieselfeld für Kloakenwässer.

Vorausgesetzt, daß man nicht schon früher die dramatische ‚Kunst' eingeschleppt und dadurch jeder Vegetationsmöglichkeit ein für allemal den Boden versauert hätte.

Oder sehnen Sie sich vielleicht danach, daß die Planeten zur Börsenstunde telephonisch miteinander verbunden würden und die Doppelsterne in der Milchstraße amtliche Verehelichungszeugnisse beibringen müßten?

Nein, nein, mein Lieber, vorläufig kommt das Universum noch eine Zeitlang mit dem alten Schlendrian aus.

Doch, um auf ein erquicklicheres Thema zu kommen, lieber Doktor, — überdies ist es höchste Zeit, daß Sie abnehmen, wollte sagen: abreisen, — also auf Wiedersehen bei Magister Wirtzigh im August 1914; da ist der Anfang vom großen Ende und wir wollen doch diese Katastrophe der Menschheit würdig begehen. Nicht?"

A. M. Frey

geb. 1881 in München. Wuchs in Mannheim auf, wo sein Vater Galeriedirektor war. Studierte Jus und Philosophie in Heidelberg, München und Freiburg. Während des Krieges war er im Sanitätsdienst an der Front. Lebt in München.

Hauptwerke: „Dunkle Gänge", Zwölf Geschichten aus Nacht und Schatten, 1913; „Solneman, der Unsichtbare", Roman, 1914; „Kastan und die Dirnen", Roman, 1918; „Der Mörder ohne die Tat", Novellen, 1918; „Spuk des Alltags", Novellen, 1920, „Sprünge", Novellen, 1922.

Unter denen, die nach Gustav Meyrink spukhaft-phantastische Stoffe geistig belebten und mit feinster künstlerischer Arbeit literaturfähig machten, steht A. M. Frey obenan. Schon sein Roman „Solneman der Unsichtbare" bewies seine hervorragende Begabung für das Groteske. Doch ist bei ihm der phantastische Einfall nur wie ein malerisch aufragender Turm an dem reichgegliederten Aufbau des Gesamtwerkes. Nie verfällt er in den Fehler der immer zahlreicher werden Spukschriftsteller, willkürlich und widersinnig zu erfinden, um der billigen Wirkung willen Sensationen oder Schlüpfrigkeiten zu pflegen; Gefühlsroheit liegt ihm ebenso fern wie gefühlsseliges Ausströmen. Auch auf dem Gipfel des Grausens bleibt er stets streng sachlicher Beobachter und überzeugender Erklärer seiner Geschöpfe. Aufrüttelnder Ernst und Humor halten sich die Wage, fließen in den besten seiner Erzählungen zu wohltuender Einheit zusammen.

Aus „Spuk des Alltags"*

Versammlung

Als Konrad den Saal betrat, tauchte der Redner, mit seiner Sache zu Ende, im Klatschregen des Beifalls auf und nieder — auf und nieder,

* Delphin-Verlag, München.

wie der Hampelmann an der Schnur. Da durch solchen Dank die, welche zischten, sich befeuert fühlten, zischten sie stärker. Ein Strahl mißgünstigen Atems fegte durch gefletschte Zähne über Stuhlreihen. Konrad sah mit Entsetzen die zierliche Perücke eines harmlosen Herrn im Stoßwind auf und gegen die Brust des Redners flattern, wo sie haften blieb. Ganz nackt saß die Glatze auf erstem Platz, und es war, als sei geheimster Körperteil peinlichst entblößt. Aller Augen tasteten lüstern vor und rutschten schamhaft aus auf diesem spiegelnden Rund. Man vergaß den Redner über dem bedauernswerten alten Herrn, der aufzustehen, zu gehen oder das Verlorene zurückzufordern außerstande war — nur mit zittrigen Händchen aus graugrünem Schnupftuch ein Häubchen zu formen wußte, ein beschwichtigendes Mützchen, das er mit irrsinniger Bewegung emporfingerte, und das schließlich droben klebte, wie Hühnerdreck auf einem Kürbis. Der vergessene Redner aber — vom Klatschen wie vom Zischen gleicherweise im Stich gelassen — barg die Perücke, ein verflogenes Vögelchen, in beide Hohlhände und entzog sich weiteren Pflichten, indem er wandwärts ging und sich zum Ausschuß setzte.

Konrad hatte gleich beim Eintritt und durch alle Pein des Glatzköpfigen hindurch bemerkt, daß an anderer Stelle des Saales etwas weitaus Bedenklicheres irgendwie reifte. Diese Atmosphäre des Drohenden umgab einen ungeheuren Herrn, der — als hätt' er's abgezirkelt — genau in der Mitte des zum Bersten gefüllten Saales auf drei Stühlen saß. Konrad sah mit Bekümmernis, die zum Grauen wuchs, daß zur Linken dieses schwarz angezogenen Kolosses ein Stuhl unbesetzt geblieben war, der einzige im ganzen Raum. Hätte der Berg auf seinen drei Stühlen auch nicht den Flußpferdschädel gegen Konrad entsetzlich langsam und ruckweise gedreht, um ihn durch hornumränderte Brille wiederkäuerhaft schwermütig herbeizuwinken — Konrad wäre dennoch gegangen und hätte dies Kreuz auf sich genommen — wie hingeweht, wie angesogen vom Abgrund der linken Rocktasche des Ungeheuren. Als er sich, um hinzukommen, wo er hinbefohlen war, durch die Stuhlreihe quirlte, Zehen, auf die er trat, wie harte Kiesel schmerzhaft durch die Schuhsohle spürte, an Kniescheiben sich wund stieß, sah er, wie um diese schwarze Masse wohlgeordnet Häuflein bei Häuflein die Menschen auf ihren Stühlen hockten, und er mußte sich sagen, daß dieser Riese einem Lurch, einer sammetdunklen Kröte glich, die ihren Laich rund um sich her Häuflein bei Häuflein abgesetzt hat.

Angelangt machte Konrad eine kleine Verbeugung und ließ sich nieder. Der Riese ruckte den Kopf nach links und ließ ihn zur Begrüßung gegen Konrad sinken, der befürchtete, gleich werde ein Felsblock auf ihn herabstürzen. Er sah dies massige Haupt kantig, dumpf erstaunt, verhalten



Phot. Ilse Deus, München

A. M. Frey



beunruhigt — Lauern in der Hornbrille, nicht tückisch, aber bereit zu plumpem Sprung. Wie sich das Haupt langsam schwingend gleich einem Kran von Konrad wieder abdrehte, wimmerten die drei Stühle auf, die bei jeder kleinsten Bewegung des Riesen zum äußersten gebracht, Laute des Schmerzes, Signale einer drohenden Katastrophe von sich gaben. Wenn sie nicht durchhalten —, überlegte Konrad, es ist nicht auszudenken, was dann geschieht. Solchen Erschütterungen wäre dieser Saal im zweiten Stock — wäre kein Saal und kein Haus der Welt gewachsen! Wir sind verloren. — Und er sann auf Rettung und beschielte die Stuhlbeine, die schon wie Faßreifen gebogen waren. Aber der Ungeheure legte den Blick falsch aus. Er dirigierte das Haupt wieder nach links und blies zu Konrad hinunter: „Die drei Stühle sind bezahlt." Er begann mit Keulenfingern in der Westentasche nach den Eintrittskarten zu suchen und fand sie nicht, weil sie sich, wie Konrad entdeckte, unter den Daumennagel geschoben hatten, ohne daß dieser menschliche Berg es bemerkte. „Selbstverständlich haben Sie bezahlt," sagte Konrad sehr ängstlich, „aber bitte, bleiben Sie ruhig sitzen, sehen Sie gerade aus, verschieben Sie kein Gewicht, Ihre Stühle knarren so entsetzlich."

Mittlerweile hatte die Aussprache begonnen. — Worum handelt es sich eigentlich? fragte sich Konrad. Ich gehe in eine Versammlung, versäume den Redner des Abends und kann mich auch des Themas nicht mehr entsinnen, das mich doch gereizt hat, überhaupt hier zu erscheinen. Ich möchte mich besinnen, aber der Berg neben mir deckt alles zu. — Immer hörte er (wie im Röhrensystem eines Badeofens, der mehr und mehr erhitzt wird) neben sich ein feuchtes Glucksen und Glupschen, ein aufundabsteigendes Kollern, ein leichtes Platzen von Dampfblasen, die zischend durch die Nasenlöcher entwichen. — Wenn er niesen muß, ist alles aus, und sollten die Stühle auch Überirdisches leisten! erkannte Konrad. Um seine steigenden Besorgnisse zu zügeln, zwang er sich endlich zur Aufmerksamkeit.

Eine außerordentlich dürftige Dame stand auf dem Podium und sprach. Sie lispelte und sandte haardünn ein Stimmchen aus. Konrad verstand kein Wort. Weil ich das Thema dieses ganzen Abends nicht weiß! schalt er sich. Weshalb bin ich Rindvieh denn hier? — neben einem kochenden Berg? — gegenüber einer lispelnden Frau, die mich zum Narren hält mit ihrem zerspellten Glashaarstimmchen? Was sagt sie jetzt? Was erkühnt sie sich? Sie will uns ein Gedicht versetzen? Ich hör's am Rhythmus, der Rhythmus genügt! — Konrad sprang auf. „Gehört nicht zum Thema!" schrie er. „Bei der Sache bleiben!" schrie er. Aber das Gedicht auf dem Podium rieselte weiter, und ein Eisengewicht, auf seine Schulter geschoben, zwang ihn zum Sitzen. „Lassen Sie doch das Fräulein dichten," schnaufte

der Berg. „Sie ist sehr nett — so zierlich . . .“ und seine zärtliche Pranke versuchte federleichte Ware in die Luft zu malen. Konrad schwindelte es bei dem Zwangsgedanken, diesen Bullen neben ihm und jene Lilie dort oben könnte je die böse Lust ankommen, einer durch den andern ihre Art fortzupflanzen. — Indessen schien die Saalmenge genug zu haben. „Aufhören! Vorhang! Eiserner Vorhang!“ ward rüpelhaft geschrien. In einem gellenden Zirpen schwang das Fräulein weiter ihr Gedicht, und sie rastete nicht eher, als bis hohnvoller Beifall tosend sie überschwemmte — eine Kaskade, aus der sie kyanotischen Gesichtes jappend nach ungeklatschter Luft mit Spindelarmen und Beinen auf ihren Platz zurückruderte.

Ein neuer Diskussionsredner hing schon über dem Volke. „Nur ein paar Worte zum Thema des Abends!“ sagte er mit einer Zunge, die rosenweich in die vollendete Stille des Saales glitt. Wüßte ich nur das Thema, dachte Konrad verbissen. — „Die heutige Zeit, diese Zeit folgenschwerster Umwälzungen“, begann der auf dem Podium tausend Ohren einzuölen —.

Umwälzungen?! — und Konrad erschrak heftig, er blinzelte nach dem Berg. Aber der beharrte: nichts wälzte sich. Gerade wollte Konrads Herzmuskel ruhigeren Galopp anschlagen und die Hürden des Lebens, das ihn heute mehr denn je ein Jagdrennen dünkte bis zum letzten Sprung, weniger hastig nehmen — als der mittlere der drei Stühle, auf denen der Koloß montiert war, zusammenbrach. Aus! schluchzte Konrad und schloß die Augen. Aber er mußte sie wieder öffnen; denn nichts geschah. Er wagte nach rechts zu schauen: der Berg ragte noch: er war um einiges tiefer gesackt, aber er blieb. Gott sei gelobt in der Höhe, daß der schwächste Sitz gerade der mittlere war, jubilierte Konrad innerlich. Vorläufig noch gerettet! Aber — und schon wieder war er angstgepeischt — die beiden anderen Stühle? sie, die der treue Kamerad in der Mitte hatte verlassen müssen! Sie können’s allein nicht schaffen, sie ächzen und stöhnen herzzerreißend, sie können den gewölbten Druck überquellender Fronten für Minuten noch in Schach halten, vielleicht nur noch für Sekunden — nicht länger! — Erschütternd war es für Konrad, entdecken zu müssen, daß der Koloß über seine aufs äußerste gefährdete Lage wie über die des ganzen Saales völlig im unklaren war. Er lebte ahnungslos dahin. Den mit Wirbel- und Beinbrüchen am Boden liegenden Stuhl schien er gar nicht zu vermissen. Freilich fesselte ihn der Redner auf dem Podium außerordentlich.

Auch Konrad horchte hinauf. Der Redner mochte der Ansicht sein, genügend geölt zu haben. Er schoß seine Kugeln in die hinreichend schlüpfrigen Gehörgänge. „Die Bundesstaaten sind ihres krönenden Firlefanzes beraubt! Das große Reinmachen hat begonnen! Ich spreche zum Thema!“ schrie er drohend.

Thema? Wüßte ich nur —! gärte es verzweifelt in Konrad.

„Mein Fräulein Vorrednerin hat den Herrn Vorvorredner mißverstanden!" schrie das Podium. „Nicht das Jahrhundert des Unrates ist kurzerhand hinwegzufegen, wir bedürfen seiner, denn wir leben in ihm; aber der Dreck der Jahrhunderte ist zu beseitigen. Dazu mein bescheidenes Teil beizutragen erlauben Sie mir, verehrte Anwesende. Ich bin der Vertreter des Vakuumreinigers Sisifax! Sisifax wird durch nichts übertroffen. Dieser Reiniger ist —" — Ein ungeheurer Lärm brodelte auf. Der Saal geriet in Zuckungen. „Mißbrauch der Redefreiheit! Fehrzepeller ist besser als Sisifax! Wort entziehen! Geschäftstrick! Lebendes Inserat!" gellte es durcheinander. „Geschobener Betrüger! Betrügerischer Schieber! Podium verlassen! Zum Thema!"

Thema —? dachte Konrad tückisch. Er fühlte, wie sein Hirn fiebernd zu klaffen begann. Und da gebar sich aus ihm ein ganz großes gelbes Plakat. Auf dem hatte nachmittäglich zu lesen gestanden — an jeder behaglich runden Litfaßsäule (wie fern lag diese unsagbar schöne Stunde einer Nachmittagsstadt mit Litfaß und gelbem Plakat, da man noch Mensch und eingeordnet jeder gutmütigen Straße war) — hatte zu lesen gestanden; etwa Menschenliebe? — oder Bruderruf! — oder etwa Weltgewissen? Und jetzt — jetzt war das Thema Vakuumreiniger?!

Konrad mußte — er mußte sinnlos hinausbrüllen! Er überheulte alle. „Thema!" schrie er. „Aufsatzthema! Schulaufsatz! Steißtrommler!"

Der Steißtrommlerschrei brachte eine unerwartete Wirkung. Der Podiumredner, der mit beschwörenden Armen die Menge umfing, um eine Lage herbeizuführen, in der er wieder frisch ölen konnte, horchte auf. Er betastete sich rückenabwärts. Er schien plötzlich irgendwelchen Schulerinnerungen ausgeliefert zu sein, schien zu befürchten, es könne sich wiederholen, was damals an ihm auf Lehrerpodien sich vollzog — und er lief knabenhaft mit hohlem Kreuz davon. Die Menge verschlang ihn.

Da aber geschah etwas Entsetzliches — neben Konrad. O nein, die Stühle brachen nicht. Wären sie doch! Sie brachen nicht, sondern der Berg erhob sich. Er wuchs gegen die Decke. Seine Arme taten Kolbenstöße durch den Raum, zischend entfuhr den Gelenken der Dampf. „Ich will auch reden!" dröhnte es aus feurigen Kinnbacken. Und er stapfte vorwärts quer durch die Stuhlreihen. Die Menschen flohen. Er trieb die Stühle mit Fußtritten vor sich her wie Spielbälle. Eine ausbiegende Matrone fiel neben ihm glatt auf den Bauch. Er gab ihrem Gesäß mit zwei Fingern einen Stüber, wodurch der elastische Leib, kurz komprimiert, vom Boden sich wegschnellte — hinein in die Fanghand, die die Grünbekleidete auf ein weißes Fensterbrett setzte, wo sie verblieb. Sie vergaß den hysterischen Schrei.

Konrad stellte fest, mit einem Grauen, das nicht mehr wachsen konnte und in das kalte Fieber ingrimmigster Beobachtung umschlug, wie der Berg noch wuchs — irgendwie anschwoll. Was sich ihm durch die Adern pumpte — Blut oder was es war — kreiste als Schaumgekräusel in zu engen Behältnissen — unheilvoll erhitzt durch die Vorgänge dieses Abends. Wo waren Ventile, die genug dieses kochenden Feuers hätten entweichen lassen? Konrad sah, wie die Oberarme aufgetrieben ragten, wie der Nacken zum Hügel wurde, wie die Schenkel ihre Hose auf die letzte Probe stellten. Zuerst zerknallte der Kragen, gesprengt von der Halsschlagader, die, dick wie ein Schiffstau, hervortrat und deutlich hämmerte. Dann zerfiel der schwarze Anzug; er platzte sorgsam in den Nähten. — Welch schlechter Zwirn, dachte Konrad, schlimm sind die Zeiten.

Teil um Teil löste sich von dem Berg, rollte ab und glitt seltsam anmutig zu Boden. Nur die Weste riß rückenlang mitten entzwei und prallte nach vorn hinweg in den Saal. Vorhang im Tempel riß mitten entzwei ... mußte Konrad denken, auch hier Katastrophen ... Zweierlei Zwirn, keine einheitliche Arbeit des Schneiders. — Die Hose hatte sich abwärts nur bis zu den Knien in ihre Bahnen zerlegt — der Berg stieg aus den Schläuchen und stapfte im schweißnassen Unterzeug gegen das Podium. Der Saal erzitterte, die Decke bebte, die Kronleuchter läuteten das Ave. Das Podium bewuchtete er, stapfte Löcher krachend in dies unselige Gerüst, stak bis zu den Waden im Holz. „Ich will auch reden!" dröhnte er. „Zum Thema!" posaunte er. Fortwährend zischten Dampfwölkchen aus Hemd und Unterhose — ein Maschinenhaus, dem Überhitztes rhythmisch und weißlich entpufft. Der Podiumtisch samt Tintenfaß und Schreibpapier schlug um und hinab. Drei Berichterstatter in vorderster Stuhlreihe, kaum sahen sie Tinte über den Parkettboden fließen, konnten nicht widerstehen. Dies edle Naß, heiliger als Blut, nötigte sie zu knien und sofort federhalterkauend ihre Berichte über den Verlauf des Abends zu beginnen.

„Hier ist vom großen Reinemachen gesprochen worden," begann der Berg, „vom Hinwegfegen alles Lügenhaften! Ich will Ihnen grundlegend eine Berichtigung geben, verehrte Anwesende! Ich rede zum Thema, wenn ich Lügen aufdecke. Was ist die Urlüge? Das Märchen von der Entstehung des Weibes ist die Urlüge. Meine Herren —" er stockte, irgend etwas schien ihm in den Gang geraten, doch es gelang ihm, schleppend weiter zu schwingen: „— und auch, wenn es sein muß: meine Damen! Hier gebe ich Ihnen die Wahrheit über die Erschaffung der Eva. Hier! Der Teufel war betrunken, war betrunken, Sie wissen: im Weinberg des Herrn ..."

Konrad sah den Koloß torkeln; der Koloß schnaufte — er blies sich

auf und stand wieder fester. „Da sah der Teufel Adam, den Einsamen. Und weil er betrunken war, sah der Teufel den Adam doppelt."

Auf ihren Stühlen klebte die Versammlung, atemlos, fluchtgewillt, unfähig zur Flucht. Noch läuteten die Kronleuchter leise, in ihr Ausklingen posaunte der Berg: „Da griff der Teufel den einen Adam im Zorn seines Rausches und entriß ihm gewaltigen Ruckes, was männlich war an ihm. Er knetete hinten und formte vorn, er zerrte die Hüften auseinander, er biß mit giftigem Zahn in die Jünglingsbrust, so daß zwei Hügel aufschwollen. Er fuhr mit Spinnenfingern in Adams Haare, zerrte sie länger und schuf Evahaare. Er schillerte Falschheit in Adams Auge, er spie Glätte in Adams Schlund. Sodann, verehrte Anwesende, warf er diesen Adam, der keiner mehr war, dem anderen Adam in den hilflosen Arm!"

Und der Berg packte schnaubend einen Berichterstatter, der zu nahe herbeigekrochen war, und warf ihn dem Fräulein, das sein Gedicht nicht hatte vollenden können, in den hilflosen Arm.

Der Berg orgelte Schlußsätze: „So entstand Eva! Ein Hirngespinst des betrunkenen Teufels, der rauflustig war. Nicht einmal Blendwerk der Hölle, nur Bieridee ist das Weib. Und wir schleppen sie durch die Jahrtausende. Wir! Fort mit der Erblüge, fort mit dem Popanz! Beraubt seines krönenden Firlefanzes stehe frei der Mensch!"

Der Berg sank zusammen. Konrad bemerkte, daß die Ventile matter pufften. Der Fleischberg sank in sich; schlapp werdende Schläuche machten ihn hinschwinden.

Das Fräulein, das sein Gedicht nicht hatte zu Ende bringen können, trippelte herbei, beugte sich wie über einen Sterbenden und sagte unter Tränen, die nicht weniger rätselhaft waren, als ihr Trieb, Verse jählings rieseln zu lassen—sagte schluchzend: „Ihn hätt' ich lieben können", — worüber Konrad, als er's hörte, heftig erschrak, denn er hatte vorhin an diese Ungeheuerlichkeit zaghaft schon gerührt. Auch der Vakuumreiniger trat hinzu und bemängelte: „Zu wenig Geschäftssinn! Wahrheit ist gut, aber Klugheit ist besser. Was ist uns heute Ulk und Urlüge? Stimmzettel und Staubsauger sind wichtiger." — Jener alte Herr aber, der so rührend immer noch den Hühnerdreck auf dem Kürbis trug, wankte zitternd aus seiner Stuhlreihe heran und betete, vor zersplittertem Podium die Hände faltend: „So ist denn meine Perücke gleichwohl wahrlich nicht umsonst in die Freiheit gezogen. Lieber Herr Vorredner, für alles, was du mir vorgeredet hast, danke ich dir mit Bruderdruck." Konrad sagte sich, der Alte meine wahrscheinlich Bruderkuß oder Händedruck; aber es blieb sich gleich; was er gesagt hatte, barg noch mehr Dunkelheiten. Er war das Bild geordneter Verwirrung, wie er da zu seinem Stuhl zurückwallfahrte, mit zittrigem Griff nach dem Schädel graugrünes Tüchlein als Mütze

vortäuschend unterstrich, Gehrockaufschläge unfruchtbar streichelte und gläubig auf seinen Sitz niederrasselte, vorgebeugt in schlottriger Erwartung vieler Klänge, gemischt aus Worten, Ausrufen und Patschhänden, ahnungslos — oh, Konrad erkannte: herzbeklemmend ahnungslos, was alles dieser helle Saal schon hinter sich gebracht, was alles diese düstere Nacht schon überschritten hatte, wieweit diese trübe Nacht schon vorgeschritten war.

Denn der Koloß gab Grund zu schwersten Bedenken. Konrad sah sich im Saal um. Wie ist er eigentlich hereingekommen? fragte er sich. Obwohl er zusehends verfällt, wäre er doch zu keiner der Saaltüren hinauszuschaffen. Einzig durch die großen Bogenfenster!

Übrigens redeten Redner. Ein leiernder Schwall, der Konrad längst ins Ohr geflossen war, kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein. Und nun sah er auch, daß man die Front gewechselt hatte. Das zerbrochene Podium samt dem mild Entgasenden war vergessen. Horcher und Gehörte nahmen das andere Saalende mit einem umgestürzten Bücherschrank als Rednerbühne. Nur der alte Herr im graugrünen Mützchenersatz blieb bei der alten Richtung. Willfährig hielt er Schallhände an gelbe Ohren und hörte taub auf die gurgelnden Versunkenheiten des Podiums. Konrad berührte mit der Hand, was da hinschrumpfte — und bei leisestem Finger lief welliges Zittern über den ganzen Berg. — Als Kind habe ich auf Handwägen Säcke gesehen, klang es in Konrad, die mir Rätsel blieben: Sie glänzten triefend, sie waren gespannt und dennoch schlaff, sie schauderten unaufhörlich vor sich selbst, sie bargen Quallig-Schlappriges.

Näher zusehend entdeckte Konrad, daß die Masse schon sehr breiig wurde. Eine Hand, über Podiumreste in den Saal hängend, zerfloß bereits; ihr Daumen — schmelzendes Himbeereis — vermischte sich mit der Tintenlache, vor der die Berichterstatter bäuchlings immer noch heftig schrieben. Aber der Grundstock des schwabbelnden Massivs revolutionierte sich noch einmal. — Von Urstößen gepackt wogte der Berg und wollte auf die Beine; doch trugen sie nicht, sie waren wie matter Gummi und schnellten weg unter jeder Belastungsprobe. Immer wilder und aussichtsloser wurden diese Versuche, diese Umlagerungen gallert-artiger Körperteile. Herzzerreißend für Konrad war dieser Kampf wachsenden Dranges mit schwindender Fähigkeit. Der einst kantige Schädel mit schon verwischten Konturen war ganz nach hinten gedreht und hing aufs Gesäß hinab. Wegtropfende Augen liefen staunend den eigenen Rücken hinunter und begriffen nicht, wieso Knöpfe und Knopflöcher verschwunden waren.

Da hatte Konrad genug. Er schlich zur Türe — wobei ihm wieder bewußt wurde, daß Redner redeten. Er vernahm zwei Stimmen, die

gleichzeitig nebeneinander hersprachen. Aber es war kinderleicht, beide zu erfassen. Wenn der eine „Wille" rief, sagte der andere „zur Tat". Wenn der eine „sich durchsetzen" rief, beschloß die andere „bis zum vollen Erfolg". Und wenn einer mal nur „Es möge mir vergönnt sein" sagte und der andere stockend an einer wohltuenden Pause schuld war, wußte Konrad, daß gemeint sei: „Ihnen noch ein paar Worte zu sagen." Deshalb versäumte er sich nicht länger und entfloh.

Auf mitternächtiger Straße raste ein wildgewordener Wagen der Ringlinie vorbei, der zuviel Elektrizität gefressen hatte und seit Stunden nicht in den Stall zu bringen war. Konrad, harmlos und freudig, besprang ihn. Kein Schaffner da — das Wageninnere leer —, er ging hindurch zum Wagenführer. Der ließ die Arme hängen und sah mit Spannung, mehr noch mit Kummer, mehr noch mit irrem Verzicht gerade aus. „Ich muß bezahlen," sagte Konrad wohlerzogen, „wo ist der Schaffner?" Nach einer Weile — die Lage war kritisch: zwei Hunde überquerten knapp die Schienen — sprach der Führer: „Mein Schaffner? In der Versammlung.

Konrad fühlte kalte Wut heraufkriechen. „Nächste Haltestelle aussteigen!" schrie er, weil man in die Nähe seiner Wohnung kam. Der Führer zuckte die Achseln. „Die Bremse —?" fragte Konrad. — „Wirkt nicht." — „Der Hebel da?" — „Wirkt nicht."

„Wielang denn, Unmensch, wollen Sie mich durch die Stadt hetzen?"

„Bis die Kontaktstange ausspringt; sonst tut sie's alle fünf Minuten."

Längst war man an Konrads Wohnung vorbei; hier fror ihn. Ach, ein verglimmender Ofen, ein milder Diwan, ein lächelndes Glas Tee hatten sich freundlich genähert und winkten ihm nun traurig nach. — Konrad bemerkte, daß man wieder an die Stelle kam, wo er aufgesprungen war. Er spähte nach den Häusern — nach dem einen Haus. Nur spärliches Licht sickerte aus den Fenstern des Saales. Eines war geöffnet. Flüchtig sah Konrad viel amtierende Menschenhände einen Strick herablassen, an dem Faltig-Verquollenes in trägem Schwung riesengroß pendelte und langsam über bleiche Häuserwand abwärts rutschte ... Vorbei und weiter.

„Liebe Kontaktstange, spring heraus!" betete Konrad. Sie tat es nicht, aber der Wagen sprang aus, an einer Kurve, und fuhr mitten durch ein Haustor. Da ins krachende Splittern erschrockene Nachthäubchen aus allen Fenstern der Nachbarschaft fuhren, musterte Konrad sie und stellte wehmütig fest, es sei kein einziges graugrünes Mützchen drunter.

Der Wagen stand ächzend im Hofraum der Staatsbank, und seine Kontaktstange tastete immer noch wie ein nervöser Fühler durch die Nacht.

Konrad verbrachte den Rest der dunklen Stunden in einem Raum der Bank, immerhin schlafend, auf mäßig weichem Lager aus Papiergeld.

Willy Seidel

geb. 1887 in Braunschweig als Sohn eines Arztes. Studierte und promovierte in München. Machte Reisen nach Ägypten und Samoa, War während des Krieges in Nordamerika. Lebt jetzt in München.

Hauptwerke: „Absalom", Novelle, 1911; „Der Garten des Schuchân", Novellen, 1912; „Der Sang der Sakije", Roman, 1914; „Der Buschhahn", Roman, 1921; „Der neue Daniel", Roman, 1921.

Zunächst genügte bei Willy Seidel schon ein bloßer Wüstentraum, die Intuition seines erwachenden, noch unbewußten Globetrotter-Temperaments, aus nachtwandlerisch dahinschreitender Einbildungskraft heraus ein Oasenbild mit Beduinenzügen hervorzuzaubern, das Kenner Arabiens darauf schwören ließ, ein erprobter Forschungsreisender habe in diesem „Garten des Schuchân" ein höchst gegenständliches Erlebnis aufgezeichnet. Dazu aber verhalf ihm erst eine Reise nach Ägypten, von der er als überraschend reife Frucht einen Roman „Der Sang der Sakije" heimbrachte. War „Der Garten des Schuchân" noch ganz tastende Sehnsucht, verhauchte Glut und Auftrieb innerer Gesichte, so gab dieser Roman schon ein sachliches, zuverlässiges und im Zivilisationsproblem festgelegtes Konterfei des modernen, halb anglisierten Kairo, aus dem die Reste der Urbevölkerung Schritt für Schritt zurückgedrängt werden. Anders gewendet und noch gründlicher erfaßt wird das Problem der von den Europäern unterjochten Ur-Rasse in Seidels vorletztem Roman „Der Buschhahn", der in der deutschen Kolonie Samoa kurz vor dem Kriege spielt. Aus der Gegenüberstellung gesunder, primitiver Instinkte und Lebensformen und der in ihrem plumpen Übermut so häßlichen Erobermanieren ergibt sich das Bekenntnis eines deutschen Patrioten, der zugleich als glühender Verehrer und Verteidiger unterdrückter Naturvölker auftritt.



Phot. J. Heimhuber, Oberstdorf i. A.

Dr. Willy Seidel



Aus „Der Buschhahn“

Preisung der Matten von Tanumalēto

Hier liegt Tufu-Gautaivai, durch einen Alia, ein kristallklares Bergflüßchen, von Tufu-Gataivai getrennt, das als spitzer Vorsprung, von silberner Brandung bestürmt, ins Meer ragt: ein sanfter Hügel, auf dessen geschützter Platte Dach an Dach sich drängt, durchsetzt von lichtgrünen, sternartig strahlenden Wedeln.

Es herrscht Sonntagsstille in Tufu-Gataivai. Ein mäßig großes Schwein, schieferschwarz und rosa gefleckt, belebt den breiten Platz in der Mitte des Dorfes. Es sucht leise grunzend nach Abfällen; dabei hat es sich, vermöge einer sprungfederhaften Bewegung des Rückens, mit einem zerschlissenen Palmblatt bekränzt und schleift es weiter, einsam und festlich. Plötzlich gibt es ein lautes Gedröhn: eine leere Cornedbeefbüchse wird in die Luft geschleudert. Dann wieder rasselt es, wie die Fruchthülsenklappern an den Füßen tonganischer Tänzer: der Rüssel macht Tumult mit ausgebohrten Nußschalen. Das Schwein ist keine plumpe Walze aus Fett — — es ist ein regsam trippelndes Haustier. Es hat die Schlankheit und die pfeilschnelle Zielbewußtheit seiner schwarzen Brüder im Busch.

Die windstille Luft ist von einem vibrierenden Klang erfüllt... Der Klang steigt und fällt; zuweilen bohrt er sich korkzieherartig in die Höhe. Ist es das Gezeter einer gepeinigten Seele? — — Nein; der Londoner Pastor predigt. Der Klang ist stärker als das metallische Poltern der Brandung, die die Höhlungen der Lavafelsen mit Echo füllt. Feierliches liegt im Schoß der nächsten Zukunft. Das Gekeif aus dem weißgekalkten Kirchlein schallt herüber bis nach Tufu-Gautaivai, bis zu dem Hügel, auf dessen Spitze das Bungalow von „Sale Kuka“ liegt...

Das Schwein gerät jetzt an eine Stelle, wo Gewohnheit es zurückprallen läßt. Spürt es einen Hagel kleiner Steine, von geisterhafter Hand geschleudert? — — Doch solchen Empfang träumt es nur; ohne Widerstand zu finden, betritt es das große Häuptlingshaus des Leituala ...

Seine Klauen trommeln rhythmisch auf den Matten. In ruckweisen Vorstößen beschnoppert es die roten Wolltroddeln und die achtzehnfüßige Kawabowle; es windet sich durch Eimer, Kisten, geflochtene Körbe... In halber Höhe der Mittelpfeiler, mit Kokusseilen befestigt, hängen Querbalken, von denen aus dicke Bambusstäbe über den Radius des Daches reichen; auf diesen aufgestapelt liegen tausend Sachen, verführerisch, dazu geeignet, mit dem Rüssel in die Luft geschleudert zu werden — — wenn

---

* Insel-Verlag, Leipzig.

man sie nur erreichen könnte! — — Welch ein Reichtum, in unscheinbare Maulbeermatten geschlagen, läßt sich da oben noch vermuten! — — Da gibt es Reihen von Tabakwürsten, in Pandanusblätter gerollt; und Schlafschemelchen gibt es — kleine klotzige für Kinder, und lange elastische für Erwachsene und schnäbelnde Paare...

Das Schwein steht lautlos in der großen Hütte. Seine Augen mit der gelben Iris starren ins Leere. Der Boden der Hütte ist so glatt und weit, und dennoch begrenzt: denn sechsundvierzig Tragepfeiler, mit Bastgirlanden geschmückt, stehen drohend und stumm am Horizont. Es grunzt und wirft vier bauchige Zinnlampen um; dann erschüttert es den Tisch. Der Spiegel der Taupou kommt ins Wanken und klirrt leise. Es ist plötzlich sehr still geworden; es herrscht die Stille, die dem Schicksal vorangeht. Der Londoner Pastor draußen hat seine Predigt beendet und schweigt gleichsam durch die Kirchenmauer hindurch...

Was nun folgt, ist jäh; ist überrumpelnd grausam. Schauerlich dröhnend und schrill wütet Gebrüll durchs Dorf. Eine Minute lang wütet es; dann schnappt es ächzend ab. Man erkennt Tigilau und Fagalele, die jüngeren Söhne Leitualas, wie sie sich in der Nähe des Samoa-Ofens an der offenen Feuerstelle munter schwatzend mit dem kaum gemordeten Kadaver des Schweinchens befassen...

Eine festliche Woche steht dem Dorf bevor; eine Woche schwer und saftig gleich einer Traube von sieben vollreifen Königsbananen: jede rot-gelb, dick und eine Last für den Magen. Denn heute beginnen die Zeremonien vor der kirchlichen Trauung des Vave, des ältesten Sohnes Leitualas und Manaias von Tufu-Gataivai — —, mit der M a n u m ā, der Taupou von Tanumaleto.

Leituala tritt aus der Kirche. Er steigt etwas gebückt heraus, etwa wie man ein schweißtreibendes Bad verläßt. Dabei ist es drinnen aber keineswegs heiß gewesen, sondern angenehm kühl; — — man hat jedoch für anderthalb Stunden auf ihn eingeschrien, ohne Distanz und Respekt; hat seine Seele geknetet und unliebsame Bilder aus einer wohlassortierten Pa'alagi-Hölle vor ihm aufgerollt. Solange diese Kur dauert, pflegt seine sonst gesunde Skepsis zu versagen; denn das Geschütz der Schwarzröcke ist etwas, gegen dessen Wucht selbst die feinsten samoanischen Argumente den kürzeren ziehen... Doch wenn er freie Luft atmet, hat er die Gabe, sich innerlich der lästigen Begleiterscheinung — der Kirche — durchaus zu entledigen; sich sozusagen sechs Tage breit daraufzusetzen, bis wieder die nächste Verpflichtung kommt.

Obschon also nur ein armer Heide von trauriger Gemütsflachheit, fühlt sich Leituala in Harmonie mit seiner Umgebung, besonders weil er gegen etwaige Unstimmigkeiten im Himmel — seine Seele betreffend —

pünktlich Jahr für Jahr an das „Mē"*) eine beträchtliche Zahlung leistet. Er ist fett und so hell olivbraun, daß er aus der Entfernung gut für weiß gelten kann. Die Tätowierung sticht grell gegen das weiße Polster der Kniee ab und gemahnt fast an eine feingeflochtene Garnitur von blauen Spitzen ... Er trägt ein violettes Lavalava und eine offene schwarze Alpakajacke, unter der seine haarlose Brust beim Gehen schüttert wie die eines Weibes. Ein Fliegenwedel pendelt in seiner Rechten; mit der Linken streicht er zuweilen den weißen Schnurrbart, dessen Spitzen nach unten deuten, oder kraut sich in der kompakten weißen Haardecke, die seinen schönen schläfrigen Kopf verziert ... Er geht sehr langsam; die Füße so nach außen, daß die fetten Waden leicht geknickt erscheinen. In der Hütte angelangt, setzt er sich an den ihm zustehenden Pfosten; da sitzt er, die Füße unter den Schenkeln; sitzt, wie selten ein Mensch sitzt —: hingepflanzt für ungezählte kommende Stunden. Seine schwarzen samtenen ausdruckslosen Augen beherrschen das Haus.

Wer ist das große Frauenzimmer dort von fürstlicher Haltung, die hinter ihm eintritt? Le'uta ist's, auffallend mit allen Merkmalen reifster Weiblichkeit ausgestattet. Sie trägt ein weites braunes Kattunkleid ohne Ärmel; zwischen den Brüsten baumelt, vierfach geschlungen, eine rote Korallenkette in Gemeinschaft eines silbernen Kreuzchens an einem schwarzen Schuhsenkel. Ihr Haar ist stark mit Grau durchschossen; doch wiewohl über die Vierzig, zeigt sie kein Fältchen, weder im vollen Gesicht noch an den gutgepolsterten Armen. Elastisches Lebensgefühl strafft ihren strotzenden Körper. Steht sie aufrecht, so hebt sich im Rhythmus ihrer tiefen Atemzüge das Kattunkleid vorn in die Höhe, während es hinten glatt herabfällt und in eine kleine Schleppe endigt. Mit greller Stimme Befehle entsendend, die an niemand und alle gerichtet sind, wirft sie schwere Matten zurecht wie Spielzeug, räumt mit dem Fuß verirrten Lavasand auf die Seite und sinkt dann — am mittleren Häuptlingspfosten, der dem Leitualas gerade gegenübersteht — federnd in den Hocksitz. Sie kennt ihren Platz ...

Was treibt aber Vave, der Bräutigam —? —

Angetan mit einem weißen Lavalava — das sich bei näherem Zusehen als Badetuch entpuppt, erstanden für sechs Pfund Kopra im Laden von „Sale-Kuka" — begibt er sich mit anderen „Bullen" und Knaben in die Pflanzung, um ein paar Brotfrüchte zu holen nebst Reisig, denn das ist nötig, um dem Schweinchen nunmehr und einem halben Dutzend Hühner einzuheizen. Sie sind nicht gerade fieberhaft geschäftig; es wird viel gelacht, geschrien, mehrstimmig gesungen; doch ist genug Methode

*) Kirchenversammlung, mit Abgaben verbunden.

darin, um die Grundlagen für ein verlängertes Mahl zu legen. Mehrere Großmütter schieben grinsend ihre gekalkten Köpfe zwischen den Pfosten herein. Sie haben nach dem Gottesdienst ihre wuchtigen Bibeln in den umliegenden Hütten deponiert; nun kriechen sie nacheinander herzu. Vier etwas jüngere Weiber, Fapusi, Masagi, Fa'asua und Eli, gruppieren sich um Le'uta und bedienen sie mit Tabak; danach heben sie an, eine mächtige Kawawurzel auszukämmen und Wasser hindurchzuseihen, das in gebührenden Mengen in die altersschwarze ehrwürdige achtzehnfüßige Bowle plätschert.

Leituala sieht niemanden an. Seine samtenen Augen schlafen. Zuweilen, seine götzenähnliche Ruhe plötzlich unterbrechend, peitscht er sich die Schultern mit seinem schwarzen Roßhaar-Fliegenwedel; es knallt stark auf dem leichten Jackenstoff. Er sitzt hoch entrückt ob dieser festlichen Geschäftigkeit; er schenkt der Gegenwart nur verschwommenes Interesse. Indessen lauscht man auf: das längst Erwartete geschieht. Tigilau und Fagalele laufen an den Strand.

Wo der Alia ins Meer mündet, gibt es eine kurze Strecke Sand. Der Fluß ergießt sein Wasser in ein weites Becken von halbkreisförmig vorgelagerten Korallenbänken, die auf einer Seite eine flache Öffnung lassen. Die beiden Jünglinge stürmen hinein, so daß der Schaum silbern an ihren goldbraunen Waden in die Höhe spritzt. Kaum ritzen sie die hornigen Sohlen, als sie über die spitzen Korallenstöcke turnen; dann, wie zwei Fische, schießen sie ins offene Meer.

In einiger Entfernung vom Riff schwankt ein vollbeladenes Samoaboot; da die Dünung mäßig ist, erreichen sie es mit ein paar mächtigen Schwimmstößen und schwingen sich auf entgegengesetzten Seiten hinein. Tigilau stellt sich an das Steuerruder und Fagalele an den Bug. Er wartet die fünf großen Wellen ab; denn schreit er: „Mao!"*) und vier Ruderpaare peitschen das Wasser. Mit den drei kleinen Wellen saust das Boot wie ein Pfeil in scharfem Winkel durch die enge Einfahrt, knapp an den starrenden Felsen vorbei, deren vielverzweigte Krallen vergebens nach dem flachen Boden greifen ... So schön gleitet es herein; so glatt! — — Es scheint, vom Land aus betrachtet, als tue das schwere, lustig bemalte Boot einen munteren Satz über den Wall; als schmelze das schwarzgrüne Riff, an dem sich hüttenhohe Wogen ächzend zertrümmern, wie beim Nahen eines Zauberschiffs und gewähre ihm Eingang wider Willen ...

Der Orgelton des Bootsgesangs, den man vorhin vernommen, scheint noch in der Luft zu schweben; indem man das Boot auf den Strand zieht, summt man ihn leise, bis der Takt in begrüßendes Geschrei und

---

* Flach.

Gelächter zerbricht. Die Großmütter machen sich auf und gehn der Manumā entgegen, um sie ins Haus zu geleiten.

Manumā schüttelt ihre enorme Frisur — ganz bespickt mit Puablüten — so daß feuerrote Blättchen ihren Weg bestreuen. Ihre jungen Brüste durchbohren schier das dünne rote Kattunkleid, über dem sie eine flammend bemalte Matte trägt; das Haar in der Stirn ist peinlich zurückgekämmt. So kommt sie heran, die schiefen Augen zu Schlitzen verengt, unter deren langen Wimpern Verschmitztheit lauert. Die aufgeworfenen Lippen heben sich lüstern lächelnd von schlohweißen Zähnen.

Drei Mädchen ihrer Auluma folgen ihr: — Matasesepa, die stark nach innen schielt; Alisi, mit rostrotem Haar und blassen Augen, und zum Beschluß Emi, der man den Kopf noch unlängst eines Fiebers halber kurz geschoren — so daß sie völlig einem fetten Jungen gleicht, mit dem man sich einen Spaß macht ... Manuma weiß, warum sie sich gerade diese drei ausgewählt; auf diesem Hintergrund hebt sie sich selbst um so appetitlicher ab.

Schweres Schnaufen ertönt; Folau-Papalii tritt in Erscheinung. Er ist am Ende seiner Mission. Halb gestützt hat man ihn und halb getragen, bis dahin, wo der Weg flach genug ist und man ihn sich selber überlassen kann. Nun arbeiten seine Klumpfüße wie schwere Stampfhämmer; sein Gesicht schwelgt in ekstatischem Grinsen: endlose Stunden werden ihm blühen voll Geschwätz und Labung des Magens! — — Das Boot fährt fort sich zu entleeren. Sich bei den Händen haltend, steigen zwei ehrwürdige Matronen aus: Faga'afi, das „Feuerrohr", und das „Ende der Peitsche", Toieolesasa. Die Kinderglieder, die ihnen nachwurzeln, gehören Lepeki und Tiatia. Den Beschluß bildet eine schwarze Gestalt, deren Gewandung sich seltsam zu den bunten Rindenmatten und Kattunhängern gesellt: ein dürrer Mensch in einer Soutane, die schaumbenetzt an seine nackten Waden klatscht — —: es zeigt sich das von der Krempe eines Filzhutes beschattete tiefbraune Bulldoggesicht eines Samoaners mit albernem Mund, an dessen Lippen die Löckchen eines gebleichten Kräuselbartes hängen — —; das ist der Misi Etimano, oder — der Mensch nackt und für sich genommen — Sevao, Sprecher in der Familie des „Schwarzen Schweines" ... Die Hände über den Bauch gekreuzt, geht er als letzter Effekt ins Haus.

Samusamu, Folaus Neffe und Piu mit zwei Knaben, die in dumpfer Unterwürfigkeit auf dem Sande hocken, bleiben am Boot zurück. Wo aber ist Tanu? — Wird man ihn nicht vermissen? — Ach, er ist doch nur dekorativ, und so kann er es Piu überlassen, ihn zu vertreten ... Zudem — wie man verstehen wird — entschließt sich O Lana Afioga o Malietoa Tanumafili, Lilomaiāva, Gatoaitēle, Tamasoali'i, Tafaifā — um ihm

wenigstens eine kleine Auslese unter seinen Titeln zuzugestehen — nicht so ohne weiteres und kurzerhand, Besuche zu machen; nun erst gar in Sawaii bei Leituala, der einige zehn Rangstufen unter ihm figuriert... Nein; darüber Gedanken zu spinnen verlohnt sich nicht.

Das Haus ist gut gefüllt; jeder hockt an seinem Platz. Andächtige Stille herrscht. Eine einzige Stimme spricht leise quäkend; flicht Satz an Satz. Denn ein Herkommen heischt: je bedeutender die Gelegenheit, desto leiser, desto mehr nebenhin geschieht die Eröffnungsrede. Das fette hellfarbene Götzenbild spricht; Leituala trägt Blumen zusammen. Er holt seine Wendungen aus dem dunkelsten Winkel der Hütte; seltsam zuweilen aufbellend, hascht er prächtige Wortfloskeln aus dem Wesenlosen. In Starrkrampf versetzt durch das Gefühl der eigenen Nichtigkeit, betont er fröstelnd, wie sehr er sich freue; wie außergewöhnlich, ja, wie haltlos aufgeräumt, vergnügt und munter er sei.

Die Rede klingt, als halte er Zwiesprache mit seinem Bauch, der durch den Ritz der Jacke hervorschimmert. Es ist, als könnten diese babbelnden Lippen nie zur Ruhe kommen; nie und nimmer. Die Welt wird versinken; das Meer wird dies Eiland zernagen; Grauen der Vernichtung wird wüten —: Leituala wird weiterbabbeln; — — immer leiser und leiser vielleicht; aber man wird es noch hören, wenn man das Ohr ganz nahe an die zitternden Lippen, diesen wehmütigen Schnurrbart hält...

Immerhin; auch dies hat ein Ende. Ein Peitschen des Fliegenwedels geschieht; man murmelt: „Mali'e!" — — Dann schweigt man wieder allgemein; denn der zweite Teil des Programms muß nun erfolgen.

Der Pulenuu räuspert sich tönend. Wo sitzt er? — Warum findet man ihn nicht am Sprecherpfosten, der ihm zukommt? — — Der Platz dort ist leer, die sechsfach aufeinandergeschichteten Matten würden eine so weiche, so elastische Unterlage bieten für seine Klumpfüße! — —

Nein, Folau sitzt halb draußen; am Rand zwischen zwei Pfosten; und es ist eine förmliche Wanderschaft für Fapusi gewesen, ihm den geschnitzten Kawabecher zu überbringen. Er sitzt auf dem harten Lavakies; es ist, als lege er sich selbst eine Pönitenz auf... Seltsam; seltsam... Dabei späht er hinaus.

Sieh da! — — An der Wegbiegung erscheint eine kleine Prozession. Vorn von Piu und Samusamu gestützt, und hinten von den beiden Jungen, die vorhin scheinbar unbeteiligt am Strand gehockt, schwankt ein Gestell aus Bambus heran. Die Jungen sind wahre „Larkins" geworden; vergnügte Tongateufel; statt Hüfttüchern tragen sie jetzt funkelnd neue Maulbeermatten, rotbraun mit gelben, frech darauf geklexten Sternen; die stehen so steif nach den Seiten ab, daß sie sich bei der langsamen Regung der Schenkel knirschend aneinander wetzen. Das Gestell ist mit roten

Bastflittern geschmückt, die lustig wimpeln. — — Und was liegt darauf? — Was wird mit so zärtlichem Pomp einhergeschleppt? — Was nähert sich, befördert von behutsamer Andacht, flaumleichten Gewichtes, mit roten und blauen Daunenfedern gesäumt — — so leicht, so ätherisch und kostbar, daß die Last nicht im mindesten auf die blanken, samtenen Schultern drückt? — — Und doch meinen die Schultern einen Druck zu spüren —: Anbetung von Generationen hurtiger oder schläfriger Augen, die je darüber geglitten, ruht auf dem seidenweichen Wunder; Mühe von tausend Tagen rastlosen Knüpfens und von strenger Zeremonie des Feuchtens und Trocknens nach jeder frischvollendeten Phase ...

Auf dem Platz vor dem Hause angelangt, setzen die vier Träger das Gestell auf den Boden und hocken sich daneben. Ist dies ein Zeichen für den Pulenuu? — — Ja, in der Tat — er sitzt noch nicht im Hause; sitzt auf halbem Wege; ist einer von denen, die dort hocken in Demut — einer von dem Gesindel, das die Stirn hat, in Riechweite dieses erlauchten Kreises herumzulungern ... Seine hohe Fistelstimme steigt auf.

„Amata le solo ...“ beginnt es vibrierend, „Etwas Dummes ist's, das wir gesammelt; etwas Graues!*).

Ach — wie verächtlich ist das Gestell da mit seinem Inhalt; das Zeug — — wer bin ich überhaupt, es euch anzubieten in meiner Keckheit! — —

Umsonst geben wir des Fischzugs Fische weg ...“

Folaus Augen werden klein. Es ist klar; der Fischzug ist elend. Auswurf wie wir kann zwar froh darum sein; Leute wie euch wird er höchstens zum Niesen reizen — — habt Nachsicht! — Ah, man könnte sich selbst zerreißen, weil man nichts Besseres bringen kann ...

„Blickt hin — —“ geht das Näseln weiter „— auf die Toitoipflanze; — sie stirbt ab!“ — — Sein Blick gleitet zu Piu hinüber. Und doch — ist es nicht eine Schmeichelei für das Kraut, das sich so kümmerlich fortfristet auf der Lava zwischen Aopo und Asau, mit dem wohlgenährten Piu verglichen zu werden? — — „Blickt hin auf den Pandanus, wie welk seine Blätter hängen!“ — — Hier streift sein Blick Samusamu ... „Kommt es vom Spritzschaum des Seewassers? — Kommt es vom kalten Nachtwind, der darüberfährt? Oder ...“ (hier wird Folaus Stimme vollends verzagt) „sind vielleicht die Pflänzchen immer traurig und sehnen sich nach dem Urwald zurück und seiner fetten Erde —?“

Ja, eine so erbärmliche, so ärmliche Gesellschaft wie sie — der Sänger seufzt — muß sich gut mit erlauchten Personen stellen! —

„Des Fischzugs Fische — wir schenken sie euch! — — Warum kamen

---

*) Es beginnt die wörtliche Wiedergabe einer „Mattenpreisung“ und ihres Antwort-Gesanges.

wir nicht schneller? — Ach, wer sind wir! — Blutarm ist unsere Familie; dem Aussterben nahe! — Doch so läppisch die — Matten da auch sind: wir mußten weit laufen!"

Ein nachträglich beklemmendes Erstaunen über die Strapazen, die sie erlitten, scheint den Sänger zu erfassen; seine Augen wandern wie nach stärkeren Vergleichen dürstend ...

„Wie Fischer mühten wir uns ab, die mittags einen Schwarm von Bonitos fangen wollen."

Man murmelt Beifall. Am Mittag spielen die Bonitos brünstig an der Oberfläche und denken nicht an die Köder. Folau, ermutigt, verfällt in steigende Wut über die Matten.

„Wie schlecht sind sie!" — fährt er höhnend fort. „Wie wenig euch angemessen! — Ein allzu kurzer Graslendenschurz für eine mannbare Jungfrau! — Ein viel zu kleines Muschel-Stirnband!"

Der Beifall verstärkt sich. Daß die Matten eine Zumutung sind — und welch eine Zumutung! — ist klar genug erwiesen. Und doch — es ist ein Schimmer von guter Absicht dabei, der nach Anerkennung seufzt; den muß man gelten lassen ... Wenn der Sprecher auch für eine Familie das Wort führt, die nicht wert ist, sich in die Leitualas zu drängen, — — er meint es gut! Veredeln will sich die Sippschaft von Tanumalēto durch das Blut, dem sie bittet sich verschwägern zu dürfen! Und ist die Angelegenheit nicht reif genug? — Hat man nicht schon vorher Monate hindurch Reden gehalten und Geschenke hin und her geschickt? — Haben sich nicht die Sprecher beider Familien zur Genüge in den Ohren gelegen? — Darum beschließt Folau in einer Kaskade von Versen, in einem Strudel von Worten mit einem langen Triller auf jedem Reim:

„Nimmt man dem alten Palmbaum die Wurzeln und flicht Körbe daraus für Fische: so braucht ein neuer Zeit, um zu wachsen! — Und es nimmt Zeit, ihn zu pflegen und zu düngen! — Solche Zeit hat es gekostet, diese Matten zu sammeln!

Klein, erbärmlich sind die Nüsse des schlechtgedüngten Baumes! — Doch gibt es nicht Reihen von Stapelstöcken, gut gefüllten, wenn man ihn gut pflegt und seiner acht hat?

Darum, ihr Herren — laßt uns in Eintracht beisammen sitzen! — Es gefällt uns bei unserer neuen Familie! Wir dürfen hier bleiben, bis man unserer überdrüssig ist! — Kommt nun; wir wollen der Reihenfolge nach die Hütte betreten!" — —

Folau schweigt. — „Tu'ulagi ane! — Sing weiter!" — dröhnt es heraus. Doch dieser Aufforderung folgt man nicht. Auch bleiben noch alle sitzen, wie vorher; Piu mit seinen Trägern draußen und Folau im Rahmen der Pfosten ... Und als das „Mali'e!", laut und leise, sich gelegt hat,

entsteht eine Pause, während der die Erwiderung im Schoß des Hauses sich vorbereitet. Dann steigt eine näselnde Stimme drinnen in die Höhe; sie ähnelt der Leitualas ...

„Sa tutuli taliga ..." beginnt es. „Wir waren taub; kaum konnten wir hören.

Und während die Betonung steigt, geht ein langsames Erwachen aus dem bestrickenden Traum vonstatten.

„Jetzt können wir plötzlich wieder hören! — Es war wie liebliches Vogelgezwitscher! — Ihr seid uns angenehm; schenkt ihr uns nicht eine vollreife Jungfrau aus feiner Familie? — Schande über uns, wenn wir solche Gäste schlecht bewirteten! — Schande über alle, deren Querholz leer steht! — Leider haben wir nichts, aber auch gar nichts anzubieten an diesem herrlichen Morgen!"

Als diese fabelhafte Wendung geschieht, von trauernder Überzeugung gesättigt, erschallt draußen der Todesschrei des sechsten Huhnes, das an einem Palmstrunk enthauptet wird; und bläulicher Rauch aus dem Backofen schwängert die Luft ...

„Ihr seid kein schlechter Besuch für uns! — Wir kennen den Besuch! — Wir wissen, daß der Besuch Matten bringt! — Es ist kein Kriegsbesuch — —" wiederholt die Stimme und kann sich nicht genugtun — — „es ist ein Besuch, der köstliche Matten bringt! — Oh; welch eine Pracht an Matten! — Ja, sie sind so kostbar, daß ihretwegen, bei der Verteilung in Mali'e, zwischen Pule und Tomua, Blut geflossen ist! Ah — — die schönen, die ausgesucht kostbaren Matten!

Seid gepriesen, ihr Herren und Familienhäupter nebst euren Schößlingen; gepriesen, ihr Titelträger, und bedankt, ihr titellosen Alten! Unser Herzenswunsch ist — und es ist kein schlechter Wunsch —: gesellt sich Bein zu Bein im Dunklen ..." Entzücktes Prusten, mühsam unterdrückt, entsteht im Haus ... „und trägt es Frucht, so ist die Freude groß. Merkt auf, ihr alle, laßt die Kunde in große und kleine Häuser dringen: wir haben Besuch, der sich unsere Gegend betrachten will. Unsere Herzen sind erfreut, und eure Rede klingt für uns wie das herrliche Zirpen der Ligo-Ligo!"*)

Beifallstrommeln bricht los. Der Pulenuu erhebt sich und kriecht ächzend an seinen leeren Platz am Sprecherpfosten, an die Seite Le'utas. Vave und Manumā hocken sich gegenüber und blinzeln sich an. Sie schätzen sich gegenseitig ab. Da es auf beiden Seiten — dank der Art der Bekleidung — für das Vorstellungsvermögen wenig zu ergänzen gibt, sind sie bereits in schönem Einverständnis. Vave schiebt verschmitzt seinen Fuß herüber und tritt seiner Braut an die Knie, worauf sie den Kopf vor Albern-

*) Grille, Zikade.

heit so weit nach hinten wirft, daß die kaffeebraune Kehle, geschwollen von verschlucktem Kichern, reizend hervortritt und die seidige Last ihrer Haare fast den Boden peitscht ...

Le'uta betrachtet das Paar. — Auf einmal stößt sie gellend hervor: „Fe'epō klatscht in die Hände! — Hört den Fe'epō!"

Alle wenden sich um. Ein heißes Lüftchen scheint ins Haus zu fächeln, das die Pulse beschleunigt. Und in aller Hirne tritt ein Bild, gleich einem Blitz, der eine Gruppe beleuchtet. Die Unterhaltung verstummt für ein, zwei Minuten. Leituala, mit schwachem Lächeln, knarrt ein fettes: „O lele'i,"*) denn der Einfall Le'utas gefällt ihm ... Wer aber ist Fe'epō? — Und warum hat er in die Hände geklatscht?

Das Inselhirn hat ihn geboren, und er ist so lebendig wie ich und du! — Man berichtet, daß er — ein verkleideter Teufel — mit seiner Frau Tauvasa'i-Upolu in der Dorfschaft Tomua lebte ... Andauernder Trockenheit halber gab es eine gewaltige Hungersnot; und zur selben Zeit, entzweite Fe'epō sich mit seiner Frau. Sie verließ ihn, doch ihr einziger Sohn der Knabe Ati'ati'oni'e, folgte ihr nach ...

Sie sagte: „Kehr um und geh zu deinem Vater zurück!" — Doch der Sohn verfolgte sie weiter, bis er auf eine wilde Batatenwurzel traf. Sofort begann er, sie auszugraben; sechs große Knollen waren daran und eine Handvoll kleinerer Sprossen. Die Mutter sprach: „Jetzt geh zurück!" Der Junge nahm die Bataten und kehrte um.

Fe'epō war blind; doch als sein Sohn zurückkam, erkannte er ihn am Schritt. Er rief: „Bist du da?" — „Ja", erwiderte Ati'ati'oni'e. — „Wo hast du deine Mutter gelassen?" — „Sie ist weitergegangen." — „Was hast du mitgebracht?" — — „Batatenwurzeln." — — „Bring sie mir." —

Fe'epō zählte mit den Fingern; es waren sechs Wurzeln und ein Säckchen aus Blätterknollen. — „Bereite sie zu." Der Sohn ging zum Samoa-Ofen; doch buk er die Wurzeln nicht auf einmal, sondern sparsam einzeln an jedem Tag, bis Fe'epō die sechs verzehrt hatte; nachträglich buk er für sich selber die ganz kleinen Knollen. Da dachte der Vater: „Jetzt habe ich alles gegessen; was hatte der arme Junge gegessen?" — — und ließ ihn kommen.

Er sprach: „Mein Sohn: ich sehe nun, daß du mich liebst; bereite dich vor; von jetzt ab sollst du mein Erbe sein; es ist Zeit, daß du eine Frau nimmst und daß ich Enkel bekomme ... Hole mir Wasser."

Der Junge nahm die Kokusflasche, beschmierte sich im Kochhaus mit Asche und ging an die Seeseite, wo die Quelle war. Dort wohnte die Taupou Telesa. Der Junge, anstatt seinem Vater das Wasser zu bringen,

---

*) „Schön!"

ging zu ihr ins Haus. Ihre Auluma war dort, und sie trieben verliebte Scherze ... Telesa fand Gefallen an Ati'ati'oni'e und sagte zu ihren Mädchen: „Greift mir diesen Knaben; er ist ein Häuptlingssohn." — Sie haschten und ergriffen ihn; und weil er so schmutzig von Asche war, wuschen sie ihn sauber im Badeloch. Da sah die Taupou, daß er ein herrlicher Junge war.

Der Teufel Fe'epō, wenn auch blind, konnte doch alles genau aus der Entfernung erkennen. Und als die Taupou mit seinem Sohn ihre Liebesspiele trieb, saß Fe'epō allein in seinem Hause und klatschte in die Hände.

Von diesem Tag an hörte die Hungersnot auf. Die beiden bekamen viele Kinder; und als die Sippschaft das hörte, kam man von weit her und brachte der Malietoa-Familie Matten ...

Geht Fe'epō noch heute um? — Hat Le'uta sein Klatschen vernommen? — — Hört man nicht ein fernes geisterhaftes Zusammenklappen zweier mächtiger Hände, warmer Handteller, aus denen Segen gequollen ist von Urzeiten her? — — Oder ist es nur das Bersten der Brandung, das herüberklingt?

Gewiß, Fe'epō sitzt allein in seinem Haus und freut sich des Vave und der Manumā; freut sich der beiden, die sich mit täppischem Scherz betasten und aus deren Lebenskraft neue Geschlechter von reinstem Blut entsprießen sollen.

Doch das Haus Fe'epōs ist größer als dieses. Sein Dach ist der Himmel; und seine Pfosten beschützen, fern und groß, die ganze samoanische Welt.

Humoristen und Satiriker

Die in literarische Form gegossene Komik hat während der letzten Jahrzehnte einen großen Formenreichtum entwickelt, in Vergleich mit dem sich die meist gemütvollen, aber selten witzigen Humoristen bis auf Keller und Raabe fast einseitig und äußerlich dürftig ausnehmen. Der spezifischen Komik gewisser Gestalten, Ereignisse oder Situationen entspricht heute die literarische Eigenart der Humoristen. Von den flachen Spaßemachern aufwärts bis hinan zu den ganz wenigen großen, überlegen lächelnden, liebevollen Dichtern führt ein langer, immer schmaler und steiler werdender Gipfelweg.

Schriftsteller, die ausschließlich Humoristen sind, Humoristen in Reinkultur, gibt es höchstens in der Gestalt von Lustspieldichtern. Lyriker, die immer nur „Heiteres" von sich geben, sind entweder geniale Naturen wie Wilhelm Busch oder unerträgliche Flachköpfe. Und die Erzähler erzählen entweder vorwiegend oder nebenbei Dinge, bei denen es nichts zu lachen gibt. Auch bei den Deutschen, neben den Engländern, der für Humor am meisten begabten Nation, kommt ein Dichter, dessen gesamtes Schaffen aus einer einheitlich humoristischen Lebensanschauung hervorgeht, in jeder Generation höchstens einmal vor. In den sechziger bis achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, einer Zeit bürgerlicher Ruhe und Beschaulichkeit, hatten wir allerdings gleich vier auf einmal: Raabe, Keller, Fontane und Busch. Heute läßt sich zwar eine stattliche Reihe fröhlicher Autoren aufzählen; ein wirklich Großer ist aber nicht unter ihnen.

Es soll hier von denjenigen Dichtern abgesehen werden, die kraft ihrer reichen Begabung zugleich auch Humoristen sind, in deren Werken sich weitausgedehnte humoristische Partien und komisch gesehene Gestalten finden, während der Grundton ihres Schaffens tiefernst bis zur Tragik sein kann. Dies gilt u. a. von Gustav Meyrink, Thomas Mann, Friedrich Huch, Helene Böhlau und Gerhard Ouckama Knoop. So ist auch Gerhart Hauptmann Lustspieldichter gewissermaßen nur im Nebenamt, wenn auch seine Komödien „Biberpelz", „Schluck und Jau" und „Kollege Crampton" die wertvollsten sind, die man heute auf deutschen Bühnen spielt. Von starker satirischer Kraft erwies sich Josef Ruederer in der „Fahnenweihe" (1895), derber und plumper, drum mehr im Geschmack des Theaterpublikums sein Landsmann Ludwig Thoma („Die Medaille", 1901; „Die Lokalbahn", 1902; „Moral", 1909). Älteren Datums ist Ernst von Wolzogens Bohême-Komödie „Lumpengesindel" (1892); große Hoffnungen wurden nach diesem Stücke auf den Verfasser gesetzt; er schrieb noch viele und auch oft aufgeführte Lustspiele, doch keines mehr von der Frische und dem Stimmungszauber seines Erstlings. Feine, graziöse Arbeiten eines liebenswürdig schlaffen Wienertums sind Arthur Schnitzlers heitere, nur ganz leicht sentimental angehauchte Stücke („Anatol", 1893; „Reigen", 1900; „Zwischenspiel" 1905), noch wienerischer, daher noch plauderhafter, „raunzender" und oberflächlicher die von Hermann Bahr. Aus ihrer großen Zahl seien als die gelungensten hervorgehoben: „Wienerinnen (1900), „Der Krampus" (1901), „Der Meister" (1903), „Das Konzert" (1909). O. E. Hartlebens Komödien „Angele", „Die sittliche Forderung" und „Die Erziehung zur Ehe" tauchen mit ihrem im Grunde recht harmlosen und ungefährlichen Spott gegen die bürgerliche Moral immer wieder auf dem Spielplan größerer Bühnen auf. Die Lustspiele von Hermann Sudermann, Ludwig Fulda, Max Dreyer sind bald geschickteres bald ungeschickteres Handwerk. Den Eindruck leichter Ware machen auch Karl Rößlers zahlreiche Lustspiele (u. a. „Wolken-

kratzer" (1908). „Im Clubsessel", 1909; „Die fünf Frankfurter", 1911, „Der pathetische Hut", 1921), doch kann bei seinem mit lebensklugem Witz geführten Dialog auch der Zuhörer von Geschmack guten Gewissens lachen. Viel gespielt, sogar im Ausland, werden die Lustspiele von Rudolf Lothar („König Harlekin", 1900; „Casanovas Sohn", 1920).

Die drollige Stammeseigenschaften scharf umreißenden Dialektreize, auf die sich übrigens auch Wolzogen in seinen Romanen gut versteht, trugen viel zum Erfolg zweier darin — aber auch nur darin — verwandter Schriftsteller bei, des Oberbayern Ludwig Thoma (1867 – 1921) („Lausbubengeschichten", „Tante Frieda", „Kleinstadtgeschichten") und des Sachsen Hans Reimann. Aufs Erzählen scharf pointierter Schnurren versteht sich Roda Roda („Irrfahrten eines Humoristen" u. a.). Thoma und Reimann ringen der Mundart ihrer Heimat die letzten zwerchfellerschütternden Effekte ab, am hinreißendsten, wenn sie aus dem ungewaschenen Munde von „Lausbuben" zu uns reden. Thoma ist außerdem ein vorzüglicher Kenner der Bauern seiner Heimat; dadurch, daß ihnen seine ganze, höchst unsentimentale Liebe gehört, weiß er sie uns ohne abschätzige Nebenempfindungen in all ihrer ungehobelten Gradheit, die wahrhaftig keine Unkultur ist, vertraut zu machen.

Carl Bulckes Romane, Novellen und Skizzen bestechen durch weltmännisch heitere Liebenswürdigkeit und feine Lebenskunst. Sein Lächeln hat etwas Erquickendes, sein Schmunzeln steckt an. Nie überschreitet er, auch in verfänglichen Situationen nicht, die Grenze der gesellschaftlichen Form; ein wohlerzogener Plauderer von der amüsantesten Art. Mit ähnlichen, nur etwas weniger gewählten Eigenschaften hat sich Georg Hermann sein Publikum gewonnen. Die Romane „Jettchen Gebert" (1906, später auch dramatisiert) und „Henriette Jacoby" (1908) suchten das ehrbare Judentum des alten Berlin bei seinen biedermännischen Gewohnheiten auf. „Kubinke" (1911), Roman eines verliebten Friseurs, rührt und belustigt mit den Freuden und Leiden kleiner Berliner Leute, der Handwerksgehilfen und ihrer in Herr-

schaftshäusern bediensteten Schätze. Das Kleinbürgertum hat auch Otto Ernst ins Herz geschlossen, und zwar mit erzieherischen Absichten. Seine drollige „Appelschnut" (1906) ist eine fast volkstümliche Figur geworden. Harmlose, manchmal ins leicht Satirische übergehende Bilder aus dem Volksleben sind sein eigentliches Gebiet. Unter Kindern und behäbigen Philistern entdeckt er immer wieder Originale und lauscht ihnen Eigenheiten ab, die niemand wehetun. — Otto Julius Bierbaums muß sowohl um seiner aparten künstlerischen Stellung wie um des großen Einflusses willen, den er auf das literarische Leben seiner Zeit hatte, unten in einem eigenen Abschnitt gedacht werden. Dem leichten erotischen Genre, das Bierbaum zuweilen auch pflegte, schloß sich Richard Elchinger mit einigen munteren Erzählungen „Prinzessin Schnudi" (1904) und „Rosa oder die Gefahren der Schönheit" (1921) an. Auf dem Gebiet der heiteren Skizze sind Richard Rieß und A. de Nora mit Eifer und Erfolg tätig.

Von der seltenen Spielart des humoristischen Lyrikers gibt Christian Morgenstern ein nachdenkliches Beispiel. Erst nach seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode erfuhren seine Gedichtbände „Palmström", „Galgenlieder", „Palma Kunkel" weitere Verbreitung und respektvollste Würdigung. Morgenstern war ein tief philosophischer Kopf, Okkultist und Poet von pantheistischem Naturgefühl. Auf die Nachwelt aber kam er mit jenen närrischen, äußerlich wie toll sich gebärdenden und doch aus überlegenem Geist geborenen Strophen einer Dialektik, die sich an der Materie des Alltags ulkend den Kopf einschlägt.

Viel guter Humor und schlagfertige Satire fand sich früher in den literarischen Witzblättern „Jugend" und „Simplizissimus". Seit dem Kriege ist aber jene auf das Niveau eines Familienblättchens herabgesunken, und dieser hat sich von dem Wandel der politischen Gesinnung, den der Krieg ihm aufzwang, noch immer nicht erholt. So hat geistgesättigte und aufwühlende Satire jetzt nur in einigen Schriften der Allerjüngsten ihre Stätte, die aber noch so voll Gärung und vor allem noch so ganz auf

Politik eingestellt sind, daß sie vorläufig nur für einander schreiben. In weitere Kreise dringt bereits Mynona („Schwarz-weiß-rot", Grotesken; „Die Bank der Spötter"), ein philosophisch von Stirner ausgehender Zyniker von blendendem Witz.

An dieser Stelle wäre schließlich auch der „Dadaismus" zu erwähnen, jene aus Frankreich eingeführte neueste Richtung, deren von sardonischem Gelächter erstickter Nihilismus sich gegen die gesamte Welt- und Gesellschaftsordnung aufbäumt. Getöse, Bluff und in bewußtem Blödsinn sich überkugelnde Selbstironie laufen darin parallel mit dem politischen Umsturz. Einer ihrer Wortführer, Richard Huelsenbeck, gab als eine „Geschichte des Dadaismus" eine Schrift „En avant dada" (1919) und eine grotesk-satirische Erzählung „Azteken oder die Knallbude" heraus.

Ernst von Wolzogen

geb. 1855 in Breslau. Sein Vater wurde später Hoftheater-Intendant in Schwerin. Er besuchte das Gymnasium in verschiedenen Gegenden Deutschlands, lebte viel in England und Italien. Studierte in Straßburg und Leipzig Philosophie und Kunstgeschichte, siedelte dann nach Weimar über. 1882 in Berlin, 1898 in München, 1905 in Darmstadt. Seit 1918 in Puppling bei München. Als Hauptmann nahm er am Kriege teil.

Wolzogens erste Werke wurden von der jungen Generation der achtziger und neunziger Jahre mit großen Hoffnungen begrüßt. Manche erwarteten von ihm sogar den Aufstieg zum epochemachenden Humoristen und Meister des deutschen Lustspiels. Seiner Bohême-Komödie „Lumpengesindel" (1892) versagte auch „die alte Schule" nicht den Respekt. In der von M. G. Conrad gegründeten „Gesellschaft für modernes Leben" und in der Monatschrift „Die Gesellschaft", dem streitbaren Organ der deutschen „Realisten", war Wolzogen eine der markantesten Persönlichkeiten.

Als Erzähler verwies ihn seine sprudelnde Erfindungsgabe, sein gefälliger Humor und sein flüssiger Stil mehr und mehr auf den Unterhaltungsroman, dem er sich nach dem Erfolge seiner „Kinder der Exzellenz" (später auch als Lustspiel bearbeitet) dauernd widmete. In der gleichen Bahn launiger Gesellschaftsschilderung bewegten sich „Die tolle Komteß" und „Die kühle Blonde"; höher standen wieder „Der Thronfolger", „Die Entgleisten" und „Ecce Ego", die mannigfache Typen deutschen Adels, wie sie waren und wie sie hätten sein sollen, vom Standpunkt des liberalen Weltmanns aus scharf umrissen. Hier wirkte sich seine Kunst, geistreich und glaubhaft zu charakterisieren,

am günstigsten aus. Scharen einprägsamer, prächtiger Originale und amüsanter Käuze, rauhe Willensmenschen und verträumte Gemüter, Wüstlinge und rührende Kinder, große Damen, Abenteurerinnen, freie Weiber und vergnügte Dirnchen ziehen in buntem Wechsel durch diese Bücher, die Wolzogen zum Liebling des Publikums machten. Mit dem „Kraftmayr" (1897), einem straff komponierten, köstlich frischen, auch als Kulturbild nicht bedeutungslosen Roman aus dem Weimarer Kreise um Liszt, den Novellen „Von lieben, süßen Mädeln" und dem „Dritten Geschlecht", das seine Münchner Freunde und Freundinnen harmlos karikierte, war er eine Zeitlang der gelesenste deutsche Autor.

Otto Julius Bierbaum

geb. 1865 zu Grünberg in Schlesien als Sohn eines Konditors und späteren Gastwirts. Zog mit seinen Eltern nach Leipzig und absolvierte das Gymnasium in Wurzen i. S. Studierte in Zürich, Leipzig, München und Berlin Philosophie, später Jura und Chinesisch. Seit 1886 literarisch tätig, arbeitete er zunächst für die „Neue Freie Presse", dann als Münchener Kunstberichterstatter für den Berliner Börsencourier. Vorübergehend gab er die „Freie Bühne" in Berlin heraus, dann als Mitbegründer die bibliophile Zeitschrift „Pan". Hierauf folgte ein dreijähriger Aufenthalt in Südtirol, auf Schloß Englar im Eppan, sodann die Gründung und dreijährige Redaktion der „Insel". Nachdem Bierbaum nur ein Vierteljahr Leiter des Berliner Trianontheaters gewesen war, unternahm er eine viermonatige Automobilreise, hauptsächlich durch Italien, war dann in Wien ein halbes Jahr Mitarbeiter der „Zeit", ließ sich 1904 in München, 1909 in Dresden nieder, wo er Anfang 1910 starb.

Von den Gesammelten Werken in X Bänden liegen Band I—VII vor.

Hauptwerke: „Erlebte Gedichte", 1892; „Studentenbeichten", Novellen, 1893; „Nemt, Frouwe, disen Kranz", Gedichte, 1894; „Pankratius Graunzer", Roman, 1895; „Stilpe", Roman, 1897; „Irrgarten der Liebe", Gedichte, 1901; „Stella und Antonie", Schauspiel, 1903; „Maultrommel und Flöte", Gedichte, 1907; „Prinz Kuckuck", Roman, 1907.

Will man diesem beweglichen, feinkultivierten, doch nie recht in die Tiefe dringenden Geiste gerecht werden, so muß man der Anmut und Heiterkeit gedenken, mit der seine so rasch beliebt gewordenen Lieder den Weisen früherer Stilepochen neue Klänge zu entlocken wußten, des liebenswürdigen, burschikosen Übermuts, der zierliche kleine Histörchen glücklich erfand und witzig vortrug. Freilich wären seine sangbaren Verse wohl nie ins Volk gedrungen, hätte ihnen nicht das „Überbrettl" dazu verholfen, das, wie so manch andere, mehr oder minder ästhetisierende Bewegung, von Bierbaum eifrig und zuversichtlich unterstützt wurde. In den weitverbreiteten lyrischen Sammlungen Bier-

baums stehen neben Versen, die wenig mehr sind als lockeres Getändel, Spielerei und Reimgeklingel, andere voll ernster Lebensbetrachtung, inbrünstiger Liebessehnsucht und innigem Naturgefühl.

Seine Novellen — auch die breit angelegten Romane haben novellistische Struktur und scheinen aus aneinander gereihten Novellen zu bestehen — sind ebenfalls ungleich an Wert, aber immer erquickend durch ihren nie ins Plumpe, Vulgäre oder Triviale sich verirrenden Frohsinn und durch ihr freies, durchgeistigtes Genießertum.

Der humoristische Abenteurer- und Schlüsselroman wurde als ein neues, wenn auch nicht eben hochstehendes Genre von ihm entdeckt. Auf allen möglichen Gebieten des literarischen Lebens hat Bierbaum, seit er sich in München der literarischen Revolution und der „Gesellschaft für modernes Leben" anschloß, anregend und geschmackfördernd gewirkt. Bei der Begründung der ersten bibliophilen Zeitschriften, dem „Pan" und der „Insel", war er entscheidend beteiligt. Der Erhebung des Varieté zum deutschen Kabarett wurde schon gedacht. Geschmackvolle Libretti lieferte er in den Singspielen „Lobetanz" und „Gugeline". Sein bühnenwirksames Liebesdrama „Stella und Antonie" zeigt ihn den Neuromantikern verwandt. In Essays über Meister der impressionistischen Malerei bewies er feines Verständnis und sicheres Urteil.

Aus „Prinz Kuckuck" *

Korps und Kloster

Zwischen den hellblauen, silberverschnürten Kneipjacken und den orangenen Stürmern der Pommern nahm sich Henry in seiner Bratentracht einigermaßen wunderlich aus, aber das merkte weniger er, als die andern.

Er war wie benommen von diesen Farben, zu denen noch ein paar andere Mützen mitkneipender Korpsburschen befreundeter Korps sowie die bunten Fahnen und Wappen an den Wänden kamen, alles in dem gelben

* Georg Müller, Verlag, München.



Otto Julius Bierbaum



Lichte zahlreicher, auf alten messingenen Leuchtern stehender Kerzen, aber bereits schummerig umnebelt von Tabakswolken aus langen und kurzen Pfeifen. Dazu viel blitzendes Metall von strahlenförmig zusammengruppierten Schlägern, Säbeln und Spießen, und das mattere Blenden der wie in einer einzigen großen Glasfläche wirkenden, dicht nebeneinander gehängten Photographien und Silhouetten früherer Korpsangehöriger.

Es war schon ein Bild, das einen jungen Fuchs bezaubern konnte. Henry kam es schlechthin märchenhaft herrlich vor. Er empfand auch den Sinn dieser Buntheit und dieses Glanzes ganz wohl. Es ging ihm auf, daß das mehr als Maskerade, daß es der bewußte Ausdruck einer besonderen Sinnesart war, die, aus früherer Zeit überkommen, sich auch in der sehr nüchternen Gegenwart das Recht nicht nehmen lassen wollte, wie im Innern ihrer alten Einrichtungen, so im Äußerlichen ihrer alten Gebräuche einen Damm gegen die nivellierenden Neigungen der Zeit aufzuwerfen.

Der erste Chargierte der Pommern, ein Herr von Spöckhoff aus Westfalen, im Korps Bismärckel genannt, weil er einem alten Hannoveranerbilde des Reichskanzlers ähnlich sah, begrüßte den so feierlich Erschienenen mit einer Ansprache. Er sagte: „Ich habe die Ehre und das Vergnügen, als erster Chargierter der Pomerania einen jungen Gast unter uns willkommen zu heißen, der, wie man mir berichtet hat, beabsichtigt, bei Pomerania zu renoncieren. Möge er sich wohl unter uns fühlen und den Eindruck gewinnen, daß er bei Pomerania finden wird, was er sucht. Ich möchte aber noch etwas mehr aussprechen, als diesen Wunsch. Ich möchte ihn auf den Sinn des Korpsstudententums hinweisen, wie ihn Pomerania auffaßt. Da stellen sich nun leicht große Worte ein, die aber meinem Gefühle nach sparsamer verwendet werden sollten, als es jetzt gemeinhin üblich ist. Ich will sie daher unterlassen und versuchen, unserem Gaste den Sinn des Korps mit einem Vergleiche darzulegen. Ich vergleiche nämlich, und zwar allen Ernstes, das Korpsstudententum dem Ordenswesen innerhalb der katholischen Kirche. — Donnerwetter nochmal! Sämtliche Füchse trinken einen Ganzen. Desgleichen Sturm, Kuttler, Winkler, Hanke, Karsten! Weiteres behalte ich mir vor. — Ihr lacht, weil ihr als Nichtkatholiken keine Ahnung vom Ordenswesen habt und genau so verkehrt darüber urteilt, wie zahllose mangelhaft unterrichtete Leute über den S. C. — Der Vergleich hinkt natürlich, wie jeder, aber im wesentlichen ist er richtig. Auch bei den Mönchen verbirgt sich unter scheinbar leeren und oberflächlichen Äußerlichkeiten der Tracht und der ganzen Lebensführung etwas sehr Ernstes, nicht weniger nämlich als die einzige Möglichkeit, wirkliches Christentum zu leben. Und so haben

die Mönche mit den altertümlichen Formen auch eine alte große Sache allein ganz in die Gegenwart gerettet, genau so wie wir auf anderem Gebiete. Auch sie sind exklusiv und auch sie begreifen sich, und mit Recht, als die einzigen ganzen Christen. Sie verhalten sich zur allgemeinen Christenschaft genau so, wie der Korpsstudent zur allgemeinen Studentenschaft. Zum Christentum gehört jeder, der getauft ist, Christentum leben tut nur der Mönch. Genau so, wie jeder Immatrikulierte der Studentenschaft angehört, aber nur der Korpsstudent wirklich Student, ganz Student, Urstudent ist. Und der Vergleich gilt auch ziemlich weit ins einzelne. Gleichwie sich der Korpsstudent vor der Masse der Studierenden nicht bloß durch Äußerlichkeiten und durch ein höheres Maß echt studentischer Genüsse auszeichnet, sondern auch höhere Pflichten hat, größere Ansprüche an sich stellt, so vice versa auch der Mönch. Auch er genießt alles Christliche intensiver, aber er muß dafür, von allem andern abgesehen, auch viel recht menschliche Bequemlichkeiten opfern und allerhand Unbequemlichkeiten in Kauf nehmen. Genau wie wir. Auch sein Leben steht unter der Fuchtel der Selbstzucht. Dreimal in der Nacht aufstehen, um zu beten, ist ebensowenig ein Vergnügen, wie es ein Vergnügen ist, in aller Frühe auf Mensur anzutreten und sich zwanzig Flache auf die Backe hauen zu lassen. — Aber ich will sie ja nicht mit uns, sondern uns mit ihnen vergleichen, denn man vergleicht ziemlicherweise nur das Geringere mit dem Höheren. Und da sage ich nun: haben nicht auch wir Gelübde? Nicht so schwere freilich. Auf Armut und Keuschheit binden wir uns nicht, aber, und das sage ich unserem jungen Gaste mit vollstem Ernste, das Gelübde des Gehorsams bindet uns wie sie. Und hinzu kommt das Gelübde unbedingter ritterlicher Ehrenhaftigkeit und absoluter Treue zu unseren Farben. Diese Treue zu Orange-Blau-Silber heißt aber nur ein Bild der Treue in allen Lebensverhältnissen überhaupt. — Ich muß wieder den großen Worten ausweichen und komme nun, indem ich zuvörderst einen Ganzen pro poena meiner allzu langen Rede trinke (tat's) zum Schlusse. Ich rufe unserm werten Gaste zu: Wollen Sie ein Student aus dem Grunde werden, so kommen Sie zu uns. Aber prüfen Sie sich vorher genau. Man ist nicht bloß zum Vergnügen Korpsstudent. Geißelung, Fasten und allerhand Enthaltsamkeit verlangen wir nicht, aber in die Kandare muß sich jeder rechtschaffene Pommer nehmen, gleichviel ob Renonce oder Korpsbursch. Das hindert nicht, daß wir uns zu einer ungeheuren Heiterkeit als zu einer unserer Lebensregeln bekennen, zu einem Übermut, bunt wie unsere Farben, und zu einem Selbstgefühl, groß wie diese Spritzkanne voll Lichtenhainer Bieres.

Viel eher wankt die Welt, als wir.
Pomerania sei's Panier!"

Ein Salamander schloß sich der Rede an, bei dem nicht ein Fuchs nachklappte, obwohl Kuttler erklärte, es sei eine Schande, daß die Füchse immer noch nicht in den Geist dieser feierlichen Handlung eingedrungen seien. Überdies werde er sie von jetzt Nofüre nennen, um den Zusammenhang zwischen ihnen und den Novizen der Klöster zu betonen. Worauf er wiederum einen Ganzen wegen Verhöhnung des ersten Chargierten zu trinken hatte.

Henry war starr über die Schnelligkeit sowohl wie über die Häufigkeit, mit der hier die Kännchen geleert wurden. Er fragte sich mehr als einmal, ob es seine Kraft nicht übersteigen werde, auch nur annähernd Ähnliches zu leisten. Diese erstaunlichen Gurgeln schluckten das Bier nicht hinab, sondern ließen es wie in einem Schlauch einfach hinabrinnen. Rätselhaft: wohin. Denn der Magen konnte es unmöglich sein, der alle diese Flüssigkeitsmassen aufnahm.

Aber auch das imponierte ihm. Es imponierte ihm alles: die Reden, die Lieder, die Bierjungen, die zeremoniellen Formeln und insbesondere alle diese prachtvoll sicheren und stolzen vergnügten Leute, die zwar nach und nach betrunken wurden, aber auch in der Betrunkenheit nicht aufhörten, eine gewisse Haltung zu bewahren. Die Stimmung wurde immer übermütiger, die Scherze immer derber, die Lieder immer verwegener, aber das Ganze blieb, wie jeder Einzelne, in einer unverrückbaren Form, wie mit Klammern vom Komment zusammengehalten. Selbst die Ausgelassenheit unterm Dampfe des Alkohols wurde nicht zur Zügellosigkeit. Mehr noch als das geschriebene Gesetz des Komments herrschte das ungeschriebene einer bestimmten, durch Erziehung fortgepflanzten Tradition, die es nicht zuließ, daß irgendwer, der die Pommernfarben trug, sich, wie der Korpsausdruck lautete, direktionslos aufführte.

Auch Henry wurde betrunken, aber auch er nahm sich zusammen, und so fand man schließlich allgemein, daß er offenbar die nötige Begabung zu einem Pommernfuchs besäße. War man anfangs mehr reserviert gewesen, so wurde man gegen Ende der Kneipe auch ihm gegenüber kordialer, und es wäre, auch wenn man es sich nicht mit Kommenthöflichkeit verbeten hätte, ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, allen den Ganzen nachzukommen, die auf sein spezielles Wohl geleert wurden. Er kam sich sehr gefeiert vor und glaubte zu bemerken, daß man seinen Eintritt offenbar besonders hoch wertete. Und so war es ihm nicht zweifelhaft, daß er in Kürze den orangenen Stürmer tragen und später einmal eine Rolle unter den Pommern spielen werde. Ah, er wollte schon auch dereinst „junge Gäste" begrüßen, wie Herr von Spöckhoff! Er wollte schon auch durch Vergleiche verblüffen! Er sah sich bereits, den Schläger in der Hand, an der Stelle des ersten Chargierten.

Und er überlegte sich, mit welchen großartigen Dedikationen für das Kneipzimmer er Pomerania bei seinem Eintritt überraschen wollte. Man sollte es schon merken, daß man mit ihm eine besonders gute Akquisition gemacht hatte. Er konnte dem Korps einmal sehr von Nutzen sein! Bowlen wollte er anfahren lassen, noch königlicher als in Hamburg! Diese gelbe molkige Brühe war ja ein direkt unwürdiges Getränk. Das mochten die Burschenschafter saufen!

In diesen Reformideen wurde er durch C. B.' Kuttler unterbrochen, der ihn anrief: „Herr Hauart, wo sind Sie? Noch ist's nicht Schlafenszeit, wenn auch Ihre Äuglein, wie Fettnäpfchen schwimmend, wie wenn sie ausgehen wollten, sind. Jetzt kommt noch der Schlußkantus, das hochherrliche Pommernlied, das uns unser poetischer M. C. Fritz Böhle Teutoniae=Normanniae gedichtet hat, wofür ihm mit Recht der Name Schniller geworden ist. Prost, Schniller, sollst leben!"

„Prost, Kuttelsack, ich komme mit," antwortete ein älteres Semester mit zwei Bändern und einer hellroten Mütze; „aber Herr Hauart schläft mit nichten."

„Was?" schrie Kuttler entsetzt auf, „unser junger Gast schläft mit Nichten? Das ist ja beinahe Inzest und geht über das polygame Murmeltier!"

Und er sang:

„Das Murmeltier kann lieben
Der Murmelweibchen zwei, drei, vier,
Das kleine Murmeltier,
Polygamie, polygamo,
Polyagamiamiamo,
O kleines Murmeltier."

„Kuttelsack trinkt einen Ganzen wegen unangebrachter Obszönität in Form der Produktion unzüchtiger Lieder, die nur auf die Spielkneipe gehören," entschied der jetzt präsidierende Herr von Siebeneichen. „Außerdem soll er sich mindestens zehn Minuten lang schämen."

Kuttler ließ mit der Schnelligkeit des Gedankens den Inhalt eines Kännchens in seinem Interieur verschwinden und sagte dann: „Ich erröte, aber ich muß mich doch fragen, warum Schniller straffrei ausgeht, obwohl er unserem werten Gaste eine moralisch verwerfliche Handlung angedichtet hat. Oder ist diesen Dichtern wirklich alles erlaubt? Dann sattle ich um und studiere Dichter!"

Der Zweibändermann, ein sehr blaß und müde, dabei aber auch sehr gescheit aussehender Herr, der im ganzen wenig sprach und auch trank, entgegnete: „Kuttelsack hat die Phantasie eines ganzen Männer=

vereins zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Ich wollte sagen: Herr Hauart schläft mit nichten, vielmehr er dichtet!“

„Ist das etwa eine weniger unmoralische Insinuation?“ rief Kuttler. „Ist es erlaubt, seine eigenen moralischen Defekte bei jedem anderen schlankweg vorauszusetzen? Herr Hauart, lassen Sie sich das gefallen?“

Henry lächelte so fein, als es ihm möglich war, und antwortete: „Ich dichte zwar nicht jetzt, aber ich kann nicht leugnen, daß ich es schon zu wiederholten Malen getan habe.“

Da erhob sich der dritte Chargierte der Pomerania in seiner ganzen Größe und rief den C. B. Sturm an: „Sturm, du bist mein Bierjunge! Du hast uns einen Dichter eingeschmuggelt! Du bist eine Verschwörernatur! Ein Catilina! Ein Carbonaro! Ein gefährliches Element! Du willst aus Pomerania einen Literaturklub machen! Wir sollen nicht mehr auf Schläger, Säbel und Pistolen, sondern auf Sonette, Madrigale und Sizilianen ohne Binden und Bandagen losgehen! Du bist mein Bierjunge! Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn in lyrischer Limonade ausfechte.“

Und er brachte es wirklich noch fertig, den kleinen Sturm auf der Stelle mit einem derartig schnell hinabgestürzten Ganzen zu besiegen, daß Beifall von allen Seiten ihn umbrauste.

Dann erhob sich gewaltig Fritz Böhles Pommerlied.

Schlägerschlag auf den Tisch.

„Silentium für den ersten Vers!“

Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Jeden Morgen schlemmen wir
Kaviar und Hummern,
Trinken Lichtenhainer Bier,
Gilka, Rum und Malvasier,
Denn die Pommern pummern.

„Silentium für den zweiten Vers!“

Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Vormittags da fechten wir
Eins, zwei, drei, vier Nummern.
Hochquart, Hakenquart, Durchziehr,
Krumm der Speer genannt Rapier,
Denn die Pommern pummern.

„Silentium für den dritten Vers!“

Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Nachmittags da gehen wir
Ins Kolleg zu schlummern.
Leibfuchs, und das sag' ich dir:
Fleiß ist Tugend und Pläsier,
Denn die Pommern pummern.

„Silentium für den letzten Vers!“

Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Kommt der Abend, lassen wir
Den Komment uns kummern.
Sieben Ganze komm ich dir,
Leibbursch, allerschönste Zier,
Denn die Pommern pummern.

„Ein Prosit dem Dichter und den Sängern!“

Henry konnte nicht umhin, einen Ganzen auf das spezielle Wohl des poetischen Zweibänder-Mannes zu trinken, mit dem er aber doch einmal in scharfe dichterische Konkurrenz zu treten gedachte.

Damit war er endgültig an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt und mußte von einem Fuchs in sein Gasthaus gebracht werden.

„Paß auf, Kleiner!“ rief Sturm dem auch schon Schwankenden nach, „du mußt ihn über die Türschwelle zwischen Zimmer drei und vier legen, damit er wirklich etwas von seiner Etage hat.“

„Ein ganz netter Kerl,“ meinte er zu den anderen, „aber er hat einen Gehirnfehler.“

„Was?“

„Er hat die fixe Idee, daß ein Mensch zum Übernachten vier Zimmer braucht.“

„Wenn er sich nur auf der Mensur auf den Krux beschränkt,“ meinte Kuttler, der einen gewissen Soupçon immer noch nicht los wurde.

Friedrich Freksa

geb. 1882 in Wilmersdorf bei Berlin, als Sohn eines Landwirts und späteren Fabrikanten, niedersächsischer Abstammung. Absolvierte das Gymnasium in Wernigerode. Schloß sich vorübergehend dem Kreise um Max Reinhardt an und nahm dann seinen Wohnsitz in München. 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger ins Heer. Gründete November 1918 die satirische Zeitschrift „Phosphor". Lebt in München.

Hauptwerke: „Ninon de Lenclos", Drama, 1907; „Das Königreich Epirus" 1908; „Die Fackel des Eros", Einakter, 1909; „Der fette Cäsar", Tragikomödie, 1910; „Das Buch Phosphor", Roman, 1910; „Erwin Bernsteins theatralische Sendung", Roman, 1913; „Notwende", Novellen, 1919; „Der Wanderer ins Nichts", Roman, 1920; „Praschnas Geheimnis", Roman, 1921; „Cäsars Stunde", ein weltlich Spiel, 1921; „Neue Histörchen", 1921.

Die Einfälle Friedrich Freksas — sie quellen und brodeln nur so hervor — haben alle einen phantastisch-grotesken Kern und entfalten sich dann mit breitem urdeutschen Humor zu üppiger Gedankenblüte. Sie sind durchaus nicht lehrhaft, ziehen aber ihre Nahrung aus aufrechter Gesinnung und wenden sich an den Willen, sind lachende Weisheit und tatkräftige Heiterkeit. Da, wo es Freksa bitterernst ist, weil er Korruption sieht (die Korruption Berliner Theatertreibens in „Erwin Bernsteins theatralische Sendung") oder weil es um sein Volk, ums Ganze geht (in der Komödie „Cäsars Stunde"), kann er auch zum Satiriker werden. Doch findet Bitterkeit in seiner vollsaftigen Natur keinen Eingang. Er liebt es, zum Denken aufzurütteln, indem er den Leser schmunzelnd foppt. So ist der ganze, höchst spannende und aufregende Yogi-Roman „Praschnas Geheimnis" auf einem lustigen Schwindel aufgebaut, und „Cäsars Stunde", die unsre politische Gegenwart in Julius Cäsars Zeitalter vorge-

bildet sieht, will uns nur scheinbar weismachen, wir befänden uns im alten Rom. Der Mann im „Buch Phosphor", der auf den Kopf gefallen ist und nun allerhand wunderliche Streiche verübt, „Der Wanderer ins Nichts", der sich eigentlich aus Lebensüberdruß ins Jenseits befördern wollte aber von der „Gesellschaft Comfort" dem Leben zurückgewonnen und sogar zum schlichten Helden gewandelt wird, sind Gestalten, in denen sich Freksas abenteuerliche Situationskomik nach Herzenslust tummeln kann. Er ist als Schriftsteller der behaglichste, gescheiteste, anregendste Gesellschafter, den man sich denken kann. Sein dramatisches Schaffen, das mit einigen erfolgreich aufgeführten, auch ernsten, Stücken verheißungsvoll begann, unterbrach er mit epischen Werken — darunter zuletzt Novellen aus dem Dreißigjährigen Krieg („Notwende") und aus Deutschlands Erniedrigung um 1806 („Freiheit") von echtestem, leuchtendem Zeitkolorit. Nun aber scheint „Cäsars Stunde" ihm den Weg als Komödiendichter von neuem vorzuzeichnen.

Aus „Neue Histörchen" *

Berthold Allingers neuer Beruf

In Berlin traf ich auf dem Kurfürstendamm vor dem alten Café des Westens Herrn Berthold Allinger, dessen Lebensbedeutung zu unserer Studentenzeit auf der stetigen Sorgsamkeit in Kleidung und in Teilnahme am Simmelschen Seminar beruhte.

Berthold Allinger hatte sich im Kriege nicht verändert. Dasselbe blasse, weißrasierte Gesicht mit der großen, goldumränderten Brille, durch die graue Augen nachdenklich ins Weite schauten. Er ließ über dem gutgebügelten, schwarzen Paletot die Melone vom spiegelblanken Schädel steigen und ergriff meine Hand zum Gruß. Ich fragte, wie ich Berthold Allinger immer zu fragen pflege, wenn ich ihn treffe:

„Was tust du zur Zeit?"

Diese Frage hat ihre heilige Berechtigung. Denn als Studenten schon zerbrachen wir uns oft den Kopf darüber, wovon denn Allinger

* Rösl & Cie., Verlag, München.

eigentlich lebe. Wenn einer danach fragte, was er eigentlich täte, gab er immer entzückende, detaillierte Antworten, so daß diese kleinen Erzählungen schon ein paar Liköre, eine Flasche Wein, zwei Whisky-Soda des Nachts oder ein paar Tassen Schwarzen wert waren. So war das selbstverständlich, daß Allinger mit mir das Café betrat, einen Anisette bestellte und eine Zigarette anzündete, die bei ihm unvermeidlich ist, wie bei einem Kinoschauspieler. Mit kurzen Bewegungen des Zeige- und Mittelfingers, zwischen denen das Papyrusröllchen balancierte, begann er:

„Ich bin ein Kriegsgewinnler geworden. Aber im anständigen Sinn. Ich lebe nicht vom Kriege unmittelbar selbst, sondern von den Kriegs-Reichen, die ich zu veredeln trachte.

Ich habe eine Lebensakademie errichtet, am Kurfürstendamm 187 befindet sich mein Institut.

Ich verfolge den Wechsel der Wohnungen von über 3000 Mk.

Dorthin schicke ich an die neueinziehenden Mieter meine geschmackvollen Briefe auf grauem, festem Papier, in denen mit ausnehmend guter Handschrift etwa folgendes geschrieben steht:

Sehr geehrter Herr!

Die Frage springt Ihnen in die Augen, wie wende ich meinen Reichtum so an, daß er mir Glück, Zufriedenheit und Hochachtung unter den Menschen verschafft.

Es wird der volle Lebensgenuß einem Menschen, der zeit seines Lebens gearbeitet hat, nicht leicht. Aber Sie werden es mit gesundem Gefühl begreifen, daß von dem, was Sie in Sorgen, und Not aufgehäuft haben, nicht nur Ihre Kinder einen Nutzen haben sollen, sondern bereits Sie selbst. Auch ist es für Sie von höchstem Wert, wenn Sie für die Erziehung Ihrer Kinder wissen, wie die Lebensgenüsse, die Sie sich mit dem Gelde beschaffen können, geartet sind.

Alles dies vermittelt Ihnen die Akademie der Lebenskunst, Kurfürstendamm 187. Machen Sie bitte einen Versuch."

„Donnerwetter," rief ich, „das ist eine glänzende Idee!"

Berthold Allinger lächelte nachsichtig und zündete sich eine neue Zigarette an, wie es der Kinoschauspieler tut, dazu trank er einen frischen Anisette.

„Das Wichtigste ist," sagte er, indem er leise mit der Zungenspitze die Lippen strich, „daß ich meinen Mandanten richtig einschätze. Alle diese Leute, die jahrelang in engen Verhältnissen gelebt haben, besitzen irgendeinen Durst, den sie löschen wollen. Die einen sehnen sich nach schönen Frauen, die andern wollen gut leben, die dritten wollen vornehm sein.

Allen gemeinsam ist aber darum zu tun, daß ihnen ihr Reichtum nicht verübelt wird.

Sie fühlen alle ein schlechtes Gewissen, da sie selbst früher die reichen Leute beneidet haben. Und hier, siehst du, hier ist der erzieherische Henkel, bei dem ich die Menschentöpfe packe. Ich frage nach dem Rezept Sokrates:

„Sie wollen die Gunst einer schönen Frau erlangen? Glauben Sie, daß es damit getan ist, wenn die Schöne öffentlich neben Ihnen sitzt? Es handelt sich um die Gunst, und Ihr Geld allein bringt Ihnen die nicht. Sie dürfen die schöne Frau nicht lächerlich machen, wenn Sie mit ihr in ein Restaurant oder ein Theater gehen. Sie dürfen neben ihr nicht unangenehm auffallen."

Oder ich sage einem anderen, dem die gute Füllung des Magens über alles geht:

„Wirklich, mein Herr, es schmeckt besser, wenn Sie die Speisen nicht nur in den Mund praktizieren, sondern wenn Sie sie vorher auch recht zu behandeln wissen."

Ich beweise es ihnen theoretisch, indem ich mit ihnen in eines unserer guten Lokale gehe, die ich dir aber nicht verraten möchte, weil es meine Pflicht ist, sie für mich und meine Klienten geheim zu halten.

In diesen wohlversorgten, üppigen Lokalen zeige ich, wie es appetitlich ist eine Ente ohne Kannibalengriff der Hand mit dem Messer zu entfleischen, wie es nottut, den richtigen Wein zu dieser Ente zu finden. Wie ferner kleine Schikanen das ganze aufbessern! Ich lerne sie den richtigen Salat zu finden, mache sie aufmerksam auf Kastanienpüree und was so der kleinen Scherze mehr sind. Ein saftiges Beefsteak dürfen sie nicht verschlingen, — beileibe — sie müssen es in kleine Stücke schneiden, groß wie Nußkerne. Glaube mir, wenn einer mit mir erst eine Ente gegessen hat und einen guten Chambertin dazu getrunken — und ich weiß noch Orte, wo es welchen gibt — der verläßt meine Akademie so leicht nicht.

Die Leute müssen erst praktisch bei mir üben. Ich habe im Institut Gehröcke, deren Ellbogen sind an der Seite festgenäht, damit die Leute es lernen, mit der richtigen Haltung zu speisen. Ich sage dir, ich habe manchmal, wenn ich so acht hartgesottene Kriegsgewinnler das Essen üben ließ an harten Bouillon-Kartoffeln, die heißeste Freude wie sie schwitzen. Denn nicht genug mit den festgenähten Ärmeln. Ein kleines Bändchen hält auch den Rockkragen am Hals fest, damit sie nicht mit dem Kopf zur Schüssel fahren, wie es bei ihnen aus atavistischen Gründen außerordentlich beliebt ist.

Manch einer brach mir ja auch aus. Denen verehre ich dann einen vermahnenden Brief, der mit etwa folgendem Satz beginnt:

Mein Herr!

Haben Sie bemerkt, welches Aufsehen Sie erregten, als Sie neulich da und da speisten. Sie können diese Ihnen unangenehme Teilnahme vermeiden, wenn Sie sich wieder auf die Ratschläge besinnen usw. usw.

Wichtig ist es vor allem, daß ich die Sensibilität der Haut und der Organe dieser Leute steigere.

Handpflege und Fußpflege spielen eine große Rolle.

Sie lernen bei mir baden. Sie lernen den Unterschied kennen zwischen der Brause und dem kalten Tusch.

Sie lernen das lauwarme Erfrischungsbad kennen und das heiße Erschöpfungsbad. Sie lernen, wann man dem Badewasser Kölnisch Wasser zusetzt, wann englischen Essig.

Die Frauen müssen sich beobachten, um ein Parfum zu finden, das sich mit dem Geruche ihres Körpers vermählt. Sie werden eingeführt in die Geheimnisse der Massage. Das alles macht den Leuten viel Spaß.

Eine Fabrikantenfrau, deren Mann früher Maschinenschlosser war und jetzt durch Munition ein gemachter Mann ist, sagte, als sie von der Bedeutung der Gerüche hörte:

„Jott, so was gibts wirklich!"

Sie gebrauchte denselben Ausruf wie ein deutscher Staatsmann, dem ein Haufen Bände über die Wirtschaft Rumäniens auf den Arbeitstisch gelegt wurden.

Eine Manie bei allen ist es, reiten zu lernen. Natürlich! Aber ich bin nicht so töricht, daß ich sie alle zum Reiten zwinge.

Leuten, deren Körper ungeeignet ist, lehre ich die Ausreden: „Ich habe keine Sportfigur für Pferde und empfinde es lächerlich, von seinem Körper etwas zu verlangen, was er nicht halten kann."

Wollen die Leute absolut ihr Geld für Pferde los werden, so lasse ich sie fahren, das ist auch ein schöner Sport.

Ich habe sogar ein paar Tiere, die kunstvoll abwerfen, um die Leute von der Reitmarotte zu heilen.

Schwer ist es, die Kriegsgewinnlerfrauen davon abzuhalten, viel leuchtenden Schmuck zu tragen und dabei zu verraten, wenn sie jemanden treffen, wieviel die Steine gekostet haben.

Aber wenn ich sie darauf aufmerksam mache, daß ein jeder sofort denkt, sie könnten noch nicht lange im Besitze eines solchen Schmuckes sein, dann überlegt es sich manche doch reiflich, ob sie von der alten, lieben Gewohnheit nicht doch besser abstünde. Selbstverständlich vermittle ich ihnen Wohnungseinrichtungen. Ich sehe darauf, daß die Zimmer einen zu-

sammengewachsenen Eindruck machen. Zum Beispiel das Speisezimmer darf sehr modern sein. Aber das Herrenzimmer muß aus guten Mahagoni- oder Nußbaummöbeln bestehen, die ich alt kaufe, aus Anfang oder Mitte der achtziger Jahre.

Ich mache dem Hausherrn begreiflich, daß er, wenn er die Gäste hereinführt, seufzt: „Gott, die alten Möbel, aber ich kann mich nicht von ihnen trennen. Ich fühle mich in ihnen so heimisch." Und damit gebe ich diesen Leuten mehr als mit einer Ahnengalerie. Wenn jemand schöne, gediegene Möbel aus dem Jahre 1886, 87 hat, dann müssen sich die Besucher sagen: ein solcher Mann stammt aus einer guten Familienatmosphäre.

Konversation ist ein schwieriges Kapitel.

Leute, die Sprachgefühl haben, lernen ja auch Fremdwörter zu gebrauchen und hören auf, Cicéro und Hómer zu sagen. Aber sehr viele dieser Herren und Damen sind schon im Alter über fünfzig und da ist der Geist nicht mehr recht bildungsfähig.

Diese Herrschaften mache ich zu Mitgliedern des deutschen Sprachvereins oder des Schutzverbandes gegen Fremdworte. Sie haben nur eine heftige Verachtung zu zeigen, wenn ein Fremdwort, d. h. ein Wort, das sie nicht verstehen, gebraucht wird.

Glaube mir, das Selbstbewußtsein dieser Menschen steigert sich nach den ersten Proben, die sie gemacht haben, ganz außerordentlich. Sie sehen sofort, wie gut es für sie ist, streng national zu denken.

Es ist ein Grundsatz von mir, daß ich die kulturellen Wurzeln dieser neuen Reichen verlängere. Ich mache ihnen eine Familien- und Lebensgeschichte, die besonders die Töchter auswendig lernen müssen. Sie müssen hinwerfen können, „als ich 1908 in Ostende war" oder „als wir 1911 in Venedig im Hotel Britania wohnten." Dann leihe ich ihnen ein paar Anekdoten und Beschreibungen, die sie üben müssen, im Gespräch anzuwenden.

Haben die jungen Leute erst einige Fortschritte gemacht, dann lasse ich die verschiedenen Parteien auf einander los und gebe ihnen eine Übungsmamsell bei, die ihnen im gegebenen Momente einsagt. Im weiteren Verlauf der Kurse folgen die Anmeldungen zum Theaterbesuch, die Regeln materieller Art, daß es nicht gut sei, während der Vorstellung zu schlafen oder Schinkensemmeln zu essen.

Ich erlasse Kleidervorschriften, die an den Garderobeschrank angeheftet werden. Ich gebrauche die vereinfachte Methode, an die Kleider kleine Zettel heften zu lassen: für Trauerspiel, für Lustspiel, für Variété, für Theater, für Kino, für Oper.

Es lief mir dabei unter, daß neulich ein dramatisches Gedicht gegeben wurde und eine neue Millionärin mich verzweiflungsvoll anklingelte, was sie denn anziehen müsse.

Es war der „Peer Gynt". Ich gab ihr die Weisung, allemal wenn sie nicht wüßte, was sie anzuziehen hätte, sich ein Kleid für Schauspiel reichen zu lassen.

Schwieriger sind die Übungen, um die Leute die richtigen Worte über das Theater sagen zu lassen. Die jüngere Generation kann ja ein wenig unterrichtet werden. Für die ältere habe ich mir neutrale Worte zurecht gelegt, die sie stoßweise hervorbringen: „sehr interessant," „merkwürdig," „beachtenswert," „bilde mir erst zu Hause mein Urteil," „ich liebe es nicht, einen frischen Eindruck durch Kritik zu zerstören," kurz, die Leute erhalten Stichworte, die auf ein zurückhaltendes, künstlerisches Empfinden, aber dennoch bescheidenes Temperament deuten.

Aber in der Musik genügt Enthusiasmus. Ein paar pantomimische Bewegungen, die immer passen: ein Griff an die Stirn, ein Schließen der Augen, selbst schlecht gewählte Worte kompromittieren einen Charakter nach einem Musikstück nicht, da ja in keiner Kunst so viel gelogen wird, wie in der Musik.

Kurse in der bildenden Kunst sind schon schwieriger. Aber ich habe da einige junge Kunsthistoriker zur Hand, die den rechten Verzückungswahnsinn, der jetzt de rigeur ist, gut darzustellen wissen. Selbstverständlich stehen auch für die neue Kunst expressionistische Einsager zur Verfügung.

Ich habe dabei die Erfahrung gemacht, daß die jungen Kriegsgewinnler mit den neuen Kunstheiligen am weitesten gehen können.

Es beruht wohl auf dem gleichartigen, grellen Kulturell!

Das meiste aber besorgt der menschliche Nachahmungstrieb.

Die ältere Generation ist für die Übungen hoffnungslos verloren. Kunst- und Buchauktionen gehören zum eigentlichen Sport der Kriegsgewinnler. Hier muß ich sie der Fülle ihres Geldbeutels überliefern. Es ist schwer, da zu beraten und zu weisen. Steigert sich ein Gegenstand sehr im Preise, so kann der Kriegsgewinnler nicht an sich halten und gibt für den Ruhm des Tages sein Geld aus.

Ich suche sie wenigstens zu Schenkungen an Museen zu bewegen, das versöhnt den Neid der Götter ein wenig."

Berthold Allinger hatte sich heiß gesprochen. Seine Zigarette war ausgeraucht, sein Anisette ausgetrunken.

„Ich besuche dein Institut morgen," versicherte ich ihm, „ich muß es unbedingt kennen lernen."

„Du tust gut daran," sagte er, „du kannst selbst noch Verschiedenes bei mir lernen."

Dann griff er in die Tasche, zog die Hand zurück und sagte leichthin: „Ich habe mein Portemonnaie vergessen, zahle bitte für mich und leihe mir einiges Bewegungsgeld."

Bewegungsgeld lieh ich ihm schon als Student. Damals waren's immer drei Mark. Heute gab ich ihm in Anbetracht der Geldentwertung zwanzig Mark.

„Also auf morgen," sagte ich. „Auf morgen," antwortete er, „Kurfürstendamm 187."

Als ich am andern Tag vor das Haus Kurfürstendamm 187 kam, suchte ich das ganze Gebäude ab. Ich fand die Akadamie Berthold Allingers nicht, und ich schüttelte den Kopf.

Diesmal hatte ich doch steif und fest daran geglaubt, er hätte wirklich seinen endgültigen Beruf gefunden.

Aus „Cäsars Stunde"*

Erster Akt. Zweiter Aufzug

Gemach des Crassus. In der Tiefe von drei Metern ein dunkelgrüner Gardinenvorhang, der bis zur dritten Szene aufsteht und einen Blick nach hinten gewährt. Hier schließt ein halbkreisförmiger Vorhang in weiterer Tiefe von drei Metern ab. Der hintere Teil des Raumes ist durch einen weißen Frisiertisch mit dreiteiligem Spiegel rechts charakterisiert. Links ein bequemes mit buntem Stoff bezogenes Sofa, vor dem ein kleiner runder Tisch steht, von dem der Diener bei Beginn der Szene das Frühstück abserviert.

Zum Rasieren setzt sich Crassus auf den Stuhl vor dem Frisiertisch.

Rechts befindet sich ein Schreibtisch mit zwei bequemen Ledersesseln. Hier findet im wesentlichen das Gespräch mit Cäsar und Crassus statt. Auf dem Tisch ein Tischtelephon.

Einfall des Tageslichtes von rechts. Den hinteren Frisierraum erhellt ein weißes Licht von oben.

Erste Szene

Crassus, Antiochius.

Diener: Ew. Gnaden, der Friseur Antiochus.

Crassus grunzt.

Antiochus tritt ein: Gestatten, daß ich Ew. Gnaden zu dem glänzenden Aussehen nach der Seereise beglückwünsche.

Crassus sieht in den Spiegel: So! Sehe ich gut aus? Ferien sind für mich Sünde.

---

* Georg Müller, Verlag, München.

Antiochus: Haben Ew. Gnaden schon die letzten Nachrichten gehört?

Crassus: Seifen Sie ordentlich ein! In Neapel bin ich so geschabt worden, daß die Haut noch jetzt empfindlich ist.

Antiochus: Es ist merkwürdig mit unserem Beruf bestellt. Es gibt Städte, in denen ausgezeichnet rasiert wird und andere wieder, wo das Gegenteil stimmt. Ich glaube, es liegt an der Haut der Kunden, die wiederum abhängig ist von Luft und Wasser. In Städten mit dickhäutigen Leuten vergröbert sich die Hand des Raseurs.

Crassus: Machen Sie Ihren Laden zu! Treten Sie in meine Dienste!

Antiochus: Ew. Gnaden würden bald unzufrieden mit mir sein. Die dauernde Übung erst bringt die Beherrschung der Hand und der Menschen.

Crassus: Sie können zur Übung mein ganzes Personal rasieren.

Antiochus: Ew. Gnaden verzeihen, ich liebe meinen freien Beruf. Er ist eine Kunst, bei der ich sehr viel von der Welt sehe und höre. Heute zum Beispiel habe ich schon den Herrn Konsul Cicero, den Herrn Senator Cato und den Herrn General Lucullus rasiert. Aber mit keinem läßt sich so gut plaudern, wie mit unserem allergnädigsten Wirtschaftsdiktator Crassus... Verbeugt sich elegant.

Crassus: Rasieren Sie den Major Cäsar?

Antiochus: Ich habe ihn rasiert, als er sich als Kriegsberichterstatter die Hand verstaucht hatte. Für gewöhnlich rasiert er sich allein. Er hat eine sehr sensible Haut.

Crassus grunzt.

Antiochus: Fast wie ein Mädchen. Ihn gut zu rasieren ist eine Kunst. Ew. Gnaden fragen wohl nach dem Major, weil Ew. Gnaden in der Zeitung gelesen haben...

Crassus: Was?

Antiochus: Die ganze Stadt ist voll davon. Der Major hat das Denkmal seines Onkels, des General Marius, wieder aufgerichtet.

Crassus: Was sagen die Leute dazu?

Antiochus: Sie sind außer sich vor Freude. Von den Herren, die ich rasiere, gönnt mancher der Regierung diese Schlappe.

Crassus: Tollheit bleibt's doch.

Antiochus: Ich glaube, der Major tut nichts ohne Absicht. Ich kann Menschen beim Rasieren sehr gut beurteilen.

Crassus: Wie verhält sich Cäsar beim Rasieren?

Antiochus: O der Major ist ein reizender Mensch. Sehr liebenswürdig. Sehr freigebig. Er plaudert beim Rasieren nicht und liest auch keine Zeitung. Er schließt auch nicht die Augen. Er denkt nach. Und ich versichere Ew. Gnaden, Männer, die beim Rasieren nachdenken, sind unabhängig von ihren Nerven und haben viel mit sich zu tun. Und dabei hat der Major eine sensible Haut.

Crassus: Sind guter Beobachter.

Antiochus: Das bringt der Beruf so mit sich, Ew. Gnaden. Wir Friseure kennen die Menschen aus ihren kleinen Schwächen und Ew. Gnaden aus ihren großen Begierden. Fertig, Ew. Gnaden. Verbeugt sich und nimmt ein Geldstück in Empfang.

Crassus betrachtet sich im Spiegel: Wieder einmal Mensch geworden!

Diener meldet: Die gnädige Frau wünscht den Herrn zu sprechen.

Crassus zum Friseur: Morgen um dieselbe Zeit. — Meinen Rock! Keine Nelke fürs Knopfloch! Gardenie.

Diener bringt das Gewünschte, befestigt die Blume: Parfüm?

Crassus: Wilde Rose! Ziehen Sie den Vorhang zu!

Cölia tritt ein.

Zweite Szene

Crassus, Cölia im Straßenkleid.

Crassus: Verzeih, daß ich dir gestern abend keinen Besuch gemacht habe. Die Zofe sagte mir, daß du an Kopfschmerzen littest. Als wohlerzogener Ehemann nahm ich das für einen Wink.

Cölia reicht ihm die Hand, die er küßt: Die Zartheit deiner Gefühle, lieber Licinius, beweist mir, daß du nicht immer das große Raubtier bist, als das dich die Leute sehen.

Crassus reibt sich die Hände: Auch der Königstiger geht bei seiner Frau auf Samt.

Cölia: Ich habe eine Bitte an dich.

Crassus: Wieviel?

Cölia: Pst. Nicht Geld....

Crassus: Dann wird es gefährlich.

Cölia: Der Empfangschef teilte mir mit, daß du den Major Cäsar erwartest. Am nächsten Freitag haben wir Gäste. Da wäre mir die Anwesenheit des Majors erwünscht. Er ist heute der Mann des Tages.

Crassus: Leider.

Cölia: Findest du denn nicht, daß er ein entzückender Mensch ist?

Crassus: Ich habe die Absicht, mir den Mann zu kaufen. Sein heutiger Erfolg verteuert ihn.

Cölia: O Crassus! Glaubst du, daß Merkur stärker als Jupiter ist?

Crassus: Jupiter selbst verschmähte es nicht, sich in einen goldenen Regen zu verwandeln.

Cölia: Selbst ein Gott kann geschmacklos werden, wenn es sich um Mädchen handelt.

Crassus: Es wird vielleicht sehr gut sein, wenn du zu Ende der Unterredung unvermutet hineinkommst. Was hast du heute Vormittag vor?

Cölia: Einkäufe für die Wintersaison.

Crassus: Nimm den Major mit. Er hat Geschmack.

Cölia: Das kommt dir gelegen, weil du Angst hast, daß es mir einfallen könnte, Crassus mit in die Modenschau zu schleppen.

Crassus. Kind, wenn du mit Cäsar einkaufst, kommt mich die Sache billiger.

Cölia: Aber dann könntest du mir doch noch einen kleinen Scheck geben. Sagen wir, zwanzigtausend ...

Crassus lacht: Hol ihn dir nachher. Das macht sich recht unauffällig!

Diener meldet: Der Major Cäsar.

Cölia ab.

Crassus: Laß bitten.

Dritte Szene

Crassus, Cäsar schwarzes Jackett, gestreifte Beinkleider, Lackschuhe, malvenfarbene Krawatte.

Cäsar tritt ein, grüßt leicht: Ihre Rückkehr nach Rom wird Aufsehen erregen. Die Herren der Clique sind bestürzt darüber.

Crassus: In diesem parlamentarischen Augiasstall muß einmal Ordnung geschaffen werden. Und Sauberkeit. Ein korrumpiertes Parlament korrumpiert Handel, Gewerbe, das ganze Volk.

Cäsar: Sehr wahr.

Crassus: Darüber aber wollte ich nicht mit Ihnen reden. Bitte setzen Sie sich. Wie Sie wissen, habe ich den ganzen Straßenzug, in dem auch Ihr Anwesen sich befindet, aufgekauft. Bei dieser Gelegenheit erwarb mein Anwalt die Hypotheken auf Ihrer Liegenschaft und einige Wechsel, die Sie bei der Auffrischung Ihres Hauses an Zimmerleute und Baumeister begaben.

Cäsar betrachtet die Nägel seiner rechten Hand: Daß Ihr Gott der Zufall ist, Crassus, werden Sie doch nicht behaupten wollen.

Crassus: Wir wollen nicht über Götter streiten, sondern ein Geschäft abwickeln. Können Sie regulieren?

Cäsar: Großer Kaufmann! Für den, dem das Fell über die Ohren gezogen werden soll, ist es dennoch angenehm, wenn dies wenigstens in liebenswürdiger, gesellschaftlicher Form geschieht.

Crassus: Sehe hier keinen Anlaß, witzig zu werden.

Cäsar: Ist es nötig, daß einem mit dem Gelde auch der Witz ausgeht.

Crassus: Zigarre gefällig?

Cäsar: Danke, noch bin ich mit Zigaretten versehen! Er holt ein goldenes, mit Edelsteinen geschmücktes Etui heraus und schlägt auf den Deckel. Auch pfändbar!

Crassus lächelnd: Sie haben viel Talent.

Cäsar trocken: Wird behauptet.

Crassus: Bei Ihrer trostlosen Lebenslage wollte ich Ihnen Verbindung mit mir vorschlagen.

Cäsar: Sollte meine Lage wirklich so trostlos sein, wenn Crassus eine Verbindung mit mir wünscht?

Crassus auf den Akt schlagend: Der Atem ist Ihnen ausgegangen!

Cäsar: Das Geld! Nicht der Atem.

Crassus: Sie wissen, was ich in der Hand habe. Ich würde Sie gern engagieren, gewissermaßen als eine Art politischen Abteilungschef.

Cäsar: Haben Sie nicht oft genug in der Zeitung gelesen, daß ich als Politiker nicht ernst zu nehmen sei.

Crassus: Sie haben Einfluß auf das Volk, Sitz im Senat und sind um Antwort nie verlegen, das genügt mir. Wieviel? Cäsar erhebt sich und zieht seine Handschuhe an. Richtig, Sie sind ja sensibel.

Cäsar: Woher diese Kenntnis?

Crassus: Von meinem Friseur.

Cäsar setzt sich wieder: Sie haben auch Talent.

Crassus auf ihn zu: Cäsar, wir gehören zusammen. Ich habe immer den Eindruck gehabt, daß wir zwei uns in der Verachtung der heutigen Demokratie treffen. Ich halte die geballte Wirtschaftsmacht in der Hand, aber mit den Politikern habe ich nicht gern zu tun. Sind keine honorigen Geschäftsmänner. Aber Sie stecken die ganze Gesellschaft in den Sack, wenn Sie nur wollen.

Cäsar: Ich bin also ein gleichberechtigter Partner?

Crassus: Wieso?

Cäsar: Werden Sie mit den Politikern fertig?

Crassus: Nein, dazu eben brauche ich Sie.

Cäsar: Also kein Kauf.

Crassus grunzt.

Cäsar: Bündnis, Crassus, nicht Anstellung.

Crassus geht auf und ab: Wie wollen Sie zu Ihrem Nutzen kommen?

Cäsar: Wollen Sie das nicht mir überlassen?

Crassus: Das ist ein peinliches Gefühl für einen Geschäftsmann wie mich.

Cäsar: Sprechen wir über Handgreifliches. Was für wirtschaftliche Ziele haben Sie und wo berühren sie sich mit der Politik?

Crassus: Sie verlangen, daß ich mich Ihnen in die Hand gebe.

Cäsar auf den Akt deutend: Haben Sie mich nicht auch in der Hand?

Crassus auf den Akt schlagend: Natürlich, das wollen Sie entwerten.

Cäsar: Sie verstehen mich noch immer nicht.

Crassus: Darum reden wir ja.

Cäsar: Mein Kopf braucht Futter.

Crassus schließt den Akt fort: Machen wir einen Versuch. Wir haben in Rom dauernde Revolution, weil Mägen und Därme der Leute krank sind vom schlechten Brot und nicht, wie die Leute meinen, von schlechter Moral. Mehr Futter, bessere Moral. Ich will's schaffen. Habe die Wälder Apuliens, baue eine Flotte, brauche das Getreideland Ägypten. Ich schaff's auch, aber ich lege bei dem Geschäft Geld drauf, wenn ich diese ganze raubgierige Regierungsbande von Cicero bis Metellus kaufen muß. Verstehen Sie recht. Crassus geizt nicht. Aber die Milliarden sind dazu nicht da, um auf den Mist geworfen zu werden.

Cäsar langsam: Ich verspreche Ihnen Ägypten in ... zwei Monaten. Genügt das?

Crassus: Soll das ein Witz sein?

Cäsar: Wenn es sich als Witz erweisen sollte, so dürfen Sie mich pfänden.

Crassus: Cäsar ... wenn es kein Witz ist, wird dieser Akt vernichtet.

Cäsar kühl: Crassus geizt nicht.

Crassus: Genügt das nicht?

Cäsar: Wir wollen bei Ägypten bleiben.

Crassus: Eine sensible Haut.

Cäsar: Wir lassen in Ihren Betrieben Druckschriften verbreiten, in denen die Regierungsclique angegriffen und Catilina als ein Tollkopf dargestellt wird, der aber das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Crassus: Wollen Sie mich in die Luft sprengen?

Cäsar: Sie haben doch Ihre Betriebe in der Hand, Ihre Leute sind die einzigen in ganz Rom, die gut genährt, gut gekleidet und gut gestiefelt sind. Sie regieren doch einen Staat im Staat.

Crassus: Soll ich diesen Staat erschüttern?

Cäsar: Nein, ausspielen! Catilina vermag nichts ohne Sie und die Ciceroclique vermag nichts ohne Sie. Kosten sind gleich Null für Ihren Etat, da Sie ja doch Millionen für die Wahlen disponiert haben.

Crassus: Ein räsonabler Vorschlag. Ziehen Sie die Sache auf!

Cäsar: Dann disponieren Sie die notwendigen Summen für Zeitungen und Witzblätter!

Crassus am Telephon: Propagandaabteilung! — Marcus ans Telephon! — Marcus, Sie werden jede Disposition des Major Cäsar annehmen und ausführen. Ja. Volle Verantwortlichkeit. Sie haben mir nur einmal in der Woche die Endsumme mitzuteilen. Danke ... — Genügt das?

Cäsar: Vorläufig ja!

Crassus: Nehmen Sie jetzt eine Zigarre?

Cäsar: Bitte.

Vierte Szene

Crassus, Caesar, Cölia.

Die Tür öffnet sich, Cölia tritt herein.

Cölia: Nun, hast du ihn gekauft?

Cäsar erhebt sich.

Crassus: Du hast recht behalten.

Cölia: Ich habe mit ihm gewettet, daß er Sie nicht kaufen kann.

Cäsar küßt ihr die Hand: Gnädige Frau haben sich als Menschenkennerin erwiesen.

Crassus: Er hat mit mir ein Bündnis geschlossen.

Cäsar: Wie eine Großmacht mit der andern.

Cölia: Ich gratuliere beiden Teilen. — Wollen Sie am Freitag abend bei uns speisen?

Diener: Das Auto ist vorgefahren.

Crassus sieht nach der Uhr: Hat länger gedauert, als ich disponiert hatte. Verzeihung. Vertritt mich bitte. Hier ist der Scheck! Wiedersehen!

Fünfte Szene

Caesar, Cölia.

Cölia: Halten Sie die Neugierde bei einer Frau für eine Tugend oder für ein Laster?

Cäsar: Jede Eigenschaft kann bei der einen Persönlichkeit zum Laster, bei der andern zur Tugend werden. Ihre Neugierde zu befriedigen, gnädige Frau, wird mir nur schmeichelhaft sein.

Cölia: Wer Frauen immer Überlegenheit zeigt, macht sich unausstehlich.

Cäsar: Nur bei Frauen von Geist, gnädige Frau.

Cölia: Warum haben Sie den Zauber Ihrer goldenen Unabhängigkeit aufgegeben?

Cäsar: Sie haben mit Crassus gewettet und gewonnen.

Cölia: Sie sind nicht gekauft, aber gebunden.

Cäsar: Binde ich mich selbst, so kann ich das Band auch lösen.

Cölia: Sie möchten Lust erwecken, Sie festzuhalten.

Cäsar: Geschieht etwas in Lust, so geschieht es in Freiheit!

Cölia: Sie sind Anhänger Epicurs.

Cäsar: Ich pflege die Philosophie des Augenblicks.

Cölia: Ist die Philosophie des Augenblicks eine neue Lehre, Herr Major?

Cäsar: Es ist die Philosophie, die den Vorzug hat, allgemeine Gültigkeit zu haben. Sie ist nicht spitzfindig, sie behält immer recht und kann nie veralten, trotzdem sie mit der Schöpfung aus dem Chaos hervorging.

Cölia: Es scheint, Sie würden einen guten Lehrmeister in dieser Philosophie abgeben.

Cäsar: Eine Akademie wie Plato würde ich nie eröffnen.

Cölia: Sie legen Wert auf Einzelunterricht?

Cäsar Ich halte eine höhere wissenschaftliche Belehrung von Mund zu Mund für das beste.

Cölia erhebt sich, ihr Täschchen fällt zu Boden, Cäsar überreicht es ihr: Haben Sie Lust, einige Augenblicke ohne Philosophie bei einer Modenschau zu verbringen?

Cäsar: Selbst eine Modenschau birgt ungewünscht die Philosophie des Augenblicks in sich.

Cölia zieht die Handschuhe an: Kommen Sie! Es reizt mich zu wissen, wie das Bündnis der beiden Großmächte Crassus und Cäsar ausgeht.

Cäsar: Die Großmacht Cäsar jedenfalls wird gern Ihre Vermittlung in Anspruch nehmen, gnädige Frau.

Hans Reimann

geb. 1889 in Leipzig als Sohn eines Kaufmanns. Besuchte das Nicolai-Gymnasium daselbst. Studierte in München Literatur- und Kunstgeschichte, trieb auch graphische Studien. Machte von 1914—1918 den Krieg mit, erst als Unteroffizier, dann als Leutnant. Begründete 1919 in Leipzig die satirische Wochenschrift „Der Drache" und leitete neuerdings auch ein literarisches Kabarett. Lebt in Leipzig-Connewitz.

Hauptwerke: „Das verbotene Buch", Grotesken und Schnurren, 1917; „Tyll", Roman, 1918; „Der Floh", Skizzen aus der Kriegszeit, 1918; „Pax, ein friedliches Buch", 1919; „Das Paukerbuch", Schulgrotesken, 1919; „Der lächelnde Kaktus", Humoresken und Grotesken, 1920; „Die Kloake", 1920.

Kind einer aus Reizsamkeit durch schwere Zeitkatastrophen zu begreiflicher Gereiztheit entwickelten Generation, hat sich Hans Reimann durch alle Kindheitsmisere, Kriegserschütterungen und literarisch-journalistischen Tageskämpfe hindurch doch eine unzerstörbare Vergnüglichkeit bewahrt. Aus prall gefüllten Säcken voll Erinnerungen, täglichen Beobachtungen des bürgerlichen Kleinlebens und einer höchst beweglichen Einbildungskraft schöpft er zahllose Histörchen, Anekdötchen, Schnurren und Glossen, von denen die meisten einen auftrumpfend grotesken Einschlag haben. Wenn er gerade Lust hat, kann er sich dabei als Stilkünstler, ja als Stilvirtuos erweisen; denn er ist ein sehr gründlicher und ergötzlicher Sprachkenner und Sprachforscher nicht nur seines sächsischen Dialektes, sondern auch aller Eigentümlichkeiten und geheimen Werte des ausgereiften Schriftdeutsch, begabt mit überraschender Schlagkraft des eigenen Ausdrucks. Seine sächsischen Landsleute züchtigt er liebend, der sächsische Nichts-als-Spießbürger aber ist ihm ein Greuel; ihm und dem sächsischen Oberlehrer

hat er in dem autobiographischen Roman „Tyll" kein schmeichelhaftes Denkmal gesetzt. Dieses Buch mit seiner ernst-humorvollen Selbstprüfung ist Reimanns bisher wertvollstes Werk. Der Krieg, den er in allen seinen Formen kennen lernte, regte ihn zur satirischen Erledigung gewisser Offiziers- und Mannschaftstypen sowie der wunderlichen Bevölkerungsexemplare an, denen er jenseits der deutschen Grenzen begegnete. Mit intellektuellen Purzelbäumen leistet er unerhört Komisches — ein Artist witzig-tiefsinniger Gedankensprünge.

Expressionisten und verwandte Dichter des radikalen Fortschritts

Ausführlich hier auseinanderzusetzen, was der oder jener unter Expressionismus versteht, hat deshalb wenig Zweck, weil der Begriff sehr schwankend und wandlungsfähig ist, jeder etwas anderes darunter versteht, und viele der jüngsten Dichter, die am offenbarsten Expressionisten zu sein scheinen, sich diese Einschachtelung verbitten, jedenfalls anerkennenswerterweise aus der Schachtel herauszukommen oder nachzuweisen suchen, daß sie eigentlich nichts anderes wollen, als was das Hauptmerkmal schon der ältesten und größten Meister der Weltliteratur war.

Expressionismus ist einmal bewußter Gegensatz zum Impressionismus. Die „Eindruckskunst" der letzten Jahrzehnte soll durch Ausdruckskunst ersetzt oder wenigstens ergänzt werden. Die Jugend prägte wieder einmal ein Schlagwort für ihr durchaus begreifliches Bedürfnis nach Umsturz und Erneuerung. Sie fand es bei den bildenden Künsten ihrer Generation vor. Dort war es das Ergebnis einer neuen Theorie, der man sich auch für literarische Zwecke bedienen konnte. Am klügsten und eingehendsten hat Kasimir Edschmid das Programm auseinandergesetzt. Nach ihm soll die jüngste Dichtung „aus der Hülle zur Seele, aus dem Rang zum Menschen, vom Schildern zum Geist" vordringen — ein Verlangen, dem niemand widersprechen wird, das aber in der Tat zu allen Zeiten schon von den Meistern der Dichtkunst erfüllt wurde. Besondere Elemente aus dem Geiste der Zeit kamen hinzu: politisch-revolutionäre, gegen Bürgertum, Kapitalismus und Nationalismus gerichtet, metaphysische, die

Vision und Ekstase wieder in ihr Recht einsetzen wollen, formale oder vielmehr antiformale, die Feinheit, Ebenmaß, Glätte verabscheuend sich am hemmungslosen Ausströmen der Gefühle und Willensimpulse genügen lassen, die Syntax „ballen", die Grammatik auflösen, sprachliche Extrakte liefern wollen. Einige setzen religiöse Erneuerung, andere die politische Tat, wieder andere den „reinen Geist" oder vehemente Offenbarung ihres Ich als letztes Ziel. Immer aber geht der Expressionismus aufs Ganze, aufs Unbedingte, Fessellose, Kosmische, Ewige.

Wie jede neue Richtung brachte auch diese eine Fülle fruchtbarer Anregungen, schützte den Nachwuchs vor Verknöcherung, durchpflügte brachliegende Äcker. Auch sie wird, wohl noch rascher als die früheren, nachdem sie manch Ersprießliches geleistet, erledigt sein. Die Könner, die ihr entwuchsen, werden ihre eigenen Wege gehen und, wenn sie altern, von einer noch neueren Richtung — vielleicht einer volkstümlichen, einer aristokratischen oder exakt technischen — für überwunden erklärt werden. Natürlich könnte auch ein Genie des Expressionismus erwachsen; vorderhand ist nichts dergleichen zu bemerken, wir müssen uns mit den Spuren kräftiger Talente zufrieden geben.

Vorangestellt seien Gruppen junger Dichter, die vom Expressionismus beeinflußt erscheinen, ihm aber nicht eigentlich zugehören.

Lyriker: Hier bildeten die nach der Zeitschrift „Charon" so genannten „Charontiker" eine Art Übergang von Arno Holz und seiner Schule zum Expressionismus. Sie sind in der Öffentlichkeit sehr wenig bekannt und fristen eigentlich nur in Literaturgeschichten ihr kümmerliches Leben. Als ihr Führer gilt Otto zur Linde (geb. 1873 in Essen). In einer wunderlichen, nicht durchaus notwendigen Sprachverbesserung dichtete er Identitäts-Philosophie, deutsche Religion und Mystik und soziale Energien („Die Kugel", eine Philosophie in Versen, 1906; seit 1910 „Gesammelte Werke"). Die religiöse Dichtung dieser Art pflanzte Karl Röttger (geb. 1877 in Lübbecke in Westfalen) fort, die philosophische Rudolf Pannwitz (geb. in Crossen a. O.).

Eine sehr starke, dabei hochkultivierte Begabung war Ernst Stadler (geb. 1883, gefallen 1914). „Präludien" und „Der Aufbruch" werden die Zeit, der sie entstammen noch lange überdauern. Paul Zech (geb. 1881), auch als Novellist („Der schwarze Baal"), wie als Dramatiker („Verbrüderung", 1921) bemerkenswert, gab schon gegen zehn Gedichtbände heraus, von dem die zuletzt erschienenen „Das Terzett der Sterne" und „Der feurige Busch" am höchsten stehen. Wie Zech ließen sich vom Treiben der Großstadt auch Alfred Richard Meyer (geb. 1882) anregen in dem Sonettenkranz „Berlin" und Armin T. Wegner (geb. 1888) in „Das Antlitz der Städte". Erich Mühsam (geb. 1878) berührt sich als politischer Revolutionär mit einer wesentlichen Seite des Expressionismus. 1914 erschien von ihm „Wüste, Krater, Wolken". Andere, wie z. B. Iwan Goll, hatten ihr bisher stärkstes inneres Erlebnis im Kriege, dessen Erschütterungen von den Pazifisten im allgemeinen besser besungen wurden als von den Begeisterten.

Dramatiker: Anton Wildgans (geb. 1881 in Wien, jetzt dort Direktor des Burgtheaters) machte sich zuerst mit einigen Verssammlungen („Herbstfrühling", „Mittag", Österreichische Gedichte") vorteilhaft bekannt. Seine Dramen „Armut", „Liebe", „Dies irae" gingen erfolgreich über viele Bühnen. In dem derben, eigenwilligen Schwaben Hermann Essig (1878--1918) wollten manche schon den kommenden Lustspieldichter erkennen, Sein „Frauenmut", „Die Glückskuh", „Der Schweinepriester" usw. wurden versuchsweise immer wieder einmal aufgeführt, konnten sich aber nirgends durchsetzen. Viel Gutes ist von Otto Zarek zu erwarten, der mit einem sprachgewaltigen „Karl V." sich 'gleich sehr achtunggebietend einführte und dann das wertvollste der jetzt so häufigen „David"-Dramen schrieb, desgleichen von Herman von Boetticher („Die Liebe Gottes", ein ernstes Spiel, und „Jephta", Tragödie), Joachim von der Goltz.

Erzähler: Leonhard Frank (geb. 1882 in Würzburg) veröffentlichte bisher drei Bücher „Die Räuberbande", einen Würzburger Lehrlingsroman (1914), „Die Ursache", eine die Freud'sche Psychoanalyse wirkungsvoll verwertende Novelle

vom Schultyrannen (1915) und „Der Mensch ist gut" (1918), eine von wildestem Kriegshaß überströmende Novellensammlung. Dies letzte Werk hat wie wenige den Abscheu vor dem Militarismus geschürt und die Revolution vorbereitet. Ernst Weiß', eines Österreichers, Romane („Tiere in Ketten", 1918; „Mensch gegen Mensch", 1919, u. a.) wühlen sich ein in die tiefsten und düstersten Probleme des Geschlechterkampfes. Heinrich Eduard Jacobs Roman „Der Zwanzigjährige" zerfasert in rücksichtslos egozentrischer Form typische Jünglingserlebnisse. Klärung zu objektiver Weltbetrachtung ist in den „Physikern von Syrakus" und im „Tulpenfrevel" (1920) festzustellen. Von Gustav Sack (gefallen 1917) erschien als Nachlaß der Roman „Ein verbummelter Student", von Otto Zoff ein sorgfältig gearbeiteter psychologischer Roman „Der Winterrock". Paul Zifferer (geb. 1879 in Bistritz) schrieb durch Anschaulichkeit hervorragende, mit viel Sinn und Zartgefühl für die Tragik des Lebens sich erwärmende Novellen und Romane: u. a. „Das Kleid des Gauklers", „Das Feuerwerk", „Die fremde Frau". Ein starker, selbständiger Geist, der sich neuerdings nur zu heftig auf Programmatisches versteift, ist Otto Flake (geb. 1880 in Metz). Er kann sehr viel und kennt vielerlei, arbeitet leicht und immer interessant auf den verschiedensten Gebieten. Ein biographischer Roman „Das Freitagskind", ein phantastischer „Horns Ring", die beiden neusten, ganz ins trocken Spekulative sich verlierenden „Die Stadt des Hirns" (1919) und „Ja und Nein" (1920) verlangen Parteinahme für oder wider seine Persönlichkeit, lassen aber nicht im entferntesten ahnen, wo er einmal endgültig landen wird. Jedenfalls nennt er sich Gegner des Expressionismus und ist bereits ein gutes Stück über ihn hinaus.

Für den eigentlichen Expressionismus in der Malerei sowohl wie in der Dichtkunst trat Theodor Däubler (geb. 1876 in Triest) ein. Sein Hauptwerk ist das 1910 erschienene „Nordlicht", eine sehr umfangreiche, groß angelegte Weltanschauungsdichtung von religiösem und philosophischem Gehalt. Allein das „Nordlicht" leuchtete wie alle expressionistische Lyrik nur im

Kreise der Eingeweihten und Jünger und scheint nicht zur Unsterblichkeit bestimmt. Andere Gedichtbände von Däubler setzten sich erst recht nicht durch, vielleicht weil ihre z. T. romanische Formenwelt dem Deutschen zu fremd ist. Eher drangen die Dichtungen von Else Lasker-Schüler (geb. 1876 in Elberfeld), unterstützt durch ihre Vorlesungen, ins literarisch interessierte Publikum. Ihren Erzählungen („Der Prinz von Theben") kommt nicht die Bedeutung zu wie etwa ihren „Hebräischen Balladen" (1913) und ihren „Gesammelten Gedichten" (1916), in denen groteske Vorstellungen mit hysterischen Ausbrüchen und echter Frauenlyrik sich seltsam mischen. René Schickele (geb. 1883 in Oberehnheim i. Elsaß) ist als Lyriker („Weiß und Rot", 1911; „Mein Herz mein Land", 1915) eine nicht minder bemerkenswerte Erscheinung wie in seinen Erzählungen — ganz Elsässer und zugleich ganz europäischer Geist, leidend unter den nationalen Zerklüftungen der Zeit, intellektueller Revolutionär und Idealist der Völkerverbrüderung. Die Schar der Jüngsten führen Franz Werfel und Johannes R. Becher an. Wie diese beiden wurden auch Walter Hasenclever („Tod und Auferstehung") und alle die jungen Intellektuellen, die sehr wider Willen in den Krieg zogen, von den politischen Ereignissen der letzten Jahre entscheidend beeinflußt. Albert Ehrenstein (geb. 1886 in Wien) schrieb die Bände „Die weiße Zeit", 1916, und „Der Mensch schreit", 1916, „Die Gedichte", Gesamtausgabe, 1919, sehr erbittert gegen die Zeit und voll schöner Wärme für den geknechteten Menschen, der vom gewalttätigen zertreten wird; seinem inneren Auge mehr noch als dem leiblichen enthüllt sich der Krieg in seiner ganzen Scheußlichkeit. Noch unmittelbarer aus der reinen Vernunft und dem sublimierten Intellekt drängen sich Alfred Wolfensteins Verse ans Licht. „Menschliche Kämpfer", ein Buch ausgewählter Gedichte, enthält den Extrakt seines Wollens, das besonders auch auf unerhörte Metaphern und neudurchdachte Satzbildung gerichtet ist. Sein revolutionärer Stil stimmt überein mit dem politisch revolutionären Geiste seiner Lyrik. Georg Trakl (geb. 1887 in Salz-

burg, gestorben im Felde 1914), eine zarte, träumerisch versunkene Natur, der frühen Romantik verwandt. Seine „Gedichte" und „Sebastian im Traum" enthalten einige köstliche von Melancholie und Grauen vor dem harten Dasein vibrierende Strophen. Hermann Kasack („Die Insel"), Anton Schnack („Tier rang gewaltig mit Tier"), Friedrich Schnack, Rudolf Stephan („Barbaren", „Aus Schlachten", 1914), Hugo Ball, Ernst Blaß, Paul Boldt, Gottfried Kölwel u. a. haben ihre dichterische Entwicklung erst begonnen.

Von Erzählern begründeten einen eigenen Stil und werden am meisten gelesen Carl Sternheim und Kasimir Edschmid. René Schickele, immer geistvoll aber nicht immer so klar wie man es für die Wirkung wünschen möchte, gab mit seinen neusten kleinen Romanen „Benkal der Frauentröster" (1914), „Trimpopp und Manasse" (1914) und „Die Mädchen" (1919) anmutige, luftig groteske Improvisationen; er stellt eine der glücklichsten Mischungen romanischer und alemannischer Stammeselemente dar. Unter die Erzähler ging mit einer Novelle, die seiner Lyrik nicht ganz ebenbürtig ist, Franz Werfel („Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig"). Sie behandelt das Lieblingsthema der Jüngsten: Sohn kontra Vater. Viel Gutes, vielleicht sogar Großes ist von Alfred Döblin (geb. 1878) zu erwarten. Zwei sehr gewichtige Romane „Die drei Sprünge des Wang-lun" und „Wallenstein" (1921) rahmen zeitlich die etwas unbeträchtliche Novellensammlung „Die Lobensteiner reisen nach Böhmen", den kaum mehr als kuriosen Lumpen- und Dirnen-Roman „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine" und das gänzlich unreife erotische Bekenntnisbuch „Der schwarze Vorhang" vielversprechend ein. Döblins flackerndes und plötzlich zu leuchtender Flamme aufschießendes Temperament bewährte sich bisher am schönsten in der Darstellung kulturhistorischer Zeitbilder und wilder Sitten, die sich im Zusammenprall von Willensmächten zeigen. Die Akustik seines Ausdrucks sammelt die symphonischen Klänge und disharmonischen Geräusche eines Zeitalters wie in einer Gedankenkuppel. Noch allzu jugendlich und

von der Erotik wie hypnotisiert gebärdet sich Curt Corrinth, der im Laufe der letzten Jahre außer einigen dramatischen Versuchen eine zum mindesten talentvolle Erzählung „Potsdamer Platz" und den kraß übertriebenen, dilettantisch hingeworfenen Roman „Bordell" veröffentlichte. Auch bei Paul Adler (geb. 1878) und Franz Kafka, die in ihren Kreisen als hoffnungsvoll gerühmt werden, ist eine bestimmte Linie noch nicht zu erkennen. Dagegen nahm Max Krell (geb. 1887 in Hubertusburg) mit dem international bewegten und in rapidem Tempo dahinjagenden Roman einer Tänzerin „Die Maringotte" wie mit der Novelle „Das Meer" einen schönen, zielsicheren Anlauf. Mechthild von Lichnowskys (geb. 1879) Erzählungen „Der Stimmer" und „Geburt" (1922) und Gottfried Benns (1886) „Gehirne" sind in der allgemeinen Strömung inselartig aufgetaucht, werden kaum sichtbar und ihrer Originalität ungeachtet vielleicht in Kürze wieder hinweggeschwemmt. Vollends Wilhelm Lehmann gehört zu den vielen rasch ein bißchen hochgelobten aber offenbar wenig lebensfähigen literarischen Geschöpfen. Seine beiden Romane heißen „Die Bilderstürmer" und „Die Schmetterlingspuppe".

Um das expressionistische Drama ist es nicht aufs beste bestellt. Neuaufführungen seiner bekanntesten Vertreter Walter Hasenclever, Fritz von Unruh, Oskar Kokoschka werden zwar von wagemutigen Bühnen großer Städte dem Publikum vorgesetzt und von diesem, wenn es neugierig oder bildungsdurstig ist, auch mit mehr oder weniger Zudrang besucht; von wenigen aber aufrichtig geschätzt. Die Tageskritik heuchelt Verständnis und Interesse für die expressionistischen Dramen, das Publikum schimpft entweder oder schwatzt die Redensarten seiner Zeitungen nach. Schon mit Rücksicht auf die gegenwärtig so üble wirtschaftliche Lage der deutschen Bühnen wagen deren Leiter immer seltener die Einstudierung eines meist unverständlichen Expressionisten, und auch die Verleger ziehen sich neuerdings von ihnen zurück, da sie nicht mehr „gangbar" sind. Nur das halbe Dutzend, das sich seinen Platz bereits erobert hat, kann unbekümmert

um die Konjunktur auf dem glücklich errungenen Rufe weiterbauen.

Von vielen, die schon auf dem besten Wege zum großen Erfolge schienen, ist es recht still geworden. Paul Kornfeld (geb. 1889) erregte Aufsehen mit seiner Weltschmerz-Tragödie „Verführung" und ist heute schon so gut wie vergessen; Mechthild von Lichnowskys „Spiel vom Tod" und ihr Schauspiel „Der Kinderfreund" waren sympathische Versuche, aber doch nur vorübergehende Berliner Premieren wie hundert andere ihrer Art; Reinhard Goering interessierte 1917 mit dem damals heftig umstrittenen Matrosendrama „Seeschlacht", schrieb noch andere Dramen „Der Erste" (1918) usw. und erklärte dann öffentlich, sich einem anderen Berufe als dem des Dichters widmen zu wollen. Reinhold Sorge, von dem „Der Bettler" eine Zeitlang gerühmt wurde, starb. Ernst Barlach (geb. 1870) fesselte mit den beiden Dramen „Der tote Tag" und „Der arme Vetter". In den „Echten Sedemunds" bäumt sich wieder einmal gepeinigte Jugend gegen böse Väter auf; ungeschickte Arbeit läßt hübsche groteske Einfälle nicht zur Geltung kommen. Wie Barlach gehört auch Oskar Kokoschka (geb. 1886) ursprünglich der bildenden Kunst an. Gelegentliche Versuche mit der Aufführung seiner Schauspiele und Komödien „Der brennende Dornbusch", „Mörder, Hoffnung der Frauen", „Hiob" mißlangen nicht gerade, behielten aber den Charakter des Experimentellen. Zuletzt erwies noch die Aufführung von „Orpheus und Eurydike", daß seine verworren redselige und malerisch bewegungslose Dramatik sich bestimmt niemals auf der deutschen Bühne einbürgern wird. Andere junge Dramatiker: Ernst Toller, Friedrich Koffka, Lothar Schreyer, Alfred Brust („Der ewige Mensch", 1920; „Der singende Fisch", 1921), August Stramm, Arnolt Bronnen, („Vatermord", 1922).

Frank Wedekind

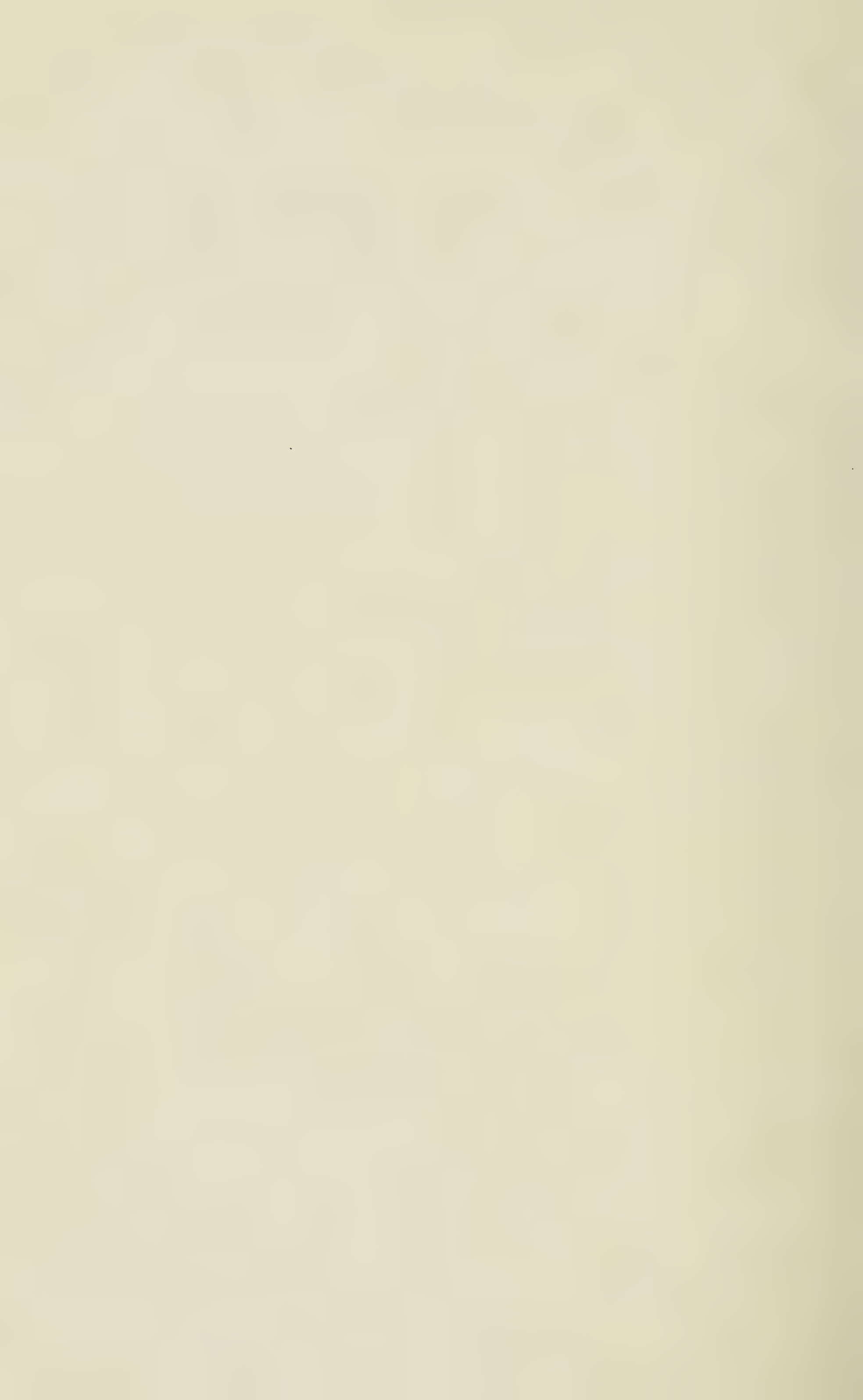
geb. 1864 in Hannover als Sohn eines Arztes. Wuchs auf dem Besitztum seines Vaters, Schloß Lenzburg in der Schweiz, auf. Lebte dann einige Zeit in Paris, Berlin und Leipzig. Wurde 1897 Dramaturg des Carl Heineschen Ibsen-Ensembles und 1898 Dramaturg des Münchner Schauspielhauses, verbüßte eine Festungsstrafe wegen Majestätsbeleidigung auf dem Königstein in Sachsen und kehrte nach München zurück, wo er 1918 starb.

Gesammelte Werke in 9 Bänden, 1914ff.

Der Dichter in Wedekind war von jeher stärker als der Künstler. Die mächtigen Erschütterungen, die von seinen Tragödien ausgehen, sind nicht berechnet und nicht erklügelt, sondern unbewußt und elementar; ja oft seinen künstlerischen Berechnungen zuwider erzeugt sie seine dichterische Natur. Technik, wenn nicht etwa traditionslos von ihm zu eigenem Gebrauch erfunden, läßt er nicht gelten. Trotzdem hält er seine Hörer fest, reißt sie immer wieder zurück und mit sich fort, packt sie wohl auch plötzlich und trägt sie, ehe sie noch zu sich selber kommen, über Abgründe hinweg, der Wirkung seiner Persönlichkeit gewiß.

Am mächtigsten entlädt sich die Kraft seines dramatischen Willens in der Kindertragödie „Frühlings Erwachen" (1891) und in der „Lulu"-Tragödie, bestehend aus „Erdgeist", 1895, und „Die Büchse der Pandora", 1903, jenen großen, rein erotischen Dramen, die wohl immer und überall für sein eigentliches Lebenswerk gelten werden. „Frühlings Erwachen" zeigt Wedekind als den gewaltigen Zerstörer überkommener Sentimentalitäten, Verlogenheiten und Verlegenheiten, zeigt den Fanatiker eines positiven, entgötterten Lebens, den Erkämpfer der nichts-als-irdischen Lebensgüter, den messerscharfen Dialektiker, den witzigen Zyniker,





den bitterernsten Moralisten einer neuen sozialen Moral. Denn Moralist wollte Wedekind vor allem sein. Wie sich der Mensch im Leben abzufinden hat mit den furchtbaren Realitäten und Konflikten der Moral, das bildet den Grundinhalt von Wedekinds Tragödien, zuerst in der Kinder-Tragödie, dann wieder in „Schloß Wetterstein" (1910), „Franziska" (1911) und „Simson" (1914), wo die Moral als ein Produkt der Tyrannei an den unausrottbaren Instinkten von Scham und Eifersucht doch noch zerschellt.

Wedekinds Dichtungen — er veröffentlichte in seiner Frühzeit auch Gedichte „Die vier Jahreszeiten", Erzählungen „Feuerwerk" und „Mine-Haha" und Tanzpoeme — reden vorzugsweise und am verständlichsten zu Männern, ja eigentlich nur zu solchen, die an geistiger Reife, Weltkenntnis und unbeirrbarem Ernst dem Dichter ebenbürtig sind. Die Novellen, Gedichte und Tanzpoeme tragen das ihre bei zu dem Eindruck von dem großen Reichtum an Ideen, Einfällen und Erlebnissen, an originalen Mitteln, Sprachformen und Pointen, an skurrilem Witz und strotzender Phantasie, an allen unmittelbaren Gefühlen und an beweglichem Empfinden, an Verständnis für alle menschlichen Regungen, durch die Wedekind schließlich als Rivale Gerhart Hauptmanns an die Spitze der deutschen Dramatiker getreten ist.

Am häufigsten erscheinen auf dem Spielplan der deutschen Bühnen Wedekinds Schauspiele „Der Marquis von Keith" (1900), „Musik" (1907) und der Komödieneinakter „Der Kammersänger" (1900), die dem Verständnis des Publikums minder schwere Zumutungen stellen. Als mißlungen sind die Schauspiele „Oaha" (1908), voll persönlicher Angriffe, und „Bismarck", aus einer gewissen Opportunisten-Stimmung während des Krieges (1915) entstanden, zu bezeichnen. Dagegen ist sein Abschiedswerk „Herakles" (1918) wieder eine tragische Dichtung vom hohen Reiz eines aus Leidenschaft modern gewendeten antiken Stils und von ergreifender menschlicher Schönheit.

Aus den Gedichten „Die vier Jahreszeiten"*

Gebet eines Kindes

Wann endlich wird der müden Welt
Die heißersehnte Ruh' beschieden,
Die über uns am Himmelszelt
Beseelt der Sterne ew'gen Frieden?

Glücksel'ger Tag, wenn einst hienieden
Das wüste Toben eingestellt,
Sich liebend in die Arme fällt,
Was sich von Anbeginn gemieden!

Du heil'ge Nacht, aus Kampfgebraus
Flieh' ich mit jammernder Gebärde
Zu dir, daß uns geholfen werde.

Gieß deinen milden Segen aus
Und sieh, es würde dieses Haus
Zum schönsten Paradies der Erde!

Christine

Bessern soll ich mich? — O Himmel,
Wie werd' ich wohl besser!
Eher reiten schwarze Schimmel
Weiße Menschenfresser,
  Eh' daß solch ein Kauz wie ich
  In sich geht und bessert sich.

Nein, mein Fräulein, ich verzichte
Auf die Tugendpalme;
Schreibe meine Mordgedichte
Tief im Tabaksqualme,
  Bis der Satan kommt und spricht:
  Fort mit dir, du Bösewicht!

---

* Georg Müller, Verlag, München.

Ja, der Teufel wird mich holen
Früher oder später,
Und ich Ärmster muß verkohlen
Unter Schmerzgezeter;
  Haut und Haar und Fleisch und Bein,
  Alles muß gebraten sein.

Sie indessen wandeln lieblich
In der Engel Scharen,
Blumen tragend, wie dort üblich,
In gelockten Haaren,
  Und das ganze Angesicht
  Angestrahlt vom Himmelslicht.

Sehn Sie nun, wie weit geschieden
Unsre beiden Pfade:
Ihnen eines Gartens Frieden,
Mir die Barrikade,
  Wo man sich bei jedem Schritt
  Auf die Hühneraugen tritt.

Ihnen freundliche Erbarmung,
Mir der Waffen Blinken
Und des wilden Bärs Umarmung,
Ihnen seine Schinken,
  Mir des Feinds entmenschter Streit,
  Ihnen seine Menschlichkeit!

Der Tantenmörder

Ich hab' meine Tante geschlachtet,
Meine Tante war alt und schwach;
Ich hatte bei ihr übernachtet
Und grub in den Kisten=Kasten nach.

Da fand ich goldene Haufen,
Fand auch an Papieren gar viel
Und hörte die alte Tante schnaufen
Ohn' Mitleid und Zartgefühl.

Was nutzt es, daß sie sich noch härme,
Nacht war es rings um mich her —
Ich stieß ihr den Dolch in die Därme,
Die Tante schnaufte nicht mehr.

Das Geld war schwer zu tragen,
Viel schwerer die Tante noch.
Ich faßte sie bebend am Kragen
Und stieß sie ins tiefe Kellerloch. —

Ich hab' meine Tante geschlachtet,
Meine Tante war alt und schwach;
Ihr aber, o Richter, ihr trachtet
Meiner blühenden Jugend-Jugend nach.

Aus „Erdgeist"*

Dritter Aufzug. Achter Auftritt

Lulu (in langem Theatermantel, tritt ein und zieht die Tür hinter sich zu. Sie trägt ein rosa Ballettkostüm mit Blumengirlanden, geht quer über die Bühne und nimmt in dem Armsessel neben dem Spiegel Platz).

(Pause.)

Dritter Aufzug. Neunter Auftritt

Alwa. Lulu. — Gleich darauf Schön.

Alwa: Sie hatten einen Ohnmachtsanfall?
Lulu: Ich bitte Sie, schließen Sie zu.
Alwa: Kommen Sie wenigstens auf die Bühne.
Lulu: Haben Sie ihn gesehen?
Alwa: Wen gesehen?
Lulu: Mit seiner Braut??
Alwa: Mit seiner ... (Zu Schön, der eintritt): Den Scherz hättest du dir sparen können!
Schön: Was ist mit ihr? (Zu Lulu): Wie kannst du die Szene gegen mich ausspielen!!
Lulu: Ich fühle mich wie geprügelt.

---

* Georg Müller, Verlag, München.

An Mich.

Wenn dir ein Schaden am Leibe frißt,
Jammere nicht, sondern handle;
Und wenn du glücklich gewesen bist,
Nimm dein Bett und wandle.

Ärgert dein Aug' dich, so reiß es aus,
Sonst ärgert es dich an beiden;
Und keift dir ein schlimmes Weib zu Haus,
So geh und lasse dich scheiden.

Und wird dir das Leben und Dichten zu dumm,
Richte, schlichte, verzichte;
Und ennuyire das Publicum
Nicht erst durch Weltschmerzgedichte.

Gedicht aus dem Nachlaß von
Frank Wedekind



Schön (nachdem er die Tür verriegelt): Du wirst tanzen — so wahr ich mir die Verantwortung für dich aufgeladen!
Lulu: Vor Ihrer Braut?
Schön: Hast du ein Recht, dich darum zu kümmern, vor wem? — Du bist hier engagiert. Du erhältst deine Gage ...
Lulu: Ist das Ihre Sache?
Schön: Du tanzt vor jedem, der sein Billett löst. Mit wem ich in meiner Loge sitze, hat keine Beziehung zu deiner Tätigkeit!
Alwa: Wärest du in deiner Loge sitzengeblieben! (Zu Lulu): Sagen Sie mir bitte, was ich tun soll. (Von außen wird gepocht.) Da ist der Direktor. (Ruft): Gleich, gleich. Einen Augenblick. (Zu Lulu): Sie werden uns nicht zwingen wollen, die Vorstellung abzubrechen!
Schön (zu Lulu): Auf die Bühne mit dir!
Lulu: Lassen Sie mir nur einen Augenblick. Ich kann jetzt nicht. Mir ist sterbenselend.
Alwa: Hol' der Henker den ganzen Kulissenkram!
Lulu: Schalten Sie die nächste Nummer ein. Das merkt kein Mensch, ob ich jetzt tanze oder in fünf Minuten. Ich habe keine Kraft in den Füßen.
Alwa: Aber dann tanzen Sie?
Lulu: So gut ich kann ...
Alwa: So schlecht Sie wollen. (Da von außen gepocht wird): Ich komme. (Ab.)

Zehnter Auftritt

Schön. Lulu.

Lulu: Sie haben recht, daß Sie mir zeigen, wo ich hingehöre. Das konnten Sie nicht besser, als wenn Sie mich vor Ihrer Braut den Skirt-dance tanzen lassen ... Sie tun mir den größten Gefallen, wenn Sie mich darauf hinweisen, was meine Stellung ist.
Schön (höhnisch): Bei deiner Herkunft ist es ein Glück sondergleichen für dich, daß du noch Gelegenheit hast, vor anständigen Leuten aufzutreten!
Lulu: Auch wenn sie über meiner Schamlosigkeit nicht wissen, wohin-sehen.
Schön: Albernes Geschwätz! — Schamlosigkeit? — Mach' aus der Tugend keine Not! — Deine Schamlosigkeit ist das, was man dir für jeden Schritt mit Gold aufwiegt. Der eine schreit Bravo, der andere schreit Pfui — das heißt für dich das gleiche! — Kannst du dir einen glänzenderen Triumph wünschen, als wenn sich ein anständiges Mädchen kaum in der Loge zurückhalten läßt?!! Hat dein Leben denn ein anderes Ziel?! — So-lang du noch einen Funken Achtung vor dir selber hast, bist du keine per-

fekte Tänzerin! Je fürchterlicher es den Menschen vor dir graut, um so größer stehst du in deinem Beruf da!!
Lulu: Es ist mir ja auch vollkommen gleichgültig, was man von mir denkt. Ich möchte um alles nicht besser sein als ich bin. Mir ist wohl dabei.
Schön (in moralischer Empörung): Das ist deine wahre Natur! Das nenne ich aufrichtig. — Eine Korruption!!
Lulu: Ich wüßte nicht, daß ich je einen Funken Achtung vor mir gehabt hätte.
Schön (wird plötzlich mißtrauisch): Keine Harlekinaden ...
Lulu: O Gott — ich weiß sehr wohl, was aus mir geworden wäre, wenn Sie mich nicht davor bewahrt hätten.
Schön: Bist du denn heute vielleicht etwas anderes??
Lulu: Gott seit Dank, nein!
Schön Das ist echt!
Lulu (lacht): Und wie überglücklich ich dabei bin!
Schön (spuckt aus): Wirst du jetzt tanzen?
Lulu: Wie und vor wem es ist!
Schön: Also dann auf die Bühne!!
Lulu (kindlich bittend): Nur eine Minute noch. Ich bitte Sie. Ich kann mich noch nicht aufrecht halten. — Man wird klingeln.
Schön: Du bist dazu geworden, trotz allem, was ich für deine Erziehung und dein Wohl geopfert habe!
Lulu (ironisch): Sie hatten Ihren veredelnden Einfluß überschätzt?
Schön: Verschone mich mit deinen Witzen.
Lulu: — Der Prinz war hier.
Schön: So?
Lulu: Er nimmt mich mit nach Afrika.
Schön: Nach Afrika?
Lulu: Warum denn nicht? Sie haben mich ja zur Tänzerin gemacht, damit einer kommt und mich mitnimmt.
Schön: Aber doch nicht nach Afrika!
Lulu: Warum haben Sie mich denn nicht ruhig in Ohnmacht fallen lassen und im stillen dem Himmel dafür gedankt?
Schön: Weil ich leider keinen Grund hatte, an deine Ohnmacht zu glauben!
Lulu (spöttisch): Sie hielten es unten nicht aus ...?
Schön: Weil ich dir zum Bewußtsein bringen muß, was du bist und zu wem du nicht aufzublicken hast!
Lulu: Sie fürchteten, meine Glieder könnten doch vielleicht ernstlich Schaden genommen haben?
Schön: Ich weiß zu gut, daß du unverwüstlich bist.
Lulu: Das wissen Sie also doch?

Schön (aufbrausend): Sieh mich nicht so unverschämt an!!
Lulu: Es hält Sie niemand hier.
Schön: Ich gehe, sobald es klingelt.
Lulu: Sobald Sie die Energie dazu haben! — Wo ist Ihre Energie? — Sie sind seit drei Jahren verlobt. Warum heiraten Sie nicht? — Sie kennen keine Hindernisse. Warum wollen Sie mir die Schuld geben? — Sie haben mir befohlen, Dr. Goll zu heiraten. Ich habe Dr. Goll gezwungen, mich zu heiraten. Sie haben mir befohlen, den Maler zu heiraten. Ich habe gute Miene zum bösen Spiel gemacht. — Sie kreieren Künstler, Sie protegieren Prinzen. Warum heiraten Sie nicht?
Schön (wütend): Glaubst du denn vielleicht, daß du mir im Weg stehst?!
Lulu (von jetzt an bis zum Schluß triumphierend): Wüßten Sie, wie Ihre Wut mich glücklich macht! Wie stolz ich darauf bin, daß Sie mich mit allen Mitteln demütigen! Sie erniedrigen mich so tief — so tief, wie man ein Weib erniedrigen kann, weil Sie hoffen, Sie könnten sich dann eher über mich hinwegsetzen. Aber Sie haben sich selber unsäglich weh getan durch alles, was Sie mir eben sagten. Ich sehe es Ihnen an. Sie sind schon beinahe am Ende Ihrer Fassung. Gehen Sie! Um Ihrer schuldlosen Braut willen, lassen Sie mich allein! Eine Minute noch, dann schlägt Ihre Stimmung um, und Sie machen mir eine andere Szene, die Sie jetzt nicht verantworten können!
Schön: Ich fürchte dich nicht mehr.
Lulu: Mich? — Fürchten Sie sich selber! — Ich bedarf Ihrer nicht. — Ich bitte Sie, gehen Sie! Geben Sie nicht mir die Schuld. Sie wissen, daß ich nicht ohnmächtig zu werden brauchte, um Ihre Zukunft zu zerstören. Sie haben ein unbegrenztes Vertrauen in meine Ehrenhaftigkeit! Sie glauben nicht nur, daß ich ein bestrickendes Menschenkind bin; Sie glauben auch, daß ich ein herzensgutes Geschöpf bin. Ich bin weder das eine, noch das andere. Das Unglück für Sie ist nur, daß Sie mich dafür halten.
Schön (verzweifelt): Laß meine Gedanken gehen! Du hast zwei Männer unter der Erde. Nimm den Prinzen, tanz' ihn in Grund und Boden! Ich bin fertig mit dir. Ich weiß, wo der Engel bei dir zu Ende ist und der Teufel beginnt. Wenn ich die Welt nehme, wie sie geschaffen ist, so trägt der Schöpfer die Verantwortung, nicht ich! Mir ist das Leben keine Belustigung.
Lulu: Dafür stellen Sie auch Ansprüche an das Leben, wie sie höher niemand stellen kann ... Sagen Sie mir, wer von uns beiden ist wohl anspruchsvoller, Sie oder ich?!
Schön: Schweig! Ich weiß nicht, wie und was ich denke. Wenn ich dich höre, denke ich nicht mehr. In acht Tagen bin ich verheiratet. Ich be-

schwöre dich — bei dem Engel, der in dir ist, komm' mir derweil nicht mehr zu Gesicht!
Lulu: Ich will meine Türe verschließen.
Schön: Prahl' noch mit dir! — Ich habe, Gott ist mein Zeuge, seit ich mit der Welt und dem Leben ringe, noch niemandem so geflucht!
Lulu: Das kommt von meiner niederen Herkunft.
Schön: Von deiner Verworfenheit!!
Lulu: Mit tausend Freuden nehme ich die Schuld auf mich! Sie müssen sich jetzt rein fühlen. Sie müssen sich jetzt für den sittenstrengen Mustermenschen, für den Tugendbold von unerschütterlichen Grundsätzen halten — sonst können Sie das Kind in seiner bodenlosen Unerfahrenheit gar nicht heiraten ...
Schön: Willst du, daß ich mich an dir vergreife!
Lulu (rasch): Ja! Ja! Was muß ich sagen, damit Sie es tun? Um kein Königreich möchte ich jetzt mit dem unschuldigen Kinde tauschen! Dabei liebt das Mädchen Sie, wie noch kein Weib Sie je geliebt hat!!
Schön: Schweig, Bestie! Schweig!
Lulu: Heiraten Sie sie — dann tanzt sie in ihrem kindlichen Jammer vor meinen Augen, statt ich vor ihr!
Schön (hebt die Faust): Verzeih' mir Gott ...
Lulu: Schlagen Sie mich! Wo haben Sie Ihre Reitpeitsche! Schlagen Sie mich an die Beine ...
Schön (greift sich an die Schläfen): Fort, fort ...! (Stürzt zur Türe, besinnt sich, wendet sich um.) Kann ich jetzt so vor das Kind hintreten? — Nach Hause! — Wenn ich zur Welt hinaus könnte!
Lulu: Seien Sie doch ein Mann. — Blicken Sie sich einmal ins Gesicht. — Sie haben keine Spur von Gewissen. — Sie schrecken vor keiner Schandtat zurück. — Sie wollen das Mädchen, das Sie liebt, mit der größten Kaltblütigkeit unglücklich machen. — Sie erobern die halbe Welt. — Sie tun, was Sie wollen — und Sie wissen so gut wie ich — daß ...
Schön (ist völlig erschöpft auf dem Sessel links neben dem Mitteltisch zusammengesunken): Schweig!
Lulu: Daß Sie zu schwach sind — um sich von mir loszureißen ...
Schön (stöhnend): Oh! Oh! du tust mir weh!
Lulu: Mir tut dieser Augenblick wohl — ich kann nicht sagen wie!
Schön: Mein Alter! Meine Welt!
Lulu: — Er weint wie ein Kind — der furchtbare Gewaltmensch! — Jetzt gehen Sie so zu Ihrer Braut und erzählen Sie ihr, was ich für eine Seele von einem Mädchen bin — keine Spur eifersüchtig!
Schön (schluchzend): Das Kind! Das schuldlose Kind!

Lulu: Wie kann der eingefleischte Teufel plötzlich so weich werden. — —
Jetzt gehen Sie aber bitte. Jetzt sind Sie nichts mehr für mich.
Schön: Ich kann nicht zu ihr.
Lulu: Hinaus mit Ihnen! Kommen Sie zu mir zurück, wenn Sie wieder zu Kräften gelangt sind.
Schön: Sag' mir um Gottes willen, was ich tun soll.
Lulu (erhebt sich; ihr Mantel bleibt auf dem Sessel. Auf dem Mitteltisch die Kostüme beiseite schiebend): Hier ist Briefpapier ...
Schön: Ich kann nicht schreiben ...
Lulu (aufrecht hinter ihm stehend, auf die Lehne seines Sessels gestützt): Schreiben Sie! — Sehr geehrtes Fräulein ...
Schön (zögernd): Ich nenne sie Adelheid ...
Lulu (mit Nachdruck): Sehr geehrtes Fräulein ...
Schön (schreibend): — Mein Todesurteil!
Lulu: Nehmen Sie Ihr Wort zurück. Ich kann es mit meinem Gewissen — (da Schön die Feder absetzt und ihr einen flehendlichen Blick zuwirft): Schreiben Sie Gewissen! — nicht vereinbaren, Sie an mein unseliges Los zu fesseln ...
Schön (schreibend): Du hast recht. — Du hast recht.
Lulu: Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihrer Liebe — (da sich Schön wieder zurückwendet): Schreiben Sie Liebe! — unwürdig bin. Diese Zeilen sind Ihnen der Beweis. Seit drei Jahren versuche ich mich loszureißen; ich habe die Kraft nicht. Ich schreibe Ihnen an der Seite der Frau, die mich beherrscht. — Vergessen Sie mich. — Doktor Ludwig Schön.
Schön (aufächzend): O Gott!
Lulu (halb erschrocken): Ja kein O Gott! — (Mit Nachdruck): Doktor Ludwig Schön. — Postskriptum: Versuchen Sie nicht, mich zu retten.
Schön (nachdem er zu Ende geschrieben, in sich zusammenbrechend): Jetzt — kommt die — Hinrichtung ...

Heinrich Mann

geb. 1871 in Lübeck. Absolvierte das Gymnasium, arbeitete dann kurze Zeit im Buchhandel. Nahm jahrelangen Aufenthalt in Italien. Lebt seit zehn Jahren in München.

Gesammelte Romane und Novellen, 1918. „Varieté", Komödie; „Schauspielerin", Drama, 1911; „Madame Legros", Schauspiel, 1914; „Brabach", Schauspiel, 1919; „Der Weg zur Macht", Schauspiel, 1920; „Macht und Mensch", Essays, 1920.

Was an den Werken Heinrich Manns vor allem auffällt und immer noch viele oberflächliche Leser erbittert, ist ein scheinbar lebens- und menschenfeindliches Prinzip. Allerdings bejaht Heinrich Mann weder die Menschheit als solche noch die Deutschen dieser Zeit besonders freudig. Das Ideal vom geistigen Menschen und von dem zu einer vollkommeneren Zivilisation erzogenen Mitbürger stimmt ihn der Gegenwart gegenüber streng und vielfach ablehnend. Mit stahlharter Intellektualität nahm er den Kampf auf gegen die naiven, grobschlächtigen Instinkte des Alltagsmenschen, gegen die gemütlichen lauwarmen Regungen eines vegetativen Gemütslebens, wie sie meistens im Kleinbürgertum heimisch sind. Er mißt sie an den Rasereien hitzigen, unbeherrschten Blutes, wie sie der Herrschsucht, der Schwelgerei, der Erotik, der Mordlust eigentümlich, setzt sich mit diesen weit ernsthafter und fast respektvoll auseinander, bleibt aber in jedem Fall ein im Innersten unerschütterter, unbeteiligter Fremdling. Ihm ist der Maßstab aller Dinge die von den Leidenschaften nur wie im Reigentanz umgebene, kalt sie überblickende Vernunft, sensitiv bis in die Fingerspitzen und fähig, das Vollkommene in kühnen Illusionen zu erträumen.

Das Hauptwerk dieser Illusionen ist die Trilogie von den



Phot. Kester & Co., München

Heinrich Mann



„Göttinnen", den Romanen der Herzogin von Assy, in der das unerreichbare Ideal höchster Bildung, politischer Freiheit und schrankenloser Liebeslust dem dürftigen Dasein, das wir Menschen von hier und heute führen, als Spiegel vorgehalten wird. Aus der gleichen erdenfernen Atmosphäre stammen die Erstlingserzählung „Das Wunderbare", die Novellen „Fulvia", „Ein Gang vors Tor", „Heldin", „Die Branvilla" und „Mnais". In ihnen allen ist der Heroismus jeglicher Gestalt das Thema, menschliche Größe ein ehrfurchtgebietendes Phantom. Dann finden wir zwei Gesellschaftsromane „Die Jagd nach Liebe" und „Zwischen den Rassen", die nichts anderes zu wollen scheinen als Dokumente seelischer Beziehungen und menschlichen Zusammenlebens geben, Sittenbilder aus unserem letzten, durch den Krieg so jäh unterbrochenen Zeitalter der nervösen Selbstzerfleischung, der übersteigerten Genüsse, der künstlich vertieften Leiden. Ihnen folgen wie Trabanten die Novellen „Pippo Spano", Der „Dreiminutenroman", „Abdankung", „Schauspielerin". In dem Roman „Die kleine Stadt" hat Heinrich Mann dann das ganze Gewimmel sozial bedingter Lebewesen auf engstem Raum wie in einem Ameisenhaufen zusammengedrängt und durch das episodische Auftreten einer Komödiantentruppe in Aktion gesetzt. Der Mensch als kleiner Komödiant des Universums stellt sich hier, wie auch sonst häufig in den Novellen, einem imaginären Publikum zur Schau. Diese Komödianten des Lebens als lediglich komische Figuren zu nehmen, sie mit Witz und Übermut in abenteuerliche Karikaturen zu verwandeln, reizte den Dichter in „Schlaraffenland" und „Professor Unrat". Dort ist es die Idee des Künstlerischen, die durch eitle Emporkömmlinge und Geschäftemacher verstofflicht und entwürdigt wird, hier die Idee einer freien, bildungsfähigen Jugend, die ein von Stufe zu Stufe sinkender Schultyrann durch die Schamlosigkeit seines Anblicks schon befleckt. Im Zusammenhang mit diesen beiden Romanen wären die gegen ein verbürgerlichtes Liebesleben gerichteten satirischen Novellen „Gretchen" und „Jungfrauen" zu nennen.

Einer neuen Gruppe von Romanen, noch nicht in der Gesamtausgabe enthalten, wandte sich Heinrich Mann mit den „Armen“ (1917) und dem „Untertan“ (1918) zu. Sie verfolgen zuvörderst politische Ziele. Der künstlerischen Form nach, die hier nicht mehr die gepflegt artistische ist wie bisher, schließen sie sich am ehesten den rein satirischen, karikaturistischen an; „Der Untertan“ zumal, der sich mit ausnehmender Schärfe gegen das Deutschland Wilhelm II. richtet, kann nur als Pamphlet großen Stils gewürdigt werden. Aus grimmigem Haß gegen jede Art von aufgeblasener Verlogenheit erwachsen quillt auch dies Werk über von grotesken Situationen und Charakteren.

Von den Dramen hatte den größten Erfolg „Madame Legros“, ein Revolutionsstück mehr der Gesinnung als den Vorgängen nach, vielumstritten wegen der subtilen, nicht leicht zu ergründenden Natur der Heldin. Im „Weg zur Macht“ stellt Mann den jungen Bonaparte in einem für seinen Aufstieg typischen Augenblicke dar, nämlich vor dem Aufstand des 13. Vendémiaire. In der alten Kontroverse, ob Held und Genie die Menschheit aufwärts führen oder nur ein höherer Durchschnitt der Masse, nimmt Mann leidenschaftlich Partei gegen das ausschließliche Verdienst der Persönlichkeit.

Die Form, in der Heinrich Mann sich mitteilt, bietet öfters Schwierigkeiten; überaus geistreich zugespitzt, gleichsam eingedampft, mit unausgesprochenen Gedanken und überfeinen Beziehungen belastet, peitscht sie den verstandesmäßigen Spürsinn mehr noch auf als die Phantasie und zwingt zu angespannter Mitarbeit.

Aus „Zwischen den Rassen“*

Das erste Kapitel

Die Schwarzen, die das Pferd am Zaum geführt hatten, mußten ihre Herrin auffangen: ihr ward schwach; — und dann lag sie in Farren versteckt; ein Palmenblatt ward bewegt über ihrem dunkeln Scheitel;

* Kurt Wolff, Verlag, München.

der große, hellhaarige Mann beugte sich zu seiner bleichen Gefährtin; und das Kind kam zur Welt. Die Bäume des Urwaldes standen starr und übermächtig daneben. Dorther, wo er sich lichtete, kam das Schlagen des Ozeans, und von drüben, aus der Finsternis, das wilde Geschrei der Papageien und der Brüllaffen.

Das Kind lernte sprechen von seiner schwarzen Amme und laufen auf dem Sand zwischen Wald und Meer. Vom Rande des Meeres holte es Muscheln, die es von großen Steinen löste; und am Waldsaum erntete es abgefallene Kokosnüsse: daraus zogen ihm die Diener mit glühenden Spießen die süße Milch. Große, zuckerige Früchte hingen überall bei seinen Händchen; im Garten ertrank es in Blumen; und als goldene Funken schossen Kolibris um seinen Kopf.

Dann ward Brüderchen Nene groß genug, daß sich mit ihm spielen ließ. Man suchte zwischen Mauerritzen nach den winzigen runden Eidechseneiern und den Natterneiern, rund und weich. Vom Schwanz des Gürteltieres brachten einem die Neger die kleinsten Ringe: damit schmückte Nene der Schwester und sich selbst alle Finger; und dann fuhr man in einem Zuber den Bach hinab, und die schwarzen Kurubus auf ihren Büschen sahen einem, über ihre feuerroten Krummschnäbel hinweg, hoheitsvoll nach.

Und man erlebte in der Hauptstadt den Tropenregen: in den Straßen fuhren Kanoes, und unablässig mußten die Schwarzen mit Schaufeln das Wasser aus den Zimmern stoßen; — und den Karneval! An der Jalousietür saß man auf einem Stühlchen, über dem Gewimmel der Masken, und die schöne Mama warf Wachsbälle hinab: die platzten und tränkten die bunten Trachten mit flüssigem Duft. Aber aus einer Muschel, die ein ganz roter Mann an den Mund setzte, fuhr ein so schrecklicher Ton, daß man ihn nicht ertragen konnte, sondern sich mit seinem Stuhl zurückwarf und auch Nene mit umriß.

Und auf der Großen Insel — das Haus der Großeltern schwamm im Duft der Orangenblüten — sog man inmitten eines Heeres erntender Neger an einem Stückchen Zuckerrohr. Und zitternden, schreienden Laufes kam man von einer Begegnung mit der Boa heim! Und schaute, mit allen schwarzen, gelben und weißen Kindern der Pflanzung, erregten Auges und jubelnd zu, wie der Großvater viele Papierröllchen anzündete und sie in weiten, leuchtenden und zischenden Bögen über das Meer schoß. Das Meer schob einem lange, laue Schlangen über die bloßen Füßchen; im Hemdchen, das ein Gürtel enger schloß, fing sich ein Stoß warmen Nachtwindes; und hob man den Blick, schwindelte es einem, so voll war er auf einmal von Sternen!

Es war herrlich: man war wie alle andern Kinder — und doch nicht ganz so. Vornehmer war man. Man hatte blondes Haar; nicht einmal

Nene hatte es; und die schwarze Anna war sehr stolz darauf und konnte nicht genug Locken daraus wickeln. Man hatte auch einen blonden Papa: wer hatte den noch? Und kam er zu Besuch auf die Insel der Großeltern, und ging man an seiner Hand umher: viel größer war er als alle Menschen und immer ernst, — und sah man alle ihn bewundern, dann durchrann einen selbst ein Schauer von stolzer und ehrfürchtiger Liebe.

Da aber — was bedeutete dies? — saß eines Nachmittags im Saal, wo Großmutter klöppelte, Mama, die schöne Mama und weinte: ja, weinte laut. Kaum aber hatte sie ihr kleines Mädchen erblickt, stürzte sie darauf los, riß es an sich, fiel vor ihm auf die Knie, rief und rang das Schluchzen nieder:

„Lola! Meine Lola! Sag: bist du nicht mein?"

Mit einem Finger vor den Lippen, erschrocken fragend sah das Kind nach der Großmutter: die saß da, grade und streng wie immer, und klöppelte.

„Bist du nicht mein?" flehte die Mutter.

„Ja, Mai."

„Man will dich mir wegnehmen. Sag, daß du nicht willst! Hörst du? Du willst doch nicht fort von mir, von uns allen?"

„Nein, Mai. O Gott! Wohin soll ich? Ich will dableiben: bei Pai, bei dir, bei Anna! Die Luiziana hat mir ein kleines Kanoe versprochen: morgen bringt sie es!"

Aber schon am Abend wartete auf die kleine Lola ein großes Kanoe. Die schöne Mai lag in einer Ohnmacht; Nene hing schreiend an Lolas Kleid; — aber ein Schwarzer machte sie los, trug sie, und die Ärmchen der Geängsteten würgten ihn, ans Wasser, setzte vorsichtig seinen nackten Fuß von einem der großen überfluteten Steine auf den nächsten... Das Meer brandete wütend; zerrissene Finsternis flatterte umher; und manchmal warf ein Stern ein böses Auge herein. Nun ward das Kind ins Bett gelegt; es hatte nicht geschrieen, es weinte unhörbar im Finstern; die Schwarzen ruderten schweigend; und das Kielwasser leuchtete fahl, als sei es die Spur eines Verbrechens.

Aus „Madame Legros"*

Zweiter Akt. Siebente Szene

Madame Legros. Die Königin. Chevalier. Madame Crozet. Baron. Später Legros. Die Verwandte.

Königin

(dunkler Seidenmantel mit Kapuze, tritt aus einem Boskett rasch auf)

---

* Kurt Wolff, Verlag, München.

Madame Crozet

(bleibt vor dem Boskett stehen)

Comtesse, Abbé, Baron

(machen tiefe Verbeugungen, verschwinden lautlos)

Königin

(mustert unzufrieden Madame Legros, sieht von ihr weg)

Sind Sie da, Chevalier?

Chevalier

(tritt vor, verbeugt sich leicht)

Madame, ich erwarte Ihre Befehle.

Königin

Die Person, in deren Interesse Sie mit mir gesprochen haben?

Chevalier

Hier steht sie, Madame.

Königin

(erhebt das Lorgnon)

Wirklich, ich hätte sie sehen sollen, sie steht gerade in der Sonne. Madame Crozet, hat man mir vielleicht zeigen wollen, daß diese Person jung ist? (Sie zieht ihre Kapuze tiefer herunter.)

Chevalier

(leise zu Madame Legros)

Schnell, treten Sie in den Schatten!

(Volk sammelt sich an)

Königin

Übrigens hat sie die eingedrückte Nase, die bei dem gemeinen Volk hier üblich ist. Natürlich, auch mit solcher Nase ist man einmal jung. (Zum Chevalier, leise) Sagen Sie mir zuerst die Hauptsache. Sie wissen den Namen?

Chevalier

(flüstert)

Baron

(erscheint hinter dem Boskett, gibt Madame Legros ein Zeichen)

Madame Legros

(lauscht, erschrickt, als der Chevalier den Namen nennt, und wirft ihn, um die Ecke des Bosketts, dem Baron zu)

Baron

(ab)

Königin

(ängstlich nach vorn)

Man vertreibe doch das Volk dort draußen. Was will dieses Volk von mir! Auch die Person, die Sie mir zuführen, Chevalier, wird nur wieder irgendeine Unverschämtheit planen ... Sie sind ganz sicher, daß sie mich nicht kennt?

Chevalier

Durchaus sicher. Es ist eine naive Frau, die Sie, Madame, sehr rühren wird durch ihre vom Leben noch unbelehrte Tugend. Es ist, als begegne man einem Geschöpf aus den ersten Zeiten. Man sieht, wie die Menschen ursprünglich tugendhaft waren.

Königin

Das glaube auch ich. Erst eine lange geschichtliche Korruption hat sie fähig gemacht, geistig auszuschweifen und unsere Rechte zu leugnen. (Zu Madame Legros) Ich bin eine Freundin der Tugend. Es heißt, daß auch Sie sie lieben. Daher bin ich gekommen.

Madame Legros

(steht mit gesenktem Kopf, schrickt auf)

Madame, ich bin sehr schuldig, ich habe verraten.

Königin

Verraten?

Chevalier

Sie zeiht sich aller Verbrechen, weil nach ihrer Meinung ein Unschuldiger leidet, woran sie und wir alle Schuld haben sollen. Es ist sehr merkwürdig.

Madame Legros

Ja, wir müssen uns mit allen Verbrechen beladen, bis nicht der Turm gesprengt ist und die Unschuld unter uns zurückkehrt ... Madame, in diesem Lande geschieht Furchtbares.

Königin

In diesem Lande? Warum sagen Sie es mir?

Madame Legros

In der Welt, so weit sie ist. Aber die Bastille steht doch hier. Hier ist es geschehen, daß ein Unschuldiger dreiundvierzig Jahre lang ungehört seine Klagen ausstößt. Solch ein dicker Turm steht hier, Madame!

Königin

(zum Chevalier)

Weiter ist es nichts? Nur wieder die gewohnten aufrührerischen Beschwerden über die sogenannte Willkür der Bastille. Läßt sich denn ohne Bastille regieren? Man verlange doch gleich das Ende der Welt!... Dies also ist das Vergnügen, das Sie mir versprachen, Chevalier?

Chevalier

Ich bin in Verzweiflung, Madame, daß Sie es so schlecht treffen. Die Person benimmt sich ungeschickt. Sie war sonst amüsanter. Möglich, daß ihr Talent schon nachläßt. Auch hat man sie hier verstimmt, denn der Frau Gräfin d'Orchat hat es gefallen, ein vielleicht zu lebhaftes Interesse für den Unschuldigen zu zeigen. Man begreift es, er hat die Mode für sich.

Königin

Man soll nicht sagen, daß ich die Mode nicht verstehe! (Zu Madame Legros) Sie heißen also Madame —

Chevalier

(flüstert der Königin ein)

Legros.

Königin

Legros, und bemühen sich im Interesse des Gefangenen —

Chevalier

(wie vorher)

Latude.

Königin

Latude. Er scheint ein gefährlicher Mensch zu sein, Sie tun da etwas Verbotenes. Aber Ihre Empfindsamkeit teile ich, wie alle andern sie teilen.

Madame Crozet, mein Schnupftuch! (Sie führt es an die Augen.) Es rührt mich sehr, daß es Personen gibt, denen es nicht gut geht, — obwohl, wenn sie ihre Pflicht getan hätten —

Madame Legros

Madame, solcher Tränen habe ich nun allzu viele gesehen. Nasse Augen, trocknes Herz.

Chevalier

(leise zu Madame Legros)

Was fällt Ihnen ein!

Madame Legros

Lassen Sie mich! Man hat mich eingeladen, um Leute, die sich langweilen, zum Weinen zu bringen. Ich habe es endlich satt, das große Leid unter so kleine Herzen zu tragen. Dieses da schien mir anders. Als diese Dame eintrat, fühlte ich, nun trete eine große Hoheit und Güte ein. Neue Hoffnung erwachte in mir. Ach, sie war trügerisch. Gehen Sie nur, Madame. Ihnen kann der Unschuldige nicht helfen, und Sie ihm nicht.

Chevalier

(leise)

Das ist erstaunlich! Sie hat die Gegenwart der Majestät gefühlt!

Königin

Was finden Sie daran erstaunlich? Das Gegenteil wäre es. Im übrigen spricht sie dreist — viel zu dreist.

Chevalier

So meinte ich es. Ich bin trostlos, Madame, Ihnen zu mißfallen. (Zieht sich zurück. Im Vorübergehen leise zu Madame Legros) Hüten Sie sich!

Madame Legros

(ausbrechend)

Ich habe mich genug gehütet! Man soll endlich die Wahrheit hören! Wie sehr habe ich den Menschen geschmeichelt, damit die Pflicht des Herzens ihnen zum Vergnügen werde. Ich habe Marktweibern Gefühle beigebracht wie Heiligen. In Häuser drang ich ein und würzte den Bürgersleuten ihre Verdauung mit schönen Empfindungen. Und Karossen bestieg ich, in denen bunte Damen mich mitnahmen, um seufzen zu können,

da sie schon ein Äffchen mithatten, um zu lachen! Wie ich mich geschämt habe, vor ihm, dem Unschuldigen, der aus seinem Kerker mir nachsah! Wie ich euch gehaßt habe: in euren Palästen die Konzerte, bei denen zuerst leichtfertige Sänger auftraten, und dann ich! Gehaßt — euer Girren und Tändeln, eure Liebenswürdigkeit ohne Liebe, euer untätiges Wohlwollen, eure Schönheit und euren Glanz, die nicht wissen, wie arm und nüchtern sie wären, wenn unter euch der Unschuldige, einmal nur der Unschuldige träte!

Königin

Ah, Sie geben es zu ... Sie gibt es zu, Chevalier, daß sie uns haßt! Das war es, was ich voraussah. Dieses Volk ist treulos und aufrührerisch, ich hasse es auch! Ich habe es gleich gehaßt!

Madame Legros

Aber ich habe euch verführt, habe euch dahin gebracht, das Gute zu wollen, es herbeizuseufzen. Die Ketten, die ihr geschmiedet habt, — ihr haltet euch nun die Ohren zu, wenn sie klirren. Ihr selbst drängt euch nun gegen den Turm, bis er birst ... Ja: ich habe mich hindurchgebohrt, hinaufgewühlt bis zu euch, bis zu den größten Herren, bis unter den Thron. Ich war in Versailles.

Königin

Sie waren in Versailles?

Madame Legros

Ich hatte alle Schranken eurer Gesellschaft überwunden, alle Mauern eurer Herzen. Wie nun die Königin vorüberfuhr —

Königin

Sie haben sie gesehen?

Madame Legros

Ich habe nichts von ihr empfangen als den Schmutz ihrer Räder, die sie von einem nichtigen Vergnügen zum andern trugen. Aber wie sie nun vorüberfuhr — ich hatte so viel auf mich genommen, so sehr mich abgemattet: — ah! ich würde sie herausgerissen und zu ihr gesprochen haben wie dreiundvierzig Jahre schuldlosen Leidens sprechen. (Tritt drohend vor.)

Königin

(schreit)

Chevalier! (Ihr Mantel gleitet herab, sie steht in einem sehr bunten Kostüm da.)

Chevalier

(springt herzu, packt Madame Legros an)

Madame Legros

(sinkt zusammen)

Aber man riß mich zurück, ich fiel hin, eine Ohnmacht kam mich an.

Königin

Sie waren ohnmächtig, — und die Königin lachte wohl? (Sie lacht.) Chevalier, geben Sie sie frei. Sie soll weitersprechen. Diese Kleine interessiert mich, sie hat mir Herzklopfen gemacht. (Prüft Madame Legros durch das Lorgnon) Sie soll mir sagen, wie sie zu alledem kam. Was geht dieser Unschuldige sie an? Woher der unverschämte Eifer für eine Staatsangelegenheit, die die Untertanen nicht zu kümmern hat?

Legros die Verwandte

(erscheinen im Volk, draußen am Gitter)

Madame Legros

(wankend, berührt ihre Stirn)

Was war's? Ein Brief fiel vom Turm. Ich habe sehr geliebt, Madame. Der ihn schrieb, ist so schön. Auch Sie würden ihn lieben. Alle, alle Menschen sind doch der Liebe fähig. Ich habe mich nicht in ihnen geirrt. (Aufgerichtet) Alle zusammen haben ein Herz, ein großes, heißes Herz. Meins ist nur ein Teil davon, — und doch hat nun die Liebe zu dem Unschuldigen es so mächtig gemacht. (Machtvoll) Liebt ihn, ihr Menschen, ihr werdet unbesiegbar sein!

Königin

(tänzelt vor Madame Legros umher)

Jetzt langweilt sie mich. (Zum Chevalier) Kann sie sonst nichts? Ich denke mir übrigens das meine über ihre Beziehungen zu dem Herrn Unschuldigen. (Sie lacht und flüstert mit dem Chevalier.)

Legros

Ich mache ein Ende!

Verwandte

Das sind hohe Herrschaften.

Legros

Und ich bin ihr Mann! Soll es mich denn nicht erbarmen, wie diese Leute sie zurichten? Kein gutes Wort mehr im Hause, und die Nächte verbringt sie auf einem Stuhl.

Verwandte

Die Dirne aller Herren vom Adel, die sie haben wollen! Der Spott und Abscheu des ganzen Stadtviertels! Und mit dem ekelhaften Unschuldigen, der in seinem Kot liegt, hat sie eine unnatürliche Liebe. Alle wissen es, auch Colas, der Soldat in der Bastille ist, und den ich heiraten werde, wenn Sie die Person zurückholen.

Legros

Es ist zuviel! Ich schaffe Ordnung! (Will durch das Tor.)

Der Türhüter

Niemand tritt ein!

Legros

Mach' keine Geschichten! Die da ist meine Frau.

(Er wirft den Türhüter beiseite.)

(Volk sammelt sich an.)

Königin

Was gibt es? Das Volk!

Chevalier

(zu Legros)

Was suchen Sie hier?

Legros

Etwas, das Ihnen nicht gehört! Ich will meine Frau haben! Es ist mein Recht! (Packt Madame Legros an) Hure! Schier' dich nach Haus!

Chevalier

(befreit Madame Legros)

Ich bitte mir Achtung aus vor den anwesenden Damen! (Zur Königin) Fürchten Sie nichts, Madame. Es ist nur ihr Mann. Sie begreifen, daß die Ehe ein wenig gestört ist.

Königin

Das ist amüsant. Was wird er tun?

Legros

(entblößt den Kopf)

Mit Verlaub. Ich war immer ein höflicher Mann, man soll nicht sagen, ich verkenne meine Pflicht gegen die Damen. Diese hier aber ist meine Frau, und sie benimmt sich, ich darf nicht sagen, wie. (Zu Madame Legros) Schämst du dich nicht, Madame Legros? Die Leute reden von dir, und auf mich zeigen sie mit Fingern. Du vernachlässigst das Geschäft und das Haus. Hast du dich über deinen Mann zu beklagen? Warum läufst du mir also davon!

Chevalier

(zeigt auf die Verwandte)

Sie, Herr Legros, haben sich getröstet. Meinen Glückwunsch, Sie haben Geschmack.

Verwandte

(ist eingetreten)

Mir kann niemand etwas Schlechtes nachsagen.

Königin

Eine hübsche Familie! So dachte ich mir das Volk.

Legros

Wenn auch ich gefehlt habe, so geht das nur uns an, mich und Madame Legros: aber nicht die Herrschaften, denn sie haben meine Frau verrückt gemacht, um ihren Spaß an ihr zu haben. Es gibt Leute, die sagen, daß man einmal abrechnen wird! Ein Bürger von Paris läßt sich nicht auslachen von einer lächerlichen, aufgezäumten Alten, wie die da!

Chevalier

(zieht den Degen)

Hinaus mit dir!

Legros

Und noch weniger von dem frechen Schlingel, den sie sich aushält! (Schlägt ihm den Degen aus der Hand.)

(Das Volk hinter dem Tor lärmt, will den Türhüter fortdrängen)

Madame Crozet

Flüchten Sie, Madame!

Königin

(tritt vor)

Tölpel, auf die Knie! Siehst du nicht, wer ich bin!

Legros

(erschrickt, fällt nieder)

Ich bin verloren!

Stimmen im Volk

Es ist die Königin! Nieder mit ihr!

Soldaten

(vertreiben das Volk)

Königin

Steh' auf, ich will kein Aufsehen!

Legros

Madame, wenn Eure Majestät die Bedrängnis eines armen Mannes kennten ... Meine Frau macht mir Kummer, und man kann kaum leben. Die Abgaben verteuern die Waren so sehr, daß niemand sie kauft. Die Zeiten sind schwer.

Königin

Nur das Volk von Paris ist gierig und aufrührerisch. Warum lebt ihr nicht auf dem Lande? Alle Schäfer sind sorglos und zufrieden.

Chevalier

Ihre Majestät entläßt euch.

Legros. Verwandte

(beugen die Knie. Ab)

Chevalier

Wenn Eure Majestät die Gelegenheit benützten und unter dem Schutz der Soldaten den Platz verließen?

Königin

Noch nicht. Erst jetzt wird eure Heldin interessant. Die Heldin, von der ihr alle mir in den Ohren liegt: jetzt stellen sich höchst pikante Sitten bei ihr heraus.

Chevalier

Suchen wir wenigstens das Boskett auf.

Madame Crozet

(zieht sich zurück)

Königin

Ja, hier ist es heimlicher, hier soll die Heldin mir über ihren Unschuldigen einiges verraten, das ich ahne. (Flüstert, kichert.)

Chevalier

Madame Legros.

Madame Legros.

(abgewandt und starr, schrickt auf)

Chevalier

Sie waren abwesend? Haben Sie bemerkt, was vorging? Es war Lärm genug.

Madame Legros

Ich bin betroffen über die hohe Ehre, mich in Gegenwart der Königin von Frankreich zu befinden. (Verneigt sich) Madame, ein großes Unrecht ist geschehen, und Ihr ganzes Land seufzt darunter. Sie können alle Ihre Untertanen glücklich machen —

Königin

Ich möchte vor allem mich selbst amüsieren. Verdenken Sie mir das?

Chevalier

(nicht ohne Ironie)

Ihre Untertanen lieben Sie dafür.

Madame Legros

Madame, ein Unschuldiger —

Königin

Das meine ich eben. Treten Sie ruhig näher, Kleine. Sagen Sie mir ganz aufrichtig, was es mit ihm ist. In diesem Fall wäre ich geneigt, Ihnen zu helfen. Sie wissen, daß ich es kann ... Nun? Ihrer Königin dürfen Sie vertrauen. Bitte, bitte.

Chevalier

Können Sie die Königin bitten hören, Madame Legros?

Madame Legros

Ich weiß nicht, was die Königin will. Ein Brief fiel vom Turm —

Königin

Und gab Ihnen ein Stelldichein.

Madame Legros

(zurückfahrend)

Sie können glauben? Das sagen die Unwürdigsten.

Königin

Ich bin darauf gekommen, ohne daß jemand es mir gesagt hat!

Madame Legros

Das sagen die Neidischen, die schmutzigen Seelen! Die Gosse sagt es!

Königin

Gestehen Sie! Wie sind Sie in die Bastille gelangt? Sie mußten einem Wächter Ihre Gunst schenken, nicht wahr? Oder waren es mehrere? ... Viele?

Madame Legros

(beugt sich, stöhnt)

Königin

(reicht ihre Hand rückwärts dem Chevalier)

Sehen Sie? Es ist, wie ich annahm.

Chevalier

Um so schlimmer für den guten Mann, der sich vorhin herausnahm, mich zu entwaffnen.

Königin

Und wie war es bei dem Gefangenen? Sehr grausig? Man hört von seltsamen Vergnügungen. Die Comtesse d'Argilles hat eine Nacht im Grabgewölbe ihres Hauses verbracht, man sagt, mit einer Leiche.

Chevalier

(aufgerichtet)

Wir kennen alles bis zum Überdruß, nur den Tod nicht. Er allein hat noch Reize.

Madame Legros

Ich habe ihn geliebt! Versprechen Sie mir seine Freiheit, und ich sage alles:

Königin

Ich verspreche.

Madame Legros

Ich habe das Wort der Königin.

Chevalier

(über die Königin geneigt)

Sie sind zu beneiden.

Königin

Nun? War es wie ein Grab? War er brutal?

Madame Legros

Er nahm mich wie eine Sterbende. Ich fühlte, daß er mager war wie der Tod. Ich roch Verwesung, da wir uns küßten, und das war süßer als aller Blumenduft hier oben. Die Blumen lügen, hier oben ist nur Qual und Gemeinheit. Ich will wieder hinab zu ihm. Tot sein! Tot sein! (Sie taumelt, drückt den Kopf in die Arme und schluchzt.)

Königin

(streckt sich, vergeht)

Chevalier

(küßt sie auf den Mund)

(Pause)

Königin

(seufzt, steht auf)

Chevalier

(zu Madame Legros)

Das nenne ich den Profoß rufen.

Madame Legros

(richtet sich auf, sieht die Königin an)

Königin

(schlägt die Augen nieder)

Chevalier

Eure Majestät befiehlt, daß Ihr Wagen vorfahre?

Königin

Ich gehe schon. (Konventionell) Sie haben recht getan, Chevalier, mir diese Person vorzustellen, sie verdient Interesse. (Zu Madame Legros) Sie haben mir gefallen, Sie dürfen sich eine Gnade ausbitten.

Madame Legros

Eure Majestät haben versprochen, den Unschuldigen aus der Bastille zu entlassen.

Königin

Ach ja, ich vergaß ... Aber Sie selbst, was wünschen Sie sich?

Madame Legros

(sieht sich um, hebt die Schultern)

Hier?

Chevalier

Die Königin will sagen, bei Hofe. Eine Pension, ein Amt für Ihren Gatten.

Königin

Ich warte.

Madame Legros

Ich habe keinen Wunsch mehr.

Chevalier

Das ist nicht möglich!

Königin

Sie sind ungezogen!

Chevalier

Sie ist noch nicht wieder bei sich. Ich will nicht glauben, daß sie weiß, was sie spricht!

Königin

Dann wäre es Tugend? Das ist sehr rührend. Madame Crozet!

Chevalier

Es wäre zuviel. Es wäre peinlich, daran zu glauben.

Madame Crozet

(reicht der Königin das Schnupftuch)

Königin

Man soll nicht sagen, die Königin von Frankreich verstehe die Tugend nicht zu belohnen. Wir befehlen, jenem Gefangenen ist der Rest seiner Strafe zu erlassen. Er soll zusammen mit der Person, die sich für ihn so sehr interessiert hat, unserer Akademie vorgeführt werden. Die Akademie soll dieser Person den Tugendpreis erteilen, so befehlen wir. (Sie geht. — Wendet sich nochmals um. Hastig) Aber man soll nicht sagen, wofür! Chevalier, ich verbiete dem Redner der Akademie zu sagen, wofür! (Ab)

Chevalier. Madame Crozet

(ab)

Rainer Maria Rilke

geb. 1875 in Prag. War anfangs zum Offizier bestimmt, studierte aber und zwar in Prag, München und Berlin. Bereiste dann Rußland. Nahm Aufenthalt in Worpswede, wo er zu der dortigen Malerschule in Beziehung trat. Es folgten weitere Reisen nach Italien und Frankreich. In Paris nahm ihn der Bildhauer Rodin zum Sekretär. Während des Krieges war er vorübergehend eingezogen und in einem Wiener Militärbüro beschäftigt. Lebte dann wieder in München, gegenwärtig in der Schweiz.

Hauptwerke: „Traumgekrönt", Gedichte, 1897; „Zwei Prager Geschichten", Novellen, 1899; „Mir zur Feier", Gedichte, 1899; „Das Buch der Bilder", Gedichte, 1902; „Das Stundenbuch", Gedichte, 1906; „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke", Novelle, 1906; „Neue Gedichte", 1907; „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge", Roman, 1910; „Das Marienleben", 1913; „Der neuen Gedichte anderer Teil", 1919.

In Rilkes Lyrik — und er ist vorzugsweise Lyriker trotz einiger ausgezeichneter Prosawerke — lassen sich mehrere Entwicklungsstufen deutlich unterscheiden. Die erste lebt noch ganz von Jugend und Heimaterinnerungen, ist subjektiv gefärbt, naiver, unmittelbarer im Gefühlsausdruck und Sehnen eines künstlerisch Tastenden. Dann ersteht vor ihm die Welt der Vergangenheit und vagen Gegenwart wie ein Wandteppich voll mystischer Erscheinungen, die immer bestimmtere Umrisse annehmen. Er lernt das Schauen, gewinnt die Kraft, im Schauen sich zu erlösen. Seine Demut vor Gott, seine fromme Andacht vor den von Gott geschaffenen Dingen, seien es auch die unscheinbarsten und fernliegendsten, vertieft sich. Wunder des Mittelalters tun sich ihm auf; fahrende Ritter, anbetende Mönche, spielende und träumende junge Mädchen werden ihm zum Symbol für irdische Lebenskreise und Wanderschaften. Das Grauen vor menschlichen Leiden und Lastern

formt sich zu typischen Gestalten. Sein Vers hat im „Buch der Bilder" eine sehr edle Haltung und hohe Klangschönheit gewonnen.

Aus Rußland bringt Rilke dann das „Stundenbuch" mit, das, von russischer Ekstase und Zerknirschung überquellend, aus der Seele eines Mönches heraus Gott zu fassen und in sich zu bezwingen sucht. Es zerfällt in die Bücher „vom mönchischen Leben" „von der Pilgerschaft", „von der Armut und vom Tode" und steht als Bekenntnis zu inbrünstig erlebter gläubiger Mystik unter unredlichen oder dilettantischen Machwerken dieser Art auf einsamer Höhe. Die Pariser Eindrücke finden ihren Niederschlag in den „Neuen Gedichten". Das Gewimmel des Irdischen umdrängt den Dichter; er faßt, was ihm unter die Hände gerät, und nichts faßt er, das er nicht augenblicklich in seinem geheimen Verhältnis zum All zu ahnen und zu erfühlen vermöchte. Großes wie Kleines, Menschen, Tiere, Häuser und andere stumme Gegenstände, stehen dem Herzen des Dichters gleicherweise nahe, erhalten von ihm Sinn und Stimme.

Mit seinen letzten Gedichtbänden hat Rilke die Brücke von impressionistischer zu expressionistischer Lyrik überschritten. Geistig war er immer schon eine Art Vorläufer der Jüngsten; sein mystisches Pathos hat unter ihnen geradezu Schule gemacht. Nun verlor sich aber auch die ästhetische Rundung und das zarte Ebenmaß seiner Form. Der stille, glatte Spiegel seiner Stimmungen ward aufgewühlt, begann zu vibrieren, bildete Strudel und Wogenkämme, zog charakteristischen Ausdruck dem schönen vor. Die Grammatik wurde persönlicher und gewagter, der Reim erhielt ungewohnte Stellungen, der Rhythmus ward überraschend zerrissen. Doch sprach der Dichter nicht sich selber aus, sondern ließ die Dinge reden, rufen und ihr innerstes Wesen verkünden.

Die kindliche Seele, deren Ergründung den Lyriker immer wieder anzieht, verfolgt in epischer Handlung der in adelige Müdigkeit und Schwermut getauchte Roman von „Malte Laurids Brigge", der viel zu wenig bekannt, eines der kostbarsten deutschen Prosawerke unsrer Zeit ist. Fast populär dagegen

wurde — besonders als Paradestück von Rezitatoren — die kleine Erzählung des jungen Reiters Christoph Rilke, eines Ahnen des Dichters. — Einige dramatische Versuche Rilkes vermochten nicht zu interessieren; dagegen erwiesen Übersetzungen aus dem Französischen seine hohe, souveräne Beherrschung der Sprache.

Aus dem „Buch der Bilder"*

Ritter

Reitet der Ritter in schwarzem Stahl
hinaus in die rauschende Welt.
Und draußen ist alles: Der Tag und das Tal
und der Freund und der Feind und das Mahl im Saal
und der Mai und die Maid und der Wald und der Gral
und Gott ist selber vieltausendmal
an alle Straßen gestellt.

Doch in dem Panzer des Ritters drinnen,
hinter dem finstersten Ringen,
hockt der Tod und muß sinnen und sinnen:
Wann wird die Klinge springen
über die Eisenhecke,
die fremde befreiende Klinge,
die mich aus meinem Verstecke
holt, drin ich so viele
gebückte Tage verbringe, —
daß ich mich endlich strecke
und spiele
und singe.

Mädchenmelancholie

Mir fällt ein junger Ritter ein
fast wie ein alter Spruch.

Der kam. So kommt manchmal im Hain
der große Sturm und hüllt dich ein.

---

* Insel-Verlag, Leipzig.

Der ging. So läßt das Benedein
der großen Glocke dich allein
oft mitten im Gebet ...
Dann willst du in die Stille schrein
und weinst doch nur ganz leis hinein
tief in dein kühles Tuch.

Mir fällt ein junger Ritter ein,
der weit in Waffen geht.

Sein Lächeln war so weich und fein:
wie Glanz auf altem Elfenbein,
wie Heimweh, wie nach Weihnachtsschnein
im dunklen Dorf, wie Türkisstein,
um den sich lauter Perlen reihn,
wie Mondenschein
auf einem lieben Buch.

Aus einer Kindheit

Das Dunkeln war wie Reichtum in dem Raume,
darin der Knabe, sehr verheimlicht, saß.
Und als die Mutter eintrat wie im Traume,
erzitterte im stillen Schrank ein Glas.
Sie fühlte, wie das Zimmer sie verriet,
und küßte ihren Knaben: bist du hier? ...
Dann schauten beide bang nach dem Klavier,
denn manchen Abend hatte sie ein Lied,
darin das Kind sich seltsam tief verfing.

Er saß sehr still. Sein großes Schauen hing
an ihrer Hand, die ganz gebeugt vom Ringe,
als ob sie schwer in Schneewehn ginge,
über die weißen Tasten ging.

Der Letzte

Ich habe kein Vaterhaus,
und habe auch keines verloren;
meine Mutter hat mich in die Welt hinaus
geboren.

Da steh ich nun in der Welt und geh
in die Welt immer tiefer hinein,
und habe mein Glück und habe mein Weh
und habe jedes allein.
Und bin doch manch eines Erbe.
Mit drei Zweigen hat mein Geschlecht geblüht
auf sieben Schlössern im Wald,
und wurde seines Wappens müd
und war schon viel zu alt; —
und was sie mir ließen und was ich erwerbe
zum alten Besitze, ist heimatlos.
In meinen Händen, in meinem Schoß
muß ich es halten, bis ich sterbe.
Denn was ich fortstelle,
hinein in die Welt,
fällt,
ist wie auf eine Welle
gestellt.

Die Worte des Engels

Du bist nicht näher an Gott als wir;
wir sind ihm alle weit.
Aber wunderbar sind dir
die Hände benedeit.
So reifen sie bei keiner Frau
so schimmernd aus dem Saum:
ich bin der Tag, ich bin der Tau,
du aber bist der Baum.

Ich bin jetzt matt, mein Weg war weit,
vergib mir, ich vergaß,
was er, der groß in Goldgeschmeid
wie in der Sonne saß,
dir künden ließ, du Sinnende
(verwirrt hat mich der Raum).
Sieh: Ich bin das Beginnende,
du aber bist der Baum.

Ich spannte meine Schwingen aus
und wurde seltsam weit;
jetzt überfließt dein kleines Haus
von meinem großen Kleid.
Und dennoch bist du so allein
wie nie und schaust mich kaum;
das macht: Ich bin ein Hauch im Hain,
du aber bist der Baum.

Die Engel alle bangen so,
lassen einander los:
noch nie war das Verlangen so,
so ungewiß und groß.
Vielleicht, daß etwas bald geschieht,
das du im Traum begreifst.
Gegrüßt sei, meine Seele sieht:
Du bist bereit und reifst.
Du bist ein großes, hohes Tor,
und aufgehn wirst du bald.

Du, meines Liedes liebstes Ohr,
jetzt fühle ich: Mein Wort verlor
sich in dir wie im Wald.

So kam ich und vollendete
dir tausendeinen Traum.
Gott sah mich an: er blendete ...
Du aber bist der Baum.

Franz Werfel

geb. 1890 in Prag, lebt in Breitenstein am Semmering.

Hauptwerke: „Der Weltfreund", Gedichte, 1911; „Wir sind", Gedichte, 1913; „Einander", Oden — Lieder — Gestalten, 1915; „Troerinnen", Drama nach Euripides, 1915; „Der Gerichtstag", Gedichte, 1919; „Spiegelmensch", Drama, 1921; „Bocksgesang", Drama, 1922.

Von vielen der Jüngsten wie ein geistiger Führer und Gefühls-Exponent ihrer leidenschaftlichen Kämpfe um Brüderlichkeit verehrt, scheint Franz Werfel doch einen Weg zu nehmen, der gemeinsame Ziele nicht mehr anerkennt, sondern Aufstieg in höchstpersönliche, dichterische und mythische Regionen sucht. Die Disharmonie des Lebens, in seinem ersten Gedichtband noch dunkel und chaotisch empfunden, wird im zweiten schon denkerisch durchleuchtet. Dann bekennt sich Werfel in „Einander" zur Forderung aufopfernder Hingabe an den Nächsten, ja an jedes lebendige Geschöpf, durch die allein das naturnotwendige Leid geadelt, der Sinn des Daseins gedeutet und erschöpft werden kann. „Der Gerichtstag", in den letzten Jahren des Krieges entstanden, hat den Krieg, dessen bitterster und konsequentester Verneiner Werfel war, innerlich schon überwunden und baut sich in Balladen, Gesängen, Sprüchen und Visionen wie ein monumentaler Dom glühender Andacht zum Weltall auf. Werfels neues Werk „Spiegelmensch", eine zu öffentlicher Aufführung bestimmte „magische Trilogie", wurzelt in der Tradition der großen Tragiker und Komödiendichter aller Zeiten, ohne den zeitgebundenen Stil der expressionistischen Epoche verleugnen zu können.

Aus „Der Gerichtstag"*

Kleine Ballade an die Schwester

Liebe Schwester, liefen wir durch große Wiesen?
Ist es wahr, daß wir den Löwenzahn
Selbstversonnen in die Sonne bliesen?
Lachten wir uns unter Reisig an?
Knirscht im Park noch immerdar der Kies?
War einmal ein Leierkastenmann, der Pan Radecky hieß?
Wuchsen einst vor unsern ganz zerschlafenen Blicken
Leise Gletscherberge auf wie weiße, weite Blechmusiken?

Saßen wir an sonnenhellen Tischen
Mit dem Lachen großer Gliederfraun?
Kruzifixe schreckten uns in Lampennischen,
Tief aus unserm Traum trat der Fluß Traun.
Standen wir, zwei Seelchen, an den Seen?
Sahen Liebe ahnend wir den Rauch der kleinen Dampfer wehn?
Lebten wir ins Klingeln einer Heimfahrt urverloren?
Aßen wir am Abend unter Hirschgeweih bei den Drei Mohren?

Ach, warum, wenn Bäume mich mit Schmerzenslaub berühren,
Eine Fichte mich durchraucht mit lang verwirktem Dunst,
Müssen böse Hände meine Kehle schnüren,
Geister häufen falschen Schrei und Worte zwischen uns?
Und ich weiß nicht, wer ich war und wer ich bin!
Meine Seele spannt sich wie Geschwür und fiebert hin.
Und die Schläfe, wie jetzt meine Hände drüberstrichen,
Ach sie brannte, Schwester, so von unsern toten Sommerbienenstichen.

An eine Lerche

Heil Dir, zarter Liedgeist,
Vogel warst du nie!
Shelley

Du heiliges Zittern unter dem toten Oben!
Du geistiges Schwirren über dem tödlichen Unten!
Du immer fruchtbare, fruchtbare Seele!

---

* Kurt Wolff, Verlag, München.

O Hoffnung, nicht unser,
Inmitten dieses tränenlosen Abgrunds!
Wir heben die harten Füße
Zu Trommel und Sträflingsmarsch.
Trompete, Peitsche im offenen Fleisch,
Ätzt uns und reißt uns voran.

Doch dich fühlen wir
Überm Galeerennacken,
Dich Wärme klein,
Dich Gottesflämmlein Lieds.
O du Leben, einfältiger Punkt,
Du bist nicht unser!
Denn wir lügen,
Wir brüllen und stieren,
Stößt uns der Wächter zur Suppe.
Viel fürchten wir
Unsern Herrscher, den Hieb. —
Und so nicht sind wir, was wir sind.
Du aber, Lerche,
Du unversehrte zarte Wahrheit,
Du tust dein Leben,
Du schwebst deinen Sang, und
Du bist, was du bist.

Das letzte Wort

Jetzt treiben wir noch Worte,
Einst haben wir nur Wort.
Noch schießt aus eitlem Orte
Schallkraut, das wuchernd dorrt.

Viele Worte sind uns gegeben.
Es schielt unser Leben
Mit Worten, die wir befehden.
Doch wenn uns Gott nicht verstößt,
werden wir einst aus Ratschen, Reimen und Reden
Zum Wort erlöst.

Das Wort, das Wort wird unser Mund tragen,
Das die Sterbenden verschweigen.
— Sie können die Schatten der Menschen noch sehn,
— Die sich im Zimmer zeigen,
— Doch das Wort, das Wort nicht mehr sagen
— Das Wort, mit dem sie hingehn.
Wir aber werden es wagen.

Der Fluch

Es ist ein Fluch über uns.
In uns heißt er: Böser Wille.
Nur Absicht ist in deinen Augen,
Darum wird Einsicht ihnen nicht zuteil.
Du sichst, nur was du willst, zu sehn,
Du siehst, dich zu vermehren, in die Welt.
Das heißt Leben.

Böser Wille ist in deinen Händen,
Zweck zwackt deine Finger.
Was seufzt du! — Wüste!?
Die Welt ist leer, weil sie von dir so voll ist!
So lebst du ohne Gnade.
Doch willst du wissen,
Geheimnis der Größe, Geheimnis der Genien?
Lebe aus Gottes Hand!

Georg Heym

geb. 1887 zu Hirschberg in Schlesien als Sohn eines Gerichts-Präsidenten, lebte zuletzt in Berlin, starb infolge eines Unglücksfalles daselbst 1912.

„Der ewige Tag", Gedichte, 1910; „Der Dieb", Novellen, 1911; „Umbra vitae" Gedichte, 1912.

Mit Georg Heym, der kurz nachdem er als Dichter hervorgetreten war, einem Unglücksfall erlag, ist der deutschen Literatur eine der schönsten Hoffnungen verloren gegangen. Er war ein „Frühvollendeter" insofern, als die beiden Gedichtbände, die er hinterließ, zwar noch einen gewaltigen Aufstieg von ihm erwarten ließen, aber doch schon in ihrer Art nichts zu wünschen übrigließen. Man wird ihm nicht gerecht, bewundert man in ihm nur den Dichter des Gräßlichen. Zwar hat kein Lyriker außer ihm Stimmungen des Grauens so atemraubend zu gestalten gewußt; aber auch das Großartige und machtvoll Erschütternde von Bildern aus einer öden Landschaft oder einer Riesenstadt hat er mit erstaunlicher Kraft bewältigt. Ein ins Visionäre gesteigerter Tief- und Weitblick, unterstützt von schärfster Beobachtung alltäglicher Vorgänge eint sich bei ihm mit einer Sprachkunst von strotzender Fülle und süßer Reife. Die tönende Plastik seiner originalen Bilder bezwingt gleichzeitig Auge und Ohr. Das Grauen des Krieges, der Krankheit, des einsamen Todes, der Verwesung, die düsteren Schauer, die von alten Legenden, wie etwa der vom Fliegenden Holländer ausgehen, bringt er auf die scheinbar einzig mögliche Formel, wobei unter den sich überstürzenden Sinnes- und Gefühlseindrücken selbst ein grandioser Humor noch seine Stätte findet.

Klabund

(Pseudonym für Alfred Henschke)

geb. 1891 in Crossen, lebt meist in Passau.

Hauptwerke: „Morgenrot, Klabund! Die Tage dämmern!“, Gedichte, 1913; „Klabunds Karussell“, Gedichte, 1914; „Moreau“, Roman eines Soldaten“, 1916; „Mohammed“, der Roman eines Propheten, 1918; „Bracke“, ein Eulenspiegelroman, 1919; „Dreiklang“, Gedichte, 1920.

Bei der großen Beweglichkeit und Schmiegsamkeit von Klabunds Begabung, die äußeren Einflüssen, der momentanen Zeitstimmung und allerhand kleinen Sondererlebnissen gern nachgebend, keinerlei künstlerische Grundsätze verficht, ist er ebenso schwer zu charakterisieren wie irgendwo einzuordnen. Überall finden sich bei ihm interessante Ansätze und Experimente; seine Erzählungen wirken mehr wie Entwürfe zu einem „Wurf“, seine Gedichte erschienen in lauter schmalen Bändchen. In „Moreau“ stürmt die Handlung mit knappen, wuchtigen Sätzen vorwärts, in „Bracke“ erzählt er volkstümlich die Streiche einer altmärkischen Legendengestalt. Als Lyriker beherrscht er gleichermaßen den Ton der Schwermut, der spielerischen Ironie, eines verzweifelten Zynismus wie sanfter Schwärmerei. Immer fällt in seiner Produktion eine gewisse nervöse Hast auf, ein spöttischer Leidenszug, der von besonderem künstlerischen Reiz sein kann, jeder Entwicklung und Vollendung aber hinderlich ist. So bleibt sein Drang nach Monumentalem ans Fragment gebunden und die Dissonanz gebrochener Gefühle sein eigentliches und eindrucksvollstes Thema.

— — —

Aus „Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern!“ *

Ein Brunnen

Rühre nicht an diesen Brunnen,
Der im Dunkel plätschernd stammelt,
Alle Sonnen, alle Wonnen
Hat er stumm in sich gesammelt.

Keinem wollte es gelingen,
Seine goldne Flut zu heben.
Denen nur, die selbst sich bringen,
Wird er hoch entgegenbeben.

Man soll in keiner Stadt

Man soll in keiner Stadt länger bleiben als ein halbes Jahr.
Wenn man weiß, wie sie wurde und war,
Wenn man die Männer hat weinen sehen
Und die Frauen lachen,
Soll man von dannen gehen,
Neue Städte zu bewachen.

Läßt man Freunde und Geliebte zurück,
Wandert die Stadt mit einem als ein ewiges Glück.
Meine Lippen singen zuweilen
Lieder, die ich in ihr gelernt,
Meine Sohlen eilen
Unter einem Himmel, der auch sie besternt.

Der Wind schritt wild

Der Wind schritt wild von des Flusses Ramft
Empor und hat die Getreidefelder wie ein Riese niedergestampft.
Dann strich der Regen nieder, Regenbäche sprangen wie silberne Hunde
Vor mir im schwarzen Erdreich auf — ich sah auf ihrem Grunde
Den Himmel: wolkig, zerfetzt, leuchtend zerrissen — und ein Augenpaar,
Das wie der Himmel: wolkig, zerfetzt, leuchtend zerrissen war.

---

* Erich Reiß, Verlag, Berlin.

Salvatorkeller

Das ist der Sommer, der die Busen bauscht,
Der Mummelgreise in Apollos tauscht.
Im Dunkeln zittern Frauensilhouetten,
Umschwankt von unsichtbaren Rosenketten.

Doch ach! Schon bei den ersten Gaslaternen
Spürt die Verwesung man, erstrebt den fernen
Salvatorkeller, um beim Glase Märzen
Den Sommerkummer milde auszusterzen.

Fieber

Öfter kommen Chausseearbeiter
Und hacken Steine klein,
Und stellen eine Leiter
An und klopfen Steine in meinem Schädel ein.

Der wird wie eine Straße so hart,
Über die eine Trambahn, eine Mistfuhre, ein Leichenwagen knarrt.

Carl Sternheim

geb. 1881 in Leipzig als Sohn eines Bankiers. Wuchs in Berlin auf. Siedelte 1909 nach München über, wo er mit Franz Blei zusammen den „Hyperion" herausgab. Lebte dann bis Ausbruch des Krieges in Brüssel; jetzt in der Schweiz.

Hauptwerke: „Die Hose", Komödie, 1911; „Die Kassette", Komödie, 1912; „Bürger Schippel", Komödie, 1912; „Der Snob", Komödie, 1913; „1913", Komödie, 1913; „Tabula rasa", Schauspiel, 1916; „Die Marquise von Arcis", Schauspiel, 1919; „Chronik von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn", Gesammelte Novellen, 1919; „Europa", Roman, 1920; „Fairfax", Novelle, 1921; „Libussa," Novelle, 1922

Eine Reihe von Komödien, die mit schneidend scharfer, bewußt zum Zerrbild gesteigerter Charakteristik das geldgierige und streberische Bürgertum der letzten politischen Entwicklungsphase in kritischen, blamablen Situationen zeichnen, hoben Carl Sternheim rasch zum Range des hervorragendsten deutschen Lustspieldichters dieser Zeit. Seine Polemik ist bissig und aufreizend, zugleich aber von feinstem künstlerischen Schliff. Ein leidenschaftliches, von Geist und durchdringendem Verstand gezügeltes Temperament setzt sich ein für eine neue sittliche und wirtschaftliche Ordnung.

In die Sphäre des bürgerlich-kapitalistischen „Heldenlebens" führen auch Sternheims Novellen, unter denen besonders „Busekow", „Napoleon" und „Ulrike" von fast meisterlicher Geschlossenheit sind. Sternheims schon in seinen Komödien ziemlich weit aufgelöste Sprachform nimmt in den Novellen und im Roman „Europa" eine kaum mehr erträgliche Manier an, die mit keck durcheinander gewürfelten Perioden, willkürlicher Umstellung der Fürwörter, Weglassung der Artikel die Lektüre unnütz erschwert. Dies gilt jedoch nicht für „Fairfax", seine reifste Erzählung.

Sein Einfluß auf die jüngste Generation, aber auch auf einige Schriftsteller der älteren ist nicht gering; schon gibt es eifrige Nachahmer seines Komödienstils und seiner epischen Stichwort-Technik. Die Achtung, die seine heftig befehdete Sonderart selbst bei seinen Gegnern findet, läßt ihn als Führer der expressionistischen Bewegung erscheinen. — Das Schauspiel „Die Marquise von Arcis", eines seiner letzten Stücke, steht sowohl hinsichtlich des Stoffes (eines Liebesmotivs aus dem französischen Rokoko) wie der überlieferten Technik und des historisch echten Dialogs abseits von seinen übrigen Stücken, sehr zum Vorteil der Bühnenwirksamkeit.

Aus „1913"*

1. Akt, 6.—8. (letzter) Auftritt

Sechster Auftritt

Philipp Ernst (schüttelt sich)

Ottilie

(tritt auf, oben auf der Galerie und stürzt, da sie den Bruder sieht, herunter): Philippchen!

Philipp Ernst

Didelchen! (Umarmung) Bist du groß geworden!

Ottilie

Bist du schön geworden!

Philipp Ernst

Aber nicht doch!

Ottilie

Clean shaved steht dir himmlisch. Und schlanker.

Philipp Ernst

Fünfundsechzig Zentimeter Taille. Easton wird bei der Anprobe außer sich sein.

* Kurt Wolff, Verlag, München.



Phot. Franz Grainer, München



Ottilie

Und das Haar: tête carré. Zeig die Zähne.

Philipp Ernst (tut's)

Ottilie

Wundervoll!

Philipp Ernst

Deine?

Ottilie (zeigt sie)

Philipp Ernst

Splendid. Cherry tooth?

Ottilie

Pâte dentifrice. Was hast du mir mitgebracht?

Philipp Ernst

Sel Morny fürs Bad. Frühling im Badewasser. Maiandacht. Man plätschert au dessus du tout. Dann Houbigant, mon délice und die Gazette du bon ton.

Ottilie

(dreht sich vor ihm)

Wie siehst du mich im ganzen?

Philipp Ernst

Behaglich. Fünfundsechzig Kilo.

Ottilie.

Pfui! Achtundfünfzig netto.

Philipp Ernst

Du meinst ohne — also brutto. Ach Didelchen, es ist gemütlich zu leben.

(Er legt den Arm um sie)

Ottilie

Auf deine Art. Lebt man aber mit Vater. Ich fürchte, Philipp Ernst, es gibt ernste Dinge im Leben. Die Fabriken.

Philipp Ernst

Für die ist Sofie ausgemacht.

Ottilie

Sie sind eine Macht, die uns gehört.

Philipp Ernst

So lala. Ich habe eine andere.

Ottilie

Auf Frauen?

Philipp Ernst

Sie genügt mir. Ich bedaure dich, weil du's in seiner charmanten Gesamtheit nicht empfinden kannst: das Weib.

Ottilie

Lili Öls kommt. Hast du's auf sie abgesehen?

Philipp Ernst

Ich sehe es nie geradezu ab. Ich bin einfach da, voyons.

Ottilie

Du hast den Willen, den Griff.

Philipp Ernst

Meine kleinen Tricks.

Ottilie

Wüßte ich sie auch! Armer Kerl, ich glaube, dein Aufenthalt wird weniger behaglich sein, als du hoffst.

Philipp Ernst

Wie das?

Ottilie

Durch die gezwungene Muße ist Vater in unbeschreiblicher Erregung.

Philipp Ernst

Attacken auf meine Gemütsruhe setze ich mich unter keinen Umständen aus.

Ottilie

Es scheinen ernste Zeiten bevorzustehen. Man spricht vom Krieg.

Philipp Ernst

Ich bin militärfrei, gehe in einen Badeort, mache eine Weltreise. (Erregt) Unannehmlichkeiten irgendwelcher Art, woher sie auch kommen, lehne ich aus Prinzip ab.

Siebenter Auftritt

Christian* (tritt auf)

Sieben Koffer — daran erkenn ich meinen Erstgeborenen. (Umarmung.) Du kommst aus London? Was sagen Hadfield und Kompanie? Hast du das elektrische Hebewerk bei Fowler gesehen? Die Kerls bauen bis zu fünfzigtausend PS.

Philipp Ernst

Fabelhaft!

Christian

Wo ist dein Bart?

Philipp Ernst

Shaved.

Christian

Was sagt man von uns? Munkelt man von unserem Ballongeschütz? Nicht zu schlagen. Englische Rente?

Philipp Ernst

Grüße bringe ich von Alshot, Taxis und so weiter.

Christian (ihn ansehend)

Ist das der letzte Schrei? Aufgepaßt jetzt! Mit deiner Schwester sprach ich: um meine Gesundheit steht's jämmerlich.

Philipp Ernst

Du siehst solide aus.

Ottilie

Der Geheimrat war heute zufrieden.

Christian

Auf den Hund. Morgen könnt ihr vor dem Faktum stehen: Erbteilung. Ihr seid nicht Nachkommen von Hinz und Kunz. Eure Erbmasse besteht

* Christian Maske Freiherr von Buchow, Exzellenz (Vater der beiden).

aus vierzehn Werken, die einen Hauptteil unserer Industrie ausmachen. Platz für alle drei und Kind und Kegel. Gerät habe ich. Die himmlischsten Ernten könnt ihr sammeln.

Aber ihr habt, du Philipp Ernst besonders, bis heute geschlampt, überzeugt, ich sorge bestens für euch. Das ist geschehen. Durch Verträge nach Möglichkeiten über meinen Tod hinaus.

Philipp Ernst

Gottlob!

Christian

Vor dem Willen einer zielbewußten Kreatur aber sind die ausgeklügeltsten Verträge null.

Philipp Ernst

Das Gesetz, cher père.

Wilhelm (tritt auf)

Christian

Der Betrug geht auf legale Weise vor sich, kein Gesetz tritt in Kraft. Ohne Voraussetzung in euch ist das nicht klarzumachen. Kurz nach einiger Zeit hat sich die Ziffer nicht, aber der Wert eures Vermögens geändert, da ihr nicht imstande seid, das euch Zugeschobene auf seine reelle Substanz hin zu prüfen.

Philipp Ernst

Welcher durchschnittliche Erbe wäre das aber?

Christian

Darum ist es für andere so leicht, von ihrem Gelde zu leben. Nicht die paar Millionen, die man selbst hat, die ungeheuren Summen, die vom Publikum wenigen Männern anvertraut wurden, und über die diese nach Gutdünken verfügen, geben ihnen die unvergleichliche Macht.

Wilhelm

Ich mache mich bemerklich, Exzellenz.

Christian

Eure Schwester, ohne jedes Sentiment, hat euch in kürzester Zeit bis aufs Hemd ausgeplündert.

Philipp Ernst

Doktor Krey, cher père!

Christian (außer sich)

Weil ihr sündhaft nachlässig mit eurem Besitz seid, um eure Fußnägel euch mehr kümmert, als um euer Vermögen. Es ist kein Einwurf, neun Zehntel der Besitzenden tut ebenso wie ihr. Sie kommen mit der Zeit alle an den Bettelstab, zu Fug und Recht. Und von der andern Seite ist's keine Sünde, aus ihrer Überlegenheit folgerichtig, macht sie mit Imbéciles kurzen Prozeß.

Philipp Ernst

Herr Doktor Krey, Papa!

Christian (zu Wilhelm)

Kommen Sie her! Stecken Sie diesen Narren endlich ein Licht auf. Das Mädchen ist willig. An einer Lebenswende ist sie mit einem Ruck zum Entschluß zu bringen.
(Zu Philipp): Bei dir ließ ich's lange gehen. Jetzt aber will ich Vernunft! Ich will! Ruhe!

Jubiliert, daß in einem Anfall von Größenwahn das Hühnchen sich einfallen läßt, mit mir ein Tänzchen zu wagen. Dazu trete ich an, und werde ihr zeigen, man kann mit Unmündigen wohl, muß es sein mit Ebenbürtigen, aber nicht aus Übermut mit den Überlegenen sich einlassen. Breche ich ihr aber auch noch vor meinem Abmarsch den Hals, ist es nur dann Gewinn für euch, seht ihr bis dahin klar. Also voran!
(Zu Wilhelm): Ich bin auf dem Weg. Noch ist des Planes Umriß dunkel; doch schwant mir etwas von schauerlicher Großartigkeit.

(Exit)

Achter Auftritt

(Schweigen)

Wilhelm

Herr Baron?

Philipp Ernst

Liebster Doktor, Sie sehen mich vollständig zersplittert.

---

* Wilhelm Krey, Maskes Sekretär.

Ottilie

Was zu wissen notwendig, werden wir aus uns selbst uns aneignen. Und was zu wollen und zu tun ist!

Philipp Ernst

Später würde ich Ihnen dankbar sein.

Ottilie

Wir haben den Entschluß. Komm.

(Sie verschwinden die Treppe hinauf.)

Neunter Auftritt

Wilhelm

Solcher Zynismus ist der Gipfel. Auf legalem Wege geht der Betrug vor sich. Die Nation gesetzmäßig geplündert von wenigen Verwaltern ihres Vermögens? So war mein praktischer Anfang richtig: die Armen durch die Schrift aufzuklären, welche Gefahr sie im Geldbeutel laufen, und ist das Volk in der Angst um seinen Besitz aufgeschreckt, kann ich's tiefer anrufen: es stehen im Lande alle Güter des Gewissens und der Liebe in Gefahr. Nie noch war ich so unbedingt frei vom Entschluß Eurer bezaubernden verabscheuungswürdigen Eigenschaften. —

Ottilie

(die schließlich, vornübergebeugt, von der Galerie seinen Worten gefolgt ist, ersteigt das Geländer)

Wilhelm

Was wollen Sie?

Ottilie

Ich springe hinunter!

Wilhelm

Um Gotteswillen!

Ottilie

Ich springe!

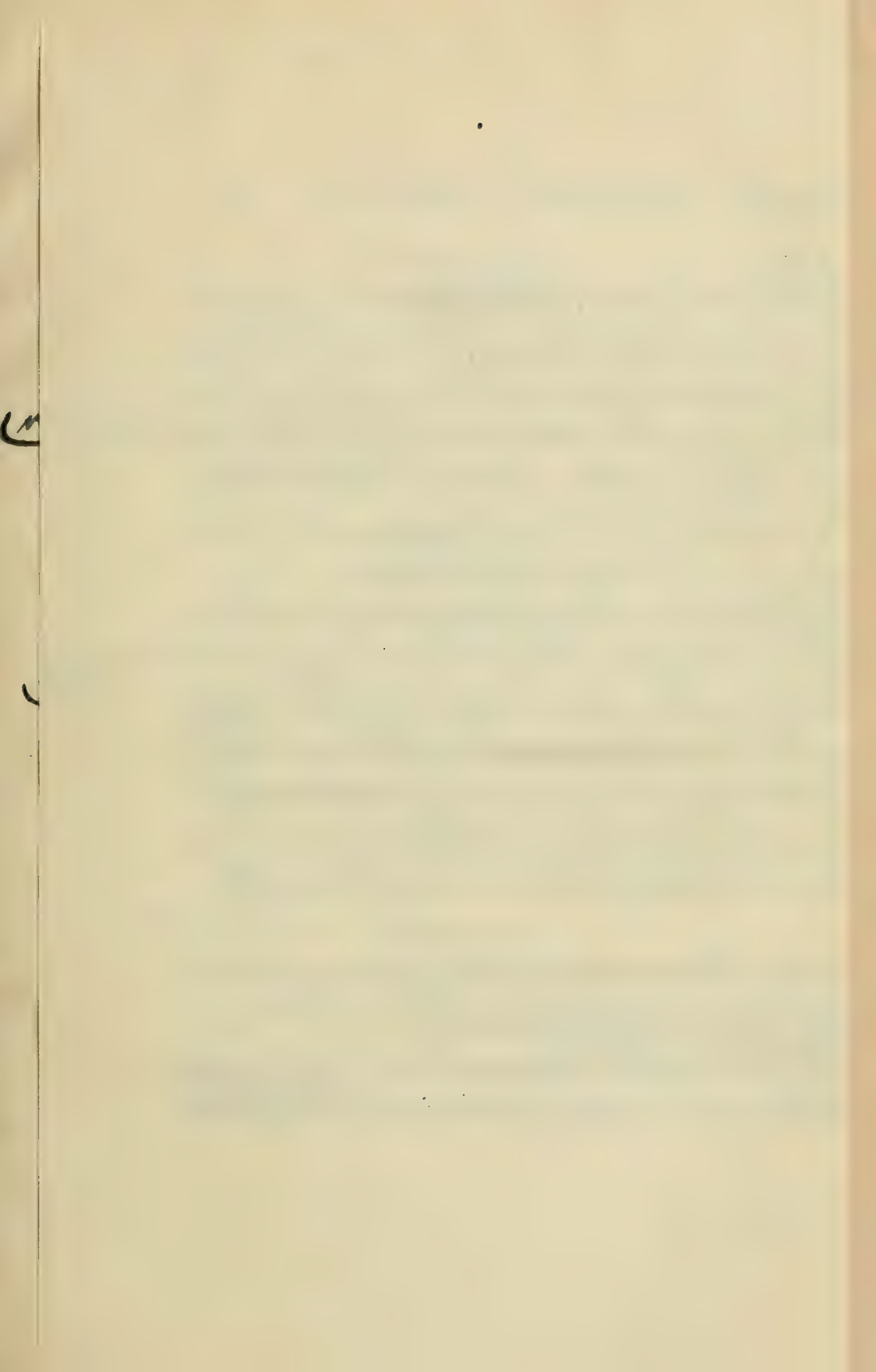
Wilhelm

Halten Sie ein! (Er stürzt die Stufen hinan und umfaßt sie.)

Ottilie (sieghaften Blickes)

Fassen Sie mich nicht so fest!

Vorhang.



Tasso — oder Kunst des juste milieu. 1.

Aus einem Essay von
Carl Sternheim

Georg Kaiser

geb. 1878 in Magdeburg als Sohn eines Kaufmanns. Entstammt einer märkischen Bauernfamilie. Besuchte die Schule im Kloster U. L. Frauen zu Magdeburg und wurde gleichfalls Kaufmann; nahm als solcher drei Jahre in Buenos-Aires Aufenthalt. Kehrte nach Magdeburg zurück, wohnte zu Seeheim a. d. Bergstraße, in Weimar, in Tutzing am Starnberger See, jetzt in Magdeburg. Ein Strafprozeß, der Anfang 1921 gegen ihn geführt wurde, erregte großes Aufsehen und gab der Presse aller Richtungen Anlaß, sich mit seiner Persönlichkeit eingehend zu beschäftigen.

Hauptwerke: „Die jüdische Witwe", Komödie, 1911; „Die Bürger von Calais", Drama, 1914; „Der Zentaur", Lustspiel, 1916; „Von Morgens bis Mitternacht", Drama, 1916; „Die Sorina", Komödie, 1917; „Die Koralle", Schauspiel, 1917; „Gas", Schauspiel, 1918; „Der Brand im Opernhaus", Schauspiel, 1918; „Hölle, Weg, Erde", Schauspiel, 1919.

Unter den Dramatikern des Expressionismus ist Georg Kaiser derjenige, der die Bühne am sichersten beherrscht. Zwar hat er sich mehr und mehr von jeder Technik des Dramas gelöst, doch wirkt er immer mit der Vehemenz und Besessenheit seiner Gestalten, die neuerdings ganz als Typen, namen- und physiognomielos nur als Gefäße einer bestimmten Willensidee über die Bretter jagen. Noch heftiger als die anderen Expressionisten bekämpft er die kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die er in „Gas" und in der „Koralle" als phantastischen Milliardär personifiziert. Die Hast und Gier und das Getöse des modernen Großstadtlebens findet in dem Stück „Von Morgens bis Mitternacht", der zügellose Grimm aller Leidenschaften im „Brand im Opernhaus" kakophonischen Ausdruck. Kaisers Komödien, von Sternheim beeinflußt, belustigen, ohne die großen Gegenwartsprobleme zu berühren, von denen seine Dramen bis an den Rand voll sind. Auch stehen sie dem Film nicht so nahe wie diese. Kaisers Sprache ballte sich allmählich bis zum lakonischen Telegrammstil zusammen.

Aus „Gas"*

II. Teil

Zweiter Akt

(Betonhalle. Vermindertes Bogenlampenlicht.)
(Volle Halle.)

Stimmen

(aus surren schwellend — hell).
Was mit uns?!

Mädchen

(auf die Tribüne—Haar um sich spreitend). Morgen für uns mit Tag, der Frühe bleibt so voll Last von Licht, die ihn aufhält im Wandel von Stunden. Strahl schießt in den Morgen, der anhebt — wie noch kein Morgen für uns entstand. Scheu blickt das Auge und zuckt in Betroffenheit zögernd die Sicht zu erweitern, die in den Strudel von Weiße und Bunt taucht — bald ist das Wunder gewohnt und im Hinblick gebannt: — Morgen für mich lenkt zu mir den Geliebten!

Junger Arbeiter

(zum Mädchen auf die Tribüne). Morgen für dich und für mich, der verschmilzt zu unserer Erfüllung. Leer blieb Sein und Sucht aus Tag und Tag ohne Sein von dir und mir bis an diesen Morgen, der hochglänzt — nun bricht Flut aus Stauung los ins Ufer, das neu gilt! — Eiland wuchernd in Farbe und Laut von Hochzeit!

Mädchen

(jungen Arbeiter umschlingend). Morgen für dich!

Junger Arbeiter

(Mädchen haltend). Morgen für dich!

Mädchen und junge Arbeiter

(um die Tribüne drängend — sich umfassend). Morgen für uns!!

Stimmen

(Mädchen und junger Arbeiter von der Bühne.)
(der andern). Mehr für uns!

---

* Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam.

Frau

(auf die Tribüne). Mittag für uns. Aus Anfang zog ich noch nicht die Kurve, die bäumt nach der Höhe — die kroch platt am Boden. Da war zwischen Mann und Frau nichts hinterm Morgen — taube Hülse knirrte, die nietet und nicht verbindet. Jetzt perlt Guß von Glanz — gestäubt über mich mit funkelndem Bogenlauf. Goldentzündet brüstet sich Gewölbe, das verrinnt ringsüberrund, und schleust triefendes Gut, das erwärmt und reich tränkt, auf die totbrache Kruste: — — Eingang körnt wieder locker — aus Beginn buchtet sich breite Erschließung ins Volle —: Mittag wird Zeit unserer Verschränkung von Frau und Mann mit letztem Atem von einem zum andern, wo eines Teil und anderen Teil unauffindbar versinkt: — keines Anspruch bleibt ledig der Antwort — sie klingt mit eifriger Schelle unaufhörlich mittaglich hell, weil Mittag blaut über uns!

Mann

(zur Frau auf die Tribüne). Mittag aus dir mit Schwarm blausäumiger Wolken treibend. Mittag über mich gezogen wie Zelt der Beständigkeit — fester Bezirk, der mich bestimmt für dich. Kein Ausgang, der verführt, wo nicht lohnt — kein Willen, der trotzt, wo nichts bedeutet: — schon am Hauch der Silbe haftet Verständigung, die beiden gebietet. Begierde wuchs kühn und maßlos — Leib bindet Leib: kein Überschwang beleidigt die Paarung — aus Dopplung von Sein und Sein ohne Abstrich einrichtet sich unser Gesetz, das nicht verbietet und nicht erlaubt! — das Eins weiß nicht Bedrängung und Widerstand — es ist unteilbar mit Einem von Mann und Frau im Mittag!

Frau

(die Hände nach ihm streckend). Mittag für dich!

Mann

(sie fassend). Mittag für dich!

Frauen und Männer

(um die Tribüne — sich mit Händen suchend). Mittag für uns!!

(Frau und Mann von der Tribüne.)

Stimmen

(der andern). Mehr für uns!

Greisin

(auf die Tribüne). Abend für uns. Einmal der Rundlauf beschwichtigt und die Knöchel still überm Schuh. Was schälte sich aus meinem Morgen und

Mittag? Ich sah den Unterschied nicht von Mittag und Morgen. Einerlei war das und ohne Zeichen von Einschnitt zum andern. Das glitt wie trübes Rinnsal über Höcker im Strombett, dem wir nicht auf den Grund schaun. Das war aus Morgen und Mittag das Sein. — War ich allein? War keiner bei mir im Anfang und später? War ich so sehr allein? Ging ich mit mir unter und griff nur mit einer Hand nach meiner andern, um mich aus dem Sinken zu bergen? Fand ich den einsamen Tod schon? — Der Abend schenkt alles Leben und schiebt jede Stunde, die verfehlt, zu Stunde und Stunde, die nun kommen. Die Zeit verteilt mit neuem Maß — ich höhle die Hände und fasse nicht mehr — es schüttet sich aus — ich blinzle in den Schatz! — da stellt sich heraus, der in Morgen und Mittag verlöschte und erst im Abend auftaucht!

Greis

(zur Greisin auf die Tribüne). Für uns der Abend. Rast von Schritt im Trott ohne Plan überdrängt Baum mit Schatten behängt. Wo tost Lärm? Wo eilt Gang? Stille betont müder Vogel aus Geäst — Wind rauscht verraschelnd. Tag ebbt glatt. — Was ist es spät? Die Frühe ist ein Drängen von Hand in Hand, die nie endigt. Wo klafft Verlust? Einer Lippe Krümmung austeilt mit Verschwendung. Du entbehrtest nicht — und ich versagte mir nichts: — unser Abend entdeckt uns Überfluß, den wir nie aufzehren! (Er führt Greisin mit sich von der Tribüne.)

Greisinnen und Greise

(zu ihnen hin — einander stützend). Abend für uns!!

Stimmen

(der andern). Mehr für uns!

Eine Stimme

(hoch). Was mit uns?

Stimmen

(verteilt). Mehr für uns!!

Stimmen

(entgegen). Was mit uns?!

Stimmen

(Woge). Mehr für uns!!!

Stimmen

(Gegenwoge). Was mit uns?!!

Stimmen und Stimmen

(durcheinanderflutend). Mehr für uns!!! Was mit uns?!!
(Im Schrei von Helle Abbruch.)

(Stille.)

Eine Stimme

Der Milliardärarbeiter!

Alle Stimmen

(schwellen — sich vereinigend — jubelrufend). Der Milliardärarbeiter!!!!

(Stille.)

Milliardärarbeiter

(ersteigt die Tribüne). Ich bin willig vor euch und über euch nur nach Stufen, die meine Füße ersteigen! (Oben.) Kein Kopf denkt mehr — kein Mund spricht beredsamer vor euch: ihr ruft Morgen und Mittag und Abend — und benennt das Sagbare mit Worten, die immer gelten. — Dir, Mädchen, ist Morgen Zeit deines Lebens, das sich begibt mit Anfang — und deinen Schwestern bei dir und euren Schwestern nach euch. Das ist Bestimmung von Ursprung! — Dir, Jüngling, bricht feurige Frühe Blut und Puls nach erster Umschlingung — und deinen Brüdern bei dir und euren Brüdern nach euch. Das ist Bestimmung von Ursprung! — Dir, Frau, ist Tag groß im Mittag, der jede Erfüllung vermittelt — und allen Frauen bei dir und Frauen nach euch. Das ist Bestimmung von Ursprung! — Dir, Mann, brennt braun vom hohen Gestirn das Stirnfeld und zeichnet dich mit dem kräftigen Mal des Mittags — und alle Männer bei dir und Männern nach euch. Das ist Bestimmung von Ursprung! — Euch, Greisin und Greis, fällt aus Schatten und Windstille der Abend auf Schultern und Schoß — ihr seid besänftigt vor Nacht, in die ihr ohne Schrei und Schreck einschlaft. Das ist Bestimmung vom Ursprung! — (Stärker.) Wieder ist Tag um euch — ganzer Tag mit Morgen und Mittag und Abend: — Das entstellte Gesetz strahlt von erneuerter Tafel! — Ihr seid wieder bei euch — ausgegangen aus fronender Nötigung — eingekehrt in letzte Verpflichtung!

Stimmen

Was mit uns?!

Milliardärarbeiter

Ausruf von euch, wer ihr seid in eurer Erfindung! — Ihr vom Druck von äußerster Härte zum Boden gestoßen — ihr in Zwang gepfercht wie Tiere vor der Abtötung — — ihr seid glaubwürdig! Eure Erfahrung bestätigt

mit Siegel und Eid! — es ist kein bübisches Spiel. Euer Ruf gilt — mit jeder Mehrheit echt — in jedem Hauch ein volles Ja!!

Stimmen und Stimmen

Was mit uns?!

Milliardärarbeiter

Mitteilung aus euch, wer ihr seid in Entfaltung! — Eure Entdeckung wird Frevel mit der Bewahrung eures Fundes. Furchtbar schwärzt Euch der Makel, wenn Uhr verschweigt. In eurem Haus fault um euch die Luft, wenn ihr die Fenster verschließt und nicht das Licht über die Straße entlaßt. Kein Fluch zögert sich auf euch zu stürzen und euch zu verdammen!!

Alle Stimmen

Was mit uns?!!

Milliardärarbeiter

Verkündet euch den andern!! Schickt den Schrei aus der Halle durch Luft über alle. Schont keine Mühe, die eure letzte wird — verschenkt euren Schatz, der sich nicht ausgibt und jeden Einsatz verzehnfacht mit Mehrzins — —: rollt die Kuppel frei!!

(Stille.)

Stimmen und Stimmen

Rollt die Kuppel frei!!

Alle Stimmen

Rollt die Kuppel frei!!!

Milliardärarbeiter

Spannt den Draht, aus dem der Funken spricht um das Rund des Erdballs!

Stimme

Spannt den Draht!

Stimmen und Stimmen

Spannt den Draht!!

Alle Stimmen

Spannt den Draht!!!

Milliardärarbeiter

Schickt das Signal vom Stillstand von Kampf über Kämpfer und Kämpfer!

Stimme

Schickt das Signal!

Stimmen und Stimmen

Schickt das Signal!!

Alle Stimmen

Schickt das Signal!!!

Junger Arbeiter

(an der Tribüne — Arme zur Kuppel). Von uns die Kuppel frei! (Ab.) (Stille.)

Stimme

(oben). In der Kuppel wir!

Stimmen

(unten). Rollt die Kuppel frei!

Stimme

(oben). Rost hemmt in Schienen!

Stimmen

(unten). Lockert an Nieten!

Stimme

(oben). Druck wuchtet mächtig!

Stimmen

(unten). Sprengt unter die Wölbung!

Stimme

(oben). Locker schon Platten!

Stimmen

(unten). Weitet die Lücke!

Stimme

(oben). Kuppel im Gleiten!

Alle Stimmen

(unten). Rollt die Kuppel frei!!!!

(Ein breiter Lichtbaum senkt mit Sturz sich aus der Kuppel und steht wie eine funkelnde Säule vom Boden der Halle.)

(In Blendung Stille — alle Gesichter hinauf.)

Milliardärarbeiter

(nach oben rufend). Fördert das Werk ohne Halt!

Stimme

(oben). Draht steil gerichtet!

Milliardärarbeiter

Eilt mit der Vollendung!

Stimme

(oben). Funke in Spitze kräftig!

Milliardärarbeiter

Bedient, wie ich rufe!

Stimme

(oben). Am Sender!

Milliardärarbeiter

Entlaßt die Losung! Hände sind los von Verrichtung — Hände sind ab von Fron für Vernichtung — Hände sind frei für Druck aller Hände in unsern, die rasten: — kein Gas!

Stimme

(oben wiederholend). Hände sind los von Verrichtung — Hände sind ab von Fron für Vernichtung — Hände sind frei für Druck aller Hände in unsern, die rasten: — kein Gas!

Alle Stimmen

(unten). Kein Gas!!!!

Milliardärarbeiter

Hört nach der Antwort!

Stimmen

(unten). Sagt uns die Antwort!

Milliardärarbeiter

Überhört nicht die Antwort!

(Stille.)

Stimme

(oben). Ausbleibt Antwort!

(Stille.)

Milliardärarbeiter

Schickt neuen Anruf: Taumel von Blut verflog — Fieber verwich in Kühle — Blick öffnet Augen nach euch, die begrüßen, Schicht schmolz in Dauer von Sein! Kein Gas!!

Stimme

(oben wiederholend). Taumel von Blut verflog — Fieber verwich in Kühle — Blick öffnet Augen nach euch, die begrüßen — Schicht schmolz in Dauer von Sein! Kein Gas!

Alle Stimmen

(unten). Kein Gas!!!!

Milliardärarbeiter

Wacht um die Antwort!

Stimmen und Stimmen

(unten). Ruft uns die Antwort!!

Milliardärarbeiter

Überwacht gut die Antwort!

(Stille.)

Stimme

(oben). Ausbleibt Antwort!

(Stille.)

Milliardärarbeiter

Dringt um Erwiderung: Land wuchs in Land — Grenze stob ins All — Nachbar wird noch der Fernste — in Sammlung zu uns sind wir verteilt an euch und ein Ganzes! — Kein Gas!!!

Stimme

(oben wiederholend). Land wuchs in Land — Grenze stob ins All — Nachbar ist noch der Fernste — in Sammlung zu uns sind wir verteilt an euch und ein Ganzes: — kein Gas!!!

Alle Stimmen

(unten). Kein Gas!!!!

Milliardärarbeiter

Mißhört nicht die Antwort!

Alle Stimmen

(unten). Schreit uns die Antwort!!!!

Milliardärarbeiter

Vertauscht nicht Silbe und Silbe der Antwort!!

(Stille.)

Stimme

(oben). Ausbleibt Antwort!

(Totenstille.)

Stimme

(vom äußersten Rand der Halle). Auskunft von Fremden!

Stimmen und Stimmen

Auskunft von Gelben!!

Alle Stimmen

Auskunft von Feind!!!

(Weg bahnt sich vor sieben Gelbfiguren, die die Mitte erreichen.)

(Milliardärarbeiter schwankend von der Tribüne.)

Erste Gelbfigur

Die Rechnung ist nicht glatt aufgegangen. Ein Bruch reißt ins Spiel. Eure Partie warf die Karten hin. Wir übertrumpften. Bucht den Verlust, den wir summieren.

(Stille.)

Erste Gelbfigur

Eure Energie von Gas, das ihr herstellt, wird dienstbar unserem Bedürfnis. Eure Leistung tilgt von der Schuld an uns, die ihr nicht auslöscht. Gas speist unsere Technik, die wir mit Gas überbieten.

(Stille.)

Erste Gelbfigur

Das Werk fällt aus eurer Verfügung in unsere Bestimmung. Ohne Kurs die Tabellen, die euren Anteil zusprechen. Der Gewinn verschüttet sich nicht mehr in alle Hände — Sohn nach Maß der Notwendigkeit für Erhaltung der Kräfte von euch wird Gesetz.

(Stille.)

Erste Gelbfigur

Das Werk schafft wieder mit dieser Stunde Gas. Schicht zieht in Dienst hier aus der Halle — Schicht dient nach Schicht. Von uns der Auftrag nach Anspruch von Gas — die Leistung von Gas verantwortet der Großingenieur.

(Großingenieur kommt.)

Erste Gelbfigur

Der Großingenieur übt Macht über euch mit Befehl und Strafe.

(Stille.)

Erste Gelbfigur

(zum Großingenieur). Richten Sie die Halle ein.

Großingenieur

(nach oben). Schließt die Kuppel!

(Langsam verringert sich das Sonnenlicht — verlöscht.)

Großingenieur

Stellt die Tische auf!

(In lautloser Tätigkeit sind die Tische über Köpfe zur Mitte gehoben — errichtet.)

Großingenieur

Spannt die Drähte!

(Mit stumpfem Eifer sind aus der Kuppel gesenkte Drähte zur Tribüne gestrafft — nach den Tischen gezogen.)

Großingenieur

Speist alle Lampen!

(Stäubendes Bogenlampenlicht!)

Großingenieur

Zieht ins Werk!

(Weichen ohne Ton nach den Rändern der Halle — verschwinden.)

(Sechs Gelbfiguren lassen sich an den Tischen nieder.)

(Erste Gelbfigur ordnet die Stöpsel auf dem Schachbrettisch.)

(Großingenieur wartet.)

Erste Gelbfigur

(zum Großingenieur). Gas!

(Großingenieur ab.)

Kasimir Edschmid

geb. 1890 in Darmstadt als Sohn eines Gymnasiallehrers. Absolvierte das Gymnasium, studierte, reiste, hielt sich längere Zeit in Paris auf, sprach auf Vortrags-Tourneen im Ausland über den „Expressionismus". Treibt viel Sport. Lebt als Herausgeber der „Dachstube" in Darmstadt bei seinen Eltern.

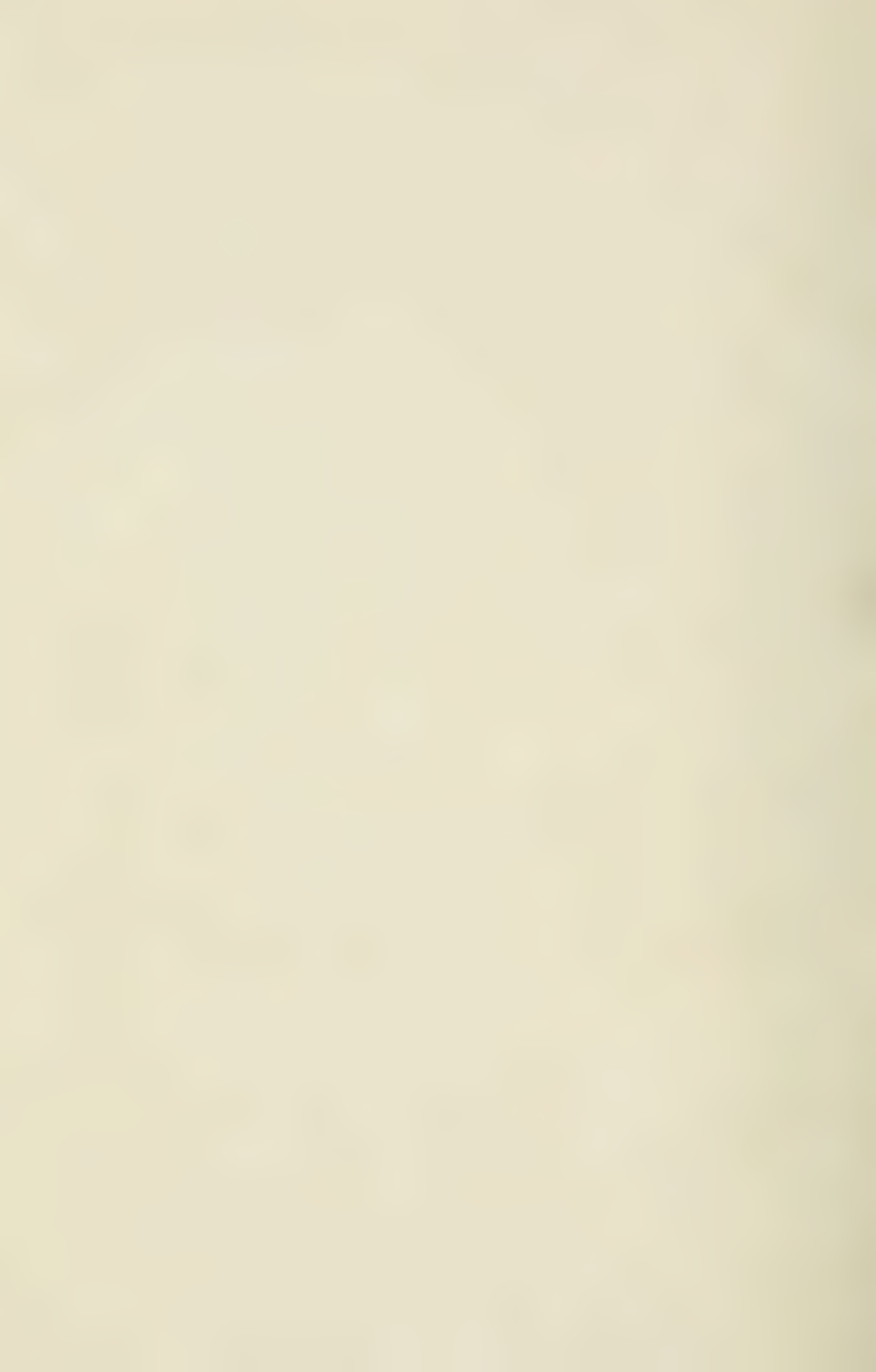
Hauptwerke: „Die sechs Mündungen", Novellen, 1915; „Das rasende Leben", Novellen, 1916; „Timur", Novellen, 1916; „Die Fürstin", Novelle, 1918; „Die achatenen Kugeln", Roman, 1919; „Die doppelköpfige Nymphe", Essays, 1920; „Über den Expressionismus in der Literatur und die neue Dichtung", Essays, 1920; „Kean", Schauspiel, 1921.

Wesentliches und Programmatisches über die ausdrücklich als expressionistisch zusammengefaßten Schaffensziele seiner Generation sagt Edschmid in seinen Essays aus. Er selbst ist der zunächst wohl von Sternheim ausgehende, rasch aber den minder Ernsten hinter sich lassende Erzähler seines Kreises, ein episches Talent von zugleich so starkem und offen zutage liegendem dramatischem Nerv, daß nach seinem „Kean" weitere wirksame Theaterstücke von ihm zu erwarten wären, es sei denn, daß er die Kompromisse des Theaters scheut.

Unter seinen Novellen weisen die zuerst veröffentlichten, die in „sechs Mündungen von verschiedenen Seiten einströmen in den unendlichen Dreiklang unsrer endlichen Sensation: — des Verzichts — der tiefen Trauer — und des grenzenlosen Todes" — sogleich die Richtung aller späteren an. Die beiden Romane greifen das Thema mit längerem Atem auf, erweitern, vertiefen und variieren im gleichen vorwärtsstürmenden Rhythmus die ineinander verschlungenen erotischen und exotischen Motive zu großartigen, koloristisch blendenden Kulturgemälden einer entfesselten Gegenwartswelt.



Phot. Wasow, München



Edschmids dichterische Persönlichkeit, die mehr noch packt und aufreizt als sein sich vorwärtsschnellender und gegen alle Ruhepausen sich aufbäumender Stil, ist in all seinen Gestalten wiederkehrend herrische Natur, Tyrannei des körperlich wie geistig überlegenen Adelsmenschen, grenzenlose Verachtung bürgerlicher Mittelmäßigkeit, Gesittung und Mäßigung, Bekenntnis zu den Urtrieben von Wollust und Grausamkeit bis zu Orgien sadistischer Blutgier, dem Weibe gegenüber ritterliche Gewalt und Gnade des galanten Räubers. — Die Stoffe sind international; sie flüchten aus dem bürgerlichen Deutschland in das mondäne Europa, aus der europäischen Zivilisation in die erlösende Wildnis jenseits des Ozeans.

Aus „Die achatenen Kugeln" *

Sie sieht ihren schmalen bronzenen Körper im tiefen Glanz des Spiegels erscheinen. Sie reißt das einzige, was außer der leeren Halskette an ihrem Leib ist, von ihrem langen Schenkel über dem Knie das Band, zieht die Schließen an. Verkauft die zwei Perlen. Im Palankin fährt sie ins Hafenquartier, klopft, verschwindet. Fährt im Männeranzug im Wagen zurück, mit dem kurzgeschnittenen Haar einem Mischling gleichend, zu einem Magazin, füllt einen Koffer, fährt zu einer Pension, nimmt einen Raum. Dort klirrt die Glocke des Rockes um ihre Hüften, zögert die wundervolle kleine Brust in der Bluse. Da reitet, ißt sie als Herr.

Ihr Mund hat einen hinreißenden aufbrechenden Zug. Das Auge sucht, hebt sich, erstarrt, sinkt. Von zwei Seiten durchwühlt sie den Menschenhaufen. Er fällt nicht vor ihr zurück, gleitet nicht mehr ab. Sie reißt, aus der Einsamkeit her gesammelt und hoch schon über jeder Enttäuschung, zu sich jetzt, was sie erwittert. Das Auge glättet, schmeißt auf, enthüllt, zerlegt ... die Pupille sinkt. Innerlich voll Spannung, fiebernd erregt. Nach außen, von vieler Erfahrung her, demütig überlegen. Als Frau zieht sie den Mann an allen Instinkten, reizt ihn mit Geist, mit der Drehung der Hüfte. Spürt seinen Blick im Ausschnitt, im Nacken. Sieht den Mut seiner Erregung, führt ihn, zieht ihn nach, sieht endgültig vor Zielen, Aufgaben ihn entflammt — spürt

* Paul Cassirer, Verlag, Berlin.

aber, mäßigt sie ihr Blut zu Kühle, ihn zurückgeschraubt im Thermometer seiner Begierde. Die Pupille sinkt. Sie bohrt von der anderen Seite sich ins Geheimnis. Selbst in der Maske des Mannes desavouiert sie ihn in seiner Beziehung zur Frau. Erst hinter dem Weib, das ihn aufschwänzt, in der Einstellung auf Bauch und Besitz ihn als Klasse sofort uniform macht (wohl auch riskant und alles in die Wagschale werfend, doch nur spielerisch und daher unbestimmt und ohne Verlaß), dahinter erst entdeckt sie den Mann. Ungestört von weiblicher Schwingung trifft sie die Nüchternheit seiner grauen Stunden, die Lüge seiner Frische gegenüber Weiblichem. Teilt seine Barnächte, Dürftigkeit seines Spiels, die Phantasielosigkeit seines Hirns. Außerhalb der Polspannung der Geschlechter empfindet sie die Indiskretion gegen jede Frau, seine Kameradschaft gegen das Weib. Sie konsumiert mehr Menschen, ihr Auge wird heißer im Erkennen, die Pupille sinkt. Ihr Leben wird rastloser. Sie weiß, der Mensch versagt, und Enttäuschung peitscht sie auf. Lauschend sitzt sie in den Ecken. Aufmerksam verfolgt sie die Ereignisse der Straße. Sie mischt sich, wo Meinungen kreuzen, Kräfte aufeinanderstoßen. In Nankingkleidern treibt sie sich am Hafen hin, kommt arbeitend an die, welche der Instinkt der anderen als Überlegene, Wollende, Visierende zeigt. Treibt mit Smith vier Tage um die Fischeransiedlungen, hört, öffnet ihr Ohr weiter, stärker, erreicht die Grenze. Starrt ihn an; die Pupille sinkt. Kehrt zurück zu den Baggern, Transportern, aufgeregter Meute in großer körperlicher Bewegtheit Schaffender. Schwenkt ab zu den Stillen, Vergrabenen, an Maschinen, in Kellern, Hangars Angeschmiedeten. Findet Abgegrenztes. Wo Ziele sind, schwach fundiert. Erstrebtes nur im automatischen Gang. Hinter dem Programm das Nackte, Ehrgeiz, Erfolg des Ich. Sie rettet sich in einem Bogen, mischt sich unter die Weiber, trägt Armband, Ringe, duftet, rauscht mit Dessous. Nur Holzbein, Titus und Zwicker denken, und die Ergebnislosigkeit solch nüchternen Schwungs stößt zurück. Doch sie läßt sich nicht schrecken. Die Menschen versagen. Aber sie hält nicht. Will. Muß.

Mischt sich in einen Streik, schmiegt sich an die Leitung, spürt, wittert, die Pupille sinkt. Schon mißt sie den Einzelnen, den sie sieht, auf seine Befähigung, richtet ihn nach ihrer Forderung, fast nach dem Geruch, durch den untrüglichen Instinkt, der sie vorwärts führt. Sie sieht einen Gentleman einen Hund mit Lebensgefahr retten, pflegen, säubern. Sie schließt sich ihm an. Sein gutes Herz sieht nur den blinden Einzelfall, spannt sich nicht aus. Sie zuckt die Achseln. Nicht genug. Die Pupille sinkt. Im Klub mit Abenteurern spürt sie Fabelhaftes, aber es vollzieht sich nur aus Rausch. Verschwenderisch, doch unbrauchbar. In der Tiefe die wilde Grimasse aus Kneipe und Bordell, die sich einsetzt und stirbt,

nur Aufflammen ungezügelten Instinkts. Traf sie auf Ideen, waren es Schwächlinge, Schwärmer, die Locken nach der Sternansammlung schwenkten. Kein Handgelenk und Griff. Die Pupille sinkt. Sie sucht nicht für sich, denkt nicht für sich, wird unermüdlicher, gläubiger. Leid, das sie aus jeder Stunde anschreit, wirft sie nicht um, hetzt, feuert sie an. Empfindsam, gleich einem Apparat, zeichnet sich auf sie ab die Struktur des Daseins, sie mißt, urteilt, findet den Hebelpunkt — weint, daß sie eine Frau ist. Lächelt über die Hilflosigkeit des Geschlechts, beißt den Mund fest und sucht heftiger, stracker. Schon wachsen Ansätze zu Plänen. In der Dürre des Erfolgs selbst beschwingt sich ihre Seele zu größerem farbigstem Feuer. Wohnt in Baracken, wohnt im Hotel als Dame, wohnt an der Quarantäne. Wohnt ein Stück im Lande. Sieht fischende Frauen im Abendlicht mit Bastkörben von Stein zu Stein springen. Boote vorüberfahren. Dampfer rauschen. In der Pension als Reiter. Seglerin des Hotels. Lernt aus jeder der Sekunden. Zieht den Saft aus der Erfahrung, bekommt schärferen Glanz, mildere Schönheit ins Auge, reift mit Brust und Hüfte in eine schlanke Rundung. Prüft, hofft, verwirft. Spannt sich in den Glauben mächtig zum Dehnen. Die Pupille sinkt. Das Lid hebt sich. Die Figur eines Kapitäns schneidet sich aus einem Dampfer. Der Schall eines Agitators verzückt erregt. Das Raunen eines Slowenen in einem asyle de nuit sinkt ins Blut. Die Haltung eines Kaufmanns zu seinem Diener verblüfft. Der Blick wird grau, das Dreieck spannt sich über die Stirn. Die Pupille erweitert sich, erschlafft. Sinkt. In einer Barnacht singt die unsterbliche Stimme eines Dichters die Brüderlichkeit. Am Meer ist seine Seele läpsch wie ein Schalet. Sie folgt einer Revolte. Es sind Betrunkene. Sie wohnt an dem Segelhalteplatz, beim Sport. Wohnt in einem kleinen Garten mit Holzhaus, wird braun wie die Eingeborenen, sieht die Haut der englischen, indischen, französischen Frauen. Folgt zwei singenden Vögeln. Die Heide schlägt sich um sie auf im Abend. In der stürzenden Dunkelheit bauen zwei Parteien ein Duell, legen Knipslaternen auf Steine, reißen zwei Figuren aus der Dämmerung.

Ein Schuß pitscht. Sie weicht zurück, fast umgeschleudert. Ein Auto biegt vor dem, welcher schießen will. Ein Arm aus dem Auto greift die Hand, schleudert die Pistole mit einer unbeschreiblich ablehnenden Gebärde auf den Rasen, springt hinaus, tritt darauf, reißt den Mann mit sich in den Wagen. Sie hört ihn sagen: „Ich habe andere Aufgaben für dich."

Die Pupillen stehen weit in Kreisen glasig erhellt, offen, bekommen Facetten, glühen vor Licht.

Sinken nicht. Sie springt in den Wagen. Sie nehmen sie kühl auf. Sie sieht nur den einen. Sie sitzt den Abend zusammen mit Gordon,

Raffaeli, Di Conti. Die anderen schweigen. Di Conti spricht. Gegen Mitternacht werden außer seinem die Gesichter mißtrauisch. Ihres glüht. Mit schief im schwarzen Bart gestrecktem Mund fragt Raffaeli: „Was geben Sie?" „Mich!" Gordon umreißt mit gierigem Blick ihre Finger. Raffaeli zuckt die Achseln, die Nase biegt sich skeptisch in den Flügeln, vibriert. Di Conti wiederholt die Frage kalt. Da lächelt sie, verschenkt sich an sein Gesicht mit aller grenzenlosen Hingabe. Die von keinem Sou des Angehäuften seither nahm und lebte, sperrt auf die gesamten Depots.

* * *

Jeden Traum sah sie in seiner Hand schon fertige Waffe. Keine Ahnung, die ihm nicht schon zum Abfeuern geladener Plan. Sein Glaube war so ungeheuer, daß er ihn schon jenseits der Ekstase mathematisch beherrschte. Aus dem Herz die Flamme gerann ihm im Hirn. Seine Kühle war unbeschreiblich über dem barbarischen Feuer, das gebändigt darunter tobte. Selbst Raffaelis fanatische Unerbittlichkeit schmolz, Gordons nicht ausmeßbare Aktivität folgte nur seinem Druck. Ihr schwindelte, wenn der Tag sie in die fassungslose Nacht entließ, wo ohne die Gemeinschaft das Ganze in Schlagschatten zerrann. Ihm war, was sie als Entfernung der Welten ohne Brücke sah, aus ungeheurem Wollen geringe Distanz geworden, ihm gab es keine Hemmungen in seinem Bau. Hatte gewogen, geschaut, gedacht, die Rechnung gefertigt, die Summe gezogen. War kalt geworden, bedacht vor Ergebnissen. Trieb nun vor. Sah in dem Ruhenden, Daseienden, im Pathos bloßer Tradition den Feind, das Erwürgende, sprach gelassen gegen die Schwerkraft, gegen die Anziehung der Kräfte. Stemmt gegen die drehende Erde sich mit der Kühle des Überlegenen wie am Schalter eines Automaten. Ihr kam nachts, daß aus der ungeheuren Kraft seines Wollens, die alle überströmte, er in die See hinaus, die Tag und Nacht die Fahrt umschäumte, neue Bewegungen, seinen Rhythmus und Zweck dem Schiff, den Schornen und der Flutung diktieren könnte. Er stand am Schalter, wies ihr die Spannungen, die Drähte, sogar die Klingelzeichen der unterirdischen Erregungen. Der Traum machte ihr sein Bild wahnsinnig. Gordon, der von Marokko bekannt, verfolgt war wegen Desertion, Aufruhr, Agitation, ging morgens neben ihr auf dem Verdeck, ließ sie das Spiel seiner Muskeln spüren, Feuer und Lust seiner Kraft, in diesem Kampf zu führen. Doch Di Conti gewann ohne Kampf, besaß mit Nichts. An ihm fand sie die Lösung. Er drahtete vom Schiff, diktierte, erklärte, schrieb, zeichnete Karten, sah auf, lächelte beherrscht. Gordon trat mit englischem Backenbart aus der Kajüte, ging geschnellt auf den Ballen, sprach deutschen Dialekt, hatte einen Steckbrief wegen Agitation im Heer. Raffaeli sah das Meer nicht, sah nicht innen. Das

eigene Vaterland ließ Di Conti kühl, es lag an der Peripherie, entwickelte sich im Lauf des Zentralproblems, fiel später unter Raffaelis Durcharbeitung. Er selbst zielte aufs Herz Europas, stach nach Paris, um von dort das Blut in den Körper des Erdteils zu treiben. Für die asiatische Welle hatte er Aufmerksamkeit, nicht mehr, empfing Depeschen aus Genf, lauschte auf Berichte der Vertrauensmänner, verglich, maß die Stadien der Siedespannungen am Barometer, verglich die Leidenschaft der Massen, gab Ordres, zögerte, tat einen Ruck, setzte andere Spieler ein. Zielte zuerst gegen den Kitt, die umfangenden Reifen, die Macht, das Militär. Rettete darum Gordon, der den menschlichen Bruch und Riß trug, im Persönlichen so schwach zu sein, daß seine Eitelkeit ihn in eigenen Dingen das allgemeine verleugnen, in jede Tollheit sich werfen ließ. Hatte die Organisation es aufzuschälen, die Schaukel dann aufzutreiben, die aus Jahrhunderten rotierende Gesinnung zu stürzen, Massen aufzuwerfen, gerecht die Erde zu nivellieren. Das Leid der Irren, Kranken, Sklaven, falscher Sehnsucht endete hier. Sein Paradies war willkürlich, geschaffen, diktiert, es kümmerte ihn nicht. Gegen Raffaeli hatte er die Kühnheit zum weiteren Schritt, die Gerechtigkeit zu verleugnen, um sie endgültig einzusetzen. Sein sachlicher Befehl, der Definitionen verachtete und aus der Berechnung, die tausendfaches Gefühl ihm geformt, sprach, war bestimmender als Raffaelis Glut. Er kannte nur kalt Herrschende und Blinde, die sich nicht befreien konnten, da ihre törichten Herzen die Erkenntnis zum Handeln nicht zu fassen wagten. Er trug darum die Verantwortung seines Entschlusses mit präziser Automatigkeit. Zwei Tage vor der Landung kamen Nachrichten von Gärungen in Lyon, am folgenden putschte Marseille im Hafen, in Nancy erschoß ein Unbekannter einen Oberst. Mit zusammengepreßtem Herzen, zitternd, sahen sie das Land. „Es ginge nicht ohne Sie", verbeugte sich durch die Dämmerung Raffaeli mit Schätzung und Verachtung zugleich auf das Geld, mit dem er arbeiten mußte. Es wurde dunkler, Laternen blitzten. Di Conti stand an der Reeling, hielt ein Papier in der Hand. „Gott selbst könnte sich nicht widersetzen. Wagte er das Sinnlose, seine Welt liefe taub aus. Eine furchtbare Gonorrhöe." Er hatte den Kopf zurückgeworfen, sein Mund war blaß geworden vor Zusammengedrängtem. Die Nacht sprach er mit ihr zum erstenmal allein und lang. Sie ward erfüllt von dieser Stunde, daß ihr Leben sich verankerte in ihr. Nie verließ sie das, nahm Besitz von Blut und Kräften in einer Durchdringung, die fast den Mond und den Meerraum mit hineingab in sie. Bei der Ankunft wehte irgendwo eine Flagge. Ein Kind strauchelte und stieß Raffaeli. Der Portier hatte Briefe, nahm eine Perücke ab mit einem Zeichen innen. Drei Tage darauf meuterte ein Regiment in der Aube. Gordon wurde verhaftet. Di Conti schlug zu.

Fritz von Unruh

geb. 1885 in Koblenz. Wurde Offizier und nahm, z. T. in der nächsten Umgebung des Kronprinzen, am Kriege teil. Lebte dann eine Zeitlang in der Schweiz, jetzt in Oranien (Hessen).

Hauptwerke: „Offiziere", Schauspiel, 1912; „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen", Drama, 1914; „Vor der Entscheidung", Dichtung, 1915; „Ein Geschlecht", Drama, 1918; „Opfergang", Novelle, 1919; „Platz", ein Spiel (II. Teil der Trilogie „Ein Geschlecht"), 1920.

Der Beruf des preußischen Offiziers, den Fritz von Unruh wohl mehr aus Familientradition als aus Neigung gewählt hatte, wird in seinen dramatischen Dichtungen auf seinen inneren Wert und sein Verhältnis zu freiem Menschentum hin von Stück zu Stück mit zunehmender Skepsis geprüft. Die „Offiziere" des geisttötenden Garnisonlebens aus der Friedenszeit drängt es noch naturgemäß nach der erlösenden Tat auf dem Schlachtfeld. Problematischer erscheint die primitive Vaterlandsliebe schon in der historischen Tragödie aus dem Unglücksjahr 1806, wo Parallelen zu Staat und Gesellschaft von 1913 leise mitschwingen. Entscheidende Wandlung, im Künstlerischen wie im Gesinnungsmäßigen, erfuhr Unruh durch den Krieg, den er im Großen Hauptquartier und an der Front mitmachte. „Ein Geschlecht" ist schon ganz expressionistischer „Schrei"; an Stelle äußerer dramatisch gefügter Vorgänge tritt ein durch wechselseitige Aussprache der typisch-symbolischen Gestalten gefördertes Auf und Ab seelischer Stellungnahme vor einem Weltanschauungs-Hintergrund, in dem die Motive Krieg und Mutterschaft sich arabeskenartig verschlingen. Dieser völlig neue und Unruh eigentümliche Stil wird in „Platz" das jede Art von Gewalt-



Phot. Heß, Frankfurt a. M.

Fritz v. Unruh.



politik und Korruption mit grimmigem Pathos und noch grimmigeren Scherzen anpackt, noch radikaler entwickelt. Allerdings dürfte keiner von Unruhs unbedingten Anhängern, geschweige denn das Theater-Publikum, das „Platz" verständnislos, doch mit Begeisterung aufnahm, imstande sein, den Sinn zahlreicher Dialogstellen zu enträtseln. Neben den Dramen Unruhs kommt seine Novelle „Opfergang" kaum in Betracht; sie gehört zu jenen zahlreichen verzweifelten Bekenntnissen von Kriegsteilnehmern, die das Grauen des Schlachtfeldes künstlerisch zu bewältigen suchten.

Aus „Platz" *

30. Szene

Graf Gutundblut

mit angstirrer, ausgelassener Tabaringesellschaft über den Platz, Windstöße, unwirklich, morgengespenstisch. Dumpfes Brausen. Ferne Geigen über unbestimmbarem Lärm

Wachen! Wachen! Schleich der Schurke! Wachen! Wachen! Packt mich's Fieber!

Mädchen

trunken

Wir fliehen nach Arabien.

Graf Gutundblut

Wachen! Wachen! Untergang!

Mädchen

singend, lachend

Wir fliehen nach Arabien.

Graf Gutundblut

In den Häusern, in den Straßen! Rotverknäulte Höllenhunde! Doch wir kommen, ja wir kommen! Wachen, auf mit Gutundblut!

* Kurt Wolff, Verlag, München

Mädchen

Nach Arabien!

Gutundblut mit sich reißend; alle vorbei, verhallend

Oberherr

Sagt ich's dir nicht? In uns lebt Molchgewürm?
Wo hast du deine Lilie? Leuchte, leuchte!
Wo hast du sie? Vom Eiter aufgeblüht,
deucht mir, war's eine rote Afterschwiele!
Der Panzer barst. Ein Dummkopf wer nun zaudert

er packt Irene mit Fangarmen

Komm Hürchen, komm. Wir wollen wie zwei Amöben
Sekunden uns in Lustäonen dehnen —
Und bis zum ersten Hahnenschrei, wir zwei,
das heiße Fleisch einander kühlen.
Doch hinterher in diesen Seidenlocken
erdroßl' ich dich und mich. Erdrossel alles!
Die nackte Zeit fall hin und Fluch auf dich,
auf alle, die zu dieser Hochzeit luden ...

Er ringt mit Irene

Dietrich

Wird mir der ganze Platz zum Höllenspiegel?

Irene

Stößt den Oberherrn in den Sarg zurück, taumelt zur Treppe. Dietrich in Gutundbluts Gebärde. Aus der Ferne: Nach Arabien usw.

Feiger Sohn

beim Oberherrn

Schaut doch, schaut.
Der tote Kamerad bewegt die Wimpern?
Er kann es noch. Seht meine, wie ein Vorhang.
Dahinter ist die Bühne leer. Sind Ferien.
Das lustige Völkchen schwärmt in Sommerfluren —.
Vielleicht auch nicht. O, „Bruder", holder Name ...

Dietrich

schreckt auf, stürzt zum Feigen Sohn

Es mögen Götter wissen, wie sie handeln
und Sonnen ihre prächt'gen Bahnen ziehn ...

Irene lacht auf

Schleif mich hinaus! Mein Knochenbau schmilzt hin,
schon kichern alle Larven wieder dreist...

Irene

wirft sich in den Weg

In dir! In dir! Fliehst du an Weltenenden —
In dir! In dir nur triumphiern Gespenster...!
Eh du der Liebe heil'ge Bünde brichst...

Dietrich

Hakt mich von dieser Dirne!

Zur Stadt

Brüder! Brüder!

Irene

entreißt ihm die Fackel

Dietrich packt die Fackel wieder, rüstet sich

So nimm die Krone!

Schleudert sie vor seine Füße

Unterm kalten Mond
setz sie dir auf, den Wahnsinn fortzuführen,
den Euer Hochmut muskelprahlend schuf!
Fühlst du denn nicht, wie du auf Seelen trittst
als wär'n sie Weggewürm! Schau du in Herzen,
wo Elend stumm und hoffnungslos durch dich
zu neuen Gräbern trauert, wenn du fliehst —,
wir Frauen, wie die bunten Schmetterlinge,
an spitzer Nadel leichenstill in Kästen
von rohen Buben neu verbluten müssen!
Führ eine Welt, in der wir Menschenmütter
zum Tier entwürdigt, säugen und gebären
vom Tisch des Geistes ewig fortgestoßen —,
in dumpfer Trauer weiter hoffen, hoffen.

Zur Stadt

Das Tor — weit auf! Schleich dich hinaus! Zur Macht!
Wo Liebe nicht, wo Dünkel von dem Söller
aus feigen Kräften wilde Fäulnis schüttelt:
Mord! Krieg und Pest! Das kannst du! Also führe!

Doch wenn du bebend einst vor Menschen tretend,
aus öder Brust der Sehnsucht Worte gibst,
der Tat nur Plunder umhängst, dann erschaudre
vor jedes Zufalls schwefliger Erscheinung;
denn du wolltst Schöpfer sein,
eh du selbst Schöpfung wurdest.

Dietrich

wild vor ihr

Irene

Starrst mich an!
Trotzschäumend? Mich? Ich halt dein Auge aus.
Hinknien soll ich, so, und sagen: Geh!
Erlös die Welt! Die Sendung segne ich!
Die Brüder warten ... Warum gehst du nicht?
Weil ich dich liebe, schau, entsag ich dir
und will mein freudlos Dasein fern verweinen ...!
Geh! Wer nur Turm sein will, was weiß der Arme
vom blühenden Tag, in dem die Sonne ruht!
Entsagen dir! Das forderst du doch, sprich?
War das der Männer gier'ger Wunsch bis heute
um Euer Ich, was anders heißt Euch Sendung,
uns Weiber in den Traum zurückzustoßen,
damit ihr frisch lebendig weiterschreitet —,
Ich bin die erste, die das Herz behauptet!
Und stiegen alle Frauen rings hernieder,
die je entsagt, um Geisterstolz zu mehren
und riefen: Halt! Du willst unmögliches!
So sag ich: Fort! Und kämpfe um die Freude!
Soll ich dies Herz, das keine Lästrung traf,
madonnenblaß in Heil'genhimmel retten?
Umarmen dich in jedem Kruzifix?

Springt glühend ans Kreuz

Die Arme waren vergebens ausgebreitet!
Wenn Menschheit fällt, und immer tiefer fällt —
Auf allen Vieren bald, wie wir begannen,
nach Lust und Nahrung tastend, daß der Affe
Triumph hinbrüllt —, nur du, nur du wärst schuld!
Willst du um wieder tausend Jahre fliehend
uns dein Eli in schwarzen Nächten lassen —

bis wieder einmal unsre Stunde kreiset ...?
Eh wieder du in herzerwachte Freude
den ersten Nagel duldest, daß die Hand,
die Menschenhand, die spendende, die schöne,
die milden Finger zu den Sternen krampft —

sie reißt den Leib vom Kreuz

Dietrich

Wahnsinnige!

Irene

In dir! Erwacht in dir!

Dietrich

stürzt über sie

Wahnsinnige!

Irene

Mich würgen? Rasche Tat,
weil Herzen endlich aufstehn Euren Geist
von seinem Thron zu donnern?

Dietrich

Blitze!

Irene

sich befreiend, frei

Blitze!

Feiger Sohn

über dem Heiland

Der Mond nicht blutig? Still, ganz stille, still —
wie um den Schrei nun längst verwester Brüder!

Irene

bei Dietrich

Verhüllt vor mir? Vor deiner? Die doch deine?

Schluchzt

Um dies Gebilde alle Qual der Welt?
Als wär ich Pest! (mit dem Heiland) Auf, Frauen, schaut zur Bühne:

So wurde Liebe, ewig geistzerschlagen,
auf jedem Platz zum Hohne hingepflanzt!
Uns stießen sie ins Knie davor, uns alle,
vor der erstarrten Fratze unsrer Not!

Sie schleudert das Kreuz fort. Weh

Wär's nicht am besten, fühlt ich nicht die Sünde,
es würden alle, die zwei Brüste haben,
um junges Fluchvolk wieder groß zu säugen,
ersäuft wie Katzen? Fühlt ich nicht die Sünde,
ich riß den Reiz, o Ekel! so vom Fleisch,
daß er kein Tier mehr je aus Menschen lockt,
sich Götter nicht vor ihm an Kreuze flüchten!
Doch dürfte dann Lebendiges noch hoffen?
Verlassner Tempel, preisgegeben, ach,
den Eulen und Gezücht der Nacht. (Am Sarge) Ja! Leiche
Ganz freudlos in dem Tanz des Alls! Ein Greuel!

Stürzt vor Dietrich hin

Erheb den Kopf, daß ich die Schöpfung wieder,
die Liebe, der ich wie ein trunkner Aar
entgegenflog, in deinen Augen finde...

Dietrich

tonlos

Ich weiß nichts mehr! Weiß nicht, was recht, was böse.

Irene

Sind alle Feuer aus der Brust geblasen?...
So lang ein Funken, nur ein Widerschein
aus diesem Antlitz, dem geliebten, leuchtet —,
solange will ich betteln, reden, bitten...
Kein andrer Dämon, Dietrich, als der deine
steht an den Pforten mit des Hochmuts Schwert!
Du selber wehrst dir, dunkeltrotzig, du
den letzten Schritt ins Feuerland der Freude!

Dietrich

wirft die Fackel

Schweig! Nichts von Feuer! Nichts von Feuer! Nein!

Irene

Der du das Feuer selber bist! Du! Du!

Dietrich

Ich?

Irene

Du! Du!

Dietrich

So bin ich toll!

Irene

In Gott!
Willst du den Glutstrom wie ein Fakir stauen?
Zur Sonne rufen: „Ist genug! Erlösche!"
Nein! „Wer nicht lieben kann, soll sterben!" riefst du!

Dietrich

Wann, wann hätt ich solch Rasewort gesprochen?

Irene

Als du am frömmsten in der Demut warst,
gelöst von dir, der Schöpfung hingegeben!

Dietrich

Irene!

Irene

will an seinen Hals, beherrscht sich

Nicht zu früh den Brand entzündet!

Dietrich

wild

Ha! Wüchsen wir, wir beide auch in eins —,
erlöst's die Brüder, wenn wir uns erfüllen!

Irene

Wie anders hoffst du Menschen zu erlösen!
In ihre Tränenkammern Tanz zu bringen!
Das Trunkene von Blick zu Blick zu halten —,
wenn sich zwei Menschen von der Welt gelöst
in stillen Schaudern in ihr Herz erheben —

Dietrich

O grauenvoll! Hör auf!

Irene

In jenes Glänzen,
das fromm um Götter lächelt...

Dietrich

Rasende!

Irene

Warum denn schrecken wir aus solchen Himmeln
entsetzt uns immer wieder aus den Armen!
Und sehn uns feindlich so verzweifelt an?

Dietrich

Weil zwischen deinem Glückswahn und der Erde
kein Gnadenbogen steht...

Irene

Er leuchtet, leuchtet...

Dietrich

Kein Stern, der uns aus des Erwachens Grausen
mit freiem Lichte wieder heimwärts führt!

Irene

Ich sehe ihn! Seh ihn in deinen Augen!

Dietrich

Ich reiß sie aus!

Irene

Um so viel heller strahlt er!

Dietrich

Hu! Höllen! Kirchen! Tod! Nur Lust zum Bösen!
Dahinter flüsternd: Märchen! Sagen! Träume!

Irene

Die Feigen schrein: Betrug! Die Bösen: Nichts!

Ihn schüttelnd

Auf! Zwischen diesem Jammerbild und Affen,
hinwankend an den finsteren Kanälen,
ziehst du die pest'gen Pfeile wieder vor,
der du schon Sonnen in die Räume rolltest —,
und schleuderst aller Selbstzerfleischung Tode
in unsrer Liebe gotterwachtes Herz?

Dietrich

zur Stadt

Reißt mich kein Arm hier los!

Irene

Ich tu's! Ich tu's!
Den Kopf nicht wenden! Mir ins Herz gesehn!
Und wär's der Gorgo Blick! Die Evaschlange ...

Dietrich

Gibt's kein Entrinnen! Brüder! Säumet nicht!

Irene

Krümmst dich vor der lebendigen Natur?
Der du der Wahrheit kühn entgegenflogst ...

Dietrich

Ha, Wahrheit!

Irene

Wahrheit! Wahrheit ist die Liebe!
Fliehst ihre letzte Unerbittlichkeit ...

Dietrich

Und welche?

Irene

Welche ...?

Dietrich

O, dein wissend Lächeln!

Nochmals aufgebäumt:

Einsam will ich und allein, Ich: Dietrich sein!

Losgerissen von mir selber? Ich
von jeder Wirklichkeit getrennt durch dich?
Ein Püppchen, das mich niederzwingt? Mich? Mich?

Irene

Sie wankt zur Treppe

Bin am Ende! Stirb!

Dietrich

stiert ihr nach, plötzlich reißt er wild, besessen alle Bewaffnung ab

Lawinen wollt ich rolln. Rolln sie auf mich?

Feiger Sohn

Mein Bruder ...

Dietrich

Lebst du noch?

Feiger Sohn

Ich warte.

Dietrich

augennah

Lebst noch?

Stürzt hin

Die pest'ge Bürde meines Ichs verlieren!
Es stiert mich aus verfaulten Augen an!

Irene kehrt um, Dietrich nicht sichtbar

Wehe, nun reißt es sich, reißt sich hier los!
Alle die Pfeile, die sengenden, ach!
Bin ich denn Eurem Geblitze bloß?
Stürzen die Flammen der Seele nach?
Halten sie, packen sie, züngeln sie nieder?
Muß ich denn in den allrasenden Quell?
Zerren die fackelnden Hände mich wieder,
wieder hinein in das Flammengebell?

Brust entblößt

Leuchtesonnen überschäumend,
weh, erblinden mein Gesicht!

Alle Herzenskammern räumend,
fasse ich die Feuer nicht!

Vergräbt sein Haupt

Irene

über ihm

Ist es so wehe, sich ganz zu verschwenden?

Dietrich

schreckt auf, sieht Irene

Weißt du, um wen du die Arme schlingst!

Irene

Fühle den ewigen Trotz in dir enden —

Dietrich

Fort! Daß du nie bis ins Innerste dringst!

Irene

Bin ich nicht, bin ich nicht tief schon in dir!

Dietrich

Sterbende Schwestern stöhnen aus mir ...
Ja, ich hatte dich geschlachtet!
Wehe! Weh! Es muß heraus!
Ichumnebelt! Ichumnachtet!
in dem Männer-Geisterhaus!

Deinen liebesmutigen Reigen brach ich mit der Faust des Feigen! Um nicht mich zu besiegen, aufzufliegen in den letzten Kreis — —

brach ich dich!
Seelennackt
in letzter Zelle,
seelenheiß —
steh ich da —
Deiner Herzensschwelle
zitternd nah.

Wo je Madonnen engelsmild
aus blauen Himmeln niederstrahlten —,
da war es unserer Schande Bild,
in das wir unsre Feigheit malten!

Irene

Ihr seid die Starken! Ihr seid die Götter!

Dietrich

Wir sind die Feigen! Wir sind die Spötter!

Irene

Sagt es, ihr Fühlenden, wandle ich recht?

Dietrich

Schändete dich! Dein ganzes Geschlecht . . .!

Dietrich zum Tische kriechend

Da, an dem Tische, dem ewig gehaßten,
griff ich die Sünde, griff ich die Lust!
Würgte die Flammen, die mich erfaßten,
Würgte mein Herz . . .
Du kamst in letzter zwölfter Stunde . . .

Irene

visionär

Die Nacht ist um? Wie weltenstill . . .

Dietrich

An deinem gottgeweihten Munde
zerfliegt, was noch von Höllen will . . .
In dieser Frauenträne,
diesem Naß,
das dir von deinen Wimpern rinnt,
von deinen Wangen, freudeblaß, —
seh alle, die an uns gestorben sind.

Kniet hin

Irene

kniet

Auf Knien ich!

Dietrich

Soll ich sterben? Soll ich leben?

Irene

Dich erheben! Dich erheben!

Dietrich

Nicht mich! O mich?

Irene

erhebt ihn

Leben! Leben!

Dietrich

Der ich schuldig?

Irene

Sterben war der Toten Tat.
Alle Guten, alle Bösen
aufzulösen,
daß sie wie Flämmchen in den Sonnenball,
in unaussprechliche Gemeinschaft streben, —
sei der Liebe Jubelwerk!
Schuldlos warst du eh du liebtest,
Liebe nur entsühnt dein Leben.
Liebe nur schafft neue Liebe;
Darum lebe, um zu lieben.
Du, Geliebter!

Dietrich

aufblickend

Dies ist das Ende, oder ein Beginn —

Irene

Beginn, Beginn! Der Menschheit erster Tag!

Dietrich

fest

So reiße ich das letzte Siegel auf!
Zeig eine Lüge in die Welt,
auf daß sie sterbe —:
Ich bin's! Der Mann, der ewige Held!
Daß ich daran verderbe!

Der Wage tiefster Sinn blüht auf:
Der Löwe war der Männer Flucht!
Die Zwillinge das ewige Du und Ich!
Dazwischen Lust und Tod —, der Krebs.

Leuchtend

Daß wir in der Jungfrau Stern
unsern wahren Weltenherrn:
Liebeseinheit, dich erkennen
dazu, Mutter, sage: Amen!

Irene

Heut ist der Jüngste Tag!
Und gestern war der Tod!

Dietrich

reicht seine Hände

Der Geist spricht: Komm.

Irene

Die Braut spricht: Komm!

Dietrich

fest

Ja, der Geist spricht: komm.

Irene

überwältigt

Ja, die Braut spricht: komm.

Sie reichen sich die Hände

Dietrich

Die Nacht ist um.

Irene

Heil'ge Liebe, laß mich jetzt nicht sterben;
der höchsten Gnade bin ich schrecklich nahe.
Stärk meine Kniee, daß ich deinen Kelch,
den Kelch der Freude aufrecht trinken kann . . .

Schleichs Stimme

aus der Stadt

Hierher! Dorthin! Hier! Zum Platz! Zum Platz!

Dietrich

Bin ein einzig Flammenbecken worden —
und unterscheide nichts mehr, als dein Herz,
das mich vom Ufer stößt ins Grenzenlose...

Irene

sinkt um

Dietrich

fängt sie auf

Durchmaßt du schon die kalte Einsamkeit,
in die ich dich zurückstoßen wollte?
Hätt dieser Hauch nicht Kraft, dich zu erwecken
was sollt er wecken?
Könnt ich mein Herz in deine Adern schütten...

Irene

schlägt die Augen auf

Dietrich!...

Dietrich

Laß diesen Strahl der Ewigkeit in mir
zum Diamanten härten. Atmest? Atmest?
So muß von Larven ein Ertrunkner tauchend,
als er die Sonne wieder leuchten sah —,
gejubelt haben, ach, wie ich, wie ich
emporgejauchzt zur Wonne deiner Liebe.

Er küßt sie

Ewig bei mir!

Irene

Ewig in dir!

Dietrich

Leibernah!

Irene

Geistesda!

Dietrich

Freudegeboren!

Irene

Atmet es leis?

Dietrich

Liebeverloren . . .

Irene

Schließt sich der Kreis?

Umarmung

Feiger Sohn

das dumpfe Brausen nähert sich Irene

Nach solcher Stimme lief ich Nächte lang;
vor Liebessehnsucht matt zusammenbrechend
und nie gestillter Phantasieen Last!
Die Sonne strahlt und ich muß mich verkriechen,
denn jeder Strahl spitzt sich zum Dolch für mich . . .
Ihr Mächte, warum laßt ihr uns so lange
im Finstern tappen? Bis wir, lichtgeblendet,
wie scheue Diebe dastehn und den Glanz,
den liebeshellen, nicht mehr fassen können . . .
Kann ich ihn fassen? Ach, mein Leben kauert
bis in die letzten Falten: Nacht, blutunerlöst
vor Eurer Liebe! Es ist kalt. Mich schauert.

Bricht zusammen

Dietrich

Gottentrückt zu Irene

Fühl eine Freiheit wie das Äthermeer. —
In ungemessnen Horizont verloren
schau ich ein Land, da alles Wohnung findet.
Wo Blumen wippen, Sternchen, sonnenbunt.
Es ist ein Glanz, von dem die Sonne nichts
und nichts das Firmament, das glühende, weiß —;
denn wüßten sie's, sie hörten auf zu strahlen,
weil sie sich ihrer Finsternisse schämten,
wie ich, als mich dein heilig Herz berührt.

Hanns Johst

geb. 1890 in Sarhausen i. S., studierte in Leipzig, Berlin und München erst Medizin, dann Germanistik und Kunstgeschichte, lebt in Oberallmannshausen a. Starnberger See.

Hauptwerke: „Der junge Mensch", Schauspiel, 1916; „Der Anfang", Roman, 1917; „Der Einsame, ein Menschenuntergang", Drama, 1919; „Der König", Drama, 1920; „Mutter", Gedichte, 1921.

Die beiden ersten Werke von Johst sind Bekenntnisse einer überschäumenden Jugend, die das typische Bürgererlebnis Familie und Haus in sich zu überwinden und sich kämpfend mit allerhand trüben Instinkten auseinanderzusetzen hat, bevor sie ihrer Sehnsucht nach Wirken in der Welt nachgeben kann. Sie ringt sich durch zur freudigen Teilnahme an den Aufgaben der Volksgemeinschaft. In einem stürmischen Vorwärts-Aufwärts regen sich die Kräfte tatenfroher Jugend auch in dem gleichzeitigen Gedichtband „Wegwärts", wo das Jagen und Rattern der Automobile zum Symbol psychischen Bewegungsdranges wird. Dann markiert der „Rolandsruf" Rast und Einkehr im stolzen Stammesbewußtsein und in der reinen Atmosphäre heimatlicher Herrlichkeit. — Als Dramatiker ging Johst zunächst bei Grabbe und Büchner und ein wenig auch bei Frank Wedekind in die Lehre. „Der Einsame" behandelt Grabbes Untergang in Grabbescher Szenen-Zersplitterung. Selbständig im dramatischen Aufbau, in der Diktion und der Ausbalancierung der Charaktere ist der Dichter im „König", wo mit tragischer Folgerichtigkeit ein gekrönter Idealist, unfähig, der politischen Realitäten Herr zu werden, an seinem Dilettantismus zugrunde geht. Hanns Johst hütet sich vor der pedantischen Doktrin des Expressionismus, steht ihr aber seinem explosiven Naturell nach nahe und löst das szenische Gefüge nach expressionistischer Methode in knappe, filmartige Einzelbilder auf.

Walter Hasenclever

geb. 1890 in Aachen, studierte in Oxford, Lausanne und Leipzig Philosophie und Literaturgeschichte, nahm 1915 am Kriege teil; 1916—1917 im Lazarett. Kämpfte bereits vor dem Kriege sowie während des Krieges für die Revolution, wandte sich aber nach deren Ausbruch rein geistigen Problemen zu und sprach sich ausdrücklich gegen die „Revolution der Schieber“ aus. Lebt in Dresden.

Hauptwerke: „Der Jüngling“, Gedichte, 1913; „Der Sohn“, Drama, 1914; „Tod und Auferstehung“, Gedichte, 1916; „Antigone“, Drama, 1918; „Die Menschen“, Schauspiel, 1918; „Jenseits“, Drama, 1920; „Entscheidung“, Drama, 1921.

„Der politische Dichter“ — sein zweiter Versband schließt mit Strophen, die diese Überschrift tragen — erhebt in Walter Hasenclever vorläufig noch weiter hallend seine Stimme als der am Werke Genüge findende Künstler. Der Wille zur erkorenen Sache liegt in schwerem Kampfe mit den Möglichkeiten des Ausdrucks, in der sie wirksam zu fördern ist. Schon „Der Sohn“ war politisch in dem Sinne, daß er, wenn auch in engstem häuslichen Rahmen, zwei Generationen mit eigenen sozialen Ansprüchen gegeneinander hetzte. Seitdem ringt Hasenclever in immer neuen dramatischen Stilformen um die seiner heftigen Natur gemäße und endgültige. Die kühnste, kaum zu bezwingende, die sich dann doch auf einigen Bühnen bewährte, erfand er sich in den „Menschen“, wo — ohne Satzbildung, nur in andeutendem Einzelwort und Aufschrei — die typischen Schicksale der leidenden Menschheit dieser Zeit vorüberjagen.

Vielleicht war der Krieg, als dessen Frucht „Tod und Auferstehung“ und „Antigone“ entstanden, nicht so entscheidend für Hasenclevers Entwicklung, wie es zunächst den Anschein



Phot. Atelier Eberth, Berlin

Walter Hasenclever



hat. Spuren davon sind aber auch noch in „Jenseits" nachzuweisen, das ein ans Okkulte streifendes psychisches Erlebnis mit einfachsten Mitteln in unmittelbar packende greifbare Wirklichkeit umsetzt. Hasenclever will mit seinen Dramen erschüttern, sonst nichts. In „Jenseits" ist ihm das nun zum ersten Male so gelungen, daß Meisterschaft der Technik wenigstens nicht mehr in Frage steht.

Aus „Der Sohn" *

Zweiter Akt, Ende der 2. Szene

Der Sohn

(feurig):

Das Höchste! Zerreiße die Fesseln zwischen Vater und Sohn — werde mein Freund. Gib mir dein ganzes Vertrauen, damit du endlich siehst, wer ich bin. Laß mich sein, was du nicht bist. Laß mich genießen, was du nicht genossen hast. Bin ich nicht jünger und mutiger als du? So laß mich leben! Ich will reich und gesegnet sein.

Der Vater

(hohnlachend):

Aus welchem Buch kommt das? Aus welchem Zeitungshirn?

Der Sohn:

Ich bin der Erbe, Papa! Dein Geld ist mein Geld, es ist nicht mehr dein. Du hast es erarbeitet, aber du hast auch gelebt. An dir ist es nun, zu finden, was nach diesem Leben kommt — freue dich deines Geschlechts! Was du hast, gehört mir, ich bin geboren, es einst für mein Dasein zu besitzen. Und ich bin da!

Der Vater:

So. Und was willst du mit — meinem Gelde tun?

Der Sohn:

Ich will in die Ungeheuerlichkeit der Erde eintreten. Wer weiß, wann ich sterben muß. Ich will, ein Gewitter lang, das Erdenkliche meines Lebens in den Fingern halten — dieses Glück werde ich nicht mehr erlangen.

---

* Kurt Wolff, Verlag, München.

Im größten, ja im erhabensten Blitzesschein will ich über die Grenzen schauen, denn erst, wenn ich die Wirklichkeit ganz erschöpft habe, werden mir alle Wunder des Geistes begegnen. So will ich sein. So will ich atmen. Ein guter Stern wird mich begleiten. Ich werde an keiner Halbheit zugrunde gehn.

Der Vater:

Weit ist es mit dir gekommen! Du läßt mich deine ganze Niedrigkeit sehn. Danke deinem Schöpfer, daß ich dein Vater bin. Mit welcher Stirne hast du von mir und meinem Gelde gesprochen! Mit welcher Schamlosigkeit meinen Tod im Munde geführt. Ich habe mich in dir getäuscht — du bist schlecht — du bist nicht von meiner Art. Aber noch bin ich dein, Freund und nicht dein Feind, deshalb züchtige ich dich für diese Worte, wie du es verdient hast. (Er tritt auf ihn zu und schlägt ihn kurz ins Gesicht.)

Der Sohn

(nach einer langen Weile):

Du hast mir hier im Raum, auf dem noch der Himmel meiner Kindheit steht, das Grausamste nicht erspart. Du hast mich ins Gesicht geschlagen, vor diesem Tisch und diesen Büchern — und ich bin doch mehr als du! Stolzer hebe ich mein Gesicht über dein Haus und erröte nicht vor deiner Schwäche. Du hassest ja nur den in mir, der du nicht bist. Ich triumphiere! Schlag mich weiter. Klarheit übermannt mich, keine Träne, kein Zorn. Wie bin ich jetzt anders und größer als du. Wo ist die Liebe, wo sind die Bande unseres Bluts hin! Selbst Feindschaft ist nicht mehr da. Ich sehe einen Herrn vor mir, der meinen Körper verletzt hat. Und doch war einst aus seinem Körper ein Kristall zu meinem Leben gestimmt. Das ist das unbegreiflich Dunkle. Unter uns trat Schicksal. Gut. Ich lebe länger als du! (Er taumelt.)

Der Vater:

Du zitterst. Nimm einen Stuhl. Ist dir nicht wohl? — Willst du etwas haben?

Der Sohn:

(einen Augenblick etwas schwach in seinen Armen):

Ach, ich habe soviel auf dem Herzen.

Der Vater

(in verändertem Ton):

Ich strafte dich, weil ich mußte. Das ist nun vorbei. Komm. Es geht dir nicht gut.

Der Sohn:

Als ich einmal von der Leiter fiel, und mein Arm war gebrochen, da hast du für mich gesorgt. Als mein kindliches Gewissen schlug, weil ich einen Schaffner betrog, hast du ihn beschenkt und mein strömendes Weinen geheilt. Heute kam ich zu dir in größerer Not, und du hast mich geschlagen. — Es ist wohl besser, du lässest mich nun aus deinem Arm.

(Er richtet sich auf.)

Der Vater:

Du kamst nicht in Not, du kamst in Ungehorsam. Deshalb schlug ich dich. Du kennst mich und weißt, was ich von meinem Sohne verlange.

Der Sohn:

Wie kannst du ein Wort auf der Zunge bewegen und sagen: so ist es! Siehst du nicht stündlich den Tod in den Baracken und weißt nicht, daß alles anders ist in der Welt!

Der Vater:

Ich bin ein Mann und habe Erfahrungen, die du nicht hast. Du bist noch ein Kind.

Der Sohn:

Wenn Gott mich leben läßt, darf ich alles beginnen. Weshalb willst du mich darum verleugnen! Hast du nicht auch auf der blumigen Erde gespielt und manches geträumt, was dir nicht erfüllt ist?

Der Vater:

Ich habe meine Pflicht getan, das war mir das Höchste. Und du machst hier einen Unhold aus mir und bedenkst nicht: ich habe an deiner Wiege gestanden und du warst geliebt! Glaubst du nicht, daß ich auch heute noch manch schlaflose Nacht deinetwegen verbringe? Was soll aus dir werden! Wo sind deine Kinderworte geblieben, deine reine und unbefangene Brust? Du bist störrisch hingezogen, und verlacht hast du Rat und Hilfe. Und jetzt soll ich dir helfen, wo du zu mir kommst übernächtig und schlimm! Jetzt soll ich dir vertrauen?

Der Sohn:

Du bist mir ein Fremder geworden. Ich habe nichts mehr gemein mit dir. Das Gute, von dem du glaubtest, es sei so leicht, hat mich nicht in deinen Zimmern erreicht. Du hast mich erzogen in den Grenzen deines Verstandes. Das sei deine Sache. Jetzt aber gib mich frei!

Der Vater:

Wie sehr hat dich schon die Fäule dieser Zeit zerstört, daß du so trübe empfindest. Tat ich nicht recht, dich fernzuhalten von allem, was häßlich und gemein ist! Du bist entzündet von Begierden, die ich mit Schrecken erkenne. Wer hat dich so im Herzen verdorben? Ich habe dich als Arzt behütet vor dem Gift unsrer Zeit, denn ich weiß, wie gefährlich es ist. Dafür wirst du mir später noch dankbar sein. Aber wie ist das gekommen — es hat dich doch erreicht! Aus welchem Kanal brach diese Ratte in deine Jugend ein? Mein armer Junge, wie verirrt du bist! Komm, laß uns das vergessen.

(Er legt die Hand auf seine Schulter.)

Der Sohn

(weicht zurück):

Nein, Papa. Ich liebe meine Zeit und will dein Mitleid nicht. Ich verlange nur eins noch von dir: Gerechtigkeit! Mach, daß ich nicht auch darin an dir zweifle. Mein Leben komme nun über mich! Es ist Zeit, Abschied zu nehmen, deshalb stehn wir hier voreinander. Nein, ich schäme mich nicht der Sehnsucht nach allem, was heute und herrlich ist. Hinaus an die Meere der Ungeduld, des befreienden Lichts! Verlassen sei die Öde deines Hauses und die Täglichkeit deiner Person. Ich fühl es, ich gehe einer glücklichen Erde entgegen. Ich will ihr Prophet sein.

Der Vater:

Sind das deine letzten Worte im Hause, das dich genährt und beschützt hat viele Jahre? Wer bist du, wenn du die edelste Schranke, Vater und Mutter, in Unkeuschheit zerbrichst? Weißt du denn, was du verlässest, und wohin du gehst? Tor! Wer gibt dir morgen zu essen? Wer hilft dir in Trübsal und Unverstand? Bin ich denn schon tot, daß du so zu mir sprichst!

Der Sohn:

Ja, Vater, du bist mir gestorben. Dein Name zerrann. Ich kenne dich nicht mehr; du lebst nur noch im Gebot. Du hast mich verloren in den Schneefeldern der Brust. Ich wollte dich suchen im Wind, in der Wolke, ich fiel vor dir auf die Kniee, ich liebte dich. Da hast du in mein flammendes Antlitz geschlagen — da bist du in den Abgrund gestürzt. Ich halte dich nicht. Jetzt wirst du bald mein einziger, mein fürchterlicher Feind. Ich muß mich rüsten zu diesem Kampf: jetzt haben wir beide nur den Willen noch zur Macht über unser Blut. Einer wird siegen!

Der Vater:

Es ist genug. Noch einmal hör auf mich! Ist denn kein Atem des Dankes, keine Ehrfurcht mehr auf deinen schäumenden Lippen? Weißt du nicht, wer ich bin!?

Der Sohn:

Das Leben hat mich eingesetzt zum Überwinder über dich! Ich muß es erfüllen. Ein Himmel, den du nicht kennst, steht mir bei.

Der Vater:

Du lästerst!

Der Sohn

(mit zitternder Stimme):

Ich will lieber Steine essen als noch länger dein Brot.

Der Vater:

Erschrickst du nicht selber vor dem, was du sagst?

Der Sohn:

Ich fürchte dich nicht! Du bist alt. Du wirst mich nicht mehr zertreten in eifernder Selbstigkeit. Wehe dir, wenn du deinen Fluch rufst in die Gefilde dieses Glücks — er fällt auf dich und dein Haus!

Und wenn du mich mit Stockhieben von dir treibst — wie hab ich einst gebebt vor dir in armer und heimatloser Angst — ich werde dich nicht mehr sehn, nicht deine Tyrannenhand und nicht dein graumeliertes Haar: nur die mächtige, die stürzende Helle über mir. Lerne begreifen, daß ich in eines andern Geistes Höhe entschwebt bin. Und laß uns in Frieden voneinander gehn.

Der Vater:

Mein Sohn, es ist kein Segen über dir! ... Wie, wenn ich dich jetzt ziehn ließe in deiner Verblendung? Laß dich warnen vor den süßen Würmern dieser Melodie. Willst du mich nicht begleiten an die Betten meines Spitals (höhnisch): da krümmt die Röte deiner Jugend sich verdorben in Schaum und Geschwulst, und was aus deinem Mund sich beschwingt in die Lüfte erhob, bricht als Wahnsinn in des Verwesenden traurige Flur. So zerreißt Gott die Flügel dem, der in Trotz und Hochmut entrann! Stoß in dieser Stunde meine Hand nicht zurück, wer weiß, ob ich sie je dir so warm wieder biete.

Der Sohn:

In deiner Hand ist mancher gestorben, dessen Nähe uns umwittert. Aber was sind all diese Toten gegen mich, der ich in Verzweiflung lebe! Wär ich vom Krebse zerfressen, hättest du mir jeden Wunsch erfüllt. Denn ein Kranker, dem niemand helfen kann, darf noch im Rollstuhl an die Küste der blauen Meere fahren. Ihr Lebenden, wer rettet euch! Du rufst das Grauen aus den Gräbern auf; doch dem schönen Glücke mißtrauen darf nur, auf wessen Haupt die Drommete des Tages erschallt ist. Aus zwanzig Jahren, aus zwanzig Särgen steig ich empor, atme den ersten, goldenen Strahl — du hast die Sünde gegen das Leben begangen, der du mich lehrtest, den Wurm zu sehen, wo ich am herrlichsten stand —

Zerstäube denn in den Katakomben, du alte Zeit, du modernde Erde! Ich folge dir nicht. In mir lebt ein Wesen, dem stärker als Zweifel Hoffnung geblüht hat.

Wohin nun mit uns? In welcher Richtung werden wir schreiten?

Der Vater

(geht nach links und verschließt die Türe):

In dieser.

Der Sohn:

Was soll das bedeuten?

Der Vater:

Du wirst das Zimmer nicht verlassen. Du bist krank.

Der Sohn:

Papa!

Der Vater:

Nicht umsonst hast du den Arzt in mir gerufen. Dein Fall gehört in die Krankenjournale, du redest im Fieber. Ich muß dich so lange einschließen, bis ich dich mit gutem Gewissen meinem Hause zurückgeben kann. Man wird dir Essen und Trinken bringen. Geh jetzt zu Bett.

Der Sohn:

Und was soll weiter mit mir geschehn?

Der Vater:

Hier gilt noch mein Wille. Du wirst dein Examen machen, auf der Schule, wo du bist. Ich habe deinen Hauslehrer entlassen. Von jetzt ab werde

ich selber bestimmen. In meinem Testamente setze ich dir einen Vormund, der in meinem Sinne wacht, wenn ich vorher sterben sollte ...

Der Sohn:

Also Haß bis ins Grab!

Der Vater:

Du beendest deine Studien und nimmst einen Beruf ein. Das gilt für die Zukunft. Fügst du dich meinem Willen, wirst du es gut haben. Handelst du aber gegen mich, dann verstoße ich dich, und du bist mein Sohn nicht mehr. Ich will lieber mein Erbe mit eigner Hand zerstören, als es dem geben, der meinem Namen Schande macht. Du weißt nun Bescheid.

Und jetzt wollen wir schlafen gehn.

Der Sohn:

Gute Nacht, Papa.

Der Vater

(geht zur Türe; kommt noch einmal zurück):

Gib mir alles Geld, was du bei dir hast!

Der Sohn

(tut es):

Hier.

Der Vater

(von einer Rührung übermannt):

Ich komme morgen nach dir sehen. — Schlaf wohl!

(Er entfernt sich und schließt die Türe.)

Der Sohn

(bleibt unbeweglich).

Johannes R. Becher

geb. 1891 in München als Sohn eines Oberlandesgerichtsrates, erlebte schon in jungen Jahren eine tragische Liebeskatastrophe, trat in einem Münchner Kabarett mit seinen Gedichten auf, hielt sich dann wegen eines langwierigen Leidens häufig in Sanatorien auf, lebte einige Zeit in Berlin; jetzt wieder in München.

Hauptwerke: „Verfall und Triumph", „Versuche in Prosa", 1914; „An Europa", Gedichte, 1916; „Päan gegen die Zeit", 1919; „Das Neue Gedicht", 1918; „Gedichte für ein Volk", 1919; „Gedichte an Lotte", 1919; „Um Gott", Gedichte", 1921.

Bei keinem der jungen Expressionisten tobt sich der Haß gegen die Welt, ja gegen das Leben als solches, rasender, schreiender, krampfartiger aus als bei Johannes R. Becher. Seine in Fetzen umherflatternden umeinander wirbelnden Satz- und Wortfragmente lehnen es ab, noch Sprache zu bedeuten. Heulend, winselnd, brüllend reißen sie sich los aus gemartertem, zerrüttetem Nervensystem. Interpunktionen müssen andeuten, wo die Stimme erstickt. Die Greuel des Krieges haben ihm den Rest gegeben; mit der Revolution brach aus anderen Regionen seiner chaotischen Seele ein neues ekstatisch aufzüngelndes Flammenmeer hervor. Doch fanden diese zum Aufruhr aufpeitschenden Strophen im Proletariat ebensowenig Widerhall wie die anderer expressionistischer Umstürzler. Restlos deckt sich der Schrei mit den Amok rennenden psychischen Erschütterungen der Persönlichkeit; die Leidensbrüder aber, denen er gilt, verschließen ihm ihr Ohr und weichen ihm aus. Allein schon deuten einige gedämpftere Strophen, besonders in den „Gedichten an Lotte", darauf hin, daß Ordnung in das Chaos kommen und ein Stil der Gefaßtheit sich bilden will. So hemmungslos Becher sich neuen Eindrücken hingibt, so rasch wird er auch mit ihnen fertig. Die Herrschaft über die Sprache besitzt er jedenfalls, wenn er sie auch bisher nur selten ausübte.

Aus „Gedichte für ein Volk“ *

An Berlin

Berlin —: mit Schulter-Bergen hab ich dich durchdröhnt!
Zerstampfet deiner Häuser zementenen Apparat.
... verhängt wir rings mit Tau-Schleim ewiger Straßen ...
Von Kreisel-Plätzen lodernd übertätowiert.

Berlin! Berlin! Voll Donner-Tag du Stadt, doch nimmer aufreißt du
Solch blankes Firmament der Brust; denn Schwalben sprühen.
Gewitter streichen Winde eines Atems.
O Berg eilt uns als Dämon Helfer zu.

Berlin, Paradies-Strom frißt dich labyrinthische Feste.
Kanäle fallend mir anheim. O Höfe zwitschernd!
Ja Palmwälder sprießen Schlote der Fabriken.
O Schatten-Traum der rings beglänzten Ärmsten!

Berlin Scharlachkürbis zerbeulte Frucht ins Netz der Himmel schlagend.
Wo Mensch-Ameise schwirrt im jähesten Fabelreich elastischer Korridore.
Wann wirst du Volk empor aus jener Wildnis tagen!?
(... du Tat aus Geist geboren ...)

Du Volk —: Gewalt, aus der dein Dichter brennt.
Du Volk versklavt in Gründe Mords gerissen.
Du Volk entführt im Mörser Brei zerschmissen.
... behelmt der Stirnen Schauer-Firmament ...

Hah: morschen Bruders Leib dein Feld, dein Kissen!
Ja, euere Frauen Jenes Skalp sich hissen!!
(Barbar vom Bomben-Werk zerbissen.)

Du Volk! mein Volk —: daß sich dein Blut verschwend:
Die Henkerfalten deines Antlitz glätten.
Dann sei, daß strahlend sich aus Schädelstätten
! Ihr Muskeln stemmt!
Dein Himmel hebt. Sternmulden schimmernd früheste Narben.
Fischgründe lodern. Klirrt o Strahlen-Garben!!!

---

* Insel-Verlag, Leipzig.

Erwartet du … Die schwelgt ob Tausendbogen.
Wind fegt Palm-Inseln auf ein Ozeankleid.
Monds Glanzspirale feinst Turm-Haupt bezogen.
Wir Segler frei durch Enzian-Gründe weit …

Bestirnte Flur! Wie unsere Bahn belüstert!
Da zweigt der Fluß sich glänzend in den Raum.
Du-Dasein sprießt. Baum-Rund der Himmel knistert.
Oboen blinken. Flöten Silberflaum.

Du die wir träumen je seit Kindheitsspielen —!
Im Braus der Kerker — Klang gut — offenbar.
Durch dich wir bunt gehäufte Schwärme zielen.
Entschäumt von Wirrnis strömt jed Antlitz klar.

Du mein Gesetz. Gericht. Ja Gottes Spitze.
Bekurvt von Engeln: schwingende Gestalt.
Gemäuer brennen so dein Atem ritzet.
Gewürm dreht flatternd aus zerborstenem Wald.

Aus Hüften stäubt solch Harnisch: Blitz der Kämpfe.
Luft brückte Schlucht. Fels quoll zum Moos-Quartier.
Ozon bewiegt ränn Ekelfluß der Dämpfe.
… und Dornbusch strahlt. Hier tönt ein Hungertier.

Du schmelzend Aller urgeheimste Fratze.
Spelunke löst sich. Schwebt. O Blau! Mai-Früh!
Gesang der Frucht. — Rings jubilierend Spatzen.
… Geliebter Mensch in Auen Immergrüns …

Aus „Das Neue Gedicht"*

Entrückung

Mond in rosa Wolken steht,
Die verwittern schnell, verdunkeln.
Gletscher fern herüberweht.
Fenster und Laternen funkeln.

* Insel-Verlag, Leipzig.

Heller Gärten Walzer nahen.
Nimm mich hin, du schöner Traum!
Menschen, Tiere, Häuser klagen.
Tief im Fluß vergeh, o Baum.

Ach, ich möchte weiter schicken,
Körper, dich von irdischem Ort!
Berge, Städte, Landschaft, Brücken
Stehen auf schon, wirbelnd fort...

Waldung schwanket. In den Haaren
Wühlet knöcherne Hand.
Es kommen an die heiligen Scharen.
Es dröhnet mein Gewand.

Ich ward wie Meer, doch ohne Sturm,
Und Ebene ausgestreckt,
Aus meinem Munde wächst der Turm,
Wald und Gebirg sich reckt.

Wie herrlich bin ich aufgegangen!
Im Aug-Ozean schläft kaum ein Mond.
In meinem Blut schon Sterne fangen
Zu kreisen an erhellten Tons.

Die Beiden

Ein Pfeil streckt grad aus niederen Bauchs Gekrös,
Nach dem der Kropf mit langem Rucke zerrt.
Mit gelber Mähn verklebt der Wunden Blöße.
Ringsum die Freundin, die Zikade, schwirrt.

Mit kleinen Zungen an die Luft gehängt — — —
Da sträubt mit Schreien sie das falbe Kleidgefieder.
Er um den Tisch in dem Café verrenkt
Armt nach zu spät gewordenem Tageliede.

Zu zweit. Von Park und Strom, dem Kranz umschlungen —
Den Kneipen eingesetzt. Im Teich der Biere.
Salatwurst ätzet. Mayonnaisetunken
Wie Eiter sich um deren Wangen schmieren.

So kniet sie um. Die Trikolore schwenken!
Das Antlitz gen die haarige Brust gewandt,
Auf die sich acht Gewehre plätschernd senken.
Und Trommeln krachen ein die rote Wand.

Essay und Kritik

Im Gefolge der Dichtung, ihre Entwicklung fördernd, erläuternd, sie mit anderen geistigen Gebieten in Beziehung setzend, ziehen der Essay und seine abgekürzte, gedrängtere Form, die Kritik, ihre Kreise. Auf Stil und Sprache ist ihr Einfluß kaum geringer als der der Dichtung selbst. Wertmesser der Prosa sind sie, sprechen ihr das Urteil und dienen ihr als Exempel. Ein guter Essayist und Kritiker nimmt innerhalb des Schrifttums einen höheren Rang ein als ein mittelmäßiger Dichter, und Alfred Kerr hat recht, wenn er voll Verachtung auf die Masse armseliger Skribenten herabblickt, mit denen er sich berufsmäßig abzugeben hat, deren schwächliche Erfindungsgabe mit seinem kritischen Geist sich nicht im entferntesten messen kann.

Die Kunst des Essays setzt zu ihrem Gedeihen ruhige, besinnliche Zeiten voraus, Zeiten freundlicher Muße, in denen sorgfältige, objektiv abwägende Betrachtung, Überlegenheit des Urteils und liebevolle Pflege der Form sich ungestört auswirken können. Unsicherheit der öffentlichen Zustände, in denen erregte, meist fruchtlose Debatten über die dringlichen Fragen allgemeiner Existenz die Oberhand gewinnen, erzeugen zwar aktuelle Flugschriften in Masse, aber nur wenig Arbeiten, die kraft inneren Wertes Anspruch auf Dauer haben können. Daher nahm der deutsche Essay vor dem Kriege einen wesentlich höheren Rang ein als in den letzten sieben Jahren. Die Energie des Denkens schien unter der anhaltenden Depression der Gemüter zu erlahmen, das Urteil trübte sich oder neigte zu fanatischem Eigensinn; die Form verrohte. Damit folgte der Essay nur dem Geschick der

wissenschaftlichen Disziplinen, als deren Schößling und anmutiges Abbild man ihn bezeichnen kann.

Zwischen der exakt wissenschaftlichen Abhandlung und dem gefällig obenhin plaudernden Feuilleton nimmt der Essay eine mittlere Stellung ein. Den Franzosen, die uns das unübersetzbare Wort selbst geliefert haben, liegt er besser als den Deutschen. Des Deutschen vorzugsweise gründlich und wissenschaftlich denkender Kopf läßt allzuoft noch Klarheit und Formenschönheit vermissen.

Immerhin waren wir vor dem Kriege auf dem besten Wege, auch auf dem Gebiete des Essays Vortreffliches zu leisten. Große Meister des Essays haben wir allerdings nie besessen, wohl aber Schriftsteller, die hie und da mit einem einzelnen Werke von den Kennern guter Prosa geschätzt wurden, wenn auch im Volke kaum Verbreitung fanden. Einer der angesehensten und einflußreichsten war Otto Brahm, der Herold des deutschen Naturalismus und Förderer Gerhart Hauptmanns. Er fand abgesehen höchstens von Alfred Kerr, keinen ebenbürtigen Nachfolger; Alfred Kerr aber, der einzige, der heute den Namen einer kritischen Persönlichkeit verdient, faßte Fuß auf ganz anderen Stilprinzipien und steht außerhalb jeder Tradition. Mit Ehren behaupten sich einige Berliner Theaterkritiker Siegfried Jacobsohn, Stefan Großmann, Franz Servaes, Emil Faktor, in München Hermann Sinsheimer, in Wien Felix Salten, Alfred Polgar und Egon Friedell. Den polemischen Essay pflegt mit Leidenschaft und beißendem Witz Karl Kraus, der Herausgeber der „Fackel".

Gediegene Essayisten ausgesprochen deutscher Prägung sind Wilhelm Weigand, Arthur Schurig und Friedrich von Oppeln-Bronikowski, die aber alle drei merkwürdigerweise sich vor allem in die französische Literatur versenkten. Sehr aparte und amüsante Sachen findet man in Franz Bleis „Vermischten Schriften" (1910/12); sein Lieblingsthema ist die Kultur des Rokoko. Manche Dichter veröffentlichten zwischendurch beachtenswerte Essaybände, so Hermann Bahr „Studien zur Kritik

der Moderne (1899), Heinrich Mann „Macht und Mensch", Thomas Mann „Betrachtungen eines Unpolitischen", Jakob Wassermann „Die Kunst der Erzählung", Stefan Zweig „Drei Meister", Arno Holz, Paul Ernst und Otto zur Linde programmatische Ausführungen über ihre dichterischen Ziele. Ansätze zu essayistischer Durchdringung des Expressionismus finden sich in einer Schriftensammlung „Tribüne der Kunst und Zeit", 1919 ff., wo Kasimir Edschmid „Über den Expressionismus in der Literatur und die neue Dichtung", Max Krell „Über neue Prosa", Alfred Wolfenstein über „Neue Lyrik", Fritz von Unruh über „Das neue Drama" schrieb.

Zieht man den Kreis etwas weiter und spricht literarische Bedeutung auch den mit bewußt ästhetischem Willen gestalteten Abhandlungen über andere Kunstgebiete und über die Geschichte zu, so finden wir vorzügliche Essays über Bildende Kunst bei Julius Meier-Gräfe und Wilhelm Hausenstein, über Musik bei Oskar Bie, über kulturell merkwürdige Charaktere bei Paul Wiegler („Figuren", 1916), über die Geschichte der „Geselligkeit" (1910 ff.) bei Alexander von Gleichen-Rußwurm. Allerhand schöne, luxuriöse Dinge haben uns Felix Poppenbergs (1869—1915) Essays — Ernst Heilborn gab sie als „Gesammelte Aufsätze" 1919 heraus — nahezubringen gesucht: über Werke erlesener Kunst und Dichtung, die Buchkunst und den körperlichen Schmuck, fremde Kulturen, die primitiven wie die des Niederganges, die Landschaft und ihre Architekturen. In den feinen und aufschlußreichen Charakteristiken merkwürdiger Menschen aus dem 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts leitet Felix Poppenberg deren Wirken stets von dem zutiefst liegenden Kern ihrer Natur her, dem die lebenbestimmenden Triebe entkeimen; in jeder Handlung, jedem flüchtigen Ausspruch weist er die entscheidenden Charakterzüge nach.

Alfred Kerr

geb. 1867 in Breslau. Lebt in Berlin.

Gesammelte Schriften in 7 Bänden, 1917/20.

Zugegeben, daß Alfred Kerr, wie seine zahlreichen Gegner behaupten, kokett und eitel sei, so übt er seinen Beruf, seine „Sendung“, wie er ihn mit berechtigtem Stolze nennt, mit allen männlichen Tugenden aus. Klatschen, Keifen, Nörgeln ist ihm fremd. Er kritisiert sachlich, eindringlich, folgerichtig, mit einem Tief- und Weitblick, der in Deutschland seinesgleichen sucht. Aller Launen und Mätzchen ungeachtet ein Charakter. Ein Prophet, der fast immer recht behält. Ein Richter aus Leidenschaft, doch von Leidenschaft nie verblendet. Geist, Witz und Virtuosität des Ausdrucks sind angenehme Zugaben. Seine Kritiken über Theaterpremieren und Schauspieler — sie bilden den Inhalt der ersten fünf Bände der Gesammelten Schriften — haben unabhängig von den Gegenständen, mit denen sie sich zu beschäftigen „gezwungen“ sahen, ihren Eigenwert.

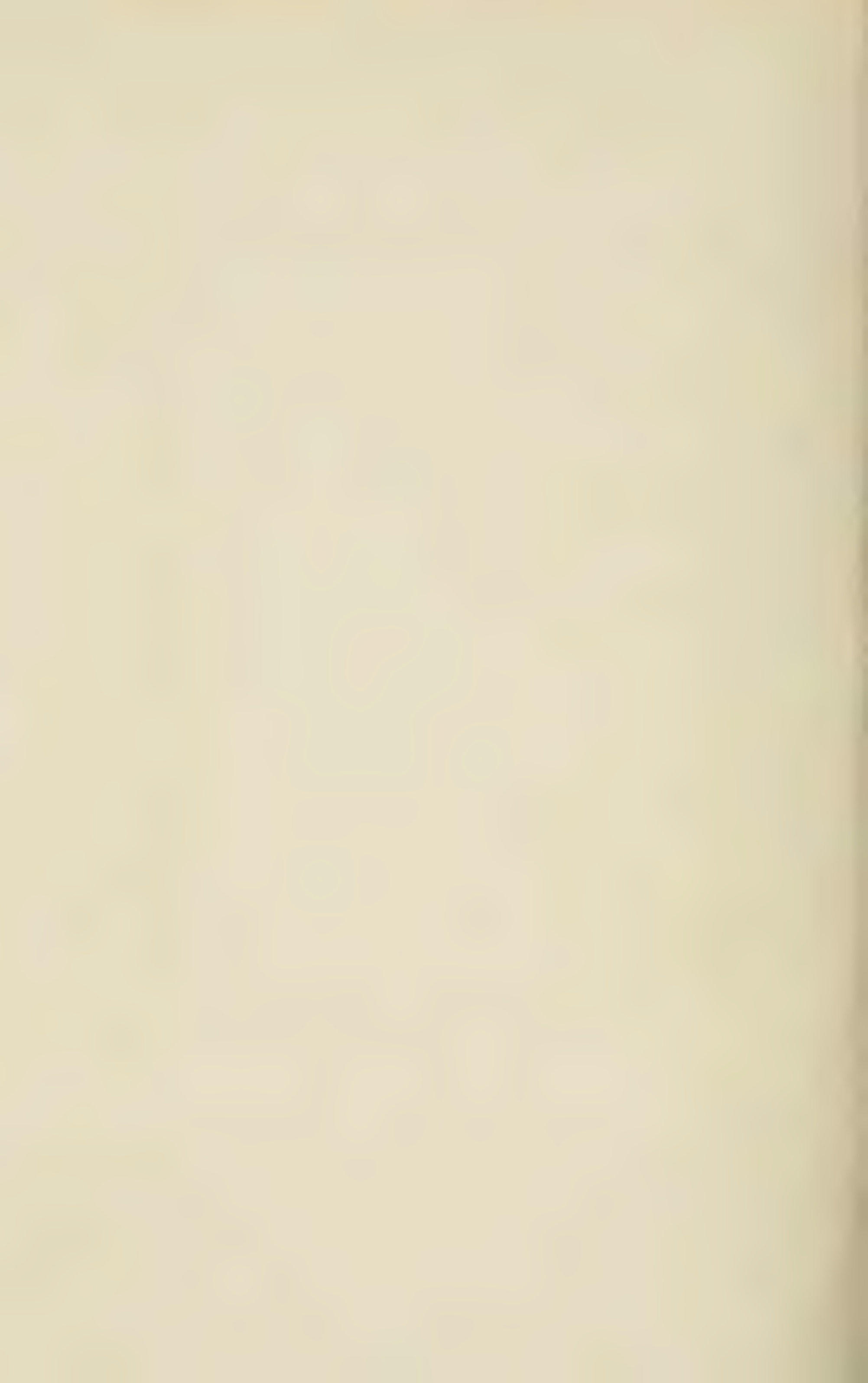
Es ist Alfred Kerr verliehen, mit einem einzigen Wort, einer Parenthese, einer Interpunktion an rechter Stelle den Dichter oder Schauspieler auszuschöpfen, unter die Unsterblichen zu versetzen oder zu vernichten.

„Die Welt im Licht“ - zweiter Teil der Gesammelten Schriften — sind Kerrs Reisetagebücher, und der vom modernen Theater so bitter Enttäuschte entpuppt sich, wenn er deutsche Landschaften und die Welt bereist, als der liebenswürdigste Enthusiast. Seine Art zu sehen, zu erleben und schriftlich festzuhalten ist die knappest impressionistische, also



Phot. Dührkoop, Hamburg

Alfred Kerr



höchst unmittelbar, flimmernd und vibrierend von innerem Leben, für Neugierige allerdings lückenhaft. Überall kommt es ihm nur auf das Wesentliche der Atmosphäre, das eigentliche, nicht leicht zu definierende Fluidum des genius loci an. Mit die schönsten und originellsten Kapitel sind die letzten, „Gruß an Tiere“ betitelten. Die morbide Zivilisation unsrer Großstädte, die Eitelkeit und den rohen Geschäftsbetrieb der Theater-Unkultur bekämpft der Kritiker; all seine Begeisterungsfähigkeit bewahrt er sich für das Leben draußen in der Natur, das Urbild und die ewige Beschämung aller Komödie.

Namen-Verzeichnis

B weist auf ein beigegebenes Bildnis,
H auf eine beigegebene Handschrift-Probe hin.

Inhalt

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

